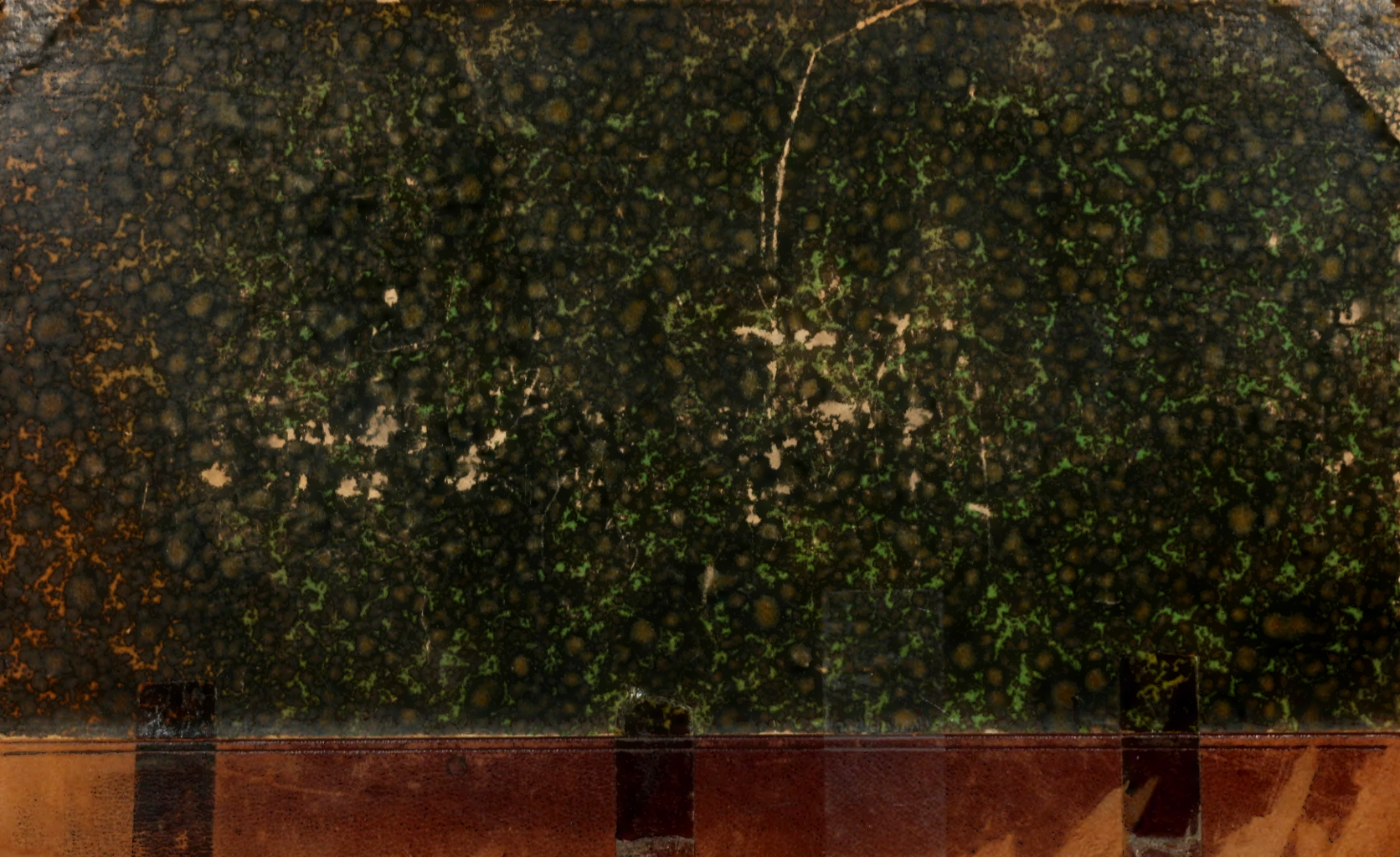

hilo Ger.

67855

Schriftsprache und Dialekte

im Deutschen

nach Zeugnissen alter und neuer Zeit.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache

von

Adolf Socin.

5774
5/19/84

Heilbronn
Verlag von Gebr. Henninger
1888.

4034
1876 f90
c.

Vorwort.

Ein einigermaßen abschließendes, die äußere und die innere Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache zusammenfassendes Buch wird wohl erst nach der Vollendung des großen Deutschen Wörterbuches geschrieben werden können; Alles, was bis zu diesem noch in ziemlicher Ferne liegenden Zeitpunkte sich thun läßt, ist mehr oder minder Vorarbeit, Sammlung von Material zu einzelnen Seiten oder Epochen der deutschen Sprachgeschichte. Einem solchen Zwecke dient das vorliegende Werk: es will die Zeugnisse vereinigen speciell über das Verhältniß von Schriftsprache und Dialekten in den verschiedenen Perioden der deutschen Sprache.

Dem Charakter einer urkundlichen Geschichte würde in erster Linie die einfache, von Anmerkungen begleitete Aneinanderreihung der Zeugnisse entsprechen, etwa so, wie es von Wilhelm Grimm in Hinsicht auf die deutsche Heldensage geschehen ist. Da aber für den altdeutschen Zeitraum aus den spärlichen directen Zeugnissen viel weniger sich ergibt als aus grammatischen Rückschlüssen und aus der Combination von Facten, die auf die vorwürfige Frage sonst nicht unmittelbar Bezug haben, zog der Verfasser eine zusammenhängende Darstellung vor, in welche die Zeugnisse verwoben, und in der zur Erläuterung gelegentlich auch Seiten der inneren Geschichte der deutschen Sprache berührt sind. Diejenigen Abschnitte, welche nicht sowohl die Verhältnisse von Schriftsprache und Dialekten unter sich als ihre Stellung nach außen beschlagen, also über die Berührungen des Deutschen mit dem Latein und den romanischen Sprachen, über die Sprachgrenzen, über den Antheil der Grammatik an der Ausbildung der Büchersprache, über die mundartliche Litteratur u. s. w. wird der Leser, der, weil die Ausbildung einer Schriftsprache und ihr Kampf mit den Dialekten das wichtigste Moment in der Geschichte des Deutschen bildet, eben doch eine Art Geschichte der deutschen Sprache erwartet, als ergänzende Beigaben nicht ungern in den Kauf nehmen. — Daß in den nachfolgenden Blättern dem alemannischen Dialekt ein bevorzugter Platz eingeräumt ist, wird man der Heimath des Verfassers zu Gute halten.

Wenn die Schilderung der sprachlichen Zustände des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, soweit sie die Schriftsprache betrifft, sich im Großen und Ganzen auf eine Sammlung der Aussprüche der Grammatiker beschränkt und insofern dem Plane eines Urkundenbuchs der deutschen Sprache am nächsten kommt, so ist

diese Anordnung getroffen worden im Hinblick auf das in nahe Aussicht gestellte Werk von Konrad Burdach über die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, welches die Grundlage für eine Darstellung der Sprache des jungen Göthe bilden und demgemäß vorzüglich die Litteratursprache des genannten Zeitraums behandeln wird.

Das Verzeichniß der benützten Quellen ergiebt sich aus den Anmerkungen. Von neueren Schriften über den gleichen Gegenstand sind vor Allem die Forschungen Müllenhoffs und Scherers, die Arbeiten Raumers über die Entstehung und Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache, diejenigen Ernst Wülckers über die Kanzleisprache, Pietschs „Luther und die hochdeutsche Schriftsprache", Müllers Quellenwerk über die Grammatiker des sechszehnten Jahrhunderts, Hildebrands Abhandlung über den Antheil Sachsens an der Ausbildung des Neuhochdeutschen, endlich Heinrich Rückerts „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" zu Rathe gezogen worden. — Ueber Rückert zwei Worte. Niemand wird für den Reiz seines gewandten und formenschönen Stils unempfindlich sein noch ihm den Vorzug absprechen, den Zusammenhang der sprachlichen Entwicklung mit den Cultur- und Litteraturströmungen der verschiedenen Zeitalter eindringlich hervorgehoben und nachgewiesen zu haben. Das Streben nach geistreicher Darstellung hat aber anderseits auch dazu geführt, daß mitunter den Thatsachen Gewalt angethan wurde, daß insbesondere das ganze Werk von einer eigenthümlichen teleologischen Anschauung durchzogen ist, als sei die Entwicklung der deutschen Sprache, wie sie sich uns jetzt darstellt, von Anfang an mit bewußter Absicht vorbereitet gewesen, sodaß sie unter keinen Umständen anders sich hätte gestalten können. So übertreibt Rückert, für die ältere Zeit wenigstens, den Gegensatz zwischen einer allgemeinen Schriftsprache und den Dialekten; so soll das Neuhochdeutsche, wie es durch Luther zur herrschenden Schriftsprache erhoben wurde, die naturgemäße und einzig richtige Folge des Mittelhochdeutschen sein, während doch der mitteldeutsche Charakter unserer Schriftsprache nicht sowohl durch die innere Vortrefflichkeit dieses Elementes herbeigeführt als durch die religiösen und politischen Verhältnisse bedingt worden ist.

Der Verfasser hatte sich der thatkräftigen Unterstützung der Herren Dr. Fr. Staub und Dr. Rudolf Schoch in Zürich zu erfreuen, welche ihm die Papiere des Schweizerischen Idiotikons, soweit sie die äußere Sprachgeschichte betrafen, in der zuvorkommendsten und uneigennützigsten Weise zur Verfügung stellten. So wird denn auch dieser Arbeit die Ehre zu Theil, zum Gefolge des schönen Nationalwerkes zu zählen. Weitere Beiträge haben die Herren Dr. R. Stettler in Bern und Prof. H. Boos in Basel beigesteuert, nicht zu vergessen der Bibliotheken zu Basel und Straßburg. Ihnen allen den besten Dank!

Basel, im August 1887.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Erster Theil: Der altdeutsche Zeitraum.

Einleitung.

Die Dialekte als Litteratursprache bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts.

Erstes Capitel: Die sprachlichen Verhältnisse der Germanen vor der Begründung des abendländischen Kaiserreiches. S. 3—23.

Früheste Nachrichten über die Sprache der Germanen 3. — Grammatische Rückschlüsse 5. — Die Bibelübersetzung des Ulphilas und die gothische Sprache 5. — Ansehen und Verbreitung der gothischen Sprache 7. — Untergang der germanischen Sprachen in den lateinischen Ländern und ihr Einfluß auf die Bildung der romanischen Sprachen 9. — Stellung des Gothischen innerhalb der germanischen Dialekte 10. — Letzte Ausläufer der germanischen Sprachen, insbesondere des Gothischen, im südlichen Europa 12.

Isidor über die Ausdehnung und die Verschiedenheit der Germanen 14. — Die westfränkische Sprache der Merowinger 15. — Ausbreitung der westfränkischen Orthographie 16.

Entstehung, Bedeutung und Umfang des Begriffes „deutsch" 17.

Gemeinsamkeit in Ueberlieferung und Sprachgebrauch während des germanischen Zeitraums 21.

Zweites Capitel: Die althochdeutschen Mundarten und ihre litterarische Verwerthung. S. 24—63.

Allgemeines: Gebiet und Eigenschaft der althochdeutschen Sprache 24. — Die streng-althochdeutschen Dialekte 25. — Die fränkischen Dialekte 26. — Die mitteldeutschen Dialekte 28. — Scheidung der Dialekte nach dem Wortschatz 29. — Verhältniß des Althochdeutschen zu fremden Sprachelementen 30. — Verhältniß des Althochdeutschen zum Gothischen 31.

Anfänge der deutschen Litteratur 32. — Schwierigkeit der schriftlichen Handhabung des Deutschen und Widerstand des Lateins gegen die Volkssprache 33.

Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache und auf den poetischen Stil 35.

Die Entwicklung der Sprache seit der Zeit Karls d. Gr.: Aufschwung der Litteratur im Frankenreiche 36. — Bemühungen Karls d. Gr. um die deutsche Sprache 37. — Zunahme des philologischen Verständnisses 38. — Hrabanus Maurus 38.

Walafrid Strabo über die deutsche Sprache 39.
Otfrid über die deutsche Sprache 41.
Franken und Deutsche 44. — Trennung der Sprachen 47. — Fortleben der deutschen Sprache im westfränkischen Reiche 47. — Geringschätzung des Deutschen seitens der lateinisch Gebildeten 49. — Sprachenhaß zwischen Deutschen und Romanen 50.
Das Deutsche als Geschäftssprache 51. — Die fränkische Hofsprache 51. — Vordringen und Geltung des Hochdeutschen auf mitteldeutschem und sächsischem Gebiete (Hildebrandslied) 53.
Notker 57.
Ausbreitung der deutschen Sprache nach Osten 58.
Volksthümlicher Charakter der Litteratur und Aufmerksamkeit der Laien auf die Muttersprache 59.
Die neufränkische oder mitteldeutsche Hofsprache 60.
Abschluß der althochdeutschen Periode 61.
Rückblick 61.

Erstes Buch.

Schriftsprache und Dialekte vom Ende des zwölften Jahrhunderts bis zum Schlusse des Mittelalters.

Erstes Capitel: Die höfische Gesellschaft der Hohenstaufenzeit und ihr Antheil an der deutschen Dichtung. S. 64—80.

Entstehung und Aufkommen des Ritterstandes 64. — Die ritterliche Kunstdichtung 65. — Werthschätzung der nationalen Sprache 67. — Deutsche Bücher 68. — Fremder Einfluß in der ritterlichen Dichtung 69. — Erlernung und Nachahmung der französischen Sprache durch Deutsche 70. — Abneigung der ritterlichen Dichtung gegen volksthümliche und ungewöhnliche Ausdrücke 71. — Der Niederrhein als Vermittler ritterlicher Dichtung, höfischen Wesens und höfischer Sprache 73.
Die Hochdeutschen als Vertreter der Nation 75. — Vorgewicht und höfisches Wesen der rheinischen und schwäbischen Ritterschaft 76.

Zweites Capitel: Die mittelhochdeutsche Schriftsprache. S. 80—113.

Die germanistische Wissenschaft und die Frage der mittelhochdeutschen Schriftsprache: Lachmanns Theorie von der mittelhochdeutschen Dichtersprache 81. — Jacob Grimm über die Entstehung und den Sitz der mittelhochdeutschen Spracheinheit 83. — W. Wackernagels Ansicht über die Grundlage der mittelhochdeutschen Sprache 86. — Rudolf von Raumer über den Zusammenhang der Dichtersprache mit der höfischen 86. — Müllenhoff über die Bildung der mittelhochdeutschen Hof- und Dichtersprache 87. — Pfeiffer über den mittelhochdeutschen Sprachtypus 90. — H. Paul gegen die Einheitlichkeit der mittelhochdeutschen Litteratursprache 93. — Neuere Forschungen 94.
Kritik der vorgetragenen Ansichten: Abhängigkeit der Frage einer einheitlichen mittelhochdeutschen Schriftsprache von der Richtigkeit der textkritischen Grundsätze Lachmanns 95. — Prüfung des Criteriums der Reinheit der Reime 95. — Widerlegung der Ansicht von der Abgeschlossenheit Aleman-

niens und der Einflußlosigkeit des Hohenstaufischen Hofes auf die Entwicklung der mittelhochdeutschen Dichtung und Sprache 96. — Bedeutung der dialektischen Merkmale bei Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide 99. — Stellung der volksthümlichen Dichter zur Kunstsprache 100.

Ergebnisse der Sprachforschung über das Verhältniß von Schriftsprache und Dialekten im XII. und XIII. Jahrhundert: Herrschaft der hochdeutschen Dichtersprache auf niedersächsischem Gebiete 102. — Die Niederlande und die hochdeutsche Sprache 104. — Der mitteldeutsche Litteraturdialekt neben der mittelhochdeutschen Schriftsprache 105.

Zeitgenössische Zeugnisse über die deutsche Sprache: Albrecht von Halberstadt über das Verhältniß des Niederdeutschen zum Hochdeutschen 106. — Ebernand von Erfurt über das Verhältniß des mitteldeutschen Dialekts zur oberdeutschen Dichtersprache 107. — Nicolaus von Jeroschin über seine Mundart 108. — Raumeland über den maßgebenden Dialekt 108. — Heinrich der Teichner über das Schwäbische als Landsprache 109. — Berthold von Regensburg und die mittelalterliche Gemeinsprache 110. — Berthold über den Gegensatz von Ober- und Niederdeutschen 111. — Begriffswandelungen bei Berthold als Anzeichen der Auflösung der höfischen Kunstsprache 111.

Rückblick 112.

Drittes Capitel: Das Wiederaufleben der Schriftdialekte im vierzehnten Jahrhundert. S. 114—146.

Verfall des Ritterthums und der ritterlichen Dichtkunst nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts 114. — Meistergesang, geistliche Poesie und Prosa; demokratische Richtung des öffentlichen Lebens und der Litteratur zu Ausgang des Mittelalters 115. — Einfluß des Charakters der Zeit und der Litteratur auf die Sprache 116.

Hugos von Trimberg Charakteristik der deutschen Mundarten 116. — Konrads von Megenberg Aeußerungen über Dialekte 120. — Verschiedenheiten im Wortschatz der Dialekte 121. — Unterschied des geschriebenen Dialektes vom gesprochenen 122. — Spuren der Volkssprache im Mittelalter 125.

Uebergang von der mittelhochdeutschen Kunstsprache zu den Dialekten, Zeugnisse 129. — Der alemannische Dialekt 130. — Der bairische Dialekt 133. — Vocalverschiebung im Bairisch-Oesterreichischen 135. — Die mitteldeutschen Dialekte 138. — Altes Zeugniß von dem Vorhandensein einer mitteldeutschen Sprache 141. — Ausbreitung des Mitteldeutschen 142. — Vorgewicht des meißnischen oder obersächsischen Dialektes 143. — Der niederdeutsche Dialekt 143.

Beginn der neuhochdeutschen Periode 145.

Viertes Capitel: Die kaiserliche Kanzleisprache, ihre Ausbildung und ihre Verbreitung. S. 146—168.

Das Deutsche als Urkunden- und Staatssprache 146. — Sieg des Deutschen über die lateinische Kanzleisprache 149. — Die Kanzleisprache Ludwigs des Baiers 149.

Die Sprache der Prager Kanzlei Karls IV. 151. — Verhältniß der Prager Kanzleisprache zum deutschen Schriftdialekte Böhmens und zur Nürnberger Kanzlei 154.

Einfluß der böhmischen Kanzleisprache auf die Umgestaltung des Dialekts der nordöstlichen Länder 159. — Die mitteldeutsche Kanzleisprache und ihre Umbildung durch die kaiserliche 160. — Geltung der neuen kursächsischen Kanzleisprache 162.

Aufschwung der Kanzleisprache unter Maximilian 163. — Luther über den Ausgleich der kaiserlichen und der kursächsischen Kanzleisprache 164. — Maximilians Bemühungen um die Förderung und Regelung der Reichssprache 165. — Alte Zeugnisse über die Kanzleisprache 166.

Verbreitung der Kanzleisprache auf niederdeutschem Gebiete 166. — Verbreitung der Kanzleisprache nach dem westlichen Mitteldeutschland und nach Schwaben 167.

Fünftes Capitel: Die Erhebung der Kanzleisprache zur gemeindeutschen Litteratursprache und ihr Kampf mit den Dialekten. S. 169—196.

Die Kanzleisprache als Litteratursprache: Erstes Zeugniß über die Verwendung der Kanzleisprache als litterarische Gemeinsprache 169. — Förderung der Gemeinsprache durch den Buchdruck 170. — Das „rechte gemeine Deutsch" 171. — Die „meißnische Sprache" in der Litteratur 172. — Die Gemeinsprache bei den westdeutschen Buchdruckern 172.

Der niederdeutsche Dialekt und die Gemeinsprache: Aufkommen der Benennungen „hochdeutsch" und „niederdeutsch" 173. — Der „Schriftspiegel" von 1527 über die Schriftdialekte im Deutschen 174. — Lob der niederdeutschen Sprache 175. — Ständeunterschied in der Sprache auf niedersächsischem Gebiete 176.

Die Gemeinsprache in Schwaben: Anschluß der Augsburger Mundart an die Reichssprache 177. — Nicolaus von Wyle über den Gegensatz des schwäbischen Dialektes zur neuen Kanzleisprache 178. — Das Schwäbische als Theil und Muster der Gemeinsprache 179. — Tadel der alemannischen Eigenthümlichkeiten des Schwäbischen 181.

Der elsässisch-schweizerische Dialekt und die Gemeinsprache: Der Oberrhein als Herd der Litteratur und als Sitz der alemannischen Schriftsprache 181. — Alemannischer Dialekt und Gemeinsprache im Buchdruck Straßburgs 182. — Wimpheling über die alemannische Volkssprache 183. — Stellung der Basler Drucker zu den sprachlichen Richtungen 183. — Festhalten an der altschweizerischen Amtssprache abhängig von politischen Motiven 185. — Stellung der alemannischen Litteratoren zur Sprachenfrage: Sebastian Brant 186. — Geiler von Kaisersberg 188. — Geilers Gegenüberstellung der alemannischen Schriftsprache und Volksmundart 188. — Entstellung der Sprache des Autors durch den Buchdrucker 189. — Thomas Murner und Pamphilus Gengenbach 189.

Der Humanismus und die deutsche Sprache: Wiederaufleben des Lateins 190. — Einfluß der Classicität auf Wortschatz und Stil im Deutschen 191. — Grammatische Erkenntniß des Deutschen am Lateinischen 192. — Uebersetzerthätigkeit der Humanisten 192.

Abschluß des altdeutschen Zeitraums 193. — Bedingungen für die Einigung der deutschen Schriftsprache 195.

Zweiter Theil: Der neuhochdeutsche Zeitraum von Luther bis auf Jacob Grimm.

Erstes Buch.

Das sechszehnte Jahrhundert.

Erstes Capitel: Die Einwirkung Luthers auf die Gestaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache. S. 199—211.

Urtheile über Luthers sprachliche Wirksamkeit 199. — Charakteristik Luthers als sprachlichen Reformators 201. — Luther über seine Uebersetzerthätigkeit 202. — Luthers Verhältniß zur obersächsischen Kanzleisprache 203. — Verhältniß zum thüringischen Volksdialekt 206. — Aussprüche Luthers über die deutsche Sprache und ihre Dialekte 207. — Sprachliche Einwirkung von Luthers Originalschriften 208.

Vermehrung der Druckerthätigkeit und des Studiums der Muttersprache 209.

Zweites Capitel: Die süddeutsche Reichssprache im sechszehnten Jahrhundert. S. 211—220.

Das Deutsche als Sprache des öffentlichen Lebens 211. — Die Reichssprache in der Litteratur; ihre grammatische Beschaffenheit 212. — Gegensatz der Reichssprache zur Lutherſprache; Zeugnisse 215. — Zurückweichen der Reichssprache 216.

Drittes Capitel: Die Litteraturdialekte und ihr Kampf mit der Gemeinsprache S. 220—251.

Rückgang der niedersächsischen Schriftsprache 221. — Die niederdeutschen Bibelübersetzungen 221. — Die Reformatoren und das Niederdeutsche 222. — Sieg der Lutherſprache in Niederdeutschland; Zeugnisse 222.

Die alemannische Litteratursprache: Zwingli als Vertreter der Schweizersprache 226. — Die Zürcher Bibelübersetzung 226. — Der Sprachschatz der Zürcher Bibelübersetzung 230. — Eigenthümlichkeiten der zürcherischen Schriftsprache 231. — Die deutsche Litteratur Zürichs im sechszehnten Jahrhundert 232. — Die schweizerische Schriftsprache in Bern 235. — Basels litterarische Thätigkeit und Stellung zur sprachlichen Bewegung 236. — Das Basler Idiotikon von 1523 238. — Die kirchliche Litteratur Basels im XVI. Jahrhundert 246. — Die Amts- und Litteratursprache Basels 248. — Widerstand gegen das Hochdeutsche 249. — Gemeinsprache und Volksmundart im Elsaß 250.

Viertes Capitel: Die Grammatiker des sechszehnten Jahrhunderts und ihre Stellung zu den sprachlichen Richtungen. S. 251—300.

Anfänge und Entwicklung der deutschen Grammatik 251. — Die Grammatiker der Lutherſprache: Fabian Frangk 253. — Zeugniß über die sprachliche Verschiedenheit 258. — Paul Rebhun 258. — Johannes Clajus 259. — Einfluß des Clajus auf das katholische Deutschland 261. — Die Grammatiker der Reichssprache: Valentin Ickelsamer 264. — Johann Elias Meichsners Zeugniß über die Sprachverschiedenheit des XVI. Jh. 267. — Wolfgang Lazius über die Mundarten des XVI. Jh. 267. — Laurentius Albertus 271. — Albert Oelinger 277. — Hieronymus Wolf 281. — Die alemannischen Grammatiker:

Johann Kolroß 284. — Aegidius Tschudi über die Entwicklung der deutschen Sprache 289. — Konrad Gesner 290. — Josua Maaler 293. — Sebastian Heiber 294.

Uebersicht der sprachlichen Zustände des XVI. Jh. 297.

Fünftes Capitel: Aeußere Verhältnisse des Deutschen im sechszehnten Jahrhundert. S. 301—307.

Ausdehnung des Deutschen im XVI. Jh. 301. — Anfänge des Fremdwörterwesens 303. — Ickelsamer über die Fremdwörter 305. — Weitere Zeugnisse über die Fremdwörter 305. — Stellung der Gelehrten zur deutschen Sprache 306. — Fremdwörterbücher 306. — Lateinische Lettern 307.

Zweites Buch.

Das siebenzehnte Jahrhundert.

Erstes Capitel: Der Untergang der Litteraturdialekte. S. 308—329.

Letzte Ausläufer der niederdeutschen Schriftsprache 308. — Micraelius über die Vernachlässigung der niederdeutschen Sprache 309. — Der niedersächsische Dichter Lauremberg 310. — Uebergang vom Niedersächsischen zum Plattdeutschen 311.

Sprachverhältnisse der Schweiz im XVII. Jh.: Der Basler Grammatiker Sattler 312. — Die Zürcher Bibelübersetzung im XVII. Jh. 318. — Gänzlicher Uebergang zum Hochdeutschen 319. — Berns Stellung zur Sprachenfrage 320. — Verarmung des alemannischen Dialektes 321. — Verwerthung der Mundart zu komischen Zwecken 322.

Die süddeutsche Gemeinsprache im XVII. Jh.: Georg Philipp Harsdörffer 323. — Abraham a Sancta Clara 324. — Die katholische Bibelübersetzung 324. — Zeugniß des Scioppius über die Mundarten und die Gemeinsprache des XVII. Jh. 325. — Grimmelshausen über die deutschen Mundarten 328.

Beginn der mundartlichen Forschung 328.

Zweites Capitel: Der grammatische Ausbau der Schriftsprache im siebenzehnten Jahrhundert. S. 329—350.

Zeugnisse über die Schriftsprache zu Beginn des XVII. Jh. 329. — Martin Opitz und sein Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache 330. — Die Sprachgesellschaften des XVII. Jh. 332. — Aussprüche über die Norm der deutschen Schriftsprache 332. — Der Grammatiker Schottel 335. — Leibnitzens Theorien über die Norm und Fortbildung der deutschen Sprache 342. — Kaspar Stieler 344. — Daniel Georg Morhof 345.

Uebersicht der Sprachtheorien und Sprachverhältnisse des XVII. Jh. 346.

Drittes Capitel: Das Deutsche im Kampfe gegen die Fremdwörter und als Schulsprache. S. 350—359.

Klagen über das Fremdwörterunwesen 350. — Widerstand gegen puristische Uebertreibungen 352. — Der deutschsprachliche Unterricht im XVII. Jh.: Ratichius 356. — Die Schulordnungen des XVII. Jh. 356. — Verhältniß der Universitäten zur deutschen Sprache 357. — Thomasius 358.

Drittes Buch.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Erstes Capitel: Die Schriftsprache zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. S. 360—369.

Die Grammatiker Bödiker und Frisch 360. — Das Lutherwörterbuch des Diederich von Stade 363. — Christian Weise 364. — Megalissus 365. — Klagen über die Fremdwörter und die Vernachlässigung des deutschen Schulunterrichts 366. — Förderung des Deutschen durch die Pietisten 366. — Fortschritt des Deutschen an den Universitäten 367. — Christian Wolf 367.

Zweites Capitel: Der Streit über die Norm der Schriftsprache. S. 369—402.

Pflege der hochdeutschen Schriftsprache durch die Niederdeutschen 370. — Sprachrichteramt der Obersachsen 370. — Gottsched und seine Schule 371. — Gottsched über den Sprachkanon 373. — Würdigung Gottscheds 376.

Die Schweizer Bodmer und Breitinger 376. — Bodmer über die Norm der Schriftsprache 377. — Der „Mahler der Sitten" 380. — Bodmers Grammatik 385. — Die Schriftsprache in Zürich im XVIII. Jh. 387. — Sprachliche Umgestaltung der Zürcherbibel 389. — Verbreitung der deutschen Sprache in Bern 390. — Albrecht von Haller 391. — Die hochdeutsche Schriftsprache in Basel 394.

Die norddeutschen Kritiker 398. — Die „Bremer Beiträge" 399. — Lessing über die Ausbildung der Schriftsprache 399. — Zeugniß über die sprachliche Autorität Obersachsens 401.

Drittes Capitel: Das Zeitalter der Classiker. S. 402—428.

Zeugnisse über die sprachliche Autorität Obersachsens 402. — Der Grammatiker Adelung 403. — Stellung der Gelehrten zu Adelungs Theorien 413.

Die Blüthezeit der deutschen Litteratur und ihr Einfluß auf die Sprache 416. — Klopstock 417. — Herder über die deutsche Sprache 418. — Wieland gegen Adelung 420. — Schillers und Göthes Stellung zur obersächsischen Richtung 426. — Jean Paul 427. — Rückblick 428.

Viertes Capitel: Die letzten Ausläufer der süddeutschen Reichssprache. S. 429—439.

Elsässisches Zeugniß von 1720 429. — Die Katholiken und die neue Schriftsprache 430. — Zeugniß über die Hofsprache 430. — Der Grammatiker Antesperg 431. — Grammatischer Abriß der Reichssprache des XVIII. Jh. 432. — Die obersächsische Schriftsprache in Oesterreich 436. — Widerstand Schwabens gegen die obersächsische Schriftsprache 437. — Letzter Widerstand in Baiern 437. — Schlußbemerkung 438.

Fünftes Capitel: Die Mundarten im achtzehnten Jahrhundert. S. 439—456.

Entwicklung der mundartlichen Forschung 439. — Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch 441. — Aufschwung des mundartlichen Studiums 441. — Die schweizerischen Mundarten 443.

Litterarische Verwendung der Mundarten: Voß 444. — Zeugnisse über die niederdeutsche Volkssprache 445. — Hebel 446. — Hebels Stellung zur heimathlichen Sprache 448. — Hochdeutsches Sprachgut bei Hebel 450. — Der Straßburger Dialektdichter Arnold 455.

Dritter Theil (Anhang): Schriftsprache und Dialekte im neunzehnten Jahrhundert.

Erstes Capitel: Jacob Grimm. S. 459—472.

Allgemeine Würdigung Jacob Grimms 459. — Jacob Grimm über den Entwicklungsgang der deutschen Sprache 460. — Grimms Stellung zur Sprachlehre 462. — Stellung zu den puristischen Bestrebungen 464. — Verhältniß des Stils und der sprachtheoretischen Anschauungen bei Jacob Grimm 465. — Grimm über die Mundarten und ihr Verhältniß zur Schriftsprache 466.

Zweites Capitel: Grammatische Theorien über Schriftsprache und Mundart. S. 472—501.

Wilhelm von Humboldt 472. — Karl Ludwig Heyse 472. — Karl Ferdinand Becker 475. — Becker über das Verhältniß von Denken und Sprechen 475. — Becker über die Aufgabe der Grammatik 476. — Becker über Schriftsprache und Mundart 477. — Theodor Becker 479.

Rudolf von Raumer 480. — Raumer über den Schulunterricht im Deutschen 481. — Raumer über den Einfluß der schriftlichen Fixierung auf die Sprache 483. — Wilhelm Wackernagel 487. — Wackernagel über die Berechtigung des Provincialismus 488. — Schleicher 489. — Heinrich Rückert 490. — Rückert über die Dialektlitteratur und ihren Einfluß auf die Schriftsprache 491. — Scherer über das Verhältniß von Sprache und Nationalität 493. — Die Junggrammatiker 494. — Paul über das Analogieprincip in der sprachlichen Formenbildung 495. — Paul über die mundartlichen Verschiedenheiten 496. — Paul über die Norm der Aussprache und über die Fortbildung der Schriftsprache 497.

Jänicke über die Bereicherung der Schriftsprache aus dem niederdeutschen Dialekt 499. — Einfluß der Schriftsprache auf die Volkssprache 500.

Drittes Capitel: Die Mundarten im neunzehnten Jahrhundert. S. 501—532.

Dialektforschung: Schmeller, Weinhold, Frommann, Raumer, Winteler, Schweizerisches Idiotikon 502/503. — Verein für niederdeutsche Sprachforschung 503.

Kampf zwischen Schriftsprache und Dialekt und mundartliche Litteratur: Schweiz 504. — Mörikofer über die schweizerische Mundart und ihre Litteratur 504. — K. R. Hagenbach über den Einfluß der Bildung auf die Mundart 507. — Winteler über die Stellung der Schule zur Mundart 509. — Elsaß 510. — Kampf des Deutschen mit dem Französischen 511. — Die elsässische Dichterschule 513. — Ungünstige Stellung der Mundart 518. — Süddeutschland 519. — Mitteldeutschland 520. — Niederdeutsches Gebiet 520. — Wienbarg 521. — Wienbarg über die plattdeutsche Dialektpoesie 523. — Lübben 524. — Gödeke 525. — Klaus Groth 526. — Neuere Zeugnisse über die Fortschritte des Hochdeutschen auf niederdeutschem Boden 528. — Aussterben des Friesischen 531.

Nachträge S. 533—536.

Erſter Theil.

Der altdeutſche Zeitraum.

Einleitung.

Die Dialekte als Litteratursprache bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts.

Erstes Capitel.

Die sprachlichen Verhältnisse der Germanen vor der Begründung des abendländischen Kaiserreiches.

Keiner der Schriftsteller des Alterthums, die über das Auftreten der Germanen in der Geschichte uns berichten, hat über deren Sprache eine Notiz hinterlassen. — Cäsar schildert in kurzen Zügen die religiösen und sittlichen Anschauungen, die Einrichtungen, die Lebensweise und die Heimath dieses Völkerstammes, den sprachlichen Gegensatz zwischen Galliern und Germanen berührt er kaum [1]). Er, und neben ihm Sallust, bietet überhaupt die ältesten Belege für das Vorkommen des Germanennamens [2]). Auch Cäsars jüngerem Zeitgenossen, dem Geographen Strabo, liegt eine Hinweisung auf diese Seite der Volkskunde ferne, so häufig er sonst seiner Darstellung Angaben über die Eigenthümlichkeiten und die Geschichte einzelner Stämme einflicht. Selbst Tacitus erzählt uns nur von uralten Liedern mythischen und sagen-

[1]) De bell. Gall. I, 47 wird als Grund der Abordnung eines C. Valerius Procillus an Ariovist dessen Kenntniß der gallischen Sprache angegeben, »qua multa iam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur«.

[2]) Vgl. Tacitus, Germ. cap. II: »Germaniae vocabulum recens et nuper additum«. — Das Auftreten der Germanen wird zu früheſt für den Sclavenkrieg, 73—71 v. Chr., ausdrücklich bezeugt. Die Cimbern nennen Cicero, Sallust, Diodor eher Gallier als Germanen. Die Germani, die Livius zum Jahr 391 v. Chr., das auf Befehl des Augustus aufgestellte capitolinische Triumphalverzeichniß z. J. 222, endlich Cicero pro Balbo 14, 35. i. J. 56 erwähnt, sind in Wirklichkeit die gallischen Cenomani. Vgl. Pfeiffers Germania I, 156 ff.

haften Inhalts, als der einzigen Form und Quelle geschichtlicher Ueberlieferung bei den Germanen. Möglich, daß eben dieser Umstand, das Fehlen einer Litteratur, überhaupt das gänzliche Unbekanntsein der Germanen mit der Verwendung der Sprache zu schriftlichen Aufzeichnungen, vielleicht auch Mangel an genauen und zuverlässigen Berichten den gewissenhaften Historiker veranlaßt hat, von einer Aeußerung über diesen Gegenstand abzusehen; bei den Andern stand über diesen Erwägungen wohl noch die bekannte Geringschätzung der alten Culturvölker gegen die Barbaren[1]), deren rauhes, unberühmtes Idiom sie bei ihren Lesern als sattsam verachtet, daher auch ihrerseits keiner weiteren Erläuterung bedürftig und keiner Theilnahme würdig voraussetzten. So bekümmert sich Pomponius Mela[2]) nur in so weit um die harten germanischen Laute, als ein römischer Mund dieselben kaum aussprechen könne. Sueton im Caligula meldet, dieser Kaiser habe zum Gepränge seiner Triumphe gefangene Gallier gezwungen »non tantum rutilare et submittere comam, sed et sermonem Germanicum addiscere et nomina barbarica ferre« — also hier wenigstens eine deutliche Unterscheidung zwischen Galliern und Germanen in Beziehung auf die Sprache. — Der Rhetor Nazarius spricht in seinem im Jahre 321 gehaltenen Panegyricus auf Constantin von dem kriegerischen Klange germanischer Völkernamen, die an sich schon durch ihre Rohheit und Fremdartigkeit Grauen einflößen; Kaiser Julian vergleicht den Gesang der überrheinischen Barbaren, der Alemannen also, mit dem Krächzen wilder Vögel; Ammian sagt von den Gothen, daß sie die vor der Schlacht üblichen Hymnen auf die Vorfahren »clamoribus stridebant inconditis«; und noch aus jenem in der Anthologia Latina uns überlieferten gothischen Epigramm des sechsten Jahrhunderts blickt der Spott über die ungeschlachte fremde Sprache ziemlich unverhohlen hervor[3]).

So sind wir denn für die Kenntniß der germanischen Sprache der ältesten Zeit lediglich auf grammatische Rückschlüsse aus den von

---

[1]) »Latini, qui caeteros prae se barbaros jactant .... sua tantum mirabantur«. Bonav. Vulcanius, de literis et lingua Getarum, 1597.

[2]) III, 3. — Vgl. übrigens die Stellen in Wackernagels Gesch. d. deutschen Litteratur, [2]§§ 2 u. 3.

[3]) Unter den mehrfachen Herstellungen des verderbten Textes (Maßmann, Jacob Grimm, Dietrich) scheint die correctere und natürlichere:

Inter »heils!« gothicum, »scapi ja matja' ja drincan!« —
Non audet quisquam dignos educere versus.
Calliope madido trepidat se iungere Baccho,
Ne pedibus non stet ebria Musa suis.

Ueber die nähere Erklärung vgl. Dietrich, Ausspr. d. Gothischen.

den classischen Schriftstellern uns überlieferten Wörtern, d. h. Eigennamen angewiesen. Die Betrachtung ergibt, daß die Sprache bereits in lebendiger Entwicklung begriffen war; die Ansätze späterer Lautwandlungen, so die von dem eigenthümlichen germanischen Betonungsgesetze herrührende Zersetzung von Vocalen in Nebensylben, sind schon damals vorhanden, und es scheint im Gegensatz zweier Dialektgruppen bemerkbar, der vielleicht mit der durch die ganze Germania des Tacitus sich hindurchziehenden Gegenüberstellung suebischer und nicht-suebischer Völker im Zusammenhange steht[1]). Müllenhoff hat längst bemerkt, daß altgermanisches ē, welches in Eigennamen des ersten Jahrhunderts: Ingviomērus, Segimērus, Chariomērus, Catumērus, Suēvus noch uneingeschränkt herrscht, bereits im zweiten Jahrhundert bei einigen Stämmen in ā überzugehen beginnt; im vierten Jahrhundert finden wir bei den Alemannen die Namensformen Chnodomarius, Vadomarius, Fraomarius, aber bei den Franken noch Mērogaisus, Teutomēres, Marcomēres, Richimēres, Theodemēres[2]). Jacob Grimm schließt aus der von den Römern für den Nom. Sing. schwacher Masc. überlieferten Endung -io, daß die Völker, denen die Träger jener Namen angehörten, schon damals -o gesetzt, wo die gothischen -a: Brinno, Sido, Vangio; Fem. Veleda, Tanfana. Die Einwendung, daß der Geist der lateinischen Sprache selbst auf -o für das Masc. und -a für das Fem. führen mußte, könne nicht bestehen gegenüber der Beobachtung von der Zuverlässigkeit der römischen Transscription, namentlich bei Tacitus. „Bloß die Endungen sind latinisiert, aber in wohlverstandener Rücksicht auf die Analogie zwischen beiden Sprachen.“ Es sei anzunehmen, daß die Römer zumeist die Mundart derjenigen Deutschen verstanden und sich danach gerichtet haben, mit welchen sie in häufiger Berührung standen, also der um den Rhein wohnenden Stämme[3]).

Erst durch die gothische Bibelübersetzung des Ulphilas, um die Mitte des vierten Jahrhunderts, gewinnen wir positive Kenntniß von der germanischen Sprache nach ihrem ältesten uns erhaltenen Stande, und sie tritt uns hier entgegen in einer Klangfülle, die der

---

[1]) Vgl. Wackernagel, Litt. Gesch. § 2. Auf die mythisch-hierarchische Stammeintheilung in Ingaevonen, Herminonen und Istaevonen sprachliche Unterscheidungen zu basieren, erscheint dagegen mißlich. Zu den Herminonen gehören z. B. neben den oberdeutschen Stämmen die Thüringer, während die Franken, die doch später mit den Oberdeutschen näher verwandt sind als die Thüringer, Istaevonen sind. Vgl. übrigens Zimmer, Ostgermanisch und Westgermanisch, in Haupts Zeitschr. f. deutsch. Alterth. Bd. 19.

[2]) In Haupts Zeitschr. f. deutsches Alterth. VII, 528.

[3]) Gr. I², XXXIX, XLIV. — Vgl. unten S. 16, Anm. 3.

Rede einen feierlichen, nachdrücklichen Ton verleiht, wieder gemildert durch eine ihren classischen Schwestern ebenbürtige edle Formenschönheit und Reinheit[1]). Ein weiterer Vorzug, seither ein unveräußerliches Erbtheil der deutschen Sprache, ihr vielgerühmtes Anpassungsvermögen an den fremden, abstracten Inhalt, konnte freilich nicht anders als durch eine peinliche Treue gegen das Original erkauft werden. Die Mitbenützung einer lateinischen Uebersetzung, des Codex Brixianus, hat deutlich eine lateinische Färbung der Version veranlaßt. — Ob wir Ulphilas als den alleinigen Uebersetzer anzusehen haben, oder ob theilweise die Uebertragung bloß unter seiner Leitung oder erst nach seinem Tode durch gelehrte Geistliche des gothischen Volkes ausgeführt wurde; ob wir ferner Ursache haben, das Zeugniß der griechischen Kirchenhistoriker nur in beschränktem Maße gelten zu lassen, wonach Ulphilas der Erfinder des eigenthümlichen gothischen Alphabetes ist, d. h. genauer, daß er aus den bisher nur zum Zwecke der Weissagung und des Looses gebräuchlichen heimischen Runen, den griechischen und wohl auch den lateinischen Buchstabenzeichen ein zu geläufiger Anwendung auf dem Papier und Pergament dienliches Alphabet geschaffen, mithin zuerst die eigene Sprache zu litterarischen Aufzeichnungen verwendet habe — diese Fragen kommen hier nicht in Betracht[2]). Genug, daß mit Ulphilas das Germanische in den Kreis der Culturſprachen tritt. Das fühlen wir schon heraus aus der Nachricht seines Apologeten Auxentius, wie er Bischof in der untern Donaugegend, daß Ulphilas: »ipsis tribus linguis (Griechisch, Lateinisch, Gothisch) plures tractatus et multas interpretationes post se dereliquid«. Zu den wichtigsten Zeugnissen für die jetzt aufblühende litterarische Thätigkeit in gothischer Sprache gehört sodann um 390 der Brief des heiligen Hieronymus an zwei gothische Geistliche, Sunja und Fretela, denen er Auskunft über Psalmenstellen im hebräischen Grundtext ertheilt, wo zwischen der lateinischen und griechischen Uebersetzung Zwiespalt besteht. Seinem freudigen Erstaunen über diese Bestrebungen gibt er Ausdruck mit den Worten: »Quis hoc crederet, ut barbarica Getarum lingua Hebraicam quaereret veritatem, et dormitantibus, imo contendentibus Graecis Germania Spiritus sancti eloquia scrutaretur?«[3]) —

---

[1]) »Lingua gothica adeo culta et concinna est, ut elegantia nulli, ne graecae quidem et latinae, quidquam concedat«. Ihre, Gloss. Suigoth. I, 29.

[2]) Vgl. hierüber Apelt, Germania XIX, 280 ff.; Ohrloff in Zachers Zeitschr. f. deutsche Phil. VII, 276, 277, 290. Ebd. 104, 110, 111.

[3]) Die Stelle ist schon ausgehoben in Konrad Gesners Mithridates, Zürich 1555.

und stellt für den Uebersetzer die Regel auf »ut idioma alterius linguae suae linguae exprimat proprietate«, also Vermeidung sclavischer Wörtlichkeit. Eine genügende Erklärung für diese so äußerst sorgfältige Behandlung des Psalmentextes durch die beiden Gothen wie für ihr anspruchsvolles und zeitraubendes Gesuch an den berühmten Vulgataübersetzer, die höchste sprachliche Autorität seiner Zeit, und andererseits für die gewissenhafte Erfüllung des Gesuches durch den letztern kann man nur finden in der Annahme, daß jene die Absicht hatten, den Psalter in die gothische Sprache zu übertragen, und daß dieser Zweck bedeutend genug schien, um so große Anstrengungen zu verdienen[1]). — Noch sei hingewiesen auf die Skeireins, jenen gothischen Evangeliencommentar des fünften Jahrhunderts, auf die Kalenderfragmente mit dem germanischen Namen des Volkes: Gut-thiuda; endlich auf den Kunstausdruck vulthres für adnotatio, praestantia d. h. richtige Lesart, in einer dem erwähnten Codex Brixianus einverleibten Vorrede zur gothischen Bibelübersetzung. Graeca lingua, Latina vel Gotica designata („die sogenannte gothische") werden hier mit Bezug auf die Bibelübersetzung gleichgestellt. Das Schriftstück beweist, daß sich bei den Gothen gleichsam verschiedene Schulen der Textkritik und Textesüberlieferung gebildet hatten[2]). — Die achtunggebietende Stellung und die Führerschaft unter den germanischen Stämmen, welche das Gothenvolk im Laufe des fünften Jahrhunderts und namentlich unter Theodorich d. Gr. sich errang, mußten gleichfalls das Ansehen und die Blüthe seiner Sprache befördern. Sämmtliche gothische Bibelhandschriften sind in Italien geschrieben, der berühmte Codex argenteus um 500. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß auch nach Bildung und Gesittung die Gothen die Vorzüglichsten der Germanen waren[3]). Ihre Heldenlieder sind uns durch Jornandes reichlich bezeugt, sie hatten zu frühest geschriebene Gesetze, deren Aufzeichnung freilich jedenfalls erst über die Periode hinausfällt, an deren Ende Ulphilas steht; ihnen spendet Cassiodor das Lob einer civilitas custodita[4]). In Constantinopel wurde zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts in einer von Chrysostomus errichteten Lehr-

[1]) Vgl. Ohrloff in Zachers Zeitschr. VII, 278, 280.

[2]) S. Moritz Haupt, Opuscula II, 408; Bernhardt in Zachers Zeitschr. II, 294 ff.

[3]) Vgl. Wackernagel, Litt. Gesch. § 6.

[4]) Der gleiche Schriftsteller feiert um das Jahr 526 von Theodorichs Tochter Amalasvintha außer ihrer Beredsamkeit in attischer und ihrem prächtigen Ausdruck in römischer Rede ihre Fülle ubertas in der Sprache ihres Volkes. Maßmann in Haupts Zeitschr. f. deutsches Alterth. I, 385.

anstalt für Gothen gothisch gelehrt und gepredigt[1]); der Gesandtschaftsbericht des Byzantiners Priscus erwähnt, daß an Attilas Hofe die gothische Sprache gleich der hunnischen galt[2]); und die Notiz des Jornandes, daß die Sarmaten von den Germanen, die Gothen von den Hunnen Wörter entlehnen, scheint dieses Verhältniß zu bestätigen[3]). Ein merkwürdiges Citat über die Vorliebe der Hunnen für das Gothische wird uns noch in einer Schrift des vorigen Jahrhunderts geboten[4]) aus dem Munde des Papstes Leo X., nach Petrus Alcyonius in Medice Legato posteriore, fol. III verso: »In bibliotheca nostra asservatur Liber incerti Autoris graece scriptus de rebus a Gotis in Italia gestis; in eo memini me legere, Attilam regem post partam victoriam tam studiosum fuisse Goticae linguae propagandae, ut edicto sanxerit, ne quis Lingua Latina loqueretur, Magistrosque insuper e sua provincia accivisse, qui Italos Goticam linguam edocerent«. — Römer lernten damals germanische Sprache, so spricht und dichtet Syagrius um 470 unter Burgunden burgundisch[5]), so war der Patricier Cyprian dreier Sprachen, d. h. des Lateinischen, Griechischen und Gothischen mächtig, und auch seine Söhne haben Gothisch gelernt (Cassiodor); so wird in einer unechten Epistel (178) Augustins, die dem Vigilius von Thapsus zu Ende des fünften Jahrhunderts zugeschrieben wird, Klage geführt über den Ausschluß der griechischen Sprache aus den Concilien, während gestattet sei zu sagen »non solum Barbaris lingua sua, sed etiam Romanis: Frôja armês, quod interpretatur Domine miserere«[6]). Dazu stimmt der Ausspruch Theodorichs: »Romanus miser imitatur Gothum et vilis Gothus imitatur Romanum[7]). Er mochte wohl erkannt haben, daß die Macht der Gothen in der ungeschwächten Erhaltung ihrer kriegerischen Nationalität beruhe und verbot darum den Seinigen den Besuch römischer Schulen[8]).

Dieses Verhängniß des Aufgehens germanischer Sprachen in diejenigen der an Zahl und Cultur überlegenen Lateiner ist denn auch

---

[1] Ulfilas von Gabelentz und Löbe II, 2. 8.

[2] S. die Uebersetzung des Berichtes im ersten Bande von Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

[3] De reb. Get. cap. 9. — Man beachte die Unterscheidung von „Germanen" und „Gothen" — Westgermanen und Ostgermanen?

[4] Megalissus, Der undeutsche Catholik (1730), S. 93.

[5] Sidonius Apollinaris, Ep. 5,5.

[6] Vgl. Holtzmann, in der Zeitschr. Germania II, 448.

[7] Wackernagel, Litt. Gesch. § 6, Anm. 3.

[8] Gabelentz und Löbe II, 2. 7.

namentlich nach dem Sturze der ostgothischen Herrschaft in Italien rasch eingetreten. Daß die beiden ravennatischen Urkunden, die eine (jetzt zu Neapel) von 551, die andere (Arezzo) um 510, lateinischen Text aufweisen, hat nichts befremdliches; bezeichnend aber ist, daß in der erstern uns der eine Presbyter (papa), der eine Diaconus (diakon), endlich die beiden bokarjos (clerici, librarii), in der Urkunde von Arezzo nur der Verkäufer Gudilaib in ihrer Muttersprache unterzeichnen. Von lateinischen Versen schon der Vandalen gibt uns die Anthologia Latina mehrfach Zeugniß, den Frankenkönig Charibert feiert Venatius Fortunatus wegen seines fließenden Lateins, und in dieser Sprache sind die westgothischen Könige des siebenten Jahrhunderts, Sisebut und Chintila, beide selbst als Dichter aufgetreten. Die römische Kirche, am Latein im vollen Umfange festhaltend, mußte in der fremden Sprache naturgemäß ein Hinderniß ihrer Thätigkeit erblicken und derselben schon aus dem Grunde feindlich gegenübertreten, weil sie thatsächlich eine Stütze des arianischen Bekenntnisses war, welches wiederum eine Scheidewand gegen die katholischen romanischen Unterthanen bildete. Als König Reccared in Spanien zu Ende des sechsten Jahrhunderts den Plan in's Werk setzte, seine westgothischen und römischen Unterthanen zu einem Volke zu verschmelzen, handelte er im Einverständniß und unter der Begünstigung des Clerus; er gab ein gemeinschaftliches Gesetz, und weil die Mehrzahl seiner Unterthanen römisch redeten, wurde es lateinisch abgefaßt, und so wurde das Lateinische Geschäftssprache; er war dem Katholicismus zugethan, darum wurde der Gottesdienst lateinisch gehalten, und so wurde das Lateinische die Kirchensprache; er nannte seine Hofämter mit lateinischen Namen, und so wurde auch das Lateinische zur Hofsprache. Unter dem Einflusse dieser Bestimmungen vollzog sich die Verschmelzung beider Volkselemente in Spanien so sehr zu Ungunsten des Germanischen, daß die meisten Reste des Gothischen sich nur in der Gaunersprache, der wohl deshalb so genannten Germania, erhalten haben. — Sodann waren die Germanen, plötzlich als Herren in die verwickelten Verhältnisse des Staats- und Rechtswesens der damaligen civilisierten Welt versetzt, genöthigt, mit dem Inhalte der hier giltigen Gesetze und Gebräuche auch deren Form sich anzueignen und diese sogar auf ihre eigenen rechtlichen Ueberlieferungen zu übertragen. Nicht nur die Gesetze der Franken, der Westgothen, der Burgundionen und der Langobarden sind in einem freilich barbarischen und mit zahlreichen germanischen Stichwörtern versetzten Latein aufgezeichnet, sondern auch jene der auf eigentlichem deutschen Boden verbliebenen Stämme, als der Alemannen,

Baiern und Friesen. — Endlich ist für die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung in Betracht zu ziehen der mehr leidenschaftliche und enthusiastische als ausdauernde Volkscharakter der alten Germanen gegenüber der Zähigkeit der lateinischen Völker[1]).

In die gleiche Zeit fallen nun auch die letzten Ausläufer der altrömischen Litteratur und das allmählige Erlöschen des classischen Geistes. Ihr selbst vielleicht unbewußt, doch scharf, scheidet sich die mittelalterliche Litteratur, deren Beginn wir von hier an rechnen, von der vorhergehenden Periode; an die Stelle ängstlich beobachteter conventioneller Formen und der Vorliebe für gelehrte, allegorische Behandlung eines längst erstorbenen Stoffes tritt die Pflege christlicher Gesinnung, verbunden mit der Rücksichtsnahme auf ein neu erwachtes, lebenskräftiges Volksthum. Der Blick der Zeit ist nicht mehr rückwärts, sondern in die Zukunft gerichtet. Dieser veränderten Gedankenwelt entspricht ein veränderter Ausdruck: die lateinische Schriftsprache hörte auf, dem lebendigen Verkehr zu dienen, ward eine todte Sprache, und aus dem Vulgärlatein, der lingua rustica, dem sermo rusticanus, bildeten sich, auch wieder durchdrungen von dem nach und nach aufgegebenen Idiom der germanischen Herren, die romanischen Sprachen[2]). Wohl ist ihr von dieser Seite entlehnter Wortvorrath verschwindend gering, um so viel näher stehen sie dem Deutschen in ihrem freieren Satzbau, und vollends theilen sie mit ihm die Anschauungsweise, die Bilder, gegenüber der abstracteren Auffassung des classischen Lateins.

Da die Bibelübersetzung unser einziges Denkmal gothischer Sprache ist, müssen wir über deren frühere und spätere Stellung im Kreise der germanischen Dialekte auf indirecte Beweise uns stützen. Daß innerhalb des Gothischen selbst wieder Mundarten sich geschieden haben, darf bei der geographischen und politischen Theilung dieses Volkes vorausgesetzt werden, denn die Bemerkung Prokop's[3]): »lingua una, Gothica quae dicitur, utque ego existimo, ab una omnes origine e ducum sibi nominibus discrimina sumpsere« — leugnet Verschieden-

---

[1]) Vgl. Germania, cap. 4: »magna corpora et tantum ad impetum valida: laboris atque operis non eadem patientia; minime sitim aestumque tolerare . . .« Cap. 22, 24, 25: »occidere solent, non disciplina et severitate, sed impetu et ira«.

[2]) Einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der lateinischen Vulgärsprache und die Bildung der romanischen Idiome gibt das Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1885, S. 147.

[3]) De bell. Vandal. I.

heiten nicht, sondern betont nur die allgemeine Zugehörigkeit der Vandalen und Gepiden zum gothischen Stamme. — Die uralten, mit merkwürdiger Treue bewahrten germanischen Lehnwörter der Finnen weisen eine dem Gothischen ungefähr gleichzeitige, wo nicht frühere Sprachgestaltung auf. Der vocalische Auslaut der a- und i-Stämme, im Gothischen bereits verschwunden, ist hier noch festgehalten: kuningas König, skaunis goth. skauns, Acc. aiva goth. aiv. Das Volk, mit dem die Finnen in diese innige Berührung gekommen waren, dessen Sprache sie wohl allgemein verstanden, muß in Mittelrußland oder in den jetzigen Ostseeprovinzen seinen Sitz gehabt haben. Die historischen Zeugnisse erwähnen die Gothen bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts als Bewohner der Ostseeküsten östlich von der Weichsel. Außer den Gothen kann man auch an die Scandinavier denken. Aus diesen Lehnwörtern läßt sich eine frühere Gemeinsamkeit des Gothischen und Nordischen (Ostgermanisch) erschließen[1]). Um 500 laufen beide Sprachen bereits ziemlich weit auseinander. Die urnordische Runeninschrift des goldenen Hornes: Ek Hlewagastir Holtingar horna tavido würde gothisch lauten: Ik Hliugasts Hultiggs haurn tavida. — Aus den gothischen Eigennamen des vierten bis achten Jahrhunderts geht nach Dietrich hervor, daß das Gothische im Laufe der Zeit den Ansatz und die Neigung zu all den lautlichen Veränderungen enthält, wodurch sich überhaupt das Hochdeutsche zur Zeit seiner Ausbildung von anderen Dialekten unterscheidet; das Gothische würde also nicht zum Niederdeutschen, sondern zum Hochdeutschen hinneigen, in welch letzterm übrigens bis ins achte Jahrhundert hinein ursprüngliche Lautverhältnisse fortbestanden, die mit den gothischen auf völlig oder fast gleiche Stufe sich stellen[2]).

Zeitgenössische Nachrichten über die weiteren Schicksale der

---

[1]) Vgl. Thomsen-Sievers, Ueber den Einfluß der germ. Sprachen auf die finnisch-lappischen. Halle 1870.

[2]) So läßt sich die Verschiebung des in- und auslautenden k zu ch und das t zu z in gothischen Eigennamen nachweisen, und auch eine zeitliche Entwickelung, die z. B. die Nominativendung -s wegschaffte, läßt sich mit Hilfe der Urkunden erkennen. — Noch mehr trägt die Sprache der Burgunden von der hochdeutschen Art an sich, und die langobardische kommt dem alemannischen und bairischen Dialekt ziemlich nahe. — In den ältesten hochdeutschen Quellen vollzieht sich, mit Ausnahme der Verschiebung des t zu z, die zuerst und am durchgreifendsten eingetreten ist, die Entwickelung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Deutschen vor unseren Augen, also der Umlaut, Diphthongisierung des ô und ê, Uebergang von ai und au in ei und ou oder Monophthongisierung vor gewissen Consonanten, Verschiebung der gothischen Lautstufe p, k, d, th.

germanischen Sprachen im südlichen Europa sind selten: Eine Notiz in den Codices Ambrosiani des Ulphilas bezeugt, daß im Kloster Bobbio noch zu Columbans Zeit das Gothische nicht unbekannt war; Paulus Diaconus zu Ende des achten Jahrhunderts führt häufig langobardische Wörter als lebend an[1]); den Namen der Langobarden erklärt er »juxta illorum linguam« aus lang und bard barba, den Gott Wodan spreche man Gwodan[2]). Nach Walafrid Strabo gab es noch im neunten Jahrhundert an der untern Donau Gottesdienst in gothischer Sprache[3]). Eine gleichzeitige Salzburger Handschrift enthält mehrere gothische Alphabete, einzelne gothische Wörter und Zahlzeichen — das einzige Gothische auf deutschem Boden[4]); gothische Worte wurden noch im zehnten Jahrhundert in Südfrankreich (Toulouse) als Glossen gebraucht[5]); wenn aber in Spanien libri Gothici erwähnt werden, so sind dies nicht in gothischer Sprache geschriebene Bücher, sondern Ritualbücher nach dem officium Gothicum, d. h. der i. J. 633 durch das Concil zu Toledo eingeführten allgemeinen Liturgie für die gothische Kirche in Spanien und Septimanien[6]). Länger hielt sich hier die eigenthümliche gothische Schrift, denn erst im elften Jahrhundert befahl eine toletanische Synode die Abschaffung der gothischen Buchstaben, um dafür die fränkische Schrift einzuführen. — Später mußte der Ausdruck „gothisch" für jedes Geschnörkel herhalten, Zeichen dessen die Bedeutung des französischen gothique[7]).

Im sechszehnten Jahrhundert erwähnt Konrad Gesner eines auf der heutigen Halbinsel Krim unter tartarischer Oberherrschaft seine Nationalität noch bewahrenden Gothenstammes, der sogenannten Gothi Tetraxitae. Sie bewohnen die Berggegenden und treiben Weinbau. Die Stellen, an denen von ihrer Sprache die Rede ist, lauten bei Gesner: »Et hodie in Taurica Chersonneso multa millia hominum foris Graeca

---

[1]) Vgl. unten S. 48. — Im 9. und 10. Jahrh. werden dagegen Langobarden und Deutsche ausdrücklich unterschieden, vgl. unten S. 18, Anm. 2 und S. 46. Der Verfasser der Chronik von Salerno spricht ausdrücklich von der lingua todesca, quod olim Langobardi loquebantur. K. Meyer, Spr. d. Langob., S. 5.

[2]) De gestis Langobardorum I, 9. Die Aussprache des w als gw beruht wahrscheinlich auf romanischem Einflusse. (Franz, Lateinisch-romanische Elemente im Ahd. S. 21, Anm. 1).

[3]) S. unten S. 40.

[4]) Maßmann in Haupts Ztschr. I, 296 ff.

[5]) Maßmann a. a. O. 387, nach zwei Notizen aus dem Anfang des 17. Jh.

[6]) Gabelentz und Löbe II, 2. 8.

[7]) Nach Jacob Grimm, Gesch. d. dtsch. Spr. S. 454, Anm. sank der Name der Gothen im Munde der Romanen zu einem Scheltwort herab, franz. cagot soll aus canis gothus, bigot aus Visigot entstanden sein.

aut Tartarica lingua, domi Germana utuntur.« »Gothi retro vel supra Capham incolunt, post eos Alani. Gothi Germanice loquuntur, nam famulus Germanus, qui mecum erat, facile eos intelligebat.« — Die letztere Bemerkung bezieht sich auf eine Notiz in dem 1543 in Venedig gedruckten Reisebericht des Venezianers Josaphat Barbaro, den die Republik Venedig 1436 als Gesandten nach Tana (Asow) geschickt hatte[1]. — Noch früher ist ein ähnlicher Bericht des Brabanters Wilhelm Ruysbroeck, welcher 1253 im Auftrage des Königs Ludwig von Frankreich eine Reise zu einem mongolischen Kaiser hatte unternehmen müssen: »sunt quadraginta castella inter Kersonam et Soldaiam, quorum quodlibet fere habebat proprium idioma, et inter quos erant multi Goti, quorum ydioma est Teutonicum«[2]. — Von den Gothen in der Krim spricht ferner der kaiserliche Rath Augerius Gislenius Busbeckius ein Niederländer (1522—1592) in den nach seinem Tode herausgegebenen Berichten über seine Reisen nach Frankreich wie nach Constantinopel und Asien in den Jahren 1554 bis 1564. Er erzählt da vom Zusammentreffen mit Gesandten aus der Krim, von welchen er auf sein absichtliches Befragen eine Menge Wörter mitgetheilt erhalten haben will, denen, so seltsam sie zuweilen klingen, doch der deutsche Ursprung, selbst in Formen einer älteren Zeit, durchaus nicht abgesprochen werden kann. Vom Volke selbst sagt Busbeck: »saepe audiveram, sermone, moribus, ore, denique ipso et corporis habitu originem Germanicam referre«. Das Wörterverzeichniß, welches diesen Dialekt gegenüber dem classischen Gothisch unbedingt ausgeartet zeigt, gibt unserem Gewährsmann Anlaß zu Vergleichungen mit seiner heimischen Mundart. So bei der Zahl sevene: „Ganz wie wir Flamänder; denn ihr Brabanter, die ihr euch nach der niederländischen Schriftsprache zu reden bemüht »qui vos Germanice[3] loqui facitis«, pflegt auch da gewaltig zu überheben und euch über uns lustig zu machen, als sprächen wir dieses Wörtlein gröber aus denn ihr euer seven"[4]. — Die letzte Notiz über die Krimgothen gibt Engelbert Kempfer in seiner Japanischen Reisebeschreibung, der sich rühmt, mehr Sprachstoff als Busbeck gesammelt zu haben. Kempfer kam 1683 nach Moskau, die Krim hat

[1] Maßmann, a. a. O. 353 f.
[2] Ebd. 351.
[3] Vgl. S. 19.
[4] Maßmann, a. a. O. 347, 349, 357—359. — Ueber den von Busbeck mitgetheilten Wortschatz vgl. die eingehende Abhandlung von Förstemann, Gesch. d. deutschen Sprachstammes II, 158—170.

er nicht besucht. Seine in London befindlichen hinterlassenen Papiere enthalten keine Gothica außer der auf Aeußerungen eines Griechen in russischen Diensten fußenden Mittheilung, daß die Krim von den Griechen Gothia genannt werde[1]).

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung ins sechste und siebente Jahrhundert zurück, d. h. in den Zeitraum, der das Gothische vom Althochdeutschen trennt. — Daß überhaupt eine Spracheinheit nicht mehr existierte, geht hervor aus denjenigen Stellen der Etymologiae des Isidor, wo von Germanien die Rede ist: »Germaniae gentes dictae, quod sint immania corpora immanesque nationes, saevissimis duratae frigoribus, qui mores ex ipso coeli rigore traxerunt, ferocis animi et semper indomiti, raptu venatuque viventes. Horum plurimae gentes variae armis, discolores habitu, linguis dissonae et origine vocabulorum incertae: ut Tolosates, Angrivari, Quadi, Tungrii, Marcomani, Bructeri, Chamavi, Wangiones, Tubantes, quorum immanitas barbariae etiam in ipsis vocabulis horrorem quendam significat[2].« Das Land der Gothen und Germanen gehört zur Barbaria, so genannt »propter barbaras gentes, quibus inhabitatur«[3]). Als Grenzen Germaniens werden angegeben im Norden und Westen der Ocean, im Osten die Donau, im Süden der Rhein[4]): »terra dives virorum ac populis numerosis et immanibus frequens. Unde et propter fecunditatem gignendorum populorum Germania dicta est . . . Duae sunt autem Germaniae, superior juxta septentrionalem Oceanum, inferior circa Rhenum«[5]).

---

[1]) Kluge, in Paul u. Braunes Beiträgen XI, 563.

[2]) IX. 2, 97, ed. Migne.

[3]) Ebd. XIV, 4, 3.

[4]) Ebd. XIV, 4, 4.

[5]) Die angeführten Stellen allein schon, in denen z. B. eine Benützung des Tacitus und des Nazarius vgl. S. 4 leicht nachweisbar ist, lassen den compilatorischen Charakter der Etymologieen erkennen. Seinen Werth erhält das Werk durch Angaben aus verlorenen Quellen, aus welchen im vorliegenden Falle die Notizen über die sprachliche Spaltung der germanischen Stämme und die Scheidung von Ober- und Niederdeutschland geschöpft sein mögen, wenn sie nicht von Isidor selbst verfaßt sind. Daß die Begriffe Ober- und Niederdeutschland hier in umgekehrtem Sinne gelten wie heutzutage, thut Nichts zur Sache. — Bekanntlich war Isidor eine der Grundlagen und Fundgruben mittelalterlicher Gelehrsamkeit.

In ziemlicher Uebereinstimmung mit Isidor unterscheidet Jacob Grimm Gr. I[1], L vier Gruppen von Mundarten: Gothen und mit ihnen verbunden Gepiden, Heruler und Vandalen, wie in der Geschichte so auch in der Sprache im Gegensatze zu Langobarden, Baiern, Burgunden, Alemannen und Franken. Einem dritten Hauptstamm gehören die Sachsen, Westfalen, Friesen und Angeln an und vermitteln wiederum die Verbindung mit dem vierten Hauptstamme,

Dürftig ist unsere Kenntniß der altfränkischen Sprache aus der merowingischen Periode: die arg entstellten (»malb.«) deutschen Glossen zum salischen und ripuarischen Gesetz, die dem Capitulare Karolomannni von 743 angehängte abrenuntiatio mit dem indiculus paganiarum, die Eigennamen bei Gregor von Tours, Fredegar und in den Urkunden bilden unsere einzige Quelle[1]). Venantius Fortunatus übersetzt den Namen des Königs Chilperich durch adjutor fortis, »si interpres barbarus adsit«. Gregor berichtet, daß dieser Chilperich zum lateinischen Alphabet vier Buchstaben zusetzte, wohl zur Bezeichnung der fränkischen Laute ô, ê, th, w: »et misit epistolas in universas civitates regni sui, ut sic pueri docerentur ac libri antiquitus scripti, planati pumice, rescriberentur«[2]. Der Mangel einer Litteratur mag zusammenhängen mit der geringeren Bildung der Franken: »sunt in illis mores inconditi, naturalis ferocitas animorum«[3]). Aus Jacob Grimms Zusammenstellungen jener Sprachreste[4]) erhellt, daß der altfränkische Vocalismus, so weit er nicht mit dem gothischen übereinstimmt, verschiedene Alterthümlichkeiten voraus hat, so die Brechungen ë, o, ëu; im Consonantismus offenbart sich das charakteristische ch „als ein wahrer Vorzug der fränkischen vor allen übrigen bekannten deutschen Sprachen, welche diesen aspirierten Laut in h verdünnen": Childebërtus, Chlodovëus, Sighichëlmus, Chaletrîcus, auch inlautend berchtus, berctus, dructis, Droctulfus, Mactifred. „Hätte sich dieses ch, wie es aus lateinischer Tenuis verschoben ist, auch bei den Gothen erhalten, so würde es leicht in ahd. g weitergeschoben worden sein, während nun das goth. h gleichergestalt im Althochdeutschen haftete." Letzterem muß immerhin ein gleiches Alter zugestanden werden, weil es die gothische und die frühesten Spuren der anderen Mundarten zeigen. Auch pflegen un-

---

nämlich dem nordischen. Grimm schließt dies nicht nur aus den überlieferten Namen, sondern namentlich aus der seit dem 8. Jahrh. aus der Ungewißheit tretenden Sprachgeschichte des zweiten hochdeutschen und dritten niederdeutschen Hauptstammes. „Was sich später fest und natürlich zeigt, muß schon früher so bestanden haben."

[1]) »malb.« = in mallobergo „an der Volksgerichtsstätte," d. h. in der Gerichtssprache, der fränkischen »quod nos dicimus«. Die Glossen sind die fränkischen termini technici. Sie stellen ungefähr die Sprache der salischen Franken, d. h. der Niederländer südlich vom Rhein, von etwa 600—800 nach Chr. vor. S. Kern, Die Glossen in der Lex Salica, Haag 1869; neueste Ausg. der Lex Sal. mit der malb. Gl. von Holder 1879.

[2]) Hist. Franc. V, 45. — Vgl. Scherer, Zur Gesch. d. deutsch. Spr., [2]11.

[3]) Isid. Etym. IX, 2, 101.

[4]) Gesch. d. deutsch. Spr. S. 536—564. Gr. I[4], LII, Anm.

fränkische Schriftsteller das ch fränkischer Eigennamen in h aufzulösen: Hlotarius, Hildebertus, Hrannus[1]. Einzelne Eigennamen haben dieses ch behalten, andere in c verwandelt, z. B. Clovis gegenüber dem jüngerer Lautentwickelung angehörenden Louis: so sind „Flanke", „flau" ahd. lancha, lao durch die Vermittlung des Niederländischen aus dem altfränkischen Sprachgute wieder in das Deutsche zurückgekehrt[2]. In der Flexion scheint die westfränkische Sprache eine gewisse Mitte zwischen der hochdeutschen und sächsischen gehalten zu haben. Als Characteristicum ist hier die lateinische Endung -is der Feminina der i-Declination namhaft zu machen: Albofledis, Theodobaudis, Austrigildis und ähnliche Zusammensetzungen mit -gardis, -gundis, -drudis, -hildis. Die lateinische Endung -a ist seltener[3]. Später, als das deutsche Element schwächer im inneren Gallien, stärker am Rhein waltete, d. h. mit Anbruch der karolingischen Zeit, näherte sich die fränkische Sprache der althochdeutschen, an die Stelle jenes ch trat das gemeinsame h[4].

Der Lautstand der Eigennamen in Urkunden des Klosters Weißenburg im Speiergau, also aus entschieden hochdeutschem Gebiete, weist für die merowingische Zeit, ausgenommen die Verschiebung des t zu z[5], die nämlichen Characteristica wie das geschilderte Altfränkische auf, die indeß um die Mitte des achten Jahrhunderts auffallend rasch verschwinden, sodaß wir zu der Annahme berechtigt sind, daß jener Schreibgebrauch ein eingepflanzter, ein künstlicher, ein bloß orthographischer war. Dann würde diese Thatsache zeigen, daß schon in uralten Zeiten das Bedürfniß oder der Zwang einer freilich noch

---

[1] Nach Kern a. a. O. ist das fränkische ch nur als Versuch einer getreueren Bezeichnung des germanischen h-Lautes zu betrachten, wozu das romanische h nicht recht taugte. — Im Litt.-Bl. 1885, S. 455 wird das altfränkische ë für i in segu, fredu, ferner der frühe Ausfall des g vor e, i dem Einfluß der kelto-romanischen Umgebung zugeschrieben. — Ueber die Einwirkung romanischen Schreibgebrauches auf die deutsche Lautgebung vgl. noch K. Meyer, Spr. der Langob., Einleitung.

[2] Vgl. Grimm, Gr. I², 184, 185. — Wackernagel, L. G. § 2. — Waltemath, Die fränkischen Elemente in der franz. Spr. — Paderborn 1885.

[3] Smaragd, ein Gothe, zu Anfang des 9. Jahrh. Abt zu St. Michael an der Maas, unterscheidet ausdrücklich die goth. schwachen Nominalendungen -a und -ô von den entsprechenden fränkischen -o und -a. Dem Gothischen stellt er die theodisca lingua der Franken gegenüber. Maßmann, a. a. O. 388 ff. Vgl. oben S. 5. — Ueber die Endung -is s. Gr. I², L.

[4] Ueber die späteren Schicksale der deutschen Sprache im westfränkischen Reiche vgl. unten S. 47 ff.

[5] Daß das Alt- oder Westfränkische diese Verschiebung nicht kannte, zeigen die in's Französische übergegangenen Wörter: tas, ahd. zasi; targe, ahd. zarga; toile, mhd. zwehele. Grimm, Gr. I², 154.

ziemlich laxen Schriftsprache oder gemeinsamen Orthographie sich geltend machte. Das eigentliche Deutschland war damals noch in Barbarei[1]) versunken, und man mußte sich nothgedrungen an die allerdings mangelhaften Regeln der Westfranken, der nachmaligen Schule von Tours, halten. Mit dem Auftreten Karls d. Gr. kam dann auch in dieser Beziehung mehr Leben und selbständiges, überlegtes Handeln in die einzelnen Stämme.

Die Sprachen der Scandinavier und Angelsachsen haben sich, losgelöst von dem eigentlichen Germanien, selbständig entwickelt und gehören nicht mehr in den Kreis des Deutschen im engern Sinne. Bei Paulus Diaconus tritt zuerst die Bezeichnung Angli Saxones ständig ein. Bonifaz, bekanntlich selbst aus dem überseeischen Sachsen, nennt das alte Mutterland Saxonia Transmarina. Seit dem elften Jahrhundert bildete sich die Tradition, König Egbert von Westsachsen, der erste Gesammtherrscher in England, habe 827 geboten, daß alle Juti et Saxones communi nomine Angli genannt würden. Die ältesten Spuren der vom Nordischen durchaus abweichenden Sprache der Angelsachsen, speciell des nordhumbrischen Dialektes, hat Dietrich in Runeninschriften auf Goldbracteaten des sechsten und siebenten Jahrhunderts aus der cimbrischen Halbinsel, den dänischen Inseln und Schonen nachgewiesen. In diesen Gegenden haben wir also die ursprüngliche Heimat der Angeln zu suchen[2].

Mit der zunehmenden Scheidung der germanischen Stämme bildet der Begriff „deutsch" sich nun aus. Diutisk bedeutet ursprünglich so viel als „volksmäßig", indeß gleich bei seinem Auftreten zu Ende des achten Jahrhunderts[3]) wird der Name gebraucht in Beziehung auf

---

[1]) Vgl. S. 14.

[2]) Im XIII. Bande von Haupts Zeitschrift. — Ueber die letzten Ausläufer der anglischen Sprache in Deutschland Merseburger Glossen des 10. Jahrh. vgl. Bremer in Paul u. Braunes Beitr. IX, 579 ff.

[3]) Wackernagel, L. G. § 28, Anm. 2. Ein weiterer Beleg in den Acten des Concils von Tours 813. Gr. I³, 12—20. — Heinrich Rückert, Kl. Schr. II, 399, nimmt an, daß der Name thiudisk neben der Bedeutung „volksmäßig" schon in frühester Zeit als Eigenname für das Volk im specifischen Sinne, d. h. die Deutschen, gegolten habe, während Germani nur im Verkehr mit Fremden üblich gewesen sei. Daß bis zum 7. Jahrh. hin die deutsche Bezeichnung nicht vernommen werde, hänge einestheils von der Dürftigkeit der Quellen, anderntheils von dem Uebergewichte des Stammlebens ab, aber sie konnte deshalb doch immer ihre Existenz fristen, bis sie günstigere Zeiten neu belebten. — Im Sinne von diutisk, volksmäßig, kennzeichnen lateinische Urkunden in den Text eingestreute deutsche Wörter durch vulgo: »ut eis liceret habere plenam legem, quae vulgo dicitur phaath, sicut ceteri Alamanni«. Neugart, Cod. dipl., Urk. v. 867. — vulgo, vulgariter, dem Lateinischen ent-

die Sprache; die lingua Theotisca, die volksmäßige Sprache, wird gegenübergestellt der lingua Latina als der Sprache der Kirche und der Gelehrsamkeit. Von hier aus wird dieses Adjectiv allgemeiner angewandt zunächst auf die Leute, die nicht die Sprache der Gelehrten, sondern die des Volkes reden[1], und der weitere Schritt, den Begriff auszudehnen auf die Masse des Volkes schlechthin, ist noch im neunten Jahrhundert gethan worden: in einer altsächsischen Glosse eines Straßburger Codex wird Germania mit thiudisca liudi übersetzt[2]; seit dieser Zeit finden wir sehr oft die Bezeichnungen diutsche liute, diutsche man[3], und im zwölften Jahrhundert kann der Name die Diutschen als vollständig durchgedrungen gelten, wobei nicht mehr an den Gegensatz zwischen Gelehrten und Ungelehrten gedacht wird. — Die Uebertragung auf das Land selbst wird erst später allgemein: so lange mit der Gauverfassung das Stammesgefühl der Deutschen so lebendig ist, daß der Blick noch nicht auf die Gesammtheit sich ausdehnt, wiegen die Ländernamen der Stämme vor; im Annolied, das zu Anfang des zwölften Jahrhunderts verfaßt ist, und in der Kaiserchronik tauchen vereinzelt auf die Ausdrücke ci diutischemo lante, in tûtischem rîche; im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bemerken wir,

---

gegengesetzt, hat schon Gregor von Tours Gr. I³, 13. In gleichem Sinne gelten barbarice, barbara lingua, sermo barbaricus Paulus Diaconus. Walafrid Strabo stellt in der Vorrede zum Leben des hl. Gallus die Völker, welche Latinum habent sermonem, den Barbari entgegen. Vgl. unt. S. 39. Rustice, rusticanus sermo gilt dagegen vorzugsweise vom Romanischen (vgl. ob. S. 10). Bei Isidor, De vocatione gentium Müllenhoff u. Scherer, Denkm. ²165, wird barbarus übersetzt durch elidiutîc, barbara locutio elidiutîc sprâha. Ein deutsches Substantiv gebraucht Otfrid V, 8, 8: »Thaz wir engil nennen, thaz heizent, sô wir zellen, boton in githiuti Accus.) frenkisgê liutî«. — Ueber den Zusammenhang der Adverbia ze diute, be diute und des Verbums diutan mit „deutsch" vgl. Gr. I³, 17—19. Jacob Grimm erinnert hier an den Ausdruck „deutsch reden" für verständlich, frei und unumwunden reden. Das Unverständliche ist dem Volke „welsch". (Vgl. unt. S. 22). — Der Begriff „Dialekt" wird wiedergegeben durch »juxta idioma illius linguae« z. B. in der von Flacius Illyricus 1562 veröffentlichten alten Praefatio zum Heliand. S. Schmeller's Heliand II, pag. XIII.

[1] Vgl. unten S. 59. — Die erste Quelle, welche das Substantiv Theotisci, freilich auch nur in Bezug auf die Sprache, aufweist, ist Walafrid Strabos Buch De reb. eccl. — S. unten S. 40, und Dümmler z. angef. St. im 25. Bande von Haupts Zeitschr.

[2] Sonst kommt der Name der Deutschen als Bezeichnung des Volkes zuerst in Italien vor. In einem Placitum zu Trient, 845, werden Teutisci und Langobardi unterschieden. Vgl. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches II, 8, Anm. 18 u. unten S. 46.

[3] Die erste Urkunde auf deutschen Boden, die den Volksnamen bringt, ist die Ottos II. für Magdeburg vom Jahr 961: »mancipiis Theutonicis et Sclavonicis«. Dümmler, Gesch. d. ostfr. Reiches II, 626, Anm. 13.

wie in den Glossensammlungen Alemannia und Germania glossiert werden durch »Tütschland«, »Teutschland«, und eigenthümlich ist, daß für Germania geradezu auch »Niderteutschland« oder »Nederteutschland« erscheint[1]).

Damit kommen wir auf den sprachlichen Gegensatz zwischen hochdeutsch und niederdeutsch, ein Gegensatz, der im Allgemeinen mit der geographischen Scheidung von Hochland und Tiefebene zusammenfällt[2]). Das Niederdeutsche ist bei der ersten, gemeingermanischen Lautverschiebung stehen geblieben, während das Hochdeutsche den Kreislauf der Steigerung zu vollenden gesucht hat. In Vocalismus, Flexion und Conjugation ist das Hochdeutsche mannigfaltiger, reicher und alterthümlicher; dort findet man ein geschmeidiges, sanftes, lispelndes Sprechen, hier und im Uebergangsgebiet, dem Mittelgebirg, ein volltöniges, kräftiges, ausdrucksvolles, oft auch zerrissenes, zerhacktes Deutsch. — Von den drei niederdeutschen Gruppen der Sachsen, Niederfranken und Friesen haben die Letztern, die noch zu Karls d. Gr. Zeit den Küstensaum zwischen den Mündungen der Schelde und der

[1] Alemannia gilt im späteren Mittelalter vorzugsweise für Oberdeutschland, daher a potiori die französische Benennung allemand, Allemagne; wogegen englisch dutch auf mittelniederländisches duutsch zurückgeht und daher „holländisch", d. h. niederdeutsch, bedeutet. Der Ausdruck „deutsch" als Benennung des Volkes scheint nach diesem und nach den oben angeführten Belegen am Niederrhein zuerst sich eingebürgert zu haben, wo ja nach Tacitus Germ. II auch der Name „Germanen" aufgekommen ist. Vgl. Wackernagel L. G. § 45 am Schlusse u. Anm. 7. Mittellateinisch teutonicus; zum älteren theotiscus französisch tudesque, tyois, tiese altdeutsch, plattdeutsch). Aus diesem t des Romanischen haben die mittelhochdeutschen Dichter des 13. Jahrh. ihr unorganisches tiutsch, tiusch für diutsch. — Aber schon der alemannische Mönch, welcher zwischen 884—887 die Gesta Karoli verfaßte, beginnt zu schwanken: teutonica sive theutisca lingua. Von da an wird teutonicus fast durchgehends gebraucht. Es klang gelehrter als theotiscus und war insofern der Richtung des 10. und 11. Jahrh. angemessener. Gr. I³, 16. Vgl. unt. S. 59. Theodisca lingua im Eingange des Briefes Meister Ruodperts von St. Gallen zu Beginn des 11. Jahrh. ist wohl der späteste Beleg für das Vorkommen des älteren Ausdrucks. Müllenhoff u. Scherer, Denkm. ²202; nach Bächtold, in Haupts Zs. XXXI, 189 ff. ist freilich dieser Eingang eine Fälschung des gelehrten Goldast. — Für die Gleichstellung von Teutonia und Almania gibt Diefenbachs Novum Glossarium einen Beleg aus dem Ende des Mittelalters; einen Beleg für alemanicus s. v. a. „deutsch", und zwar in Beziehung auf die Sprache, aus dem Jahre 1473 s. in Wackernagels L. G. § 90, Anm. 68. Trithemius im Catalogus illustrium virorum, 1495, nennt die Sprache sermo theotonicus sive alemannicus. Ein 1518 zu Basel erschienenes juristisches Werk von Thomas Murner bezeichnet sich als Ueberietzung in Alemanicum eloquium. Vgl. unt. S. 45, Anm. 2.

[2] Vgl. oben S. 14. — Piver: Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300, mit einer Dialektkarte. 1880.

Weser inne hatten, im Laufe der Zeit einen großen Theil ihres Sprachgebietes an die beiden Andern verloren, und ihr alterthümliches Idiom hat sich nur kurze Zeit, im dreizehnten Jahrhundert und später, als Schriftsprache behauptet. — Aehnlich ist es den Sachsen gegenüber den Hochdeutschen ergangen; von Anfang an stand ihre Litteratur an Menge und Vorzüglichkeit zurück, und die Herrscherrolle, die den hochdeutschen Stämmen zugefallen ist, hat das Niedersächsische zuletzt zur bloßen Mundart, zum „Plattdeutsch", herabgedrückt. — Einzig das Niederfränkische oder Niederländische hat sich, begünstigt durch die reiche Entfaltung seiner Litteratur im spätern Mittelalter, die gleichzeitige Blüthe und Macht der holländischen und belgischen Städte und deren Trennung vom Reiche, als eigene, vom Deutschen unabhängige Schriftsprache herausgebildet. —

So gilt uns also „deutsch" für wesentlich gleichbedeutend mit „hochdeutsch"[1]), denn Hochdeutsche sind bestimmend gewesen für unsere Litteratur, hochdeutsch folglich ist deren angestammte Sprache, und ihre Herrschaft als Schriftsprache gibt die Grenzen an für das deutsche Gebiet oder, besser gesagt, für den Umfang des Begriffes „deutsch". — Nach dieser Beschränkung fallen die außerdeutschen germanischen Sprachen nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, und das Niederdeutsche berücksichtigen wir, gleich den oberdeutschen Mundarten,

---

[1]) Von Anfang an scheint man geneigt gewesen zu sein, den Sachsen eine besondere Nationalität zuzutheilen, während die übrigen Stämme mehr einheitlich schienen: »Romanum imperium a Teutonicis ad Saxones translatum est« schreibt ein Italiener (Mon. Germ. SS. VII, 805). Ratherius Veronensis im 10. Jahrh. unterscheidet Germanici und Saxonici (Gr. I³, 12,. Im Summarium Heinrici saec. XI werden die Städte der Sachsen in einem besonderen Capitel, getrennt von jenen am Rhein und in Oberdeutschland aufgeführt. Hier schon ist also Deutscher so viel als Hochdeutscher. In diesem Sinne braucht vielleicht Liudprand das Wort auf die Sprache gewendet, wenn er den Herzog Burchard von Schwaben teutonisch reden läßt: »lingua propria, hoc est teutonica« (Antapod. 3, 14. In der lateinischen Praefatio zum Heliand wird dagegen die allgemeine Bezeichnung theudisca lingua, Germanica lingua in Beziehung auf das Altsächsische gebraucht, ebenso heißt in kaiserlichen Urkunden des 10. Jahrh. die Sprache als solche „teutonisch", auch wenn deutsche Worte darin in niederdeutscher Form angeführt werden. Scherer, in Haupts Zs. XXI, 475, Anm. 1. Vgl. unt. S. 56. — Der Vocabularius incipiens Theutonicum, der in den achtziger Jahren des 15. Jahrh. in Augsburg gedruckt sein mag, gibt Hochteutschland wieder mit: Norica, Teutonia; Hochteutscher Teutonus, Noricus. — Wenn hinwieder Norici mit Beiern glossiert wird (Summarium Heinrici, Annolied, so folgt, daß die Bezeichnung „Hochdeutscher" vom bairisch-österreichischen Volksstamme hergenommen ist, und daß, wenn mit diesem ursprünglich rein geographischen Begriffe die Nebenbedeutung der Schriftsprache verbunden wurde, der Sitz derselben zu jener Zeit in Oesterreich gedacht war.

wesentlich so weit sie einen Gegensatz bilden zur Schriftsprache und nach der wechselseitigen Beeinflussung beider Elemente.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, wie lebhaft gerade in der ältesten historischen Epoche des Germanenstammes, eben der germanischen Zeit, ungeachtet der natürlichen Hindernisse und trotz aller Zersplitterung, der Verkehr, und wie stark die Gemeinsamkeit unter den einzelnen Völkerschaften war. Wir denken hier an die Bemerkung De bell. Gall. IV, 16, wonach der Ruhm Cäsars in Folge seiner glücklichen Kämpfe, insbesondere gegen Ariovist, »etiam ad ultimas Germanorum nationes« sich verbreitet habe[1]), dann an den Gedankenaustausch, der sich kundgibt aus der gleichmäßigen Ueberlieferung der Heldensage, d. h. der Erinnerung an die gewaltigen Ereignisse der Völkerwanderung, denn mit dieser läßt das einheimische Volksbewußtsein eigentlich erst die Geschichte der Germanen beginnen[2]). Cassiodor berichtet von einem Könige, der von jenseits der Ostsee, d. h. aus Scandinavien, nach Italien gekommen sei, um sich Theodorich anzuschließen. Als nach Prokop zu Anfang des sechsten Jahrhunderts die Heruler durch die Langobarden eine Niederlage erlitten hatten, zog ein Theil von ihnen von der untern Donau weg nach der Insel Thule, um hier neben den Gothen sich niederzulassen. — Ganz vorzugsweise scheinen die Wallfahrten der Wanderlust des nordischen Volkes zugesagt zu haben. Die ungeheure Menge der Namen, welche allein das Necrologium Augiense aus dem elften Jahrhundert eingetragen hat, und von denen eine Anzahl ausdrücklich auf Hisland terra zurückgeführt wird, zeigt unzweideutig, wie massenhaft derartige Verbindungen schon frühzeitig gewesen sein müssen. Nordische Runensteine zeigen sächsische Inschriften, eingeführt durch nach dem Norden gezogene Sachsen[3]). — Auch zwei an ganz bestimmte Momente sich knüpfende Lehnwörter mögen uns von diesem innigen Zusammenhange der germanischen Stämme einen Begriff geben. Cäsar[4]) berichtet über ein rechtsrheinisches keltisches Volk, die Volcae Tectosages, welche wir uns als zu jener Zeit in Böhmen und Mäh-

---

[1]) Vgl. auch De bell. Gall. II, 35.

[2]) Ueber das Gefühl des gegenseitigen Zusammenhanges, so weit es aus den Thaten der deutschen Stämme ersichtlich ist, vgl. Grimm, G. D. S. 793 ff.; Gustav Freytag im ersten Bande der Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

[3]) Vgl. Maurer in Zachers Zeitschr. f. deutsche Phil. II, 445, 462. Dietrich in Haupts Zeitschr. XIII, 92, Anm. — Ueber die Beziehungen der Angelsachsen zu Deutschland s. unt. S. 23, Anm. 1.

[4]) De bell. Gall. VI, 24, womit Germania. Cap. 28 zusammenzuhalten ist.

ren angesessen zu denken haben. Dort mögen die Germanen zuerst auf sie gestoßen sein und dort sich deren Namen angeeignet haben, welchen sie nachher in wunderbarer Consequenz für die Bezeichnung gallischer und romanischer Stämme überhaupt festhielten. Volcae ist das ahd. Walah, wiedergegeben durch Romanus, Italus, peregrinus und zur Bildung von Orts- und Personennamen häufig verwendet; angels. Walh Wallicus, peregrinus, servus; altnord. Valland Gallia, Italia; mhd. Walch, nhd. abgeleitet welsch, einfach noch in Wallnuss, welsche Nuß. Auf die Gegend des ursprünglichen Stammsitzes deutet hin der Name der Stadt Wels in Oesterreich, in den Niederlanden stehen den Deutschen die Wallonen gegenüber, und in Walach haben wir den Namen auf einen romanisierten Stamm übertragen [1]).

Das andere bezeichnende Wort ist Kirche, ahd. chirihha, altsächs. kirika, agls. cyrice, altn. kirkia, abzuleiten von dem griechischen κυριακόν [2]). Die Slaven, die das Wort auch haben, haben es später mit dem Ritus der Kirche des Ostens selbständig aus dem Griechischen entlehnt; die Ausdrücke der Romanen und Kelten hinwieder gehen ebenso ausschließlich auf ecclesia, basilica, templum zurück. Der Gegensatz ist um so auffallender, als die Deutschen vom römischen Kirchenthum umfangen waren, demgemäß eine der erwähntrn lateinischen Bezeichnungen hätten erhalten müssen. Das fremde Wort mußte bei den Alemannen, Franken, Angelsachsen u. s. w. auch schon ganz fest sein, als sie unter die Gewalt der lateinischen Kirchensprache kamen, sonst wäre es doch noch durch ecclesia verdrängt worden. Der merkwürdige griechische Einfluß kann nur von Süden her gekommen sein, wahrscheinlich von den arianischen Gothen [3]). Zu dieser Erklärung verschlägt es Nichts, daß das Wort in den uns überlieferten Stücken der gothischen Bibelübersetzung nicht vorkommt, in der Sprache also, aus der es sich in die übrigen Dialekte verbreitet

---

[1] Ueber den späteren ähnlichen Gebrauch des Wenden- bezw. Slavennamens vgl. unten S. 58.

[2] Vgl. D. W. B. V, 790 ff. — Raumer: Ueber den geschichtlichen Zusammenhang des gothischen Christenthums mit dem althochdeutschen, in Haupts Zeitschr. VI, 401 ff. „Sobald irgendwo eine christliche Capelle aufgerichtet wurde, mußte man sie womöglich schon durch den Ausdruck von den heidnischen Heiligthümern unterscheiden. Gerade unter diesen Aeußerlichkeiten werden wir also vor Allem die Ausdrücke zu suchen haben, die sich möglicherweise von den frühbekehrten Gothen zu den übrigen deutschen Stämmen verbreitet und unter ihnen erhalten haben könnten." A. a. O. S. 406.

[3] S. unten S. 40.

haben muß, thatsächlich nicht belegbar ist; aikklesjo, das scheinbar gegen unsere Annahme spricht, gilt nur von der Gemeinde[1].

[1] Als fernere Ausdrücke, die auf den Einfluß des Gothischen zurückzuführen wären, bezeichnet Raumer a. a. O.: heidan ethnicus, goth. haiþno Ἑλληνίς; toufan-daupjan: pfaffo, das schon im Besitze der Sprache gewesen sein muß, als die römische Bekehrung ihren Anfang nahm, sonst hätte clericus oder sacerdos für diesen Begriff zur Verfügung gestanden, denn lateinisch bedeutet papa den Bischof, später den Papst. Vgl. unten S. 40. — Franz Lat. rom. Elem. im Ahd., S. 10 nimmt an, daß auch Teufel aus dem griechischen διάβολος gespr. diavolos durch Vermittlung des arianischen Christenthums entlehnt sei. Vielleicht aber könnte auch Uebertragung aus dem angelsächsischen deófol, dessen lautliche Uebereinstimmung mit dem lateinischen diabolus keine Schwierigkeiten bietet, vorliegen. Da die Angelsachsen den festländischen Stämmen Christenthum und Cultur brachten, wird man im Allgemeinen die Regel aufstellen können, daß bei Uebereinstimmung der übersetzten kirchlichen Ausdrücke des Angelsächsischen und der continentalen germanischen Sprachen die Priorität jenem zukommt. So scheint heilag geist gegenüber dem alterthümlicheren, mehr zum Gothischen stimmenden wîh âtum sanctus spiritus und der das goth. nasjands salvator, ahd. nerrendeo zuletzt ausschließlich überwiegende heilant auf angelsächsischen Einfluß zurückzuführen. Ags. hâlend ist die Uebersetzung von Jesus, welchen Namen man mit ἰάομαι zusammenbrachte; ἐκκλησία geladung. Diese Kenntniß des Griechischen in England datiert vom Jahre 664 an. Vgl. Zeitschr. Anglia V, 435, 449. Umgekehrt ist deutsche Einwirkung auf die Angelsachsen durch die im 10. und 11. Jahrh. in England nachgewiesenen Namensformen Engelbert und Bærhtram bezeugt. Ed. Schröder im Anzeiger f. deutsches Alterth. XII, 181. Angelsächsische Mönche verpflanzten ihre eigenthümliche Schrift nach Deutschland vgl. unten S. 39; der Dichter des sächsischen „Heliand" hatte entweder ein angelsächsisches Vorbild vor Augen, oder aber die unter dem Namen des Cädmon gehende angelsächsische Genesis ist aus dem Altsächsischen übersetzt. Sievers in der Einleitung zur Heliandausgabe, S. XV, nimmt sogar an, daß der Codex Cottonianus des Heliand in England geschrieben sei. Vgl. auch Müllenhoff in Haupts Zs. XVI, 141 ff. — Alles das wäre unbegreiflich ohne ein gegenseitiges Verständniß unter den altgermanischen Stämmen.

Zweites Capitel.

Die althochdeutschen Mundarten und ihre litterarische Verwerthung.

Als Jacob Grimm im Jahre 1819 mit dem Anfange seines großen grammatischen Werkes vor die Oeffentlichkeit trat, nannte er die Sprache der Schriftdenkmäler, die vom achten bis elften Jahrhundert vom Fuße der Alpen nordwärts bis zum Mittelrhein und östlich bis an den Thüringer Wald entstanden waren, mit einem gemeinsamen Namen die althochdeutsche, indem er nämlich diese Sprache als eine in ihrem Baue wesentlich einheitliche ansah und höchstens hier und dort mundartliche Verschiedenheiten herausfinden wollte[1]. — Auf Grund der bahnbrechenden Arbeiten Grimms haben spätere Forschungen dargethan, daß wir den Begriff „Althochdeutsch" eher im Sinne eines Sammelnamens für die Dialekte im sogenannten Ober- oder Hochdeutschland (alta Germania) während der angegebenen Zeit aufzufassen haben, Dialekte, die wir nicht bloß als Abarten einer und derselben Sprache, sondern als selbständige sprachliche Erscheinungen ansehen müssen. Es gab eine Sprache der Thüringer, der Hessen, der Franken, von der Mosel und dem Mittelrhein bis an den Böhmerwald, endlich die „streng althochdeutschen" Mundarten der Baiern und Alemannen, von Grimm[2] als solche bezeichnet wegen der vollständigeren Durchführung der Lautverschiebung. Alle diese Spra-

---

[1] In der zweiten, 1822 erschienenen Ausgabe des ersten Bandes der Grammatik lautet die Stelle so (S. 74 und 75): „Bei Ulphilas lag eine einzige, sicher begrenzte Mundart vor, hier im Ahd. begegnen wir verschiedenen, zwar nahe verwandten und verfließenden, allein manche Besonderheit kundgebenden Mundarten, deren Grenzen, weil die Quellen zu dürftig oder landschaftlich ungewiß sind, sich eben nicht darlegen lassen. Wenigstens jetzt noch nicht; vielleicht daß es zukünftig gelingt, hinreichende Eigenthümlichkeiten des alemannischen, bairischen und fränkischen Dialektes oder noch mehrerer abzustecken und hernach Buchstaben und Formen eines jeden derselben für sich zu behandeln .... Wer erwägt, wie in den Zeiten des 7. bis zum 11. Jahrh., von welchen es sich hier zunächst handelt, die früher mehr bewahrte Nationalität der hochdeutschen Völkerschaften politisch in einander übergehen und sich berühren mußte, wird das Bedenkliche der Untersuchung zugestehen. Weichen doch Denkmäler, die beide an einem und demselben Ort, wenn schon nicht gleichzeitig, hervorgegangen sind, ich meine Keros und Notkers Arbeiten, in manchen Lautverhältnissen so bedeutend von einander ab, daß man kaum geneigt bleiben dürfte, sie der nämlichen Mundart zuzuschreiben".

[2] Gr. I², 200.

chen oder Dialekte stehen nun freilich in Bezug sowohl auf Laute und Formen als auf den Wortschatz und die Syntax sehr nahe zu einander, sind nahe Verwandte, man kann sagen Schwestern, und werden, die eine wie die andere, unter den verschiedenen Gliedern der Gaue verstanden [1]), aber sie zeigen daneben doch auch, und zwar gerade in der älteren Zeit, bedeutende Verschiedenheiten.

Innerhalb der streng althochdeutschen Gruppe selbst hat das Bairische eine Vorliebe für verschobenes p, das Alemannische für k; ao als Uebergang von altem au in ô ist ein bairisches Merkmal, na aus oa ein alemannisches [2]). Die Schaltsylbe -in in den Pluralformen starker Feminina auf -î: wîtî — wîtinâ, die Nominative auf î: becchî,

---

[1] Bairische und alemannische Handschriften des ältesten hochdeutschen Sprachdenkmals, des sog. keronischen Glossars, gehen auf eine gemeinsame Vorlage zurück (vgl. Kögel, Ueber das keronische Glossar), und die Dialektmischung in ihnen bestätigt den Verkehr und die Benützung des Originals von Kloster zu Kloster; die aus St. Gallen stammenden Salomonischen Glossen sind in fünfzehn Handschriften verschiedener Gegenden überliefert; die sog. Murbacher Hymnen waren von Reichenau dorthin geschenkt, und die „Schlettstädter Glossen" verrathen einen oberalemanischen Ursprung. Den Einfluß der schriftstellerischen Thätigkeit des St. Gallers Notker und seiner Schule zeigen die Psalmenversion aus dem bairischen Kloster Windberg und die Paraphrase des Hohen Liedes durch den fränkischen Mönch Williram, später Abt zu Ebersberg in Baiern. Das sog. Gebetbuch der heiligen Hildegard enthält die aus dem alemannischen Muri im 12. Jahrh. stammende Sequentia de Sancta Maria theilweise in mitteldeutscher Mundart. Müllenhoff, Denkm. 244 3. Den Zusammenhang bairischer Klöster mit fränkischen beweist die Menge der aus Baiern überlieferten Gebete und Glaubensformeln, die alle auf fränkische Veranlassung und fränkische Vorbilder zurückzuführen sind. Von der aus Freising stammenden Exhortatio ad plebem Christianam gibt es neben der Freisinger eine Fuldaer Handschrift, es fand also Schriftentausch statt. Sämmtliche Monseer Fragmente gehen auf fränkische Vorlagen zurück Denkm. 252 6, so die Uebersetzung des Matthäusevangeliums und die nur theilweise in den bairischen Dialekt umgesetzten Tractate Isidors. Der Erzbischof Hildebold von Köln war Abt zu Monsee im Anfang des 9. Jahrh.; umgekehrt stammte Sturmi, der erste Abt von Fulda, aus bairischem Geschlechte. In Fulda strömten Jünglinge aus allen Gegenden Deutschlands zusammen, und die Leistungen der Klosterschule unter Hrabanus Maurus wirkten zurück auf St. Gallen (Wackernagel, L. G. § 37. Die einzige uns erhaltene Handschrift des in Fulda übersetzten Tatian liegt in St. Gallen, vielleicht dorthin gebracht durch Hrabans Schüler, Werinbert und Hartmuat, die ihrem Kloster wieder zu neuer Blüthe verhalfen. Otfrid von Weißenburg war mit den beiden Vorgenannten in Fulda unter Hraban gebildet worden, sein Evangelienbuch wurde nachher in Freising ab- und in's Bairische umgeschrieben, er selbst hatte es eben jenen St. Galler Freunden Hartmuat und Werinbert und dem Bischof Salomo von Constanz zugeeignet. — Handschriften der Glossae Trevirenses Summarium Heinrici finden sich auch in Baiern und Oesterreich. — Vor Karl d. Gr. trug ein langobardischer Sänger ein Lied vor Wackern. L. G. § 26, Anm. 22.

[2] Gr. I², 69, 94 ff., 109.

mageti, fingirî, chindilî sind alemannische Erscheinungen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben[1]. Unursprüngliches a an Stelle anderer Flexionsvocale findet sich in den späteren Denkmälern des bairisch-österreichischen Dialektes; diesem ist auch eigen die Accusativform inan, inen zu Nom. er[2]. Die eigenthümliche Form eines Gerundiums: ze habende ist im Bairischen eine Seltenheit, im Alemannischen bietet sie schon die Benedictinerregel[3]. Die charakteristische Verbalendung -nt in II. Pl. jedes Modus, auch wo die III. Pl. selbst von diesem t frei bleibt, herrscht bei Notker entschieden[4]. Weiter unterscheidet der alemannische Dialekt in der Flexion des Prät. Pl. zwischen starker und schwacher Conjugation, indem er zwar jener das charakteristische u läßt, in der schwachen hingegen überall ô dafür verwendet: wurfumês, wurfut, wurfun gegenüber neritômês, neritôt, neritôn: scoltômes, scoltôt, scoltôn[5]. Später sind die Formen mahte, mehte, ich lân schwäbisch oder schweizerisch[6]. Für das Bairische bezeugt bereits die Wiener Notkerhandschrift imperativische Verbindungen wie: sprechen wir, slahen wir, stîgen wir, singen wir[7]. Als eine Eigenthümlichkeit des alemanischen Dialektes in seinem späteren Verlaufe kann wohl auch die notkerische Consonantregel angeführt werden[8].

Für die fränkischen Dialekte hat zuerst Müllenhoff nach der Scala der Dentalen eine genaue Eintheilung gegeben[9]. Er unterscheidet: Hochfränkisch in Bereiche des ducatus Franciae orientalis, mit

---

[1] Gr. I², 631 ff.

[2] Vogt, in Paul u. Braunes Beitr. II, 265. Dm. ²633; 402, 574.

[3] Seiler, Beitr. I, 458.

[4] Gr. I², 857.

[5] Jacob Grimm, in Pfeiffers Germania III, 147 ff.

[6] Sommer, in der Vorr. zum Flore XXXIII.

[7] Vgl. Heinzel, in der Zeitschr. für österr. Gymnasien 1874, S. 258. — Scherer, Dm. ²611, merkt an, daß die starken Synkopen der heutigen bairisch-österreichischen Mundart bereits im 12. Jahrh. vorhanden sind: bhielt, pstuont, er rstuont, des rgibi = des ergib ich u. s. w. — Ueber die Frage, wie weit bereits in der älteren Zeit gesprochene und geschriebene Sprache auseinandergiengen, handeln wir im dritten Cap. des ersten Buchs im Zusammenhange.

[8] Gr. I², 131, 158, 181, 135, 381—383. — Die ersten Spuren dieser Regel finden sich schon im 9. Jahrh. in Oberdeutschland. Pietsch, in Zachers Zs. VII, 331. Bei der in Notkers Schriften mit peinlicher Sorgfalt durchgeführten Lautbezeichnung Wackern. L. G. § 37; vgl. unten S. 57 müssen wir annehmen, daß das Anlautgesetz auf Feinheiten der wirklichen Aussprache beruhe. In der Milderung der früheren Härten p und k dagegen und in der Ersetzung des alterthümlicheren ua durch das gemeinsame uo scheint Einfluß der fränkischen Hofsprache auf die Entwicklung des Alemannischen vorzuliegen. S. unten S. 58.

[9] In der Vorrede zu den „Denkmälern" ²X—XXIII.

Fulda und Würzburg als geistigen Mittelpunkten; rheinfränkisch, das Gebiet der Francia Rinensis, mit Mainz als Mittelpunkt; südfränkisch, den Uebergang vom Rheinfränkischen zum Alemannischen bildend, litterarisch verwerthet zu Weißenburg im Elsaß; nordfränkisch im Gebiete von Mosel und Eifel, die Abstufung gegen das Niederländische. — Neuerdings faßt man nach Pietsch[1]), das Ost- oder Hochfränkische, Rhein- und Südfränkische zusammen unter dem Namen des Oberfränkischen gegenüber dem Mittelfränkischen (Müllenhoffs nordfränkisch), in welch letzterm t der Flexion noch unverschoben erscheint, und dem nicht mehr hochdeutschen Niederfränkischen. Gemeinsames Kennzeichen des Fränkischen im Gegensatz zu den oberdeutschen Mundarten ist die Vermeidung des a in den unbetonten Vorsylben: ga, za, ant, far sind hier gi, zi, int, for fur, süd- und rheinfränkisch fir und fer. Der „itacistische Zug" des Südfränkischen kommt außerdem zum Vorschein in der Vorsilbe ir gegenüber rheinfränkischem er, ostfränkischem und oberdeutschem ar[2]). Statt der Endung ari zeigt das Fränkische in älterer Zeit eri: sangheri; dann macht sich das Streben geltend, diese vielgebrauchte Ableitungssylbe in ihrer vollen Deutlichkeit zu erhalten, und so beginnt ari im neunten Jahrhundert in âri überzugehen. Zu beachten ist, daß die eri zeigenden Wörter bei Otfrid alt überlieferte zu sein scheinen, während es von mehreren der nur ari aufweisenden wie bredigari, heilari u. s. w., welche bei Otfrid zuerst vorkommen, recht gut denkbar ist, daß sie erst von Otfrid mit der der Verlängerung zuneigenden Endung geprägt wurden[3]). — Der Assimilation wirkende Vocal ist im Fränkischen meist o: bruodoron, im Oberdeutschen eher i. Hinwieder wird o in Flexionssilben eingeschränkt durch a: unsarâ Nom. Pl Fem. oder durch u: frewidhu, guoderu Gen. Sg. Fem., sagêtûs für sagêtôs. — Die Anlaute hw, hl, hr, hn verklingen im Fränkischen in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts, im Alemannischen schon um 760. Die Schreibung scl für sl: sclâf, der Vorläufer des späteren sch, findet sich im neunten Jahrhundert als eine Eigenthümlichkeit der rheinischen Dialekte. — Die Erweichung von ursprünglichen t zu d ist eine speciell rheinfränkische Erscheinung; bei Isidor findet sich eowihd, unrehd, bei Otfrid namentlich anlautendes dr: drahtôn. Diese Eigenthümlichkeit tritt auch im Elsaß stark

[1]) Verwandtschaftsverhältniß der oberfränkischen Dialekte, in Zachers Zs., Bd. VII.

[2]) Pietsch, a. a. O., S. 336.

[3]) A. a. O., S. 342.

hervor[1]), und wir sind um so mehr berechtigt, darin eine Einwirkung des benachbarten Fränkischen zu sehen, als das Elsaß seit Chlodwig unter fränkischer Herrschaft stand[2]).

Während die südfränkische Mundart den Übergang zum Alemannischen bildet, nähert sich das Hochfränkische mehr dem Bairischen. Die Gegend, wo sie zusammentreffen, ist der Nordgau, das Gebiet um die spätere freie Reichsstadt Nürnberg. Der Nordgau hatte von Anfang an eine rein bairische Bevölkerung, wurde aber im achten Jahrhundert vom altbairischen Lande losgerissen und dem fränkischen durch Eroberung einverleibt, sodaß hier sich neuere fränkische mit den alten bairischen Spracheigenthümlichkeiten kreuzen und durchdringen konnten.

Im Gegensatze zu Jacob Grimm, dem die streng althochdeutschen Dialekte als Norm galten, legt die neuere Grammatik ihrer Darstellung die ostfränkische Lautstufe zu Grunde, einestheils weil der Lautstand der späteren Sprachperioden am meisten zu dieser stimmt, anderntheils wegen der dominierenden Stellung der mittleren Dialekte, unter denen das Ostfränkische den ausgeprägtesten hochdeutschen Typus aufweist[3]).

Über die mitteldeutschen Dialekte, den hessischen und den thüringischen, sind wir für die althochdeutsche Zeit nur dürftig unterrichtet, da uns bis zum zwölften Jahrhundert schriftliche Denkmäler abgehen[4]). In den Eigennamen der ältesten thüringischen Urkunden stehen die Dentalen noch ganz auf der Stufe des Niederdeutschen, später faßt das Hochdeutsche in den mitteldeutschen Landschaften festeren Fuß, und die plattdeutschen Bestandtheile in der Sprache derselben weichen zu-

---

[1]) Die Neigung zu dem Anlaute d in Wörtern, wo die herrschende ahd. und mhd. Mundart t verwendet, ist für Jacob Grimm (Sendschr. an Lachmann, Ueber Reinhart Fuchs, S. 64—67) mit bestimmend gewesen, Heinrich den Gleißner, den Verfasser der ältesten deutschen Thierdichtung, dem Elsaß zuzuweisen. Heinrich hat: dac, deil, dief, dôt, duon, diuvel, drût u. s. w., und so noch die heutige elsässische Volkssprache.

[2]) In einer Urkunde für Murbach v. J. 760 wird Alamannia ausdrücklich vom pagus Alzacensis unterschieden. Als. dipl. num. 33. — »Terra antiqua, potens, Franco possessa colono, cui nomen Helisaz Francus habere dedit«, singt Ermoldus Nigellus vom Elsaß (Eleg. I, 77). — Vgl. unt. S. 45, Anm. 2.

[3]) Vgl. Braunes Ahd. Gr. § 90. Müllenhoff in der Vorrede zu den Dm. ²X, XXVI, XXX.

[4]) Das Hildebrandslied ziehen wir nicht hieher, auch wenn wir mit Müllenhoff (Dm. Vorr. S. IX) annehmen, es sei im 8. oder 9. Jahrh. in Hessen oder Thüringen entstanden, denn in seiner wahrscheinlich zu Fulda geschehenen Aufzeichnung herrscht ein künstlicher Mischdialekt. Vgl. unt. S. 54.

rück. Dieser Vorgang ist auf die Wirkung des Fränkischen des achten und neunten Jahrhunderts zurückzuführen[1]). — Im Vocalismus muß frühe schon die Zusammenziehung von uo (iu) und ie in û und aufgetreten sein[2]). Weitere Eigenthümlichkeiten, die man ebenfalls im Neuhochdeutschen finden wird, treten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hinzu, so die Vorliebe für ë und o in der Bildung der Verbalstämme: ich spreche, werde, begonde, konde; ê für ae: gebêrde; Stummwerden des stammhaften h: zie ich, gesên, versmêt. Die aspirierte Aussprache der Media g im Auslaut wird bezeugt durch die Schreibungen lach, mach, tach, genuch, slûch, trûch, burch. Endlich gibt sich die Neigung kund, kurze offene Stammsylbe zu dehnen[3]). Niederdeutsche und thüringische Dichter verwenden zweisylbige Wörter mit kurzem Wurzelvocal zu klingendem Reim. Bei Heinrich von Veldeke verbindet sich mit dieser Eigenthümlichkeit die entgegengesetzte der Kürzung ursprünglich langer Vocale vor Consonantverbindungen, namentlich vor cht: dächte, brächte, stont. Wie in den Sprachformen, so äußert sich auch in dem Gebrauche ganzer Wörter, ganzer Redensarten und bildlicher Ausdrücke der Zusammenhang des Mitteldeutschen mit dem Niederdeutschen. Als mitteldeutsche Wörter, die nachher allgemein üblich geworden sind, sind zu nennen: binnin, halbin, êrsam.

Zu einer Scheidung der althochdeutschen Dialekte nach dem Wortschatz liegen erst Ansätze vor. Man hat bemerkt, daß die Lehnworte puzza, sichur nur im Alemannisch-Fränkischen vorkommen, daß die Form inti alemannisch, enti bairisch, erdho fränkisch ist. Jacob Grimm will die heutige Volkssprache für Rückschlüsse nach dieser Richtung zu Rathe ziehen[4]). Der Ausdruck hevan (coelum) sei sächsisch, im Heliand wechsle er mit himil; wenn sich nun ausmitteln ließe, auf welchem Landstriche zwischen Westfalen und Niedersachsen beide noch heute den Einwohnern geläufig sind, so wäre ein Punkt gewonnen, der mit andern ähnlichen die Heimath des Dichters ver-

[1] Vgl. Müllenhoff, Dm. Vorr. S. VIII u. IX, und unten S. 53.

[2] Zachers Zs. VII, 355. — Vgl. Dm. Anm. 33 und 100. — v. Bahder Ueber ein vocalisches Problem des Mitteldeutschen setzt das allgemeine Zurücksinken in die Monophthonge in's 11. Jahrh.

[3] Der orthographische Gebrauch des ie zur Bezeichnung des einfachen gedehnten i steht hiermit in Verbindung. Schon im Grafen Rudolf dessen Handschrift noch in's 12. Jahrh. gehört, finden sich die Schreibungen: siete, viele, niet, wiert, und auch in Fällen, wo doppelte Consonanz die Sylbe lang macht: wiezzen, miechel. Vgl. Wilhelm Grimm in der Einl. zu seiner Ausg. d. Gr. Rud. S. 5.

[4] Gr. I², Vorr. S. XIV.

riethe. Die Form van für von sei niederländisch und plattdeutsch, doch auch in einzelnen althochdeutschen Denkmälern als fana und hin und wieder bei mittelhochdeutschen Dichtern als van nachweisbar. Von den heutigen Mundarten erscheine sie nur im östlichen, nicht im westlichen Baiern, somit sei sie dem älteren wie jüngeren schwäbischen Dialekte abzusprechen, und dieser müsse auf die Bildung des Neuhochdeutschen, welchem durchaus nur von gerecht ist, mächtiger gewirkt haben als der bairische. „Einzelnes Zusammentreffen beweist freilich nicht genug; hat man erst solcher Linien mehr gezogen und viele Berührungs- oder Abstandspunkte gewonnen, so wird sich die Sonderung mancher Dialekte fast mathematisch nachrechnen lassen[1]." — Durch eine sorgfältige Vergleichung des Wortschatzes der bairischen Wiener Notkerhandschrift (Psalmen) mit dem alemannischen Original hat in neuerer Zeit R. Heinzel bedeutende Verschiedenheiten der beiden sonst nahe zusammengehenden Dialekte nachgewiesen[2]. So sind die Ableitungen -ig statt ing: chunig, und -nussida, -nussidi für das Bairische charakteristisch, ferner die Composition mit -lîh; die schwache Declination wird bevorzugt; das Geschlecht zeigt dialektische Verschiedenheiten.

Für das frische Leben der althochdeutschen Sprache zeugt ihre Fähigkeit, fremde Wörter sich mundgerecht zu machen. Aus lateinischem caseus, caesar, crux, corona, capella, carcer, calix, calix, cicer, pix ward chasi, cheisar, chrûzi, chrôna, chapella, charchâri, chelih, chichura, pëh. Kirche, Keller, Kerker, Kaiser, Kicher sind in's Deutsche gedrungen, als man das c in cerasum, cella, carcer, caesar, cicer noch wie k sprach; vergleiche auch dechamôn-decimare und das merkwürdige umbikirg-circumcirca bei Otfrid, Kempraten aus Centumprata. Später aufgenommen sind Kreuz, Zelle, Prinz, Zirkel, Bezirk; acetum-ezih. Torcular lautet bei Notker torculhûs und torzilhûs; census, ahd. zins, wird altsächsisch durch formale Analogie zu tinsi. In der Umdeutschung

[1] Vgl. hiezu S. 24, Anm. 1. — In seiner oben (S. 28, Anm. 1 erwähnten Abhandlung über Heinrich den Gleißner kommt Jacob Grimm auf diesen Gegenstand zurück, indem er als Kennzeichen der Heimat Heinrichs anführt, daß die Spracheigenheit des berühmtesten Dichters, den das Elsaß jemals erzeugte, gewisse Einstimmungen mit Heinrich kundgebe. Gottfried sagt weizgot, ebenso Heinrich der Gleißner, während der große Haufe der Uebrigen gotweiz vorzieht. Ebenso drûtminne, drûtgeselle, drûtherre, verglichen mit Gottfrieds trûtgeselle, trûtkind u. s. w.; numme — non amplius. Für beide Dichter entschuldigt die Nachbarschaft des französischen Bodens, daß sie weit mehr romanische Wörter gebrauchen, als sich Andere verstatten.

[2] Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notkerhandschrift. Wiener Sitzungsberichte Bd. 80, 679—744; 81, 203—350.

römiſcher Ortsnamen mit t iſt die Verſchiebung zu z Regel: Magontiacum, Borbetomagus, Tolbiacum, Patavium, Confluentes ſind Maginz, Wormizfeld, Zulpih, Pazowa, Cobolenzi. Doppelformen begegnen in tabula-zâbal (Neutr.) neben Tafel (Fem.), tributum-tribuz neben dem aus der claſſiſchen Gelehrſamkeit wieder aufgenommenen nhd. Tribut. Schwankender iſt die Labialreihe. Durchgängig bleibt die Tenuis in pîna, përala, puzza (puteus), paradîsi, pilgrim, palinza, pëdarsil (petroselinum), palma, tempal, probist, pimenta, prosa, pira (pirus). Otfrid hat ſogar pad, porta, plëgan, wo andere phad oder fad, phorta, phlëgen ſetzen. Beiſpiele letzterer Art ſind: phant, phunt, phanna, phersiboum (persicus), phorzih (porticus), phellöl, phorri (porrus), phalanza, phlanza. — piscof iſt mit italieniſchem vescovo zuſammenzubringen[1]), episcopus ſteckt in dem elſäſſiſchen Ortsnamen Epfig: phogat-advocatus[2]). Von der ſteifen Herübernahme der fremden Wörter ſeit den Zeiten des Humanismus ſticht die Mannigfaltigkeit der alten Sprache vortheilhaft ab.

Daß das Althochdeutſche in ſeiner Geſammtheit keine Tochterſprache des Gothiſchen iſt, erweiſen ſchon gewiſſe alterthümliche Formen,

---

[1]) Gr. I², 401.

[2]) Vgl. über dieſen ganzen Abſchnitt Gr. I², 177, 152, 153, 128, 131. — Wackernagel, Die Umdeutſchung fremder Wörter, Kl. Schriften III, 252ff. — Franz, Die lateiniſch-romaniſchen Elemente im Ahd. — Die Erſcheinung, daß die eine Gruppe der zuletzt aufgeführten Lehnwörter den lateiniſchen Lautſtand beibehält, erklärt Grimm daraus, daß die Entlehnung in einer früheren Zeit erfolgt ſein müſſe, wo die Aſpiration noch nicht eingeführt war, ſpäter aber war es natürlich, daß dieſe fremde Wörter, die ſich dem Gang der deutſchen Laute nicht fügen wollten, verſchonte, wenigſtens größtentheils; ja einige derſelben nahmen bei Solchen, die der ſtreng ahd. Tenuis die Media b vorziehen oder mit beiden wechſeln, wie beſonders Notker, den Umſtänden nach die letztere an, z. B. bëh (pix), bîna (dolor), bira, buzza. — Hiegegen wendet Raumer Ueb. Aſpiration u. Lautverſchiebung, Geſ. Schr. 1 ff. ein, daß gerade Wörter, die ſchon im Urdeutſchen ſich einbürgerten, von ihrer römiſchen Mutter getrennt, ganz dieſelben Veränderungen hätten erfahren müſſen, wie die zur Zeit ihrer Einführung vorhandenen einheimiſchen p. Die Sache ſei vielmehr ſo anzuſehen: Während des ganzen Mittelalters läuft neben der volksthümlichen Entwicklung eine lateiniſche Bildung her. Die Berührungen zwiſchen den lateiniſch Gelehrten und den nur Deutſch verſtehenden ſind unzählig. So oft nun aus dieſer lateiniſchen Quelle ein Wort unter das deutſchredende Volk floß, wurde es in den Strom der deutſchen Lautveränderung gezogen. So wurde aus planta pflanze u. ſ. w. Wo dagegen ein Wort mit ſeinem lateiniſchen Urſprung im Zuſammenhange blieb, da behielt es die echt römiſche Form bei. — Franz, S. 13, führt wie Grimm die ungleichmäßige Behandlung des lat. p auf eine zeitliche Unterſcheidung zurück, aber in entgegengeſetztem Sinne. Die Wörter mit verſchobenem p documentieren ſich als in vorhochdeutſcher Zeit übernommen, während die andern junge Entlehnungen ſind aus einer Zeit, da die Lautverſchiebung nicht mehr wirkte. Vgl. auch S. 33 der Abhandlung.

die es, wenn auch der Zeit nach um mehrere Jahrhunderte jünger, vor jenem voraus hat, und die auf einen dem Gothischen verschwisterten Dialekt zurückgehen müssen [1]). Das Althochdeutsche hat den Instrumentalis im Masc. und Neutr. Sg. des starken Substantivs und Adjectivs bewahrt: viseu, hirtu, wortu, cunnju, blintu; dann den alten Acc. Sg. von Eigennamen und persönlichen Substantiven auf -an: Hludowîgan, Hartmuatan, Werinprahtan, kotan (Deum), truhtînan (Dominum). Beim Adjectiv stimmt ahd. blintêr, blintêru nicht zum gothischen blinds, blindai. Das Verbum hat gegenüber dem einzigen gothischen îm die Personalendung -m in der I. Pers. Sg. Präs. Ind. zweiter und dritter schwacher Conjugation: salbôm, habêm u. s. w., ferner in den Anomalen gâm, stâm, tuom, bim und vereinzelten Überresten: arwêlîm (ferverem, Gl. Hrab.) [2]), arheizêtîm (aestuarem, Gl. Hrab.) [3]), ich bimuniun [4]); endlich die Endung -mês in der I. Pers. Plur. aller Tempora, Modi und Conjugationen, wo das Gothische durchweg bloßes -m aufweist.

Die althochdeutsche Litteratur dient wesentlich kirchlichen Bedürfnissen, ihre Anfänge im achten Jahrhundert knüpfen an an die missionierende und gelehrte Thätigkeit der Mönche, welche nicht lange vorher in den Klöstern ihre Stätte aufgeschlagen hatten und von da aus als die alleinigen Träger der Bildung auf ihre Zeitgenossen wirkten. Die überall befolgte Regel des heiligen Benedictus und das Vorbild seiner Stiftung Monte Cassino schrieben nicht nur vor, die Zeit zuzubringen mit Gebet und mit Bebauung der Einöde, sondern auch mit wissenschaftlicher Thätigkeit, und dieser Thätigkeit verdanken wir für die deutsche Litteratur die Entstehung von Glossen oder lexikalischer Werke zur Bibel und zu profanen Schriftstellern, bestimmt, den Geistlichen das Verständniß des Lateinischen, der Sprache der Kirche und zugleich der Sprache, auf welcher alle weltliche Gelehrsamkeit des Mittelalters beruhen sollte, näher zu legen. Umgekehrt finden wir in einem Bücherkatalog der Reichenau aus dem neunten Jahrhundert verzeichnet „carmina diversa ad docendum Theodiscam linguam“ [5]), in welchen uns wohl nichts Anderes als die unter dem Namen der „Murbacher Hymnen“ bekannte Interlinearversion lateinischer Hymnen vorliegt [6]); sei es, daß, wie Wacker-

[1]) Vgl. S. 15.
[2]) Gr. I², 857.
[3]) Ebd. 869.
[4]) Ebd., Abdruck von Scherer, 869.
[5]) Neugart, Episc. Const. pag. 550.
[6]) Scherer, Dm. ²530.

nagel vermuthet, der so ertheilte Unterricht fremden Brüdern galt, sei es, daß wir mit Scherer annehmen, es sei die Fertigkeit in der schriftlichen Handhabung der deutschen Sprache durch Deutsche selbst damit gemeint. Daß diese Fertigkeit sich durchaus nicht von selbst verstand, lehrt nicht nur die mühsame Übertragung des lateinischen Alphabets auf die ältesten Sprachdenkmäler mit ihrer schwerfälligen und schwankenden Orthographie, sondern wird von den Schriftstellern geradezu ausgesprochen. Otfrid sagt in der Vorrede zu seinem Evangelienbuche: »Huius linguae (der deutschen) barbaries, ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic etiam in multis dictis scriptu est propter litterarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis«; und noch anderthalb Jahrhunderte später nennt Notker seine Verdeutschungsarbeit »rem paene inusitatam«[1]), vor welcher der Leser, als vor etwas Ungewohntem, im Anfang zurückschrecken werde. — In Bezug auf ihren Verkehr nach Außen mußte die Kirche für die erste Zeit sich damit begnügen, der Gläubigkeit und der Sittlichkeit des Laienvolkes durch Mittheilung bloß einiger deutsch abgefaßter Formulare eine feste Richtschnur zu geben. Diesem Zwecke dienen Taufgelöbnisse, Beichten und Katechismen. Besondere Beachtung wurde dem Glaubensbekenntniß und dem Vaterunser geschenkt, nachdem Karl der Große auf der Synode von 801 hatte beschließen und mehrmals wiederholen lassen, es solle Jedermann diese beiden Stücke lateinisch auswendig lernen, später aber den Gebrauch der Volkssprache hatte zugeben müssen[2]). — Spärlicher ist die Predigtlitteratur vertreten. Zwar wird

[1] Im Briefe an Bischof Hugo von Sitten. Vgl. unten S. 41, Anm. 3; 57, Anm. 1. Ueber das späte Eintreten und die Mühsamkeit litterarischer Verwerthung des Deutschen, über die Gründe, warum das Latein bevorzugt wurde, endlich über dessen barbarischen Charakter selbst, wie er in den Urkunden zu Tage tritt, handelt sehr gut Vadian, der st. gallische Humanist des 16. Jahrh., in einem Briefe an Bullinger de obscuris Alemannicorum verborum significationibus Goldast, Script. rer. Alem. II und ausführlicher in der Schrift De Collegiis Monasteriisque Germaniae veteribus bei Goldast III. »In totum constat, sagt er am Schlusse, tabularum Germaniae scriptarum recentem esse usum, et sunt anni pauci, ex quo haec lingua vulgo scribi coepta est, scripsere quidem et veteres, sed pauci et rari et velut periculi faciundi gratia.« Vgl. unt. S. 51.

[2] Dm. 2503. — Noch Berthold von Regensburg im 13. Jahrh. thut den Ausspruch: »die ungelêrten liute die suln den glouben in tiutsche lernen unde die gelêrten in buochischem lateinisch«. — Mäßiger sind die Statuta Salisburgensia von 799 Pertz, LL. I, 80. Hier wird vom Volke nur die richtige Einübung des Rufes Kyrieleison verlangt, »ut non tam rustice ut nunc usque, sed melius discant«.

schon über den heiligen Gallus berichtet, Columban habe ihm befohlen, zum Volke zu sprechen, »quia ille inter alios eminebat lepore latinitatis nec non et idiomā illius gentis«[1], und Bischof Chrodegang von Metz in der Mitte des achten Jahrhunderts, aus vornehmem fränkischem Geschlechte des Haspengaues, wird gerühmt als »eloquio facundissimus, tam patrio quamque etiam latino sermone imbutus«[2]; zwar wurde auf Antrieb Karls d. Gr. in den Jahren 789 und 813 den Bischöfen[3] eingeschärft, sie sollten predigen »dominicam orationem omnibus intelligendam«[4], »secundum proprietatem linguae«, »juxta quod intelligere vulgus possit«, und wiederholendlich auf der von Hraban 847 zusammenberufenen Mainzer Synode: »ut easdem omelias quisque aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Teotiscam«[5]; sie begnügten sich trotzdem mit der Ablesung lateinischer Homilien und lateinischer Erläuterung derselben, denn nach wie vor wird die Beredsamkeit in der Volkssprache als etwas Außergewöhnliches hervorgehoben, so von Bischof Bernold von Straßburg (gestorben 840): »populis noto scripturas frangere verbo certat«[6], und den Brüdern Adalhart und Wala, Aebten von Corbie: »si idem (Adalhard) barbara quam Teutiscam dicunt lingua loqueretur, praeeminebat claritatis eloquio«[7]; von Wala: »eloquentiam quoque utrarumque linguarum .... modestam nimis habebat[8].« In St. Gallen wurde noch zu Notkers Zeiten ausschließlich lateinisch gepredigt. Übrigens sind die uns erhaltenen geringen Überreste althochdeutscher Predigten keine selbständigen Arbeiten[9], sie fußen vielmehr auf der Homilienlitteratur der lateinischen Kirche, namentlich Gregor d. Gr. erfreut sich einer sehr ausgedehnten Benutzung.

Diese unselbständige, nach unsern Begriffen spärliche Litteratur hat einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt auf die Sprache selbst, in-

---

[1] Vita S. Galli, bei Pertz, Mon. Germ. II, 7.

[2] Pertz, SS. II, 267.

[3] Die Pfarrgeistlichen predigten nicht; vgl. die Epistel Alcuins (Wackern., L. G. § 26, Anm. 12,: »facere non volunt«.

[4] Vgl. Dm. 2516.

[5] Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches, I, 305, Anm. 52.

[6] Ermoldus Nigellus, Eleg. I, 157.

[7] Radberti vita Adalhardi, cap. 77; vgl. Dümmler a. a. O., S. 306, Anm. 54.

[8] Vgl. die Meldung Ekkeharts Pertz, SS. II, 94 über Tuotilo, der um die Wende des 9. u. 10. Jahrh. in St. Gallen dichtete: »concinnandi in utraque lingua potens et promptus natura«.

[9] Vgl. oben den Ausspruch der Mainzer Synode.

dem sie dieser die Anschauungsweise des Christenthums aufprägte. Längst vor der Reformation, sagt Rudolf von Raumer[1]), dachte Niemand mehr daran, daß es eine Zeit gegeben habe, in der zwar „Vater, Mutter, Schwester" schon eben das bedeuteten, was sie heute noch bedeuten, in der aber Wörter wie „Glaube, Buße, Taufe" in der gegenwärtigen Bedeutung völlig unbekannt waren. Zum Theil sind es altheidnische Ausdrücke, wie „Hölle, Geist," die auf diese Weise einen kirchlichen Sinn erhalten; vielfach auch sind Fremdwörter angenommen und der Sprache angeglichen worden.

Noch in einer andern Richtung ist aus dem nämlichen Zeitraum ein mittelbarer Einfluß des Christenthums auf die deutsche Sprache wahrzunehmen, in der Ersetzung der poetischen Form der Allitteration durch den Reim. Mit dem allitterierenden Verse war die stilistische Form, der Ausdruck, feststehend, der Stil war durchaus an die Formeln der volksthümlichen Epik gebunden; deshalb nimmt im sächsischen „Heliand" die evangelische Geschichte eine Färbung an, wie sie mehr dem Volksepos und dessen Inhalt, der Heldensage, entspricht. Christus erscheint als Volkskönig, die Apostel sind seine Gefolgsleute, alles edelgeborene Männer. Der Dichter beschränkt sich wesentlich auf die Erzählung, die ausdrückliche Hervorhebung der in derselben liegenden Lehre tritt nur selten auf, und von lyrischen Elementen ist keine Spur vorhanden. In der Allitteration treten die Hauptbegriffe überall kräftig hervor, und in Folge dessen hat diese Dichtungsart etwas Gewaltiges, Großartiges, Feierliches, aber auch etwas Schroffes, Hartes und Eintöniges. Die Darstellung hat keinen gleichmäßigen Fluß, sie schreitet ruck- und stoßweise vorwärts. Die feste Abgrenzung und Bestimmung der Redeweise, wo ein Wort das andere naturgemäß an sich zieht, gab der ganzen Poesie etwas Starres und Unbeholfenes, und führte mit dem Streben nach dem Parallelismus der Tautologie und der Antithese den poetischen Stil der Armuth entgegen und setzte ihn der Gefahr aus, die freie Bewegung einzubüßen und mehr und mehr sich auf eine gewisse Anzahl festgestellter Redensarten zu beschränken[2]).

Nicht so der Reim. Der gleiche Stoff, der dem Dichter des „Heliand" vorlag, ist ein Menschenalter später von Otfrid, dem Mönche von Weißenburg, ganz anders behandelt worden. Otfrid hat

---

[1]) Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache, 1845.

[2]) Wackernagel, L. G. § 25.

zuerst den Reim in einem Werke solchen Umfanges angewendet[1]). Im Gegensatz zur Allitteration ist der Reim keine nationale, mit dem kriegerischen Leben und den heidnischen Anschauungen der alten Germanen innig verflochtene Form, sondern den christlichen Dichtungen der Romanen und Lateiner nachgeahmt. Schon dadurch ist ein Wechsel im poetischen Motive bedingt. Der Reim nimmt ferner mehr auf die Vocale Rücksicht als die Allitteration, in Folge dessen bekam die Poesie einen weicheren Charakter; sie wurde mehr und mehr geeignet und geneigt, sich die Schilderung der Seelenzustände als Hauptaufgabe zu stellen — und in der That sind Otfrid die lyrischen Partieen am Besten gelungen — nicht, wie die Allitteration, zu beharren in der Bezeichnung äußerlicher Dinge. Damit machte sie sich zugleich in weit höherem Grade fähig, die Ideen des Christenthums auszudrücken, überhaupt machte sich der Inhalt von der Form viel unabhängiger, der Stil wurde beweglicher, die Sprache floß leichter dahin und ward rascherer Entwicklung zugänglich. „Der Reim," sagt Jacob Grimm[2]), „hat nur schlechte Dichter gezwängt, wahren gedient, ihre Gewalt der Sprache und des Gedankens zu enthüllen[3]."

Das karolingische Zeitalter bezeichnet den Höhepunkt der gesammten althochdeutschen Periode. In der Hauptsache ist die Litteratur jetzt eine Litteratur des Frankenreiches[4]), denn wenn ihr Ursprung zwar in Alemannien und Baiern wurzelt, so sind es nur Glossen und Interlinearversionen, die wir als älteste Denkmäler von daher haben, und die kaum als besondere Stilproben gelten können. Es kam hier zunächst darauf an, sich nur das nothdürftigste Verständniß des Lateins zu verschaffen. In Franken aber, in der Umgebung des Hofes, des Mittelpunktes aller damaligen Bildung, herrschten von Anfang an günstigere Verhältnisse. Nach Einhart[5]) ließ Karl d. Gr. die Volksrechte derjenigen unter seiner Herrschaft stehenden Stämme, bei denen dieselben bloß durch die Tradition fortgepflanzt waren, schriftlich verfassen. Dies geschah freilich wie bei den zu den Zeiten

---

[1] Otfrid ist auch der erste deutsche Dichter, von dem uns zugleich Name und Werk erhalten sind. Die gelehrte Richtung, die er in der deutschen Poesie begründet, gibt sich auch darin kund, daß er sein Werk nicht nur zum Singen, sondern auch zum Lesen bestimmt. Vgl. d. Ausg. v. Piper, Vorr. an Liutbert, S. 8, Anm.

[2]) Gr. I², Vorr. S. VII.

[3] Vgl. ebendas. die Bemerkung über den Werth des Reims für die grammatische Beobachtung der Laute: „Ohne den Reim wäre fast keine Geschichte unserer Sprache auszuführen".

[4] Vgl. unten S. 45 ff.

[5]) Vita Karoli imperatoris, cap. 29.

der Merowinger aufgezeichneten Leges Barbarorum in Latein, und dieses ist auch die Sprache der wichtigen amtlichen Erlasse Karls, der Capitularien. Anders wäre es bei der Vielsprachigkeit des Reiches nicht möglich gewesen. — Auf die Förderung der deutschen Sprache dagegen bezieht sich die Nachricht, daß Karl einen genaueren Unterschied der Winde festsetzte und den Monaten Namen gab »juxta propriam linguam, cum ante id temporis apud Francos partim latinis, partim barbaris nominibus pronunciarentur«. Diese deutschen Namen der Winde und Monate werden uns an der gleichen Stelle überliefert, sie sind aber in der von Karl gewünschten Ausdehnung nicht in die Sprache übergegangen. Das weitere Zeugniß Einharts: »barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit« stimmt zu der Mittheilung des spätern Monachus Sangallensis, wonach Karl durch einen Spielmannsvers über sein Verhältniß zum Bruder seiner verstorbenen Gemahlin zu Thränen erschüttert wurde[1]). Karls Sohn, Ludwig der Fromme, theilte freilich diese Verehrung der altheimischen Dichtkunst nicht[2]), und so ist jene Sammlung verloren gegangen[3]). — Aus alle dem geht hervor, daß Karl auch in Bezug auf die Bildung sein Volk zu nationaler Selbständigkeit und Eigenart zu erheben sich bemühte. Am Wichtigsten für unsern Zweck ist die lakonische Notiz: »Inchoavit et grammaticam patrii sermonis«. Sie wird ergänzt durch den Bericht des Humanisten Johannes Trithemius in seiner 1518 gedruckten Polygraphia: »Carolus, Magnus cognomine, Nannone grammatico praeceptore, linguam Germanicam, quae illi fuit paterna, instar Latinae cupiens regulis exornare grammaticis, arduum opus incepit, quod tamen multis implicitus et morte praeventus non perfecit«. Die bekanntesten Grammatiker der Karolingerzeit sind, nach den Glossen zu urtheilen, Alcuin, Donat, Priscian. Dies giebt uns einen Maßstab für das, was man damals von einer Grammatik verlangte.

Bedeutsamer für die Ausbreitung der Bildung wurde die Hofschule, die restauratio litterarum, welche der 782 nach Frankreich berufene Alcuin in der Umgebung Karls begann, und die später nach Tours übertragen wurde. Hier studierten die talentvollsten jungen Mönche der Zeit und trugen das empfangene Wissen über das ganze Reich. Alcuin selbst scheint für die Pflege der deutschen Sprache nicht

[1] Müllenhoff und Scherer, Dm.[2] Num. VIII und Erläuterung S. 288.
[2] Vgl. Wackernagel, L. G. § 27, Anm. 3 u. 4; und unten S. 41, Anm. 1.
[3]) Vgl. ebd. § 26, Anm. 19; und unten S. 48, Anm. 3.

das geringste Interesse gehabt zu haben, sein Verdienst nach der sprachlichen Seite liegt darin, die unter den Merowingern verwilderte lateinische Orthographie geregelt und ein besseres Verständniß dieser Sprache geschaffen zu haben. Er habe, läßt er die Encyclica de litteris colendis sagen, in den Schriften der Bischöfe und Klöster zwar den rechten Sinn, aber sermones incultos, negligentiam dicendi, linguam ineruditam angetroffen; dadurch könne leicht das Verständniß der heiligen Schriften beeinträchtigt werden[1]). Dieses bessere philologische Verständniß kam nun aber auch den Übersetzungen in's Deutsche zu Gute. Die Übersetzungen der Tractate Isidors und des Matthäusevangeliums zeichnen sich aus durch freie Beherrschung des Deutschen, durch Abrundung des Stils und Geschicklichkeit auch in der Darstellung abstracterer Satzverhältnisse. Verschiedene äußere und innere Umstände weisen hin auf ihre Entstehung unmittelbar am königlichen oder kaiserlichen Hofe, der in den Jahren 770 bis 790 am Mittelrhein, in Worms, seinen Hauptaufenthalt hatte[2]). Der Isidor, im Besonderen die Schrift de fide catholica contra Judaeos[3]), ist ein Denkmal, wie keines sonst, der mittel- oder rheinfränkischen Mundart, der Hofsprache[4]).

Der Hauptbeförderer der neuen Bildung in Deutschland war Hrabanus Maurus, der, etwa 776 geboren, ein Zögling Alcuins ward, dann in Fulda lebte und wirkte, von 805 ab als Lehrer, seit 822 als Abt, und 856 als Erzbischof von Mainz starb. Hraban war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, er gab Anlaß zu neuen Glossenwerken, und auf seine Anregung ist die in Fulda um 825 angefertigte Übersetzung der Evangelienharmonie des Tatian zurückzuführen. Sein Commentar zum Matthäusevangelium ist die Hauptquelle sowohl für den Dichter des „Heliand" als für Otfrid. Indeß erwähnt weder dieser, da, wo er von Hraban spricht[5]), noch ein zweiter hervorragender Schüler, der 849 als Abt von Reichenau gestorbene Walafrid Strabo, einer unmittelbaren Thätigkeit Hrabans

---

[1]) Vgl. Pertz, LL. I, 52; Dm. [2]520.

[2]) Vgl. Dm. [2], S. 526—528.

[3]) Am Besten ist dieselbe erhalten in einer aus dem Kloster des heil. Anianus zu Orleans stammenden Handschrift, ein Beweis für die Pflege der deutschen Sprache im westfränkischen Reiche zur Zeit der Karolinger. Vgl. unt. S. 48. — Die übrigen in diesen Kreis gehörenden Uebersetzungen Dm. [2] Anm. 59 u. 60, sind in einer Monseer Handschrift lückenhaft überliefert und verrathen den Einfluß bairischer Abschreiber. Vgl. S. 25, Anm. 1.

[4]) Wackernagel, L. G. [2], § 21, Anm. 11a.

[5]) »A Rhabano . . . educata parum mea parvitas est.« Vorr. an Liutbert.

für die deutsche Sprache; die Annahme, auf Hraban sei die größere Genauigkeit, mit der man jetzt die deutsche Sprache darzustellen beginnt, namentlich die Bezeichnung des Tones deutscher Wörter zurückzuführen, und ein Zeugniß für diese höhere Werthschätzung der Heimatsprache sei eben Otfrid, bleibt daher Vermuthung, wenn auch eine sehr gegründete[1]). Ein einziges linguistisches Werk ist uns von Hraban überliefert, ein kurzer Tractat de inventione linguarum, ab Hebraea usque ad Theodiscam[2]). Der Inhalt entspricht freilich diesem Titel nicht, denn er bringt bloß eine Darstellung des hebräischen, griechischen, lateinischen und „scythischen" Alphabetes mit erläuternden Zwischenbemerkungen. Sodann heißt es wörtlich: »Litteras, quas utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, infra scriptas habemus: a quibus originem, qui Theodiscam loquuntur linguam, trahunt. Cum quibus carmina sua incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involuntur«. Nun folgt das Runenalphabet. — Am gleichen Orte wird auch der Einfluß des Angelsachsen Bonifaz auf die Gestaltung des Schriftcharakters in Deutschland hervorgehoben.

Walafrid Strabo ward seinerseits das Haupt einer neuen Schule; er ist geschätzt als correcter lateinischer Dichter und Historiker. Für uns ist er merkwürdig als der Erste, der sich ausführlicher und in gelehrter Weise über die deutsche Sprache verbreitet hat[3]). Im Zusammenhang lautet die Stelle in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Ich will auch noch den Namen des Gotteshauses nach unserer deutschen Barbarensprache[4]) angeben, wenn ich auch dadurch in den Augen der Lateiner, die das vielleicht lesen, mich werde lächerlich machen als Einer, der die mißgestalteten Geschöpfe der Affen den Sprößlingen der Edlen gleichstellen wolle. Mögen unsere Landsleute lesen und erkennen, daß, wie in der Religion, so auch in verständigem Ausdruck wir in vielen Stücken die wahre Weisheit der Griechen und Römer nachahmen. Es gibt viele Dinge bei den einzelnen Völkerschaften, deren Namen bei andern unbekannt sind, weil sie diese Dinge überhaupt noch nicht kennen. Und so geschieht es sehr oft, daß, wenn ein Volk vom andern den Begriff einer Sache lernt, es auch Namen

[1]) Sie ist ausgesprochen worden von Lachmann, Ueber ahd. Betonung und Verskunst, Kl. Schr. S. 365.

[2]) Abgedr. in Goldasts Scr. rerum Alem., Bd. II.

[3]) Von Dümmler Haupts Zeitschr. XXV, 99 ff. nach der Handschrift vollständig abgedruckt aus Walafrids De exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum.

[4]) »secundum nostram barbariem, quae est theotisca.«

und Bezeichnung entweder unverändert oder entstellt[1]) sich aneignet. So haben von den Hebräern Griechen, Lateiner und Barbaren die Ausdrücke amen, alleluia und osanna entlehnt. Von den Griechen haben die Lateiner und Alle, die sich lateinischer Schrift und Sprache bedienen, ecclesia, baptismus, chrisma and fast alle Grundbegriffe herübergenommen. Von den Lateinern aber haben die Deutschen[2]) auch in gewöhnlicher Sprache Vieles, als scamel, fenestra, lectar, in dem aber, was sich auf den Gottesdienst bezieht, so zu sagen Alles; ferner durch Vermittlung der Lateiner von den Griechen z. B. chelih von calix, phater von pater, moter von mater, genez von genetium, welche griechisch lauten cylix, pater, meter und genetion; trotzdem für einige dieser Begriffe nicht bloß die Lateiner eigene Wörter haben wie genitor und genetrix, sondern auch die Deutschen, als atto und amma, todo und toda. Unmittelbar von den Griechen aber haben wir überkommen kyrica von kyrios und papo von papa (eine Art Vatername und der Würde der Geistlichen entsprechend), herero von heros, mano und manoth von men und noch viele Andere. Also wird nun auch für das Gotteshaus, wie basilica, id est regia a rege, kyrica, id est dominica a domino benannt, quia domino dominantium et regi regum in illa servitur. Wenn aber gefragt wird, bei welcher Gelegenheit diese Spuren griechischer Sprache zu uns gelangt seien, so ist zu erwiedern, daß einerseits Barbaren dem römischen Staate Kriegsdienste leisteten, andrerseits viele der griechischen und lateinischen Sprache kundige Prediger unter diese Wilden[3]) kamen, um deren Irrthümer zu bekämpfen, und daß auf diesem Wege viele unserer Landsleute manches Nützliche lernten, das sie vorher nicht kannten. Und zwar vorzüglich von den Gothen oder Geten, da dieselben zu der Zeit, wo sie, allerdings nicht auf dem richtigen Wege, zum Glauben an Christus geführt wurden, in ihren Wohnsitzen in griechischen Provinzen unsere, d. h. die deutsche Sprache hatten[4]), und, wie die Geschichte bezeugt, nachgehends Gelehrte jenes Volkes die heilige Schrift in ihre eigene Sprache übertrugen, wovon bis auf diese Zeit bei Einigen sich Denkmäler erhalten haben[5]); und aus dem Berichte gläubiger Brüder haben wir erfahren, daß bei etlichen Scythenvölkern, vornehmlich den Thomitanern, jetzt noch der Gottesdienst in dieser

[1]) »corrupte.«
[2]) »Theotisci.«
[3]) »inter has bestias.«
[4]) »nostrum, id est theotiscum sermonem.«
[5]) »quorum adhuc monimenta apud nonnullos habentur.«

Sprache begangen werde. — Diese Mischung und Uebertragung von Wörtern geschieht aber in allen Sprachen in so ausgedehntem Maße, daß der ureigenen Wörter bald kaum mehr sind als deren, die mit andern Sprachen gemeinsam oder aus ihnen herübergenommen sind."

In ähnlichem Sinne wie Walafrid hat sich Otfrid über die deutsche Sprache geäußert, und Dies mag als Bestätigung der Ansicht dienen, daß Beide von Hrabans Lehren ausgehen. Otfrid hat sein Evangelienbuch gedichtet zu dem Zwecke, die weltlichen Gesänge zu verdrängen[1]), und dieser Zweck hat zur nothwendigen Folge, daß er »franzisce« schreibt, »ut, qui in illis (den Evangelien) linguae difficultatem horrescit, hic propria lingua cognoscat sanctissima verba«... »Cordisque praecordia lectiones has theotisce conscriptas semper memoria tangent[2])." Und nun verbreitet er sich ausführlich über die Schwierigkeit dieses Unternehmens: „Denn diese barbarische Sprache ist nicht nur rauh und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt, sondern auch in manchen Wörtern wegen der Häufung der Buchstaben oder des fremdartigen Klanges schwer zu schreiben[3]. Bisweilen nämlich scheint sie drei u hinter einander zu verlangen, um einen Laut auszudrücken, wobei die beiden ersten einen Consonanten ausdrücken sollen, während das dritte Vocal bleibt[4]). Bisweilen konnte ich hinwieder weder a noch e noch i noch u zur Bezeichnung vocalischer Laute ausreichend erachten; da schien mir das

---

[1] Dieser Absicht verdankt schon der „Heliand" sein Entstehen, wenn wir, wie es gewiß mit Recht seit langer Zeit geschieht, die von Flacius Illyricus überlieferte Praefatio in librum antiquum lingua saxonica conscriptum mit ihm in Verbindung bringen. Ludwig der Fromme wird in dieser Vorrede gelobt wegen seiner Bemühungen »ut meliora semper augendo multiplicet et deteriora vetando extinguat vgl. S. 37 . . . Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, eius studio atque imperii tempore, sed Dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suae ditioni subditus, theudisca loquens lingua, eiusdem divinae lectionis nihilominus notionem acceperit (vgl. S. 33 ff. . Praecepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut Vetus ac Novum Testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret, quatenus non solum literatis, verum etiam illiteratis sacra divinorum praeceptorum lectio panderetur«.

[2] In bezeichnender Weise ist die hier angeführte Vorrede, mit welcher Otfrid sein Werk der Gutheißung des Erzbischofs Liutbert von Mainz unterbreitet, in der lateinischen Amts- und Kirchensprache abgefaßt.

[3] Vgl. oben S. 33. — Aehnlich drückt sich der Verfasser der Praefatio zum „Heliand" aus, wenn er die Abfassung desselben juxta idioma illius linguae ein difficile und arduum opus nennt.

[4] Vgl. Gr. I², 137.

griechische y gesetzt werden zu müssen[1]). Und auch von dem Grundsatze weicht diese Sprache bisweilen ab, daß in ihr gewisse Laute da und dort nur gezwungen mit dem Buchstaben sich decken. K und Z gebraucht diese Sprache öfter, im Gegensatz zum Lateinischen, welche Buchstaben doch die Grammatiker als überflüssige bezeichnen. Es ist aber, glaube ich, wegen des starken Zischens, daß man in dieser Sprache z gebraucht, und k wegen der Aussprache. Sie duldet auch diejenige Art des Metaplasmus allzusehr, doch nicht consequent, welche die Lehrer der Grammatik Synalöphe nennen[2]), und wenn die Leser darauf nicht Acht geben, so wird der Satz in der Aussprache entstellt. In der Schreibung bewahrt man theils die Buchstaben, theils vermeidet man sie nach Art der hebräischen Sprache, wenn man sie nämlich wegen der Synalöphe im Verse, wie man sagt, doch ganz wegzulassen und zu überspringen pflegt[3]). Nicht, daß die Wortfolge durch metrische Feinheiten verwickelt ist, das Versmaß verlangt nur consequent den Reim[4]). Denn in den folgenden wie im vorhergehenden Abschnitte verlangen die Worte am Ende einen angemessenen, schönen und ähnlichen Klang. Und um dessentwillen wird nicht nur zwischen zwei Vocalen, sondern auch zwischen andern Buchstaben sehr oft die Verschmelzung durch die Synalöphe gestattet. Wenn das nicht geschieht, so gibt öfters das Uebermaß der Laute den Satz ungeschickt wieder. Und bei fleißigem Nachdenken finden wir ja, daß wir das in unserer gewöhnlichen Sprechweise zu sehr thun. Denn der Schmuck dieser Sprache verlangt vom Leser, daß er auf eine geschmeidige und glatte Verschmelzung durch die Synalöphe Bedacht nehme, und vom Dichter, daß er den Reim, d. h. gleiche Endung der Worte, beobachte. Denn die Periode erstreckt sich bisweilen über zwei, drei, ja sogar vier Verse, sodaß den Lesern die Bedeutung des Satzes erst am Schlusse klar wird. Hier findet man nun auch besonders häufig i und o und die übrigen Vocale mit jenem in Verbindung, und dann bleiben sie in der Aussprache entweder getrennte Vocale, oder werden Diphthonge,

---

[1]) Otfrid meint hier seine eigenthümlichen Schreibungen gimyato, syazo, blyent; gispyoni, elimyosun in der Fuldaer Beichte. Die ü-ähnliche Aussprache des u im heutigen Elsässischen, in welcher gewöhnlich spätere französische Einwirkung erblickt wird, könnte somit in ahd. Zeit ihren Anfang genommen haben. Vgl. auch Kögel, Litt. Bl. 1887, S. 107.

[2]) Vgl. Gr. I², 31.

[3]) Otfrid deutet oftmals die solchergestalt in der Aussprache wegfallenden Buchstaben durch einen untergesetzten Punkt an, wogegen er die Silben, welche Hebung tragen, durch Accente auszeichnet. Vgl. oben S. 39.

[4]) »omoeoteleuton.«

oder der erstere geht in einen Consonanten über. Auch zwei Verneinungen, die im Lateinischen eine Bejahung ausmachen, bedeuten im Gebrauche dieser Sprache fast durchgängig die Verneinung, und wenn ich gleich da und dort mich davor in Acht genommen habe, so habe ich doch in meiner Dichtung dem Gebrauch des täglichen Lebens zu Liebe die übliche Construction da, wo sie sich bot, beibehalten. Die Eigenthümlichkeit dieser Sprache ließ mich auch weder Numerus noch Genus beobachten; denn bisweilen habe ich ein lateinisches Masculinum hier als Femininum wiedergegeben und gleicherweise die übrigen Geschlechter nothgedrungen vertauscht. Den Plural habe ich mit dem Singular, den Singular mit dem Plural abwechseln lassen, und solcher Weise bin ich öfters wider meinen Willen in Barbarismen und Solöcismen hineingerathen. Alle die hier beschriebenen Beispiele von Sprachfehlern würde ich bei diesem Buche in der deutschen Sprache gern ablegen, wenn ich nicht den Spott der Leser vermeiden wollte. Denn wenn die rauhen Worte dieser Bauernsprache unter das glatte Latein gemengt werden[1]), so erregen sie das Gelächter des Lesers. Diese Sprache nämlich gilt als eine Bauernsprache, da sie von den eigenen Leuten weder durch litterarischen Gebrauch noch durch irgendwelche Kunstregeln je verbessert worden ist, indem sie weder die Geschichte ihrer Vorväter, wie so viele andere Völker, für die Nachwelt bewahren noch ihr eigenes Leben und Thaten aus Liebe zur Ehre verherrlichen. Und wenn auch dies selten genug geschieht, so erzählen sie es lieber in der Sprache anderer Völker, nämlich der lateinischen oder griechischen. Sie fürchten sich vor Fehlern in anderen Sprachen, aber der Ungeschicktheit der ihrigen schämen sie sich nicht. Sie halten sich darüber auf, in diesen anderen Sprachen auch nur um einen armseligen Buchstaben die Grammatik zu verletzen, und ihre eigene erzeugt sozusagen in jedem Wort einen Fehler. Es ist allerdings zu verwundern, daß so große, kluge, vorsichtige, gewandte, gelehrte und fromme Männer alle diese Eigenschaften zum Ruhm einer fremden Sprache verwenden und in der schriftlichen Handhabung ihrer eigenen Sprache keine Geübtheit haben. Und doch geziemt es sich, daß auf etwelche Weise, sei die Sprache nun verderbt oder ein reines Kunstwerk, das Menschengeschlecht den Schöpfer aller Dinge lobe, der ihnen ja auch die Töne der Sprache verliehen hat; daß unter ihnen das Wort zu seinem Lobe erschalle, der von uns nicht Anbetung in glatten Worten verlangt, sondern fromme, andächtige Liebe und

[1]) »dum agrestis linguae inculta verba inseruntur latinitatis planitiae«

einen fromm erarbeiteten Schatz guter Werke, nicht den leeren Dienst der Lippen."

Wenn Otfrid auf der einen Seite die deutsche Sprache nur mit Widerstreben, als eine tief unter der lateinischen oder griechischen stehende[1], in seinem Werke zur Geltung bringt, so scheint er doch anderseits bei seinen Landsleuten den Mangel an einem gewissen Sprachstolz zu bedauern, insofern sie sich nicht bemühen, ihr eigenes Idiom litterarisch einzubürgern. Denn er ist ein guter Patriot, und mit warmen Worten preist er die Franken ob ihrer Tapferkeit, Ausdauer, Klugheit, Frömmigkeit, ihrer Wohlhabenheit und dem Reichthum des Landes[2], und ein Ausfluß dieser Gesinnung ist es, wenn er auch auf geistigem Gebiete sie den antiken Vorbildern zur Seite gestellt sehen möchte:

»Wanana sculun Frankon einon thaz biwankôn,
Ni sie in frenkisgon biginnên, sie gotes lob singên?
Nist si sô gisungan, mit regulu bithuungan,
Si habêt thoh thia rihtî in scôneru slihtî[3].«

Otfrid bezeichnet Ludwig den Deutschen als König orientalium regnorum, als Herrscher über ôstarrîchi, zugleich jedoch auch als Frankôno kuning, »ubar Frankôno lant sô gengit ellu sîn giwalt[4]«, »er ist edil Franko«; das Evangelienbuch ist bestimmt, und es soll sich darüber freuen, wer hold ist Frankôno thiote[5]; wenn er es dem Bischof Salomo von Constanz in Suâbo rîchi sendet[6], so präcisiert er mit diesem Ausdruck nur eine Provinz des fränkischen Reiches. Otfrid sagt ausdrücklich, daß er dichte »in frenkisga zungûn«, »in frenkisgon«[7], und das Eingangscapitel, in welchem er sich über dieses neue Beginnen rechtfertigt, überschreibt er: »cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit«.

Hieraus geht klar hervor, daß für Otfrid die Begriffe „Franken" und „Deutsche" zusammenfallen[8], a potiori fit denominatio. Wenn er einen Unterschied statuiert, so stellt er das fränkische Volk gegen-

[1] Vgl. auch I. 1, 13 ff., wo die Griechen und Römer wegen ihrer glatten, vollendeten und anmuthigen Darstellungsweise gerühmt werden.
[2] I. 1, 57 ff.
[3] I. 1, 33—36; vgl. noch I. 1, 46: »Sô scribent gotes thegana in frenkisgon thie regula«.
[4] Widmung an Ludwig, V. 3.
[5] An Ludwig 90; I. 1, 124.
[6] An Salomo, V. 5. — Vgl. S. 45, Anm. 2.
[7] I. 1, 114, 122, 126.
[8] Vgl. oben, S. 41, das Citat aus der lateinischen Vorrede, wo die Ausdrücke franzisce und theotisce einander förmlich gleichgesetzt werden.

über den romanisch redenden Westfranken[1]; ein Theil des ersteren sind ihm die Alemannen[2]). — Sehen wir zu, wie weit die Auffassung der Zeit mit den im Vorstehenden wiedergegebenen Ansichten übereinstimmt.

Die Überhebung der Franken über die Nachbarstämme tritt bereits im Prolog zur Lex Salica hervor. Ein Glossator des achten Jahrhunderts übersetzt Germania ohne weiteres in Franchôno lant. Eine St. Galler Glosse bietet die Wendung: specula: scûcar francice vel spiegal francice[3]). Deutlich macht sich das Übergewicht der Franken fühlbar in den Zeiten Karls und Ludwigs des Deutschen: »In illo tempore propter excellentiam gloriosissimi Karoli et Galli et Aquitani, Aedui et Hispani, Alemanni et Baioarii parum se insignitos gloriabantur, si vel nomine Francorum servorum censeri mererentur[4a]). Nur scheinbar steht hierzu im Widerspruche die

---

[1] In diesem Sinne erhielt Ludwig, Otfrids Frankôno kuning, später den Beinamen Germanicus, und setzt noch zur Zeit der sächsischen Kaiser der Italiener Liudprand Franci Teutonici der Francia Romana entgegen.

[2] Der Ausdruck Alemannus scheint bald auf gelehrten Gebrauch eingeschränkt worden zu sein. In ahd. Quellen findet er sich nur einmal, nämlich im Summarium Heinrici 11. Jahrh. Alamanni: alamanna, das mhd. Almân ist mit der Bedeutung „Deutscher" aus dem Französischen zurückübertragen vgl. oben S. 19, Anm. 4, Haupt zu Walther 34, 7; Zs. VIII, 274. Volksthümlich ist Suâb, womit in einer Berner Glosse des 9. 10. Jahrh. geradezu Alemannus übersetzt wird Graff, Ahd. Sprachschatz VI, 854; vgl. oben. Das Summarium Heinrici dagegen trennt an der angeführten Stelle Alamanna und Suâba und so schon die Peutingersche Tafel Suevia östlich, Alemannia westlich vom Schwarzwald; Jornandes Cap. 55 unterscheidet zwischen Suevis und Alemannis, ebenso Fredegar und Prokop bell. Goth. I, 12. Wiederum bezeugen der Geographus Ravennas und Walafrid Strabo, daß beide Namen ein und dasselbe Volk bezeichnen. Paulus Diaconus III, 18 sagt von einem Droctolfus: ex Suavorum, hoc est Alamannorum genere oriundus inter Langobardos creverat. Weitere alte Zeugnisse über das Verhältniß von Alemannen und Schwaben stellt Birlinger zusammen: Die alem. Spr. rechts d. Rheins, S. 27 ff. „Der alemannische Name haftete am Oberrhein und im Westen, der schwäbische tiefer im Osten, jener in der französischen Nähe, dieser mehr nach deutschem Sprachgebrauch". Jacob Grimm, Geich. d. dtsch. Spr., S. 499.

[3] Vgl. Merkels Ausg. d. Lex Salica, S. 93 u. 94; Graffs Diutisca II, 370; Hattemer, Denkm. des Mittelalters I, 305.

[4] Monach. Sangall. Gesta Caroli Magni. I. 10. — Das Summarium Heinrici führt von deutschen Stämmen ohne weitere Bezeichnung auf: Alsacii Elsazer. Lotharii Lutringin. Turingi Duringen. Saxones Sahsun. Bawari vel Norici Beiern. Alamanni Alamanna. Suevi Suaba. Westvali Westvala. Fresones Friesun. Nur die Franken erhalten Epitheta: Franci feroces die Westfranken, als deren Hauptstadt Paris bezeichnet wird vel Galli Senones vel Marcomanni vel Merovingi: Kerlinga. Idem Allobroges vel Sicambri Franci nobiles: Frankun. Idem Germani. Orientales Franci: Osterfrancun.

Stelle der Vita Hludovici zum Jahre 830: »Diffidens Francis magisque se credens Germanis« und der übereinstimmende Fuldaer Annalist[1]). Nicht der Gegensatz von Franzosen und Deutschen soll hier ausgedrückt werden, sondern Germanicus populus sind die dem fränkischen Reiche unterworfenen überrheinischen Stämme, die Franci servi. Wenn aber eine italienische Urkunde vom Jahre 909 Langobarden, Franken und Teutonici unterscheidet[2]), so haben wir hier wohl allerdings unter den Franken Franzosen zu verstehen[3]).

Alle drei Herrscher, die den Vertrag von Verdun (843) abschlossen, wurden Frankenkönige genannt. Bloß zur Unterscheidung benannte man sie entweder nach einzelnen der ihnen unterworfenen Stämme, und Lothar hieß demnach der König der Langobarden, Karl König der Aquitanier, Ludwig der Baiern oder Alemannen: rex Baivariae, rex Noricorum, rex Alamannorum[4]; oder man bezeichnete die Reiche der beiden Letzteren als Ost- und Westfranken, indem man dabei ihres fränkischen Bestandtheiles als des vorwiegenden eingedenk blieb. Demgemäß wird in den Urkunden Ludwigs gedacht als regnante in orientali Francia, regnum orientalium Francorum, Austrasia oder Austria. Einen lehrreichen Beleg gewährt Gottfried von Viterbo[5]): »Arnulphus totam Orientalem Franciam, quae hodie (im zwölften Jahrhundert) Teutonicum regnum vocatur, id est Bavariam, Sueviam, Saxoniam, Thuringiam, Phrisiam et Lotharingiam rexit et totum Rhenum.« Eindringlicher zeugt der Sprachgebrauch selbst für die fränkische Herrschaft. In Byzanz wurde den Türken der Name Franken für alle Deutschen überliefert[6]); altfränkisch gilt uns für gleichbedeutend mit altväterisch, altdeutsch, und auch der sprichwörtliche Ausdruck „frank und frei" weist den Franken eine bevorzugte Stellung an.

Nur in einer Hinsicht ließ sich die schärfere Scheidung der sich

---

Das Annolied nennt die Franken die edilin. Die Glosse Germani: Osterfrancken in einem Frankfurter Vocabularius von 1476 Diefenbach, Nov. Gloss. geht wohl auf eine Quelle der karolingischen Zeit zurück. — Schon dem Byzantiner Prokop sind Φράγγοι und Γερμανοί identisch, doch versteht er unter Letztern vorzugsweise diejenigen Stämme, die den Niederrhein überschritten hatten und in Belgien niedergesessen waren. Grimm, G. D. S. 788.

[1]) Vit. Hlud. cap. 45. Ann. Fuld., Pertz I, 394.

[2]) Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches, II. 8, Anm. 18.

[3]) Vgl. unten S. 56.

[4]) Dümmler, I. 198, Anm. 1 u. 2. — Vgl. oben S. 45, Anm. 2.

[5]) Pantheon XVII.

[6]) In diesem Sinne sagt Hartmann von Aue Franken für das Abendland im Gegensatz zum Orient.

bildenden Volksthümlichkeiten schon jetzt ausdrücken, in Bezug auf die Sprache. Als Ludwig und Karl mit ihren Völkern 842 zu Straßburg zusammenkamen, berichtet Nithard[1], schworen die beiden Brüder den gegenseitigen Treueid »Lodhuwicus romana, Karolus vero teudisca lingua. Ac sic ante sacramentum circumfusam plebem alter teudisca, alter romana lingua alloquuti sunt«. Den Eid bekräftigte »utrorumque populus quique propria lingua«. Die Absonderung der Sprachen hatte sich mithin schon vollzogen, als das Reich noch in einer Hand vereinigt war[2]. Die deutsche und die romanische Zunge entsprachen einer verschiedenen Abstammung der Völker, immerhin übten sie noch bei weiten nicht die trennende Gewalt wie in späterer Zeit. Als vermittelndes Element standen vor Allen die Franken mitten inne, die, deutscher Abkunft, doch im Westen schon zu völliger Romanisierung neigten und somit durch ihre nationale Zusammengehörigkeit die scheidenden Wirkungen der Sprachgrenze gleichsam aufhoben. Noch galt, auch im Westen, in Bezug auf die Rede fränkisch für gleichbedeutend mit deutsch[3]. Durch die westlichen, die salischen Franken, die wir uns wohl als zweisprachig denken dürfen[4], war die Kenntniß der deutschen Sprache auch weit hinein in das alte Gallien getragen worden. Gregor erwähnt Franken selbst in Städten Aquitaniens. Als im Jahre 698 das Leichenbegängniß des hl. Ansbert in Rouen gehalten wurde, wird erzählt, daß die Begleiter in »dissonis diversarum linguarum choris« ihren Schmerz äußerten[5]. Aehnlich sagt Ermoldus Nigellus von den Markgrafen, die Ludwig der Fromme im Jahre 818 um sich versammelte: »Partibus aeque suis congrua verba sonant«[6]. Deutsche Namen sind in Westfranken ganz gewöhnlich. In einem

[1] Hist. III, 5. Das berühmte Capitel, wichtig namentlich wegen der romanischen Eide als des ältesten Denkmals französischer Sprache, ist besonders abgedruckt in Wackernagels Leseb. I[5], 251 u. Dm. [2]LXVII.

[2] Vgl. unten Anm. 6.

[3] Den indirecten Beweis liefert Ermoldus Nigellus, Eleg. I, 45—50, durch die Erklärung des Namens Ludwig:

»Nam Hludowicus enim ludi de nomine dictus,
Ludere subjectos pacificendo monet.
Seu quis franciscam mavult reserare loquelam,
Nominis ut possit noscere notitiam:
Nempe sonat Hluto praeclarum, Wiegch quoque Mars est.
Unde suum nomen composuisse patet« — und IV, 13 von den Dänen: »Nort — quoque Francisco dicuntur nomine — manni«. — Vgl. oben S. 15.

[4] Ueber die Zweisprachigkeit der alten Franken vgl. Grimm, Gr. I[4], LXXII.

[5] Roth, Beneficialwesen, S. 99, Anm. 224.

[6] III, 8.

838 verfaßten Namensverzeichniß der Mönche von St. Denis finden unter hundertunddreißig Namen sich nur achtzehn nichtdeutsche, von welch letzteren überdies die Mehrzahl biblisch ist. Selbst im südlichsten Gallien findet man im neunten Jahrhundert die Namen überwiegend deutsch. Einen Beweis für das Fortleben der angestammten Sprache liefert diese Thatsache freilich nicht. Eher spricht die sinnlose Entstellung der malbergischen Glosse durch die Schreiber der Handschriften der Lex Salica dafür, daß die fränkische Sprache im romanischen Lande der Vergessenheit entgegengieng. Dagegen ist das Ludwigslied, gedichtet von einem Mönche der flandrischen Abtei St. Amand sur l'Elnon in der mittel- oder rheinfränkischen Mundart, „ein merkwürdiges Zeugniß für die karlingische Hofsprache“ [1]) und für ihr Fortbestehen neben der französischen, denn in der gleichen Handschrift steht auch das älteste französische Gedicht, die Legende von der heiligen Eulalia. In den Capitularien Karls des Kahlen werden zweimal Ausdrücke der Theodisca lingua angeführt. Sogar für Italien bestimmte Kaiser Ludwig II. 856, daß das Glaubenssymbol »ab omnibus discatur, tam latine quam barbarice« [2]). — In den Acta S. Mainbodi Martyris ist von einem deutschen Ortsnamen (Theutonica barbarie) in der Gegend von Besançon die Rede. Das Testament des Grafen Eccard von Autun erwähnt evangelio Theudisco, und unter den Büchern des Klosters St. Riquier befand sich im Jahre 831 »Passio Domini in Theodisco et in Latino«. Flodoard erzählt in seiner Chronik, wie gerade ein Jahrhundert vor ihm, d. h. zu Ende des neunten Jahrhunderts, Fulco, Erzbischof von Reims, in einem Schreiben an König Arnulf seine Ansicht bekräftigte »ex libris Teutonicis de rege quodam Hermenrico nomine« [3]). In einem Schreiben des Abtes Servatus Lupus von Ferrières, des französischen Schülers des Hrabanus Maurus, heißt es von der deutschen Sprache: »cuius usum hoc tempore pernecessarium nemo nisi nimis tardus ignorat«. Derselbe schreibt an den Abt Markward von Prüm, daß er ihm seinen Neffen und noch zwei vornehme Knaben schicken wolle »propter Germanicae linguae nanciscendam scientiam«, doch bemerkt er von sich, daß er nicht »Germanicae linguae captum amore, ut ineptissime quidam

[1]) Dm. 2304.

[2]) Vgl. ob. S. 33; — 12; 18, Anm. 2; 46.

[3]) Wilhelm Grimm, Die deutsche Heldensage, Anm. 17, vermuthet, daß diese Anführung sich auf die Liedersammlung Karls d. Gr. beziehe Vgl. oben S. 37. — Ueber deutsche Sprache in Frankreich vgl. noch ob. S. 38, Anm. 3.

jactaverunt‹, auf längere Zeit nach Fulda zu Hraban gegangen sei[1]. Ihr gegenüber als der Mundart des herrschenden Volkes hatte dagegen das Romanische einen starken Rückhalt an der lateinischen Kirchen- und Geschäftssprache[2], die der Geistlichkeit bis an die äußersten Grenzen Germaniens bekannt sein mußte. Es gab im ganzen Frankenreiche nur eine römische Litteratur[3]. Mit Geringschätzung sahen die Gebildeten, die in der Zunge Latiums zu reden verstanden, auf das Deutsche als auf die barbarische Sprache des großen Haufens herab, die sie nur für den praktischen Gebrauch des gewöhnlichen Lebens geeignet hielten, ohne von ihrem künftigen Werthe als eines nationalen Bandes auch nur die leiseste Ahnung zu haben; oder sie lernten sie gezwungen durch das Beispiel und den Verkehr mit den Höfen, wie denn noch Karl der Kahle das Deutsche als seine eigentliche Muttersprache gebrauchte, und die lebhaften Wechselbeziehungen zu den rechtsrheinischen Stätten der Gelehrsamkeit[4]. Karl d. Gr. muß im Frankfurter Capitular von 794 das kirchliche Vorurtheil gegen die deutsche Sprache ausdrücklich bekämpfen, ›quod nonnisi in tribus linguis (Hebräisch, Griechisch, Latein) Deus orandus sit: quia in omni lingua Deus adoratur, si justa petierit‹[5]. — In den uns überlieferten Bücherverzeichnissen von Klöstern sind deutsche Werke nur ganz ausnahmsweise anzutreffen[6]. Einhart gebraucht den Ausdruck „barbarisch“ als gleichwerthig mit „deutsch“[7], Walafrid und Otfrid sprechen vom Deutschen als einer ›barbaries‹, einer ›lingua agrestis‹[8], Regino rühmt sich, eine seiner Quellen über Karl d. Gr., die »plebeio et rusticano sermone« verfaßt war, ›ad

[1] Vgl. ob S. 25, Anm. 1; 38, und zum ganzen Abschnitt Dümmler, Gesch. d. ostfr. Reich. I, 197 ff.

[2] Vgl. ob. S. 37; 41, Anm. 2. — Der Versuch der slavischen Kirche, die lateinische Kirchensprache aus dem Gottesdienst zu verdrängen, namentlich die Messe in der Muttersprache zu feiern, stieß auf den entschiedenen Widerspruch des päpstlichen Stuhls, der sich stets bewußt war, wie sehr eine allgemeine Kirchensprache die Einheit des Glaubens und der geistlichen Oberherrschaft förderte und aufrecht hielt. Bei den Deutschen blieb das Lateinische in verjährtem Ansehen und unangefochtenem Besitz als alleinige Kirchensprache. Hoffmann, Gesch. d. deutsch. Kirchenliedes, S. 4—6. Der hl. Bonifaz äußert sich entrüstet über einen bairischen Priester, der aus Unkenntniß des Lateins die Taufe ›in nomine patria et filia‹ vollzog.

[3] Vgl. ob. S. 43.

[4] Vgl. oben. — Aus solchen Zwecken sind die ahd. Gesprächbüchlein hervorgegangen, vgl. Wackern. L. G. § 21.

[5] Mon. Germ. LL. I, 75. Vgl. ob. S. 33 ff.

[6] Vgl. ob. S. 32; Kelles Otfridausgabe I, 21; Haupts Zs. XV, 512.

[7] S. S. 37 u. vgl. ob. den Erlaß Ludwigs II.

[8] Vgl. oben S. 33, 39, 43.

latinam regulam« verbessert zu haben; Ratperts Lobgesang auf den hl. Gallus ist uns nur in der lateinischen Fassung durch Ekkehart IV. überliefert, mit der Begründung: »Ratpertus monachus . . . fecit carmen barbaricum populo in laudem sancti Galli canendum, quod nos multo impares homini, ut tam dulcis melodia latine luderet, quam proxime potuimus in latinum transtulimus«[1]). — Was Wunders, wenn nach Diesem Fremde verächtlich von der deutschen Sprache reden! »Barbara, quam Teutiscam dicunt lingua«[2]); Ermoldus Nigellus sagt von Straßburg: »barbara lingua sibi«[3]); der vorhin erwähnte Lupus äußert sich: »Latini sermonis lenitas hominum locorumve nominibus Germanicae linguae vernaculis asperatur«; und der Italiener Johannes Diaconus spricht von der „dröhnenden Donnerstimme der Nordlandbewohner" der „barbarischen Rauhheit ihrer Trinkergurgeln, die mit einer Art angeborenen Geräusches, dem Rasseln von Wagen vergleichbar, einen harten Gesang ausstoßen und so die Zuhörer mehr in Verwirrung und Verzweiflung setzen als besänftigen". »Vide jactantiam romaniscam in Teutones et Gallos«, fügt ein st. gallischer Abschreiber hinzu[4]). — Doch blieben auch die Deutschen die Antwort nicht schuldig. Von einem Reginarius bei St. Goar am Rhein zu Ende des achten Jahrhunderts wird berichtet, er habe Leute romanischer Zunge oder Stammes nie ruhig an sich vorbeigehen lassen[5]). In das Gesprächbüchlein der Glossae Cassellanae aus dem neunten Jahrhundert findet sich ein polemisches Beispiel eingeflochten: »stulti sunt Romani: tole sint Walhâ, sapienti sunt Paioari: spâhê sint Peigirâ; modica est sapienti in Romana, plus habent stultitia quam sapientia: luzîc ist spâhê in Walhum, mêra hapênt tolaheitî denne spâhî«[6]).

Im zehnten Jahrhundert erscheint dann die sprachliche Trennung der beiden fränkischen Reiche und mit ihr der Sprachenhaß vollends eingewurzelt. Richerus, der zu Ende des zehnten Jahrhunderts als Mönch zu Reims ein Geschichtswerk verfaßte, berichtet zum Jahr 920 folgenden Vorfall bei Anlaß einer Fürstenzusammenkunft[7]): »Germanorum Gallorumque juvenes linguarum idiomate offensi, ut eorum

---

[1]) Dm. [2], num. XII.
[2]) S. oben S. 34.
[3]) Eleg. I, 155.
[4]) Wackern. L. G. § 26, Anm. 3.
[5]) Vgl. Roth, Beneficialwesen, S. 102 und Anm. 212.
[6]) Wilhelm Grimm: Altdeutsche Gespräche, in den Abh. der Berliner Akademie 1849 und 1851.
[7]) Hist. lib. I, 20, bei Pertz, Mon. Germ. SS. III, 575.

mos est, cum multa animositate maledictis sese lacessere coeperunt«. — Der Italiener Liudprand bemerkt, daß die in Gallien wohnenden Franken die Sprache der besiegten Römer angenommen hätten, während die, welche am Rhein und in Germanien blieben, deutsch sprächen[1]). Der Dichter des „Pilatus", um 1170, trennt tûtisch volk und Karlingêre (Franzosen), welche er als Feiglinge hinstellt.

Trotz alledem ist der Fortschritt der deutschen Sprache, das Werk Karls d. Gr., unleugbar. In seine Zeit fallen die ersten, schüchternen Anfänge der Verwendung der deutschen Sprache in Urkunden und Gesetzen[2]), und grammatisch sind sie insofern werthvoll, als aus ihnen hervorgeht, daß die Sprache des gewöhnlichen Lebens im Gebrauche jüngerer Formen viel weiter vorgeschritten war, als uns die Mehrzahl der litterarischen Denkmäler ahnen läßt, daß also in diesen eine künstliche Conservierung des Alten muß stattgefunden haben[3]). In der Volkssprache geschahen die Straßburger Eide, und deutsch war die Reichstheilung und das Treubündniß der Söhne Ludwigs des Deutschen, Nov. 876 im Ries: »cuius sacramenti textus theutonica lingua conscriptus in nonnullis locis habetur«[4]).

Dies führt uns auf die Frage nach der Existenz einer karolingischen Hofsprache. Den Einfluß des Hofes auf eine freiere und leichtere Gestaltung des deutschen Stils[5]), wie sie uns namentlich im Isidor entgegentritt[6]), das Vorwiegen des fränkischen Elementes auch in sprachlicher Beziehung[7]), die litterarische Verwerthung der rheinfränkischen Mundart außerhalb ihrer Heimat[8]) haben wir bereits hervorgehoben, ebenso deren mildernde Wirkung auf die Härten des

---

[1] IV, 22. — Auch die Normannen giengen um diese Zeit in der romanischen Sprache auf. Herzog Wilhelm Longaspata gest. 942 mußte seinen Sohn Richard nach Bayeux schicken, um ihn richtig nordisch sprechen lernen zu lassen, weil um Rouen bereits die französische Sprache die herrschende geworden war. Vgl. Maurer, in Zachers Zs. II, 449.

[2] Dm. [2], num. LXIII—LXVI. — Später, immerhin noch in's 9. Jahrh., fallen zwei Urkunden in niederdeutscher Sprache, die Essener und die Freckenhorster Heberolle abgedr. in Heynes Kleinern altniederdeutschen Denkmälern. — Ganz vereinzelt steht eine deutsch abgefaßte Augsburger Schenkungsurkunde vom Jahre 1070, abgedr. in Wackernagels Deutschem Lesebuch I[5], 325.

[3] Dm. 2533.

[4] Annal. Fuld.

[5] S. 36; vgl. auch S. 17.

[6] Vgl. S. 38.

[7] Vgl. S. 44 ff.

[8] Vgl. S. 48.

alemannischen Dialektes in seiner späteren Entwicklung[1]) und umgekehrt auf die Annäherung des Thüringischen und Hessischen an's Oberdeutsche[2]). — Müllenhoff, der die Scheidung der fränkischen Mundarten durchgeführt hat, hat an der gleichen Stelle seine Ansicht über das Vorhandensein des althochdeutschen Sprachkanons begründet[3]): „Sobald die verschiedenen deutschen Stämme im Reiche Karls d. Gr. zu einer politischen und religiösen Einheit verbunden waren, konnte auch für die Sprache die Entwicklung zu größerer Einheitlichkeit nicht ausbleiben. Darauf führte schon das Bedürfniß des Reiches. Zunächst die fränkischen Mundarten am Main und Mittelrhein, in der Mitte des damaligen Deutschlands, erlangten damit eine hervorragende Bedeutung, und durch ihre geographische Stellung sowohl als ihre ganz damit übereinstimmende sprachliche Beschaffenheit waren sie berufen, ein Bindeglied zwischen dem Norden und Süden abzugeben. In ihrem ganzen Habitus überwiegend hochdeutsch, hielten sie doch dadurch, daß sie die Tenuis k im Anlaut, die einfachen Mediä b und g überall, und wenigstens noch im Anlaut th, zum Theil auch das alte d bewahrten, die Mitte zwischen den rauheren oberdeutschen und den noch ganz auf der alten Lautstufe verharrenden niederdeutschen Mundarten; so auch in ihrem Wortvorrath und Wortgebrauch, und Einwirkung und Aneignung, Entlehnung und Austausch war für sie nach beiden Seiten hin leicht. Aus ihnen gieng die karlingische Hofsprache hervor, die Sprache des höheren Lebens, dessen Mittelpunkt der kaiserliche Hof war, das ihm von allen Seiten zustrebte und wiederum von ihm ausstrahlte. Gegen die Volksmundarten war die neue Sprache noch weniger abgeschlossen als später das Mittelhochdeutsche, geschweige denn das Neuhochdeutsche, und ihr Abstand nach unten hin war wohl nur gering. Eine neue Litteratur und Poesie, die ihr Festigkeit, Abgeschlossenheit und gleichmäßige Ausbildung gegeben hätte, blühte nicht mit ihr auf. Daher kommt es, daß kaum ein Denkmal in allen sprachlichen Merkmalen mit einem andern völlig übereinstimmt und fast jedes die Sprache in einer andern Gestalt zeigt. Eine Gleichmäßigkeit in den grammatischen Formen ward nicht erreicht, und alte und neue erscheinen im Gebrauch neben einander. Nicht einmal die Orthographie und Lautbezeichnung stellte sich fest: sie artete nach Ort und Zeit verschieden wie die Sprache selbst .... Der schwankende Zustand der Sprache brachte vielleicht den Kaiser

[1] Vgl. ob. S. 26, Anm. 8.
[2] Vgl. oben S. 29 u. unten S. 53 ff.
[3] Vorr. zu den Dm. ², X. Vgl. oben S. 26.

selbst auf den Gedanken, eine deutsche Grammatik zu schreiben[1]). Hätte er ihn ausgeführt, so wäre daraus wohl eine Art Capitulare geworden, nur um die nöthigsten grammatischen Dinge zu ordnen. Sich selbst überlassen, behielt die Sprache ihre Wandelbarkeit und Vielgestaltigkeit".

Dieser Hofsprache weist Müllenhoff zu die Straßburger Eide, das Ludwigslied und die Monats- und Windnamen bei Einhart. Diese Denkmäler genügen, um erkennen zu lassen, daß die karolingische Hofsprache rheinfränkisch, nicht etwa niederfränkisch war[2]). Auch die Uebersetzung des Isidor gehört hieher, als „der erste Versuch, eine fränkische Litteratur zu begründen, und Sprache und Orthographie nach übereinstimmenden festen Grundsätzen, die eine gewisse Freiheit gleichwohl nicht ausschlossen, zu behandeln"[3]).

Ihre Hauptwirkung scheint die Hofsprache nach Norden hin ausgeübt zu haben. Wilhelm Grimm bemerkt in der Einleitung zu „Athis und Prophilias", daß an der Scheide der beiden Mundarten von jeher eine natürliche Mischung, jedoch mit entschiedenem Uebergewicht des Hochdeutschen, sich herausstellte. Die Rede des gemeinen Mannes, nicht der Höhergebildeten, d. h. der Geistlichen und Derer, welche sich der Schrift bedienen konnten, trug eine stärkere Färbung des Niederdeutschen. Nicht bloß durch Hessen, auch durch das Eichsfeld, Thüringen, Franken und Meißen, auf der andern Seite wenigstens bis nach Mainz hinab zogen sich die Fäden der niederdeutschen Sprache[4]). Wenn nun z. B. in Kassel die plattdeutschen Bestandtheile in der Sprache des Volkes erst im Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu weichen begannen, und zwar in dem Maße, in welchem der Gebrauch der Schrift vordrang, und wenn anderseits vom gleichen Orte stammende Schriftstücke schon im vierzehnten Jahrhundert nur geringe und im sechszehnten gar keine Einmischung plattdeutscher Wörter und Formen mehr zeigen, so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß diese Sprachbewegung insgemein schon in frühester Zeit begonnen habe und auf den Einfluß des herrschenden Stammes zurückzuführen sei, der eben darum auch im Besitze der reichsten Litteratur war, und dessen Sprache in Folge dieser beiden Umstände eine Art Gemeingiltigkeit erlangt hatte[5]).

---

1. Vgl. oben S. 37.
2. Dm. ²XXIII.
3. Ebd. XIX.
4. Vgl. bei Otfrid vereinzeltes t statt z: kurti. kurt; that I, 17, 62 P.; suazzat III, 18, 37 P.
5. Vgl. oben S. 28.

Einen Beleg für dieses Verhältniß bietet schon das Hildebrandslied. Jacob Grimm nahm in ihm eine Mischsprache an mit vorwiegend hochdeutschem Tone, Lachmann thüringische Mundart; nach Holtzmann übersetzte ein niederdeutscher Schreiber eine hochdeutsche Vorlage halb und halb in seine Mundart, welche Vorlage selbst bairische Abschrift einer fränkischen Urschrift aus der Liedersammlung Karls d. Gr. gewesen sei. Andere nehmen an, daß in Fulda ein Niederdeutscher, ein Westfale, das Lied von Hochdeutschen vortragen hörte und es theilweise unwillkürlich in seinen heimischen Dialekt umsetzte, theilweise fränkische und bairische Formen, die in der Klosterschule an sein Ohr schlugen, naiv mischte und beibehielt. Nach Müllenhoff dagegen sollte ein oberdeutscher Schreiber ein wesentlich niederdeutsches Gedicht zur Aufzeichnung bringen; in der Wiedergabe der abweichenden Laute und Formen kam er jedoch nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Scherer neigt zur Annahme eines einheitlichen, alte Verhältnisse treu bewahrenden Dialektes, der hessischen oder thüringischen Mundart aus der Zeit, wo in ihr die plattdeutschen Bestandtheile noch das Uebergewicht hatten [1]). Die Frage wird noch complicierter dadurch, daß einige Schreibfehler auf die Abschrift einer Vorlage, anderseits Störungen des Verses auf Aufzeichnung aus dem Gedächtniß weisen, und daß es streitig ist, ob eine oder zwei Hände bei der Abschrift thätig gewesen sind. Der angelsächsische Schriftcharakter und das Schwinden des anlautenden h und w vor Consonanten, der Umlaut weisen auf das Ende des achten oder den Anfang des neunten Jahrhunderts, während man nach der Erhaltung des stammbildenden i in heriun, hiltiu, billiu, wâniu und der Fülle alten epischen Sprachgutes die Entstehung um ein Jahrhundert früher ansetzen möchte. — Durch die Verschiebung von d zu t, th zu d steht das Denkmal ganz auf der Stufe des Oberfränkischen, nirgends dagegen findet sich t zu z verschoben. Auch p bleibt auf der Stufe des Niederdeutschen, während wiederum das oberdeutsche anlautende ch für das Denkmal charakteristisch ist. Die Ansätze zur Auslautverstufung: leop, gap, chunine, dinc, burc, wîc, sehstic, êntîc, taoc erinnern an Isidor. Es ist nun nicht wahrscheinlich, daß ein und derselbe Dialekt zwar k zu ch, nicht aber p zu pf, t zu z sollte verschoben haben. Die niederdeutsche Lautstufe war wohl die des Originales. Im Vocalismus überwiegen die niederdeutschen ê (ae) und ô gegenüber den hochdeutschen ei, ie und uo. Diese Mischung könnte allenfalls als der Gebrauch einer Ueber-

[1]) Haupts Zs. XXVI, 380.

gangsperiode erklärt werden. Charakteristisch ist wiederum das bairische ao: laos, aodlihho, taoc und der niederdeutsche Ausfall des Nasals: gâd, ôdrê, chûd, ûserê. In der Flexion sind die Formen seggen und sitten, der Acc. göten wohl der niederdeutschen Volkssprache angehörig; mit sus sippan man ist ein niederdeutscher schwacher Dativ. fragên, sagês, habês, sagêtun, stônt, stuont sind dagegen hochdeutsch. de und der, mi und mir wechseln. Durchaus niederdeutsch ist die Construction ik mi wêt, du bist dir. Im Wortschatz ist Hoch- und Niederdeutsches unauflöslich gemischt. -brant und -braht der Namen kehren in buntem Wechsel wieder. Specifisch niederdeutsch ist die copulative Composition sunufatarungô, ferner hevan, inwit, muotî, wâm(b)n, ummett, gihwîtan, gileitan in der Bedeutung verursachen; hochdeutsch: bûr, chind, hrustî, chônni, skehan, wallôn, werdar, die Partikeln ibu, ar, ur, eddo, welaga; erdo, infâhan, her = oberd. er, sächs. he sind fränkisch. Die durchweg angewendete Vorsilbe gi ist dem Fränkischen und Niederdeutschen gemeinsam gegenüber oberdeutschem ga. — Es erscheint demnach als das Wahrscheinlichste, daß das Hildebrandslied ursprünglich in einer der mittleren Mundarten, hessisch oder thüringisch, gedichtet war; in ihren Lauten stand diese Mundart damals, etwa im Anfang des achten Jahrhunderts, auf niederdeutscher Stufe, bildete aber nach den Formen und namentlich nach dem Wortschatz den Uebergang zu den hochdeutschen Dialekten. In der uns überlieferten Gestalt des Liedes zeigt sich deutlich das Streben des Ueberarbeiters (der dem gleichen Dialektgebiet angehört hat oder ein Niederdeutscher war) nach Annäherung an das vornehmere Hochdeutsche, und es kam ihm bei diesem Streben nicht darauf an, bairische und fränkische Eigenthümlichkeiten zu mengen. Sein tt in heittu, haetti, hêttun, lêttun ist eine Nachahmung des hochdeutschen zz, suâsat für suâs buchstäbliche Umsetzung des hd. suâsaz. Die Verschiebung zu z wagte der Ueberarbeiter als zu einschneidend nicht, während ch von dem ursprünglichen k nicht so weit ablag.

Interessant ist in dieser Beziehung das zehnte und elfte Jahrhundert. Mit Heinrich I. hatten die Franken ihren Vorrang thatsächlich an die Sachsen abgetreten. Widukind, der Geschichtschreiber dieser Periode, spricht zwar noch vom imperium Francorum, er faßt jedoch damit bloß die oberdeutschen Stämme im Gegensatz zu den Sachsen zusammen, das ganze deutsche Volk bezeichnet er mit dem Namen des populus Francorum atque Saxonum, und diese überhäuft er mit Lobsprüchen[1]). Um's Jahr 1000 sagt der st. gallische Ueber-

[1]) Vgl. Dümmler, Gesch. d. ostfr. R. II, 625, Anm. 11 u. 12; I, 207,

setzer des Boëthius, nachdem er von der Herrschaft der Gothen und Langobarden über Italien gesprochen: »Nâh Langobardis Franci. Tiê wir nû heizên Charlinga. Nâh in Saxones. Sô ist nû zegangen Romanum imperium«. Deswegen nennt der gleiche Verfasser die deutsche Sprache auch nicht eine fränkische, sondern schlechtweg »teutonice«, »in unsera wîs«. — So geschah es, daß nicht die deutsche Osthälfte, sondern der romanische Westen den fränkischen Namen als den umfassenden erbte, zum Beweise, daß in jener andere Elemente die Oberhand gewonnen hatten. Das Bedürfniß der Unterscheidung brachte jetzt den deutschen oder teutonischen Namen zur Geltung[1]).

Wenn uns hienach nur schüchterne, bald wieder aufgegebene Ansätze, nach den Sachsen die ganze Nation zu benennen, begegnen, so ist der Wechsel in der Oberherrschaft an der inneren Entwicklung der deutschen Sprache vollends spurlos vorübergegangen. Ueber die Sprache Otto's I. berichtet zwar Arnold von St. Emmeram, sie sei saxonizans gewesen; »juxta hoc quod saxonicum idioma teutonizare solet« (auf sächsisch Deutsch). Liudprand erwähnt des Kaisers »loquelam propriam, hoc est saxonicam«, und in Ekkeharts Casus S. Galli wird »saxonice« auch von Otto's II. Sprache gesagt[2]). Daß aber daneben am Hofe auch das Hochdeutsche, und zwar das Mittelfränkische, gesprochen wurde, belegt das auf ein Ereigniß in der kaiserlichen Familie gedichtete Lied de Heinrico. Aus der Schreibung der Namen in den Urkunden der sächsischen Kaiser dürfen wir folgern, daß von Seite der Kanzlei die hochdeutsche oder fränkische Lautgebung als die bessere anerkannt wurde. „Das Verhältniß, wie man es auch definieren mag, hat jedenfalls eine gewisse Analogie zu dem Verhältniß von Dialekt und Schriftsprache.“ In sächsischen Geschichtsschreibern sind die Eigennamen der Kaiser hochdeutsch neben niederdeutschen sonstigen Eigennamen; so auch auf den Münzen. Es hatten also für die Kaisernamen Feststellungen nach der fränkischen Kanzleisprache stattgefunden[3]). Aber nicht nur, daß eine deutsche Litteratur in sächsischer Sprache

Anm. 6. Schon in der karolingischen Periode werden hin und wieder die Sachsen wegen ihrer Tapferkeit, Klugheit und Redefertigkeit gepriesen. Im fränkischen Annolied dagegen wird »der Sahsin wankeli muot« d. h. ihre Untreue hervorgehoben; nicht einmal ihr Name gilt dem Dichter als autochthon, denn das Wort sahs, langes Messer, sei »cin Duringin siddi« gewesen. Vgl. noch unten S. 75. Ueber die Unterscheidung von Sachsen und Deutschen s. ob. S. 20, Anm. 1.

[1]) Vgl. oben S. 19 und S. 46 die Stelle aus Gottfried von Viterbo.

[2]) Mon. Germ. SS. IV, 552,-571; SS. III, 343; II, 139.

[3]) Scherer in Haupts Zs. XXI, 474 ff. — Gegen die Annahme einer hochdeutschen Amtssprache Nörrenberg, Beitr. IX, 374.

nicht aufblühte, auch die überkommene wurde nicht weiter fortgebildet, charakterisiert sich ja doch diese Epoche durch weltliche Dichtung in lateinischem Gewande: man war bestrebt, den barbarischen Stoff durch classische Formen zu verfeinern. Die Christianisierung des Volkes war äußerlich beendet; die Kirche konnte sich dem Volke gegenüber beschränken, zu wirken durch Beichte und Buße; und so schien dem Clerus und ebenso dem kaiserlichen Hofe eine andere Pflicht wichtiger und näherliegend, die Pflicht nämlich, die eigene Ausbildung zu fördern durch Anknüpfung an die antike Cultur, wie man sie auch durch die Verbindung mit Byzanz in dieser Zeit kennen und schätzen lernte. Nicht mit Unrecht hat man deshalb von der Frührenaissance der Ottonen gesprochen, für eine solche Bezeichnung kann wenigstens angeführt werden eine Erscheinung wie die der Gandersheimer Nonne Roswitha, die durch ihre Dramen den Terenz verbannen wollte, und die Thatsache, daß am Hofe selbst das Latein überwog, wo sogar die Frauen es verstanden.

Der Zug der Zeit nach classischer Gelehrsamkeit gibt sich nun auch kund in der Behandlung der deutschen Sprache bei Notker. Nach griechischer Weise werden die einzelnen Wörter, abgesehen vom Artikel, mit Accenten versehen; aber nicht um seiner selbst willen wird das heimische Idiom, die quarta lingua, gepflegt, sondern es ist ihm bloß ein allerdings geschätztes pädagogisches Hilfsmittel zum besseren Verständniß der Bibel, kirchlicher Schriftsteller und philosophischer Abhandlungen aus dem classischen Alterthum[1]). Der berühmte Psalter trägt die Ueberschrift Translatio barbarica, und »primus barbaricam scribens« sagt Ekkehart von Notker. Das eigentliche Verdienst Notkers liegt darin, die althochdeutsche Sprache zum Ausdruck abstracter Begriffe, nicht bloß theologischer, sondern auch philosophischer und grammatischer Natur fähig gemacht zu haben[2]), seine Uebersetzungen sind genau und treffend, er hat in dieser Beziehung für das Deutsche das geleistet, was Cicero einst für das Lateinische; beide haben, ohne originelle Werke zu schaffen, ihre Sprache zum Gebrauche der Gelehrten geeignet gemacht.

---

[1] Vgl. Kelle, in Haupts Zs. XXX, 303, 304, 307. Notkers Brief an Bischof Hugo II von Sitten 1002—1014 bei Hattemer III, 3—5. — Auch daß Notker für seine Thätigkeit mit dem Beinamen Teutonicus Hattemer II, 531 geehrt wurde, zeugt für die Seltenheit intensiverer Beschäftigung mit der deutschen Sprache. — Vgl. oben S. 33.

[2] Vgl. den Brief Meister Ruperts von St. Gallen, worin einem Schüler, der an einer Grammatik muß gearbeitet haben, über die Verdeutschung schwieriger lateinischer Kunstausdrücke Auskunft gegeben wird. Dm. [2], 202.

Hier ist uns die Sprache Notkers vorzüglich wichtig als Beleg für das Hineingreifen der fränkischen Regel in's Oberdeutsche[1]). Pietsch bemerkt, daß die Erweichung des alten f zu v vor Vocal, wie in arhevit, die zunächst im Fränkischen sich findet, mit Notker auf das Alemannische übergeht[2]). Ferner ist es ein althochdeutsches Lautgesetz, daß iu zu io, ie gebrochen wird durch a-Vocale, und zwar durchaus im Niederdeutschen und Fränkischen, im Oberdeutschen nur vor Dentalen und h, also wohl biotan, sioh, aber liugan gegenüber fränkischem liogan, leogan. Vom zehnten Jahrhundert an aber herrscht die durchgängige Brechung auch im Alemannisch-Bairischen, während einzelne südliche Mundarten die alten Verhältnisse theilweise noch bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Notker schreibt sogar tiefel, sliemo, wo doch das Fränkische tiufal und sliumo behalten hatte. Wir können diese Erscheinung kaum anders erklären als durch ein künstliches Hineintragen der fränkischen Regel in die oberdeutsche Litteratur[3]).

Unvergleichlich mehr indeß als der Beifall, den Notkers Uebersetzerthätigkeit fand, trugen von dieser Zeit an äußere Ereignisse zur Förderung der deutschen Sprache bei: die Colonisierungsarbeit im östlichen Deutschland. Schon durch die Markengründungen Karls d. Gr. war dem Deutschthum Raum gewonnen worden. Die Erneuerung und Erweiterung dieser Marken unter Otto I. gestaltete sich von selbst wieder zu einer Mission für die deutsche Sprache. Die Antheilnahme und die Erinnerung des Volkes an diese Kämpfe muß eine tiefgehende gewesen sein, denn die Heldenthaten des Kurzebold und des Markgrafen Gero von Ostsachsen giengen in die Sage über. Den Unterworfenen ward freilich das gleiche Loos zu Theil wie ehedem den Kelten; wie dem Angelsachsen der Name des Welschen mit dem des Knechtes identisch war[4]), so wurde nun der Slave zum Sclaven und in dieser Form hat sich die traurige Bedeutung über das deutsche Sprachgebiet hinaus verbreitet[5]). — Für die Länder jenseits der Elbe beginnt

[1]) Vgl. ob. S. 26, Anm. 8.

[2]) Zu Zachers Zs. VII, 423.

[3]) Braune, der Entdecker dieses Gesetzes Beitr. IV, 565, verwirft allerdings die Annahme einer Beeinflussung durch die fränkische Schriftsprache und erklärt die Ausgleichung aus der Wirkung der Analogie. — Vgl. noch Kögel, im Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1887, S. 108.

[4]) Vgl. oben S. 22.

[5]) Die Ueberlieferung ist Sclavi. Das französische esclave ist auf die Zeit zurückzuführen, wo das Frankenreich noch in einer Hand vereinigt war, und der Heerbann des Westens an den Slavenkriegen sich betheiligte, mithin auf Karl d. Gr. Von den Franzosen haben dann noch andere Völker das Wort übernommen. Der altdeutsche Name für das Volk ist Windisc, Wende — pars pro toto.

dann in größerem Maßstabe die Germanisierung seit dem Tode Lothars (1137). Das Ziel der sächsischen Fürsten war jetzt, die slavische Bevölkerung zu verdrängen und deutsche Colonisten an ihre Stelle zu setzen[1]).

Unter den salischen Kaisern erblühte die deutsche Litteratur zu neuem Leben. Nach wie vor zwar sind ihre Träger die Geistlichen, nach wie vor ist buochisch der Gegensatz zu tiusch, der lingua vulgaris[2]). In einem Panegyricus auf Heinrich IV. werden den Teutonici die clerici gegenübergestellt[3]). Die Einmischung lateinischer Wörter und Sätze in Willirams um 1063 beendete Auslegung des Hohen Liedes entspricht nach Scherer dem Jargon der Geistlichkeit jener Zeit[4]. Bischof Anselm von Havelberg (gest. 1158) wollte sogar, daß die Mönche »non vulgari lingua, sed latina sermones necessitatis et utilitatis (das tägliche Gespräch) conserant«[5]. Gottfried von Viterbo, ebenfalls im zwölften Jahrhundert, preist die Schule von Bamberg, auf der Niemand etwas Anderes rede als Latein[6]). Trotz alledem ist der Aufschwung deutscher Predigt und deutschen geistlichen Gesanges vom elften Jahrhundert an unleugbar. Die Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, der schwärmerische Geist des Zeitalters drängten nothwendig auf einen volksthümlicheren Zug der Litteratur[7]). Wir sehen jetzt auch die Laien zur Thätigkeit auf diesem Felde angespornt, und bei ihnen mußte sich von vorneherein eine höhere Werthschätzung der deutschen Sprache bekunden. Der Verfasser des „Pilatus“[8]), um 1170, äußert sich:

»Man sagit von dûtischer zungen,
Siu sî unbetwungen,
Ze vôgene herte:
Swer si dicke berte,
Si wurde wol zêhe;

---

[1] Vgl. Wendt, Germanisierung der Länder östlich der Elbe Liegnitz 1884, S. 43, 91.

[2] Engelberger Benedictinerregel des 13. Jahrhunderts. Geschichtsfreund XXXIX, 72. — Vgl. ob. S. 33, Anm. 2; S. 49. Wackernagel, L. G. § 76, Anm. 19.

[3] Wackernagel, L. G. § 36, Anm. 15; Hoffmann, Gesch. d. dtsch. Kirchenliedes, S. 29. — Vgl. noch ob. S. 18.

[4] Wiener Sitzungsber. Bd. 53, S. 294 ff. Auch die gleichzeitige Cantilena Ezzos sehen wir in dieser deutsch lateinischen Umgangssprache abgefaßt.

[5] Hoffmann, a. a. O., S. 23, Anm. 46.

[6] Pantheon XXIII.

[7] Ueber den Aufschwung der geistlichen Dichtung in deutscher Sprache im 12. Jahrh. s. Hoffmann, a. a. O., S. 30—33.

[8] Abgedr. in Müllenhoffs Altd. Sprachpr. [3], 101.

Als dem stâle ir geschêe,
Der mit sînem gezowe
Uf dem anehowe
Wurde gebouge.«

Damit haben wir aber die Schwelle zur mittelhochdeutschen Zeit bereits überschritten.

Wenn unter den sächsischen Ottonen das Vorrecht der hochdeutschen Sprache nicht bestritten war[1], so mußten unter den fränkischen Kaisern die mittleren Dialekte ihre bisherige hervorragende Stellung behaupten. Mit dem Annolied beginnt eine Litteratur, in der die Hofsprache der letzten fränkischen Kaiserzeit in verschiedenen Abstufungen und mundartlichen Gestaltungen sich fortsetzt. In diesen Denkmälern treten zuerst diejenigen lautlichen Veränderungen und in Verbindung mit ihnen auch manche Eigenheiten der Orthographie stärker hervor, die nachmals für das sogenannte Mitteldeutsche und Niederrheinische charakteristisch bleiben[2]. Das Neufränkische oder Mitteldeutsche behauptet noch unter Lothar von Sachsen seinen Vorrang im Reiche, dafür können die vorwiegend niederrheinischen Handschriften des für Heinrich den Stolzen, den Schwiegersohn Kaiser Lothars, gedichteten Rolandsliedes, auch wohl die Kaiserchronik zeugen, die von einem Geistlichen zur Belehrung und Unterhaltung des Hofes geschrieben ist[3]. Heinrich Rückert[4] weist dieser neufränkischen „Gemeinsprache" namentlich zu die deutsche Uebersetzung des Nortpert De virtutibus[5] und den etwa dreißig Jahre jüngeren „Pilatus". — Auch für diese Periode bringt Scherer einen directen Beleg von dem Vorhandensein eines hochdeutschen Sprachkanons bei. Der Schreiber der Leydener Handschrift von Willirams Paraphrase verwechselt mir und mih, dir und dih. Er gehörte demnach einem niederdeutschen Dialektgebiete an, in welchem Dativ und Accusativ in den Formen mi und thi zusammenfielen. Er gebraucht aber diese Formen nicht, sondern drängt lieber seine falschen Vorstellungen dem hochdeutschen Original auf. „Solche Sicherheit begreift sich nur, wenn er sich auf einen sonst verbreiteten Gebrauch seiner Heimat stützen konnte, wenn diese Heimat also über dem Volksdialekt eine höhere Sprachform anerkannte, welche hochdeutschen Charakter anstrebte, ohne ihn völlig zu erreichen, und welche der Schreiber gegenüber dem fränkischen Dialekte Willirams als

[1] Vgl. oben S. 56.
[2] Vgl. oben S. 28 ff., 53.
[3] Müllenhoff, Dm. ²XXVI und XXVII.
[4] Gesch. d. nhd. Schriftspr., I, 126.
[5] S. Wackernagels L. B. I², 367 ff.

gleichberechtigt empfand, sonst würde er nicht umgeschrieben, sondern abgeschrieben haben“ [1].

Wie diese Zeit den allmäligen Uebergang der Litteratur von klösterlicher Beschaulichkeit und Gelehrsamkeit zur Einmischung in die Strömungen der damaligen Welt darstellt, so gelangt in ihr eine Wandlung der Sprache zum Abschluß. — Schon bei Notker sind in Folge minderer Betonung die Endsylben der Wörter gegenüber der Hauptsylbe ziemlich vernachlässigt. In der Benedictinerregel wird audiamus übersetzt durch die Form hörramês, Notker hat nur noch hörrên, ein Jahrhundert später tritt uns entgegen die Form hören oder mit Umlaut: hoeren. Diese beiden sprachlichen Vorgänge, die Abschwächung der volltönigen Endungen, die der Aussprache einen schweren Gang verliehen und insofern mit dem Charakter der altnationalen Dichtungsform der Allitteration vortrefflich übereinstimmten [2], und die Ausdehnung des Umlautes auf o und u sowie auf die langen Vocale und Diphthonge leiten die mittelhochdeutsche Periode ein [3]. Die Bewegung vollzieht sich, chronologisch gesprochen, zwischen den Jahren 1050 und 1170. Die Sprache während dieser Zeit erscheint uns nicht mehr althochdeutsch, aber auch noch nicht mittelhochdeutsch [4].

Wie keine andere Zeit, so gibt uns die althochdeutsche Periode das Bild einer in beständig fortschreitender Umbildung begriffenen Sprache. Christlicher Glaube und lateinische Cultur verwuchsen innig in ihren Gebrauch; aus ihnen sind die Anfänge einer deutschen Litteratursprache hervorgegangen. Die tiefgreifenden, nun an's Ziel gelangten organischen Veränderungen des Lautes und der Flexion haben beide der Sprache Vortheil gebracht: sie ward beweglicher, regelmäßiger, und die alte Mannigfaltigkeit der Endungen ward ersetzt durch

---

[1] Haupts Zs. XXII, 321 ff. — Einwirkung des Hochdeutschen auf das Niederdeutsche des 9—12. Jahrh. bezweifelt dagegen Busch, in Zachers Zs. X, 173, 192.

[2] Vgl. oben S. 35.

[3] Die Benennung „mittelhochdeutsch“ ist von Jacob Grimm nach media latinitas gebildet. Haupts Zeitschr. VIII, 545.

[4] Rödiger, im Anzeiger f. dtsch. Alterthum V, 44. — Ueber die Ursachen der berührten sprachlichen Vorgänge vgl. Gr. I², 13 ff., 25, 79—80, 120, 361 ff., 367—370, 612, 723, 875, 957; Scherer, im Anz. f. dtsch. Alterth. I, 193 und die bezüglichen Abschnitte in dessen Buche Zur Gesch. d. dtsch. Spr. — Das schwache e der Endungen, welches unter den schwankenden Bezeichnungen des „Schwebelautes“ nach und nach die Oberhand gewinnt, wird in der ersten Zeit allerdings noch nicht einen so geringen Ton besessen haben wie heutzutage.

eine wohlgeordnete Abwechslung innerhalb des Stammes selbst. Die gleichmäßige Abschleifung der Endungen mehrte den Reimvorrath und verwischte manches dialektische Merkmal. Büßte der Sprachgesang ein, so war anderseits durch den Umlaut eine schärfere und leichtere Unterscheidung der Begriffe gewonnen. Diese Umwandlung entsprach dem lebhafteren Verkehr und der rascheren litterarischen Production. Daneben war die ursprüngliche etymologische Bedeutung der Worte noch lebendig, wo sie uns entweder abgestorben oder kaum fühlbar ist.

Mit dieser Entwicklung der Sprache hielt indeß die Litteratur keineswegs Schritt. Noch war der Antheil der Laien ein bloß passiver, und die Geistlichkeit richtete ihr Augenmerk fast ausschließlich auf den Inhalt ihrer Producte, auf deren didaktische Wirksamkeit; auf die Form wurde wenig Gewicht gelegt, wenn sie nur innerhalb ihrer Heimat verstanden wurden. Wo sie durch den Stil glänzen wollten, galt nach wie vor das Lateinische als maßgebend, in dieser Sprache sind die Geschichtswerke und die vorzüglichsten Erzeugnisse epischer und lyrischer Poesie dieser Zeit verfaßt[1]). Wohl sehen wir zu Ende derselben nun auch weltliche Epik und weltliche Prosa in den Händen der Geistlichen[2]), aber unselbständig und geschmacklos nach dem Inhalt, ungeordnet nach der Form. Anderseits ist im geistigen Leben der Klöster ein rascher Niedergang zu beobachten. Notkers Wirken war das letzte bedeutende auf wissenschaftlichem Gebiete. Es kamen Zeiten, da der Abt von St. Gallen selbst des Schreibens unkundig war[3]). Den Priestern, so wird in einer Schrift von 1401 geklagt, gehe über mühsamem Buchstabieren jegliches Verständniß des zu Lesenden verloren[4]).

Erst unter den Hohenstaufen gedeiht die lange vorbereitete Bewegung zu reifer Entfaltung. Jetzt endlich tritt ein Stand in den Vordergrund, der, begünstigt durch die kühnen und edlen Thaten zugeneigte, gehobene Stimmung der Zeit, durch Glanz und Geist alsbald in der Gesellschaft hervorleuchtet und nun auch der Litteratur eine andere Richtung gibt und die heimische Sprache in ihr volles Recht einsetzt, sie in ihrer Lebendigkeit, ihrer Anmuth und Feinheit an's helle Licht treten läßt. Der Kirche gebührt das Verdienst, die

---

[1] Vgl. oben S. 59.
[2] Vgl. oben S. 60.
[3] Vgl. Wackernagel, L. G. § 44, Anm. 10.
[4] Vgl. Hoffmann, Gesch. d. dtsch. Kirchenl., S. 151, Anm. 2.

deutsche Sprache in die Litteratur eingeführt zu haben; die ritterlichen Höfe haben sie erhoben zur Kunstsprache, sie haben ihre Werthschätzung als eines nationalen Bindemittels dem allgemeinen Latein gegenüber im Volksbewußtsein zum Durchbruch gebracht und damit ihre Eigenschaft, ihre Herrschaft als Cultur- und Litteratursprache für alle Zeiten gesichert.

Erstes Buch.

Schriftsprache und Dialekte vom Ende des zwölften Jahrhunderts bis zum Schlusse des Mittelalters.

Erstes Capitel.

Die höfische Gesellschaft der Hohenstaufenzeit und ihr Antheil an der deutschen Dichtung.

Der Ursprung des Ritterthums knüpft an das altgermanische Gefolgschaftswesen, seine Blüthe aber fällt in jene Zeit, wo nach dem Siege über die Ungarn die Reichskriege nur mit Reiterei geführt wurden, miles mit Ritter, Adel mit Ritterschaft gleichbedeutend wurde. Nun erst machten die Ritter recht eigentlich einen Stand aus mit eigener Sitte, eigener Bildung [1]).

Die Sache fand ihre Ausbildung zuvörderst beim Adel Frankreichs. Die Franzosen beginnen seit dem zehnten Jahrhundert sich der größeren Zierlichkeit und Gewandtheit bewußt zu werden. Ihr Einfluß auf Deutschland wird gegen die Mitte des elften Jahrhunderts zuerst bemerklich [2]). In den strafenden Schilderungen Heinrichs von Melk (um 1160) finden wir dann den Begriff des Höfischen schon ganz ausgebildet. Die edlen Knaben, die für den Dienst des Schildes an den Höfen erzogen wurden, lernten neben den Waffenspiel und all dem Andern, das zur höheren Bildung gehörte, auch die Dichtkunst, und bald erschien es gleich dem Ritterthum als der vollendende Schmuck

---

[1]) Vgl. Wackernagel, Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter Kl. Schr. I, 258 ff.).

[2]) Scherer, Gesch. d. dtsch. Dichtung im 11. u. 12. Jahrh. Q. F. XII, S. 22.

jedes Edlen, daß er auch Lieder, und besonders Lieder zur Verherrlichung der Frauen, daß er Minnelieder dichtete[1]. Die Poesie sollte das Leben verherrlichen, seine Freuden erhöhen und die freundliche Begleiterin der Geselligkeit sein.

Der glänzende Aufschwung der deutschen Litteratur, welcher bedingt war durch diese Theilnahme der höheren weltlichen Stände an der Dichtung selbst, tritt hervor in den letzten Jahrzehnten Kaiser Friedrichs I. Der ritterliche Adel hatte bis dahin mit dem Volke den Spielleuten zugehört, es hatten die Geistlichen dann versucht, ihn zu bekehren, zu erbauen; jetzt mischte er sich selbst unter die Dichter. Sogar Kaiser und Könige verschmähten es nicht, vor der Zuhörerschaft, die der glänzende Hofhalt ihnen bot, ihre Lieder zu singen; der niedere Adel aber, dem zumeist diese Dichter angehören, die unbegüterten Ritter, pflegten mit ihrer Kunst der lockenden Huld und Milde vornehmerer Kunstfreunde nachzuziehen, wanderten von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, und sangen zum Saitenspiel den Preis der Frauen und ihrer Gönner. Ein glänzender Vertreter dieser Richtung ist Walther von der Vogelweide. Oder sie verfaßten, wie Heinrich von Veldecke und Wolfram von Eschenbach, nur für das Lesen und Lesenhören große Heldengedichte, in denen sie die Vorbilder des Ritterthums, der Tapferkeit und der adelichen feinen Sitte feierten. Frauendienst und Ceremoniell bilden auch hier den Mittelpunkt der Erzählung. Tiefer standen die Spielleute, die aus dem Lesen und Singen fremder Gedichte ein wanderndes Gewerbe machten; doch ward auch ihr Ansehen gehoben durch die nahe Berührung mit den edlen Begehrenden und mehr noch durch die allgemeine Werthschätzung ihrer Kunst.

Diese Theilnahme des ritterlichen Standes gab der Poesie eine Verfeinerung der Form und eine freie, edle Lebensauffassung, die ihr wirklich den Anspruch auf die Bezeichnung als classisch verleihen können. Den vollsten Ausdruck fand diese ritterliche Dichtung eben in der lyrischen Gattung. Diese erscheint vorzugsweise als eine höfische Kunst und bekleidet mit allen Merkmalen der Kunstdichtung, in einer Höhe der Vollendung, die für immer bewundert und nachempfunden wird. Gewiß ist das Streben nach dieser Vollendung dadurch wesentlich mit befördert worden, daß sich jetzt im Gegensatze zum althochdeutschen Zeitraum zu den meisten Werken der Verfasser nennt; jetzt löst sich der Einzelne mit gereifterem Bewußtsein von der größeren

[1] Die Aufzählung der ritterlichen Tugenden Herrn Heinrichs von Aue schließt mit den Worten: »und sanc vil wol von minnen«. Armer Heinrich V. 71.

gleichen Volksgemeinschaft ab und dichtet nur als er selbst und durch sich und für sich. So weit geht der Individualismus, daß das Gesetz waltet, daß kein Dichter die Strophenform eines andern benützen darf[1].

Die Litteratur war gänzlich an den Adel gelangt, sie hatte das gelehrte Wesen umgetauscht an das höfische. Die fahrenden Cleriker des zwölften Jahrhunderts dichten weltliche Lieder, in die sie gerne deutsche Strophen einflechten, augenscheinlich zu dem Zwecke, ihren nicht gelehrten Gönnern zu gefallen, während durch die Spielleute, welche Volk und Hof vermitteln, die nationale Heldensage auch an den Hof und als Gegenstand volksmäßiger Epik in die Hände höfischer Dichter gelangt[2]. Das Interesse an der Dichtung verwob sich

[1] Ausgenommen zum Zwecke der Parodie, der Gegenrede. — Zur allgemeinen Schilderung der ritterlichen Dichtung, vgl. Wackernagel, L. G. § 43.

[2] Aus der lateinischen Vagantenpoesie haben wohl die Ritter den mehrstrophigen Bau der Lieder: diu liet angenommen im Gegensatze zu den einfachen Gesetzlein: daz liet der volksthümlichen altheimischen Lyrik des 12. Jahrh. Martin in Haupts Zs. XX, 46 ff., Wilmanns' Waltherausg. S. 30. Hinwiederum macht Scherer, in Haupts Zs. XVII, 561, wahrscheinlich, daß die Melodie auf die als Kürnbergisch überlieferte Strophenform, die mit der unbestritten volksmäßigen Nibelungenstrophe durchaus stimmt, von einem Herrn von Kürnberg, d. h. einem Angehörigen des österreichischen Geschlechtes dieses Namens, verfaßt worden sei. Endlich beweist der Rath des Gervelin an den Meißner: ›er gebe den pfaffen ihr doene wider‹ Hagens Minnesinger III, 38b — vgl. oben, daß auch zwischen Clerikern und Spielleuten Berührungen stattfanden. — In Wolfram von Eschenbach vermählen sich gelehrte und volksthümliche Kunst, nicht nur durch den Gebrauch der Titurelstrophe, die auf die Kudrun- und durch diese auf die Nibelungenstrophe zurückgeht, sondern auch durch manche Ausdrücke und Wendungen aus dem Volksepos, das er allein unter den höfischen Dichtern liebt und benützt. — Walther von der Vogelweide Lachmann 74, 19 spielt auf die Sage von Walther und Hildegunde an, setzt dieselbe mithin bei seinen Zuhörern am österreichischen Hofe als bekannt voraus. — Anderseits können wir in der Spielmannspoesie und in den großen strophischen Gedichten über die Heldensage den Einfluß höfischer Erzähler, vor Allen Wolframs, deutlich nachweisen, wenn auch nur in den Theilen, welche bei der Zusammenfassung des Ganzen erst hinzugekommen sind. Der Laurin gibt sich in der jüngsten Bearbeitung aus für ein Werk Heinrichs von Ofterdingen und entlehnt Verse aus Konrad von Würzburg. Noch mehr Einwirkung höfischer Dichtung zeigt der Biterolf; in der „Klage" tritt eine Herzogin Isalde auf; die Erweiterungen in den Nibelungenhandschriften B und C bieten Schilderungen, Gedanken und Ausdrücke, welche erst durch die höfische Poesie verbreitet worden sind, in C wird außerdem die metrische Form den gewöhnlichen Regeln der höfischen Dichtung des 13. Jahrh. angeglichen. Sogar der Sammler von A hat aus dem ersten Buche des Parzival das orientalische Zazamanc herübergenommen. — In der Kudrun weist die Schilderung der fabelhaften Jugend Hagens auf ritterliche Vorbilder. Als später die höfischen Kreise sich von der Heldensage abwandten, verfiel sie in Rohheit und märchenhafte Entstellungen.

mit dem Leben, man schmückte die Alltäglichkeit um sich mit dichterischen Bezügen aus[1]. Bis über die Sprachgrenze hinaus reichte die Herrschaft deutscher Rede und Dichtung; der „Welsche Gast" des Thomasin von Zirklare, geschrieben 1215 16, ist ein werthvolles Zeugniß hiefür. Auch der deutsche Kirchengesang der Laien, der im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich durch Uebersetzungen und Nachbildungen lateinischer Hymnen und durch geistliche Umdichtungen weltlicher Lieder ausbreitete, ist mittelbar auf die Erhebung der deutschen Sprache durch die classische Poesie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zurückzuführen[2]).

Neidhart von Reuenthal, als er sich anschickt, von der Kreuzfahrt heimzukehren, auf welcher die Welschen auf seinen Sang nicht geachtet haben, begrüßt die Heimath mit dem Rufe: »sô wol dir diutschiu zunge!«[3]) Wolfram von Eschenbach will jedem Volke seine Sprache lassen: »er dunket mich der witze ein kint, swer nicht der zungen lât ir lant, dâ von die sprâche sint bekant«[4]): Walther nennt die deutsche Nation tiuschiu zunge[5]). Durch den Gebrauch des Wortes in dieser Bedeutung wird anerkannt, daß die Sprache das sicherste Kennzeichen der Nationalität ist.

Wenn wir keinen Grund haben, das Geständniß Wolframs von Eschenbach, daß er weder schreiben noch lesen könne[6], trotz seiner Kunst und seinem reichen Wissen anzuzweifeln, und von seinem Beispiele ein Schluß auf die gleiche Unkenntniß bei manch andern seiner Standesgenossen wohl statthaft erscheint[7]), so wissen wir wiederum, daß die Fahrenden sich für ihr Bedürfniß ganze große Lieder- und Gedichtbücher anlegten. Unsere Sammelhandschriften, deren eine, die Heidelberger, noch in's dreizehnte Jahrhundert gehört, sind zusammen-

[1] Vgl. Wackernagel, L. G. § 43, Anm. 73 ff. — Die durch Berchtold von Zähringen 1191 angelegte Stadt Bern erhielt ihren Namen nach dem aus der Heldensage berühmten Bern Verona Theodorichs. Eine Waldung im Hegau führt noch den Namen Bernerloh, in der Nähe ist ein Etzelbach und ein Kriemhildenweg. Birlingers Alemannia I, 262. — Vgl. noch Birlinger, Alem. Sprache rechts d. Rheines, S. 200.

[2] Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Gesch. d. dtsch. Kirchenliedes, S. 239. — 372. 374.

[3] Haupts Ausg. 11, 21.

[4] Willehalm 73, 8.

[5] Lachmanns Ausg. 9, 8.

[6] Parz. 115, 27. Willeh. 2, 19.

[7] Wenn Wolfram daneben Französisch verstand vgl. unt. S. 70, Anm. 4, so scheint die Kenntniß des Lesens und Schreibens mehr den Frauen Wackern. L. G. § 43, 32—34 und Geistlichen eigenthümlich gewesen zu sein, daher clericus im Französischen geradezu die Bedeutung Schreiber erhalten hat, mhd. meister. Vgl. ob. S. 59.

geschrieben aus den Liederbüchern der Fahrenden, und in ihnen sind Lieder von theilweise berühmten Dichtern überliefert unter dem Namen des Spielmannes, dessen Sammlung der Abschreiber sie entnahm[1]). Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gab es dann Leute, die vom Schreiben und Malen deutscher Gedichte lebten, ja sie für den Kauf vorräthig hielten. Für diese überwiegende Theilnahme, die jetzt deutschen Büchern zugewandt wurde, zeugen zahlreiche Belege. Heinrich der Teichner stellt deutsche Bücher und Ritterdichtungen wesentlich gleich: »swaz man diutscher buoche phlac, dâ stêt niur von rittertât«[2]). Ähnlich heißt es in dem Gedichte von dem übeln Weibe: »ich hiete tiusche gelesen von dem werden Parzivâle«[3]). Solche Bücher hat wohl auch Berthold von Regensburg im Auge, wenn er zu den Sünden des Mundes rechnet »singen werltlîchiu lieder, lesen tiutschiu buoch, diu valsch sint unde unnütze«[4]). Im Wiener Stadtrecht vom Jahre 1435, wo von der Rückgabe von Pfändern oder geliehenen Gutes die Rede ist, wird folgende Ansicht zurückgewiesen: »sô wellent etlich leut, das teutsche püecher und federspil, und was solher ding sein, niht rehtens haben, wenn man es leicht« — diese betrachten also Unterhaltungsbücher und Falken als werthlos oder als Luxusgegenstände. Liebesgedichte, deren Kenntniß zur feinen Bildung gehört, meint Neidhart von Reuenthal, wenn er über den Aufenthalt in Steiermark klagt, daß er »der ê dâ heime tiutschiu büechel las« jetzt Knechtesarbeit verrichten müsse[5]). Deutsch lesen gilt nachgerade für gleichbedeutend mit Lesen überhaupt. Die Regel des „Klosters der Minne" besagt: »dû hoerest singen unde lachen: dû sihest tiusch lesen ze wette[6])«. Ob, wie Haupt anmerkt, tiusch hier ursprünglich sei oder nicht, kommt für unsern Zweck nicht in Betracht. So hat im Iwein V. 6457 der Schreiber der Dresdener Handschrift anstatt des überlieferten wälhisch lesen das ihm geläufigere tütsch lesen angebracht und Engelhard V. 750: »lesen unde schrîben sach man si beide schône« der Druck aus

---

[1]) So gehen Lieder Walthers unter den Namen Niune, offenbar dem scherzhaften Uebernamen eines Fahrenden. — Vgl. noch Benecke, Beitr. zur Kenntniß der altdeutschen Spr. u. Litt., II, 301; Müllenhoff in Haupts Ztschr. XIV, 133; Scherer, Deutsche Studien; Wilmanns, in Haupts Ztschr. XIII, 217.

[2]) Ausg. v. Karajan in den Denkschr. d. Wiener Akademie, Bd. VI Anm. 84).

[3]) Vers 407 ff.

[4]) Altdeutsche Blätter II, 120.

[5]) Ausg. v. Haupt 102, 36.

[6]) In Laßbergs Liedersaal II, 214.

dem sechszehnten Jahrhundert, nach welchem Haupt das Gedicht wiederhergestellt hat, geändert in »teutsch lesen«. lesen schien zu kahl und deutsche Bücher, d. h. Unterhaltungsbücher lesen bedeutsamer[1]). Nicolaus' von Basel Bericht von der Bekehrung Taulers hat in der Straßburger Handschrift von 1389: »ich wart der heiligen leben an eime buoche lesende«[2]), in einem viel späteren Drucke aber: »ich las von der Heiligen leben die deutschen Bücher«[3]). Titurel 2910: »diutsch lesen« und Lieders. III, 305: »singen hân ich gehoeret vil und tiutsch an den buochen lesen« wird auch in diesem Sinne zu verstehen sein. Soviel als Verständliches, Förderliches lesen[4]) bedeutet der Ausdruck in den Dresdener Lebensregeln, gedruckt 1529: »ich wil in dewtzschen büchern lesen ... kanstu lesen, so liss gutte schrifft und thue dornach mit den wergken«[5]).

Wir haben bemerkt, wie das höfische Wesen zunächst in Frankreich sich ausbildete und von da auf den deutschen Ritterstand übergieng. Unter dieser Einwirkung romanischer Vorbilder hat sich nun auch die ritterliche Dichtung Deutschlands entwickelt, als durch die Gemeinsamkeit des zweiten Kreuzzuges, die sich später unter Friedrich I. wiederholte, Deutsche und Franzosen in innige Berührung zu einander getreten waren. — Entscheidend wirkte das Beispiel Heinrichs von Veldecke[6]). Im Jahre 1184 erschien er bei dem großen Hoffeste Friedrichs I. zu Mainz[7]); in diesem dichtungsfreundlichsten Kreise wurden seine älteren lyrischen Gedichte nun bekannt, und als ein berühmter Dichter wurde er nach Thüringen gezogen. Hier schließt sich an ihn besonders an Heinrich von Morungen, welchem wir geradezu romanische Vorbilder nachweisen können, die er übersetzt hat[8]). — Am Mittelrhein erblüht die neue ritterliche Lyrik durch den Pfälzer Friedrich von Hausen, den Vertrauten Friedrichs I. Von seinen Mitstrebenden sind vor-

[1]) Haupt, zu Engelhard 750.
[2]) Ausg. v. Karl Schmidt, S. 12.
[3]) Wackernagel, L. G. § 90, Anm. 197.
[4]) Vgl. ob. S. 17, Anm. 3.
[5]) Haupt, Neidhart S. 243.
[6]) Vgl. unt. S. 72, Anm. 3.
[7]) Von dem Glanze dieses Hoftages spricht der französische Dichter Guiot von Provins, der anwesend war.
[8]) Den Einfluß der französischen Kunstlyrik auf die mittelhochdeutsche beweist Gottfrieds Tristan 2292 ff., 8062 ff., 19214 ff. — Zum ganzen Abschnitt vgl. die ausführliche Schilderung Wackernagels, Altfranzösische Lieder und Leiche, 193—237.

nehmlich zu nennen Ulrich von Gutenburg, Heinrich von Rugge, Bligger von Steinach, Hartmann von Aue, Reinmar von Hagenau. Manche aus diesem Dichterkreise können wir in Verhältnissen zum staufischen Hofe nachweisen; und wie der französische Einfluß die Formen der Lyrik maßgebend lenkte, so gewährte er fort und fort der Epik neue Stoffe. An die Stelle der heimischen Worte sage, spil, maere trat jetzt das französische âventiure[1]).

Es gebricht uns an zureichenden Aufschlüssen darüber, wie sich die Ritter des dreizehnten Jahrhunderts mit der französischen Sprache vertraut machten, um die Übersetzung so mancher Romane zu unternehmen. Reisen und mündliche Übung mögen das Meiste dazu gethan haben. Wackernagel[2]) erwähnt der Erziehung von deutschen Fürstenkindern in Frankreich und des Aufenthaltes edler Jünglinge daselbst zu eben diesem Zwecke[3]); der junge Tristan wird von einem Hofmeister begleitet »durch fremde sprâche in fremdiu lant«[4]). Sicherlich kam mehr als ein deutscher Dichter nach Frankreich. Walther spielt vielleicht auf seine Fahrten an, wenn er sagt, er habe aufgemerkt von der Seine bis an die Morawa, vom Po bis an die Trave[5]). Späterhin scheint Konrad, der Schenk von Landeck, lange im Westen gewesen zu sein; er sehnt sich aus dem Winter, der am Meer, an der Seine und Aisne schon beginne, heim an den Bodensee, nach Schwaben; dahin grüße er stündlich tausend Mal die Geliebte, die schöner sei als alle Weiber in Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, Picardie[6]). — Die neuen Begriffe, welche die Franzosen mit ihrer Ausbildung des Ritterwesens schufen, wurden von den Deutschen im Großen und Ganzen mit den fremden Ausdrücken herübergenommen: turnei, puneiz, tjost, buhurt, crîe, harnasch, walap, leischieren, prîs; sarjant, garzûn; amîs, klâr haben sich

---

[1]) Schon 1156 hatte Gautier von Arras dem Könige der Deutschen eine epische Dichtung zugeeignet; — also geradezu Verpflanzung französischer Litteratur auf deutschen Boden. — Wackernagel, a. a. O., S. 200.

[2]) L. G., § 43, Anm. 4.

[3]) Ebd. [2], S. 462 b.

[4]) Gottfrieds Tristan 2061. — Wolfram von Eschenbach Willehalm 237, 5 beklagt seine mangelhafte Kenntniß des Französischen: »Ein ungefüeger Tschampâneys kunde vil baz franzeys dann ich. swiech franzois spreche«. — Im Tagebuch des Basler Caplans Hans Knebel, 147[8], wird ein Straßburger aus guter Familie gerühmt als »eloquentissimus in Theuthonico, Romano et Latino«.

[5]) Lachmanns Ausg. 31, 13.

[6]) MSH. I, 357 b ff.

ziemlich gleichmäßig bei den mittelhochdeutschen Dichtern eingebürgert[1]. Bei Wolfram von Eschenbach vervielfältigt sich der Gebrauch fremder Wörter in's Unendliche[2]. Solches Verfahren lobt Thomasin in der Vorrede zu seinem „Welschen Gast“:

› Daz ensprich ich dâ von niht,
daz mir missevalle iht,
swer strîfelt sîne tiusche wol
mit der welehischen sam er sol:
wan dâ lernt ein tiutsche man,
der lîht niht welehischen kan,
der spaehen wörter harte vil.«

Der Basler Göli macht sich lustig über einen dörper, der mit französischer höfischer Tracht und Worten prunkt[3]. Dergleichen unberufene Prahlerei mag der Tannhauser im Auge haben, wenn er in zweien seiner Gedichte mit unverkennbar bloß parodierendem Spotte ein welsches Wort auf das andere häuft[4]. Eben deshalb verspottet der Marner die Rheinländer als curteis povel[5]. — Dagegen meidet die ritterliche Dichtung gewisse gut deutsche Lieblingsausdrücke des Volksepos als unhöfisch, so wigant, recke, degen, helt, ellen, künne, wîc, hervart, wal, gër: maere, balt, gemeit, snel, milte u. dergl. Am Sorgfältigsten enthält sich ihrer Hartmann von Aue; Gottfried von Straßburg streut sie sparsam ein, mit bewußter stilistischer Absicht, um der Darstellung gelegentlich eine gewisse Abwechslung, einen höheren Schwung zu verleihen; unbedenklich braucht sie Wolfram[6]. Auf dieses Verhältniß spielt Gottfried an in dem Abschnitte seines Werkes, wo von Dichtern „ritterlicher Zierheit“ die Rede ist[7]. Unter ihnen gibt er Hartmann von Aue den Preis für seine „lautern, reinen, krystallenen Wörtlein“ und rühmt Bligger von Steinach: »diu sinen wort sint lussam«, »er hât den wunsch

---

[1] Aehnlich sind Begriff und Wort hövesch, höveschеit und das Gegentheil dörperlich, dörperheit dem franz. courtois und vilain wenigstens nachgebildet.

[2] Vgl. Steiner, in Bartschs Germ. Studien II, 239; u. ob. S. 30, Anm. 1.

[3] MSH. II, 80 b.

[4] Ebd. II, 84 ff., 87 ff.

[5] MSH. II, 241 a. — Ueber Citate in französischer Sprache in Deutschland vgl. noch Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche, S. 196, und über die Einwirkung des französischen Stils auf die Ausdrucksweise der deutschen ritterlichen Dichtung ebd. 197, 198.

[6] Vgl. ob. S. 66, Anm. 2. — Jänicke, De usu dicendi Wolframi de Eschenbach; Preuß, in den Straßburger Studien, I, 59 ff. — Pfeiffer, Freie Forschung, S. 100 ff., 345 ff.

[7] Tristan 4614 ff.

von worten«: als Meister des Minnesanges sind genannt Reinmar von Hagenau und Walther von der Vogelweide. Diesen vorwiegend rheinischen Dichtern werden tadelnd gegenübergestellt die »vindaere wilder maere, der maere wildenaere«: »sî müezen tiutaere mit ir maeren lâzen gân: wir mugen ir dâ nâch niht verstân«. Gemeint ist namentlich Wolfram, der »des hasen geselle« und »ûf der wortheide höhsprunge und witweide mit bickelworten« sei. Erste Anforderung an einen höfischen Dichter ist also Klarheit, Anmuth und gleichmäßiger Fluß der Darstellung, Vermeidung alles Auffälligen und Ungebräuchlichen in Inhalt und Ausdruck (diu Mâze), überhaupt Festhaltung am Conventionellen. Wolfram selbst erkennt die Berechtigung des Vorwurfs wegen der Gespreiztheit des Stils an und scherzt über seine Dunkelheit:

»Den ich diz maere diuten sol.
den zaeme ein tiutschiu sprâche wol:
mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump,
er mac wol lîhte sîn ze tump,
den ichs niht gâhs bescheide:
dâ sûme wir uns beide[1].«

Lachmann hat in seiner Abhandlung über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts[2] bemerkt, daß, während die beiden ersten, der Legendendichtung angehörenden Bruchstücke eben so wenig Kunst und Gewandtheit der Darstellung zeigen als die meisten der übrigen Werke von Geistlichen aller Gegenden aus den sechziger, siebziger und achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts, das dritte, eine sagenhafte Jugendgeschichte Karls d. Gr. (Karlmeinet) dagegen lehre, daß am Niederrhein die neuere, gebildete Darstellungsweise bald geschickter und edler als von Eilhart von Oberg und Heinrich von Veldecke gehandhabt ward, nachdem in den siebziger Jahren des zwölften Jahrhunderts die neue, strengere Versform der künstlichen Poesie hauptsächlich aus eben diesen Gegenden ausgegangen war, von Heinrich von Veldecke[3]. — Daß der Schwerpunkt der Litteratur

[1] Willehalm 237. — Ueber die Eigenschaften eines höfischen Dichters in Beziehung auf den Versbau vgl. noch Parz. 337, 23 ff.

[2] Gelesen 1836, wieder abgedruckt in den Kl. Schr. 519 ff.

[3] Als den Begründer der deutschen Dichtung par excellence, der höfischen, nennt ihn schon Gottfrieds Tristan 4736: »er impfete daz êrste rîs in tiutischer zungen« — und Rudolf von Ems Alexandreïs, MSH. IV, 866a: »Von Veldich der wise man, der rehte rîme aller êrste began«. — In den neunziger Jahren ist die Regelmäßigkeit des Reimes allgemein durchgesetzt.

gegen Ende des zwölften Jahrhunderts im Nordwesten liegt, erscheint natürlich, da die geographischen Grenzen der geistigen Gebiete sich richten nach der Nähe oder Entfernung von dem nächsten romanischen Culturherde, Frankreich. Hauptweg der Vermittlung war das halb romanische, halb germanische Flandern[1]), die Wiege und Wohnung des neuen Ritterthums. In dieser Gegend war zuerst von einem Ritterstand die Rede, hier wurden die ersten Turniere gefeiert. Dafür, daß die ritterliche Poesie rheinaufwärts aus den Niederlanden vordrang, bildet neben Heinrich von Veldecke einen Hauptbeleg der Trierer Floyris, eines der ältesten ritterlichen Epen[2]). Mit diesen Dichtungsstoffen hielten zugleich die Formen des feinen ritterlichen Wesens, wie es in Brabant, im Hennegau, im Lüttichschen galt, ihren Einzug in Deutschland. Ausdrücklich stellt die Ritterschaft jener Gegenden als Vorbild hin Hartmann von Aue, wenn er den jungen, nach ritterlicher Ausbildung strebenden Gregorius von seinen Zukunftsträumen also berichten läßt[3]):

»Ichn wart nie mit gedanke
ein Beier noch ein Franke.
Swelch ritter z' Henegöuwe,
z' Brâbant und z' Haspengöuwe
ze orse ie aller beste gesaz:
sô kan ichz mit gedanken baz.«

Ulrich von Zatzikhofen faßt das höchste Lob einer Versammlung von Rittern zusammen in die Worte »daz nie ze Brâbant ein ritter sich geschihte baz«[4]. — Ein fein gebildeter, mit höfischer Sitte wohl vertrauter Mensch hieß deshalb Vlaeminc, und es gehörte zum guten Ton unter den Vornehmen, Vlämisch in ihr Hochdeutsch zu mengen, daher auch der ritterliche Jargon mehrfach niederdeutsche Sprachformen zeigt: dörper, ors, wâpen[5]). Neidhart

[1] Die urspergische Chronik rühmt an Gottfried von Bouillon »innatam sibi utriusque linguae peritiam«. Später nimmt ein Herzog von Brabant, wahrscheinlich Johann I. 1260—1294, zugleich an der deutschen und französischen Lyrik Theil. Nichts bezeichnet treffender das litterarische Verhältniß von Frankreich und Deutschland unter einander und der Niederlande zu beiden als dieses Beispiel. Wackernagel, Altfr. Lieder u. Leiche, S. 205, 206. Daher sind denn auch im Niederländischen eine Anzahl französischer Worte hängen geblieben.

[2] Herausg. v. Steinmeyer, in Haupts Zeitschr. XXI.

[3] Greg. 1401 ff.

[4] Lancelet 9176.

[5] Wackernagel, L. G., § 43, Anm. 4. — Auch das von Wolfram mehrfach, und zwar immer da, wo von ritterlicher That die Rede ist, gebrauchte niederdeutsche Verbum trecken mag aus dieser Quelle herzuleiten sein. — Vgl. noch Gr. I², 449.

von Reuenthal nennt Flaeminc einen solchen, der sich der vlaemischen höveschcit befleißigt und mit siner rede vlaemet[1]; zu dieser Gattung rechnet er sich übrigens selbst[2]. In einem unechten Liede Neidhart's wird ironisch der vlaemischeit der Bauern gedacht[3]. Geltar, einer der zahlreichen Liederdichter des dreizehnten Jahrhunderts, führt nach eigener Aussage sich auf »als ein waeher Flaeminc«[4]. — Satirisch wird diese Sucht nach dem fremden Wesen geschildert in dem Gedichte von Meier Helmbrecht[5]. Der junge Helmbrecht, als er aus seinem Knappendienste zum Besuche heimkehrt, redet seine Schwester an: «vil liebe susterkindekîn[6], got lâte iuch iemer saelic sîn« und begrüßt sie durch gratia vester, den Vater durch dêû sal, die Mutter durch das böhmische dobraytrâ. Darüber verwundern sie sich, und der Vater spricht:

»Als ich von im vernomen hân,
so ist er ze Sahsen
od ze Brâbant gewahsen:
er sprach »»liebe susterkindekîn««;
er mac wol ein Sahse sîn«.

Er ermahnt darauf den Sohn, zu sprechen »ein wort nâch unserm site«: »sprich ein wort tiutischen«, erhält aber auf das Anerbieten, ihm behilflich zu sein, die Antwort:

Ey waz sakent ir gebûrekîn
und jenez gunêrte wîf?
mîn parît, mînen klâren lîf
sol dehein gebûrik man
zwâre nimmer grîpen an«.

Später geräth Helmbrecht unter die Räuber, wird gefangen und zur Strafe verstümmelt. Als er in diesem Zustande Aufnahme beim Vater begehrt, empfängt ihn dieser mit den höhnischen Worten:

---

[1] S. 54, 36 und 82, 2 der Ausgabe von Haupt.

[2] Ebd. 102, 32 in seinem Abschiede von der Steiermark: »Marke, dû versinc! Dîn lant daz lît uneben. Ich unde manec Flaeminc muoz hie unsanfte leben.

[3] MSH. III, 254 b.

[4] Ebd. II, 173 a.

[5] Herausgegeben von Haupt im IV. Bande seiner Zeitschrift. — Der Verfasser war wahrscheinlich ein Baier und dichtete zwischen 1224 und 1250.

[6] Die niederländische Ableitungssylbe -kîn dem heutigen -chen entsprechend, scheint besonders gerne nachgeahmt worden zu sein, namentlich die romanischen Diminutiva pardrisekîn, merlikîn, schapelikîn sind wohl erst durch niederdeutsche Vermittlung nach Hochdeutschland gerathen. Gr. III, 679.

› Dêû sal. her blinde!
dô ich was ingesinde
ze hove wîlen (des ist lanc),
dô lernte ich disen antvanc.
gêt ir nû, her blindekîn!«

Noch Oswald von Wolkenstein im fünfzehnten Jahrhundert mischt vlämische Ausdrücke in seine Gedichte ein.

Als das gerade Gegentheil der Vlämen, als „wild" und „barbarisch" galten die Sachsen, sie weigerten sich auch, am zweiten Kreuzzuge theilzunehmen[1]. — Die ritterliche Bildung blieb mithin nach ihrem Ausgang von den Niederlanden wesentlich auf die Pflege bei den hochdeutschen Stämmen beschränkt, diese galten schlechthin als die Vertreter der „deutschen Zunge"[2]. In einem Neidhart zugeschriebenen Liede[3] werden sie zusammengefaßt als »die Beier, die Swâbe unt die Vranken«: Landgraf Ludwig von Thüringen zieht zu Kaiser Friedrich II. »durch Franken, Swâbin, Beigern obir daz welsche gebirge«[4], und auch im „Ehrenbrief" Jacob Püterichs von Reichertshausen werden »Bayrn, Schwaben und Franckhen« zusammengestellt[5]. Im Ordenslande Preußen wurde in einem Verschen „Schwab, Frank oder Bayerlein" als „Gebietiger" bezeichnet[6]. Daß trotzdem Baiern und Franken keineswegs als Muster höfischer Tugend angesehen wurden, lehrt der Ausspruch Hartmanns von Aue[7]. Die Erstern namentlich galten als plump: »er ist ein toerscher Beier«[8]: Wolfram selber gesteht: »ein prîs, den wir Beier tragen, muoz ich von Wâleisen sagen: die sint toerscher denne beiersch her«[9]. Auch sonst hieng man ihnen noch manchen Schimpf an, sie galten für räuberisch, für geizig, für rauh an Sprache: »stridula Bavarico gutture verba linquens«[10]: »Bavarus loquens boat ut bos, exaltans vocem crassam nimis atque ferocem«. Was man an ihnen lobte, war einzig ihr tapferer, kriegslustiger Sinn[11].

Ähnlich lautet das Urtheil des Mittelalters über die stammver-

---

1 Scherer, Geich. d. dtsch. Dichtung im 11. u. 12. Jahrh., S. 23. Vgl. ob. S. 55, Anm. 1.
2 S. ob. S. 67.
3 Benecke, Beitr. z. Kenntn. d. altd. Spr. u. Litt., II, 342 XV, 3.
4 Leben d. hl. Ludwig v. Friedrich Kölditz, herausg. v. Heinr. Rückert, V, 1.
5 Haupts Ztschr. VI, 33.
6 Pietsch, Martin Luther u. d. hochd. Schriftspr., S. 10.
7 S. ob. S. 73.
8 Beneckes Neidhart 52, 7.
9 Parz. 121, 14.
10 Reinardus IV, 382.
11 Vgl. Wackernagel, in Haupts Ztschr., VI, 254—261.

wandten Österreicher. Ihr Auftreten wird als ein prunkhaftes geschildert, von einer besondern Gewandtheit oder Feinheit des Benehmens ist aber nirgends die Rede, im Gegentheil klagt eine Quelle ausdrücklich über Mangel an Schonung und feiner Sitte dem schönen Geschlechte gegenüber, und eine zweite nennt geradezu die feinere Sitte in Österreich als verachtet, ja als fast verschwunden und, wo sie erscheine, verlacht (Helbling). Jedoch wird auch hier die Tapferkeit allenthalben gerühmt[1]).

Wohl aber stehen den niederländischen zunächst die Ritter vom Rhein, fränkischen und alemannischen Stammes, die Schwaben. — Nitzsch[2]) hat nachgewiesen, daß schon während der Kämpfe Heinrichs IV., also in einer bewegten Zeit, der Verkehr auf der Rheinstraße durch die oberrheinische Tiefebene von Basel bis Bingen und von da in die Niederlande hinein sich außerordentlich hob, und wir haben anderseits gezeigt[3]), daß dieser Verkehr rheinaufwärts auch eine bedeutende Menge von Bildungsstoff mit sich führte. Otto von Freisingen bezeichnet das Land von Basel bis Mainz als die Hauptmacht des Reiches; hier erhob sich seit Friedrich von Schwaben ein dichter und mächtiger Kranz von Burgen. Der gleichzeitige Zwifalter Annalist berichtet, wie der schwäbische Adel, durch die Lehen des fruchtbaren Rheinthals angelockt, in großer Anzahl seine Heimath verließ. Überall an der oberrheinischen Ebene treffen wir derartige Gründungen, mit ihnen allen sind zahlreiche dienstmännische Geschlechter verbunden, die wie die von Hagenau, Anebos, Ahrweiler, Lautern und Andere zum Theil an der Spitze der Gesammtverwaltung in den obersten Stellen der Reichsschenken, Reichstruchsessen und Reichsmarschälle erscheinen. Die bedeutendsten Acte kaiserlicher Machtfülle vollzogen sich an den Pfalzen und Bischofsitzen der oberrheinischen Ebene.

Der Rhein bezeichnet öfters nicht eine Rheingegend, sondern Deutschland überhaupt. Neidhart, der Baier, kehrt vom Kreuzzuge zurück »zuo dem Rîne«[4]); der Herzog von Anhalt nennt Deutschland »ein lant alumbe den Rîn[5]); der Schulmeister von Eßlingen Rudolf von Habsburg »keiser umbe den Rîn«[6]). »Die rînischen herren«

1) Vgl. Karajan, Wiener Sitzungsberichte XXXXII, 459.
2) „Die oberrheinische Tiefebene und das deutsche Reich im Mittelalter", in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. XXX.
3) Ob. S. 69, 72.
4) Haupts Ausg. 13, 30.
5) MSH. I, 14a.
6) Ebd. II, 137b.

sind die Deutschen im Gegensatz zu den Italienern[1]; Hermann von Fritzlar braucht den Ausdruck uberlant, Oberland, das höher gelegene Land, für den Oberrhein[2]. So wird in der Historia von J. Tauler Nicolaus von Basel der große Gottesfreund aus dem „Oberland" genannt. — Wie Hartmann und Ulrich von Zatzikhofen die vlämische, so rühmt Ulrich von Lichtenstein[3] die rheinische Ritterschaft: »nie kein ritter umb den Rin gezimiert wart für wâr nie baz«. Die Ironie des Marners bestätigt lediglich diese Auffassung der Zeit: »Wie höfsche liute habe der Rin, daz ist mir wol mit schaden kunt«[4]. — Wie Seifried Helbling am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts den Einfluß des durch Albrecht I. vom Rhein her eingeführten schwäbischen Adels allenthalben bitter tadelt, so rügt Heinrich der Teichner bald nachher die Sucht seiner österreichischen Landsleute, sich schwäbischer Tracht und Sitte völlig hinzugeben. Diese Mode war so allgemein verbreitet, daß dem Dichter sogar ein eigenes Wort zur Bezeichnung derselben zu Gebote stand, das er auch in mehreren anderen seiner Gedichte ohne alle weitere Erklärung verwenden konnte. Man hieß sie nämlich »rinischeit«, d. i. „Rheinischheit"[5].

Die Schwaben werden ihrer Milde, ihrer Weisheit, ihrer feinen Zucht und Rede, überhaupt ihrer werdekeit wegen gepriesen[6]. In diesem Sinne äußert sich zunächst Hartmann von Aue[7]:

»Got weiz wol, den Swâben muoz
ieglich biderber man jehen,
der sî dâ heime hât gesehen,
daz bezzers willen niene wart.«

Dieser Sinn ist ferner herauszulesen Kudrun 744:

[1] Pfeiffer, Deutsche Mystiker, I, 116. 15.

[2] Ebd. I, 240. 20. — Die nämliche Bezeichnungsweise herrscht heute noch im Unterelsaß und in der Ortenau.

[3] 208, 29. — Vgl. Haupt, zu Neidhart, 13, 30.

[4] Wackernagel, L. B. I[5], 925.

[5] Karajan, Deutschr. d. Wiener Akad., Bd. VI 1855, S. 102.

[6] Wackernagel, in Haupts Ztschr. VI, 259. — Ungünstige Urtheile aus der Ottonenzeit über die Verschlagenheit und Rohheit der Schwaben i. Dm. [2], 336. Aber schon im Annolied, V. 278 ff. werden sie genannt:

»Ein liuth ci râdi vollin guot,
redispêh genuog,
die sich dikke des vure nâmin
daz si guode rekkin wêrin,
woli vertig unti wichaft.

[7] Armer Heinrich 1427 ff.

»Si teilten grôze gâbe wider unde dan,
daz man dâ ze Swâben solhez nie gewan
von rossen und von soumen . . .«

Boppe giebt ihnen das Beiwort »die stolzen«[1]. Meister Rauneland nennt den neuen Kaiser Rudolf einen Schwaben, im damaligen Sinne, der Elsaß und die Schweiz einschloß[2]. Der schwäbische Adel suchte sodann am Hofe Albrechts, besonders in der ersten Zeit nach dessen Ankunft in Österreich und nach dessen Ernennung zum Herzog im Jahre 1283, auf Kosten des heimischen sich breit zu machen[3]. Seifried Helbling, dem die freie volksthümliche Entwicklung Österreichs durch dieses Eindringen fremder Sitte gefährdet erscheint, kann nicht umhin, die Überlegenheit der Schwaben in höfischem Gebahren einzugestehen. I, 156 ff.

»Ich hân in disem lande hie
gesehen sumelîche
sô rehte frumelîche
gebâren, daz sîn was genuoc,
und mit den worten alsô kluoc.
gêt sîn geselle gegen im,
disen gruoz ich vernim:
»got gebe dir höveschen muot!«

I, 471: »frumer kneht, vernim mich:
ez ist niht unbillich.
riht wir uns nâch den Swâben.
von den gotes gâben
wart ein herzog uns gesant
von Swâben her in Österlant.
dâ von hât man die Swâb hie baz
dan ander liut; billîch ist daz.«

Im XV. Gedichte kommt der Verfasser auf das Thema der Nachahmung und Bevorzugung fremden Wesens nochmals zurück:

V. 44: »taepischiu maere
künne wir sagen dâ nâch
ûz der Kerndenaere sprâch.«

V. 53: »nû hânt uns die Swâbe,
des ich got immer lobe,
her in ditze lant brâht,
des ich ê nie gedâht . .
. . . . . .«

V. 64: »des wir nû vil gern pflegen,
durch der Swâbe willen.«

---

1) MSH. II, 383 a.
2) MSH. IV, 671 b.
3) Karajan, zu seiner Ausgabe der Gedichte des Seifried Helbling, in Haupts Ztschr. IV, 253.

Noch in einer 1393 in Innsbruck geschriebenen Handschrift[1]) tritt die Bewunderung der Schwaben zu Tage:

»In der stat ze Nüerenberc,
dâ dicke wunderlîchiu werc
geworht hânt die Swâbe
mit hêrlîcher gâbe.«

Unter den schwäbischen Rittern wird in der Weltchronik Rudolfs von Ems der Dienstmannen des Bischofs von Basel besonders rühmlich gedacht[2]). — In einem andern Gedichte Rudolfs steht in dem Gegensatz »Walhe oder Swâbe« dieses so allgemein wie französisch Allemand[3]). — Nach dem Reinardus haben die Säue ihren Chorgesang von den Schwaben gelernt; wahrscheinlich meint hier der undeutsche Dichter mit den Schwaben die ihm verhaßten Deutschen überhaupt[4]).

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung zusammen. Der Ritterstand, durch die Romfahrten und die Kreuzzüge in den Vordergrund gestellt, übernimmt unter den Hohenstaufen die Pflege der Litteratur, ausschließlich in deutscher Sprache. Beide, Sprache und Litteratur, gewinnen in Folge dessen ein höheres Ansehen. Der Inhalt dieser Litteratur ist weltlich, sie verherrlicht den Frauendienst und die ritterlichen Tugenden. Auf Feinheit und Kunst in der Form wird das größte Gewicht gelegt. Wie sämmtliche eigenthümliche Einrichtungen des Ritterthums, so hat auch dessen geistige Bewegung romanisches Vorbild zur Voraussetzung. Die Aufnahme dieser fremden Cultur vollzieht sich über den Boden Flanderns vorzüglich nach dem

---

[1] Gedicht von der alten Mutter, in Haupts Ztschr. VI, 497. Die Abfassung selbst kann älter sein.

[2] Vgl. Wackernagel, Bischofs und Dienstmannenrecht von Basel, S. 10 u. 11, Anm. 1; Ochs, Gesch. d. Stadt u. Landsch. Basel I, 328, 449, 475. Wenn wir derartige, die ritterliche Dichtung begünstigende äußere Umstände in Betracht ziehen und uns vergegenwärtigen, daß ein Name wie der Konrads von Würzburg mit der Stadt Basel verknüpft ist, so ist es nicht unmöglich, daß die Verfasser des „Tristan" und des „Flore" an diesem Herde der Dichtkunst ebenfalls ihren Sitz gehabt haben. Die Geschlechter „von Straßburg" und „Fleck" sind wenigstens im 13. Jahrh. in Basel urkundlich nachgewiesen. Ochs I, 298, 310, 384.

[3] MSH. IV, 490, Anm. 8. — Vgl. ob. S. 19, Anm. 1 u. S. 45, Anm. 2.

[4] Danach scheint die in österreichischen Ländern, in der Schweiz und im Elsaß gebräuchliche vulgäre Bezeichnung der Deutschen als „Schwaben" auf ein hohes Alter Anspruch zu haben, wenn schon die beiden letztgenannten Landschaften zu der in Rede stehenden Zeit seltsamer Weise gerade einen Theil von Schwaben ausmachten. Vgl. ob. S. 45, Anm. 2; Birlinger, Die alemannische Sprache rechts des Rheines, S. 21, 29, 30.

Mittelrhein und zu den Alemannen. Der rheinische und schwäbische Adel, der zugleich am kaiserlichen Hofe die Hauptrolle spielt und die höchsten Ehren und Aemter inne hat, ist für die östlicheren Stämme das leuchtende und beneidete Beispiel höfischer Sitte. Diesem Gange entspricht vollständig die Entwicklung der ritterlichen Kunstdichtung: Heinrich von Veldecke führt sie ein, an der Spitze der streng höfischen Lyrik steht ein rheinischer Ritter, der am Hofe Friedrichs lebt und wirkt: Friedrich von Hausen; in Oberdeutschland setzt der Alemanne Hartmann von Aue die Erzählungsweise Veldeckes fort und bildet seinerseits Schule. Er gilt als das Muster eines feinen, leichten, gewandten Tons, der im nördlichen Deutschland keinen Anklang scheint gefunden zu haben. Lachmann.)

Zweites Capitel.

Die mittelhochdeutsche Schriftsprache.

Wir haben im vorstehenden Abschnitte etwas weit ausgeholt, aber es schien nothwendig, die Nebenfragen einläßlich zu erörtern, auf die Bedingungen der neuen litterarischen Richtung, ihre von der althochdeutschen vollständig abweichende Beschaffenheit nach Inhalt und Form, ihre Wirkungen, ihre Wege einzugehen, um auf diese Weise sicheren Boden zu gewinnen für die Entscheidung der vielumstrittenen Hauptfrage: Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?

Sollte das glänzende, in der Fülle der Macht dastehende Kaiserhaus, der Mittelpunkt vornehmer Sitte und Bildung und selbst der Poesie zugethan, die Bestrebungen Karls d. Gr., eine über den Dialekten stehende Sprache der höheren Gesellschaft heranzubilden, nicht fortsetzen mit günstigerem Erfolge, jetzt, da die Litteratur in deutscher Sprache unvergleichlich reicher und ein deutsches Sprachbewußtsein im Entstehen begriffen war? Mußte sich nicht am kaiserlichen Hofe in seiner bunten Zusammensetzung und bei dem vielfachen Wechsel seines Aufenthaltsortes eine feste sprachliche Norm als nothwendig herausstellen? Sollte jene höhere Gesellschaft, deren Empfindungen und Anschauungen überall gleichmäßig waren, die von Hof zu Hof in geistigem Verkehr stand, für die das Dichten Sitte und Mode geworden

war, nicht schon für sich selbst das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen, nach unten exclusiven Form des Ausdrucks empfunden haben? Sie, die nun einmal den fremden Inhalt ihrer Dichtungen in heimisches Gewand kleidete, das directe Gegenbild der Geistlichkeit, die nur um der Wirksamkeit ihrer Producte Willen deutsch schrieb und sich für diesen Zwang durch Vernachlässigung jeglicher feineren Form schadlos hielt. Mußte das Streben nach der höchsten Vollendung in der poetischen Technik und damit verknüpft die Hervorhebung der Persönlichkeit des Dichters, mußte die absichtliche Entlehnung französischen und vlämischen Sprachgebrauches und wiederum die Absonderung von der volksthümlichen Dichtung und die Zurückweisung ihrer Lieblingsausdrücke jenen Gedanken nicht befördern, ja geradezu hervorrufen? Mußte endlich, wenn eine solche Bewegung nach einer gemeinsamen höfischen Sprache vorhanden war, für die Grundlage derselben das rheinfränkisch-alemannische Element nicht den Ausschlag geben durch sein Vorwiegen an ritterlicher Bildung und Glanz sowohl als durch seine politische Machtstellung, da das kaiserliche Geschlecht aus Schwaben selbst entsprossen und vorzugsweise von schwäbischem Adel umgeben war?

Erwägungen dieser Art mögen es neben sprachlichen Beobachtungen gewesen sein, die zuerst Lachmann veranlaßten, in der an Benecke gerichteten Zueignung seiner „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts" (1820) auf das Vorhandensein einer mittelhochdeutschen Kunst- oder Dichtersprache hinzuweisen: „Wir sind doch eins, daß die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf wenige mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes, unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte, erlaubten"[1]. — In seinen Ausgaben der Nibelungen, des Iwein, Walthers, Wolframs suchte dann Lachmann aus der Masse der Handschriften und durch innere Gründe die Formen dieser mittelhochdeutschen Sprache mit feinstem kritischem Tact festzustellen. Lachmann und nach ihm Haupt, der die Kunst der Editionen noch verfeinerte, giengen von der Voraussetzung aus, daß die Dichter der guten mittelhochdeutschen Zeit eine bis in's Kleinste ausgebildete metrische Kunst übten und sorgfältig alles Harte, Störende oder Nachlässige von Ausdruck, Versbau und Gedanken fern hielten, daß namentlich in Bezug auf die Reinheit der Reime eine nicht wieder erreichte Vollendung geboten werde,

[1] Wieder abgedruckt in Lachmanns Kleineren Schriften, S. 161.

sodaß unreine Reime wie die Bindung eines trüben und eines hellen Vocals auch bei den geringeren Dichtern unerhört sind[1]). Diese Beobachtung der grundsätzlichen Reinheit der Reime aber gibt ein Criterium an die Hand, den verstümmelten Text wiederherzustellen. Wir können nämlich als sicher annehmen, daß ein Dichter der mittelhochdeutschen Zeit nur dann sein Werk selbst schrieb, wenn er ein Geistlicher war, oder wenn er das Dichten gewerbsmäßig betrieb und dafür Lohn nahm; die ritterlichen Dichter, auch wenn sie schreiben und lesen konnten, dictierten ihre Verse aus dem Gedächtniß (wie denn „dichten" von dictare hergeleitet ist)[2]). Die Schreiber waren meistens Weltgeistliche niederer Herkunft und niederer Weihen, standen also der höfischen Sprechweise fremd gegenüber. Eines gewöhnlichen Schreibers Orthographie, indem er zwischen der Vorschrift und seinen eigenen Rede- und Schreibgewohnheiten schwankte, mußte nothwendig bunter und abwechselnder werden, als es des einzelnen Dichters Rede war[3]). Noch schlimmer gestaltete sich dann das Verhältniß der weiteren Abschriften. Man kann daher nicht darauf rechnen, daß ein mittelhochdeutsches Kunstwerk in einer ganz unverfälschten Gestalt niedergeschrieben wurde. Zu dieser aber kann nur die Beobachtung der Reime führen[4]). In dieser Absicht begann Lachmann schon 1818 ein umfassendes Reimwörterbuch über den größten Theil der erhaltenen erzählenden Gedichte und Lieder anzulegen, wodurch er das Regelrechte in den Wortformen und ihrer Quantität nebst dem Eigenthümlichen vieler einzelner Mundarten und Dichter genau kennen lernte[5]). Den so gewonnenen sicheren sprachlichen Anhaltspunkten hat sich die Ueberlieferung unterzuordnen. — Daher kommt es, daß das Mittelhochdeutsch, das wir jetzt in den Ausgaben lesen, meist nicht den Handschriften gemäß ist, sondern eine regulierte, aber durchaus nicht willkürliche Schreibart zeigt. Diese und hier allerdings in erhöhtem

---

[1] Als vorzugsweise rein reimende Dichter nennt Gr. I², 446 Gottfried, Hartmann und Konrad.

[2] Vgl. ob. S. 67, Anm. 7. — Zur Controle der Schreiber diente die im Iwein und in Handschriften Wolframs sichtbare Hervorhebung von Abschnitten zu je dreißig Versen. So viele mochten ursprünglich auf je eine Seite berechnet sein.

[3] Vgl. unt. S. 96 und Wackernagel, L. G. § 46, Anm. 5.

[4] Vgl. ob. S. 36, Anm. 3; und noch Gr. I², 330: „Die Quellen gewähren, abgesehen von ihrer ansehnlichen Menge, den unschätzbaren Vortheil, daß die Genauigkeit der Reimkunst über die wirkliche Aussprache aufklärt, weit mehr, als es die bloß einfach anlautende, dazu alle Vocale gleichsetzende Allitteration zu thun vermag".

[5] Ueber die hier vorgeführten kritischen Grundsätze vgl. Lachmann selbst, zu Iwein, ² 360 ff.

Grade der Anschluß an die besten Handschriften sind dann auch für die Behandlung der Prosadenkmäler maßgebend. „Lachmann hat die Augen geöffnet, eine der zartesten und kunstvollsten Schöpfungen der sprachbildenden Kraft des menschlichen Geistes, eben diese mittelhochdeutsche Kunstsprache, sehen und begreifen zu lernen“ [1]).

Uebereinstimmend mit Lachmann hat sich Jacob Grimm in der zweiten Auflage des ersten Bandes der Grammatik (1822, an mehreren Stellen ausgesprochen: „Jede freie, edele Poesie strebt aus dem Besonderen und Gemeinen heraus, und über den unendlichen, ja grellen Zwiespalt niederer Idiome erhebt sich eine die gebildeten Theile des Volkes verbindende Sprache, in welcher zwar landschaftliche Grundlagen immer noch vorhanden sind, nur weit leiser hervortauchen“. „In der frühen Zeit gelten viele Dialekte gleichansehnlich neben einander, ihre Grenzen laufen mit denen der einzelnen Stämme; sobald Herrschaft und Bildung einem Volke Vorgewicht geben, fängt seine Mundart an, sich über benachbarte, abhängige auszubreiten, d. h. von deren edlem Theile angenommen zu werden, während die einheimische Mundart unter den Volkshaufen flüchtet. Die stärkere Mundart steigt, die schwächere sinkt und wird gemein, doch selbst die herrschende muß durch ihre wachsende Ausdehnung unvermerkt Eigenheiten der anderen Stämme an sich ziehen, folglich dem ungebildeten Theile des Stammes, von dem sie ausgieng, gleichfalls entrückt werden“. „Im achten, neunten und zehnten Jahrhundert blühen in Deutschland mehr edle Dialekte als vier, fünf Jahrhunderte später. Noch läßt sich die sächsische Sprache Nichts gefallen von der fränkischen oder schwäbischen; weder Otfrid hätte sich vor Kero noch der Uebersetzer Tatians vor Notker der Eigenthümlichkeit seines Dialektes zu schämen gebraucht, jedem dieser war er die einzige, edelste Art des Ausdrucks. Im zwölften, dreizehnten Jahrhundert waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Hessen, schon eine allgemeine Sprache, deren sich alle Dichter bedienen; in ihr sind die älteren Mundarten verschwommen und aufgelöst, nur noch einzelnen Wörtern oder Formen klebt Landschaftliches an.“ „Dazu tritt, daß die meisten Dichter jener Zeit wanderten und mit dem Sprachabweichungen anderer Gegenden bekannt wurden, wenn sich schon die Eigenthümlichkeit ihrer Mundart nie ganz verwischte. Bei einzelnen müssen wir Vorbilder und Lehrer voraussetzen, die auf Sprache und Reimkunst nicht ohne Einfluß geblieben sein können. Endlich sind wir über den wahren Geburtsort mancher ausgezeichneter Meister noch unaufgeklärt.“

[1]) Rückert, Geich. d. nhd. Schriftspr., I, 140.

„Diese vielen, unter der Benennung mittelhochdeutsch zusammenbegriffenen Denkmäler heben von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an und reichen bis zum Ausgange des dreizehnten, in dessen erstes Drittel sich doch ihre eigentliche Kraft und Blüthe drängt. Sie haben zwar nicht alle eine und dieselbe Mundart, verrathen aber lange keine so abstechende Verschiedenheit unter einander als die althochdeutschen Quellen. Die meisten mittelhochdeutschen Dichtungen sind in Schwaben, in der Schweiz, in Baiern und Oesterreich entsprungen, verschiedene in den Gegenden des Oberrheins und in Franken bis nach Thüringen hinein."

„Vergleichen wir die spätere Sprache, so ergibt sich eine Aehnlichkeit des Mittelhochdeutschen insgemein mit dem Althochdeutschen, wogegen viele Abweichungen des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen bereits bei Otfrid und Tatian begründet sind[1])."

Weiter wird von Grimm bemerkt, daß die örtlichen Einflüsse der Dialekte auf mittelhochdeutsche Denkmäler lange nicht so in's Auge fallend als bei den althochdeutschen Quellen, immer aber sichtbar seien, ja man habe bisher Alles unter den Namen „schwäbische Sprache" zusammengeworfen. Ottokar in Steiermark, der zwar erst dem schließenden dreizehnten und beginnenden vierzehnten Jahrhundert angehört, hat den Reim tieftoniger Sylben, welchen die meisten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts aufgeben, ferner Reime wie ûf: houf, Hügen: tougen, hûse: pouse ꝛc. Die Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, aus denen er abgedruckt ist, geben ihm denn auch die bairischen oder österreichischen Vocale au, eu, ai, ei für ou, û, iu, ei, î und das anlautende p für b. Auch die Eigenthümlichkeit einiger Ausdrücke, z. B. urlaebe statt urloup, zeugt für die Besonderheit des Dialektes. — Zeichen der fränkisch-bairischen Mundart sind Vocalvermischungen: i mit ie, u mit uo, û mit ou: roum, versoumen, koume; e mit ë: veter : wëter; der Quantität: sach : gâch, hân : man, gehôrte : borte, enzündet : gefründet; dagegen mehr Haltung der consonantischen Verhältnisse. „Die schwäbisch-schweizerische Mundart (Hartmann, Flecke, Rudolf, viele Liederdichter, der Verfasser des Amur) meidet jede Vocalungenauigkeiten, zieht schrê dem schrei vor, niemân dem niemen, trêhten dem trehtîn und schwankt früher aus dem -lîch in lich als der bairische Dialekt; n wird zuweilen von verkleinerndem -lîn abgeworfen. Der schweizerische hat vielleicht den harten Kehllaut ch beibehalten (chilche), ihm mag auch die Unter-

[1]) Vgl. insbesondere Gr. I²: XII—XIV, 75, 201, 330, 447—452.

scheidung des ck und gg beiwohnen; einige Reime lassen auf breite Aussprache des st schließen. Gottfried und Konrad gehören keiner dieser beiden Mundarten an, jener kann die elsässische, dieser die fränkisch-rheinische vorstellen; für die Buchstaben ergeben sie wenig Eigenes, beide reimen rein, zumal Konrad."

Als Ansicht Grimms ergibt sich sonach folgendes: die mittelhochdeutsche Dichtersprache ist bedingt einerseits durch die Entfaltung der Kunstpoesie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert[1]) und den über die Landesgrenzen hinaus sich erstreckenden litterarischen Verkehr, anderseits ist sie das Ergebniß des übermächtigen Einflusses des herrschenden Stammes. Eine solche Berührung und Durchdringung zeigt sich im Verlaufe der Zeit bereits an den althochdeutschen Dialekten, welche Schriftsprachen waren im Gegensatz zu den heutigen Volksmundarten. In der Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, dem wirklichen Mittelhochdeutsch, ist diese Bewegung zum Abschluß gelangt, so zwar, daß auch der maßgebende Dialekt wieder Einwirkung von den übrigen erlitt, daß sich also recht eigentlich eine über den Mundarten stehende allgemeine Sprache ausbildete. Beweisend für eine solche ist die Abwesenheit kräftiger mundartlicher Merkmale; die Sprache in den Werken gerade der ausgezeichnetsten Meister gewährt keinen Anhaltspunkt, um deren Heimath zu bestimmen.

Sehr vorsichtig drückt sich dagegen Grimm über die Frage des grundlegenden Dialektes aus. Wenn sein Ausspruch über die Mundart des durch Herrschaft und Bildung voranstehenden Volkes auf die Schwaben hinweist, so scheint er doch wieder die Sprache der elsässischen und fränkisch-rheinischen Dichter für dialektfreier zu halten als die der schwäbisch-schweizerischen, und ganz allgemein wird das Mittelhochdeutsche zum streng-Althochdeutschen gestellt.

Etwas bestimmter lauten über diesen Punkt die Aeußerungen in der Neubearbeitung des Vocalismus (I^3, erschienen 1840). Für das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert werden drei Hauptmundarten unterschieden: die schwäbische, bairisch-österreichische und fränkische. „Ohne völlig das Provincielle aufzugeben, theilen sie sich in lebendigster Anregung das Allgemeine mit und prägen die Kennzeichen der über

[1] Die Anschauung vom Zusammenhange der edlen gebildeten Sprache mit der Pflege der Dichtkunst wiederholt Grimm in seinem Sendschreiben an Pfeiffer über Hochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Mitteldeutsch 1857; abgedr. Kl. Schr., VII, 441 ff.: „Mit der Erhebung eines Volkes zur Poesie geht Hand in Hand eine Erhebung seiner Sprache, ein Streben, gemeine Gedanken und niedrige, zuchtlose Wörter zu verbannen". (S. 446).

dem landschaftlichen Gebrauch in der Höhe schwebenden deutschen Schriftsprache noch reiner aus.“ Den Schwaben nun klinge entweder gar Nichts von ihrem heimathlichen Dialekte an, oder es zeige sich doch weit weniger als bei Baiern und Oesterreichern. Ungenaue Reime würden von den Schwaben fast ganz gemieden, sei es, weil ihre Mundart nicht dazu verführte, oder weil ihre höfische Ausbildung weiter fortgeschritten war als bei den Oesterreichern[1]).

Eng an die hier wiedergegebenen Ansichten schließt sich Koberstein an, indem er dieselben dahin ausführt, daß die reine mittelhochdeutsche Sprache vorzugsweise die besondere Farbe der schwäbischen oder alemannischen Mundart an sich trage, „die als angeborne Mundart der Hohenstaufen die Sprache des kaiserlichen Hofes geworden war und als solche Ansehen und Einfluß auf die Sprache der Höfe und des Adels, zumal im südlichen Deutschland, gewinnen mußte“[2]).

Wilhelm Wackernagel vertritt ebenfalls die Anschauung, daß Schwaben, die Heimath der hohenstaufischen Könige, auch bis auf die Formen der Sprache maßgebend war für die gesammte Litteratur, zumal es an die Spitze der neuen Dichtkunst getreten war. Diese höfische Sprache kann als Mittelhochdeutsch κατ' ἐξοχήν bezeichnet werden: gegenüber der Volksdichtung und der geistlichen Prosa, die sich ihr nicht anbequemten, ragt sie hervor durch Gewandtheit im Satzbau, zu welchem Fürwörter und Artikel und eine Fülle von Füge- und Bindewörtern Unterstützung leisteten. Das letzte Zeugniß, wie für die Dichtart des Hofes so für die mittelhochdeutsche Hofsprache gewähren uns die Werke Konrads von Würzburg[3]).

Einen Vergleich zwischen dem Verhältniß von Schriftsprache und Mundart im Mittelhochdeutschen gegenüber dem Neuhochdeutschen zieht Rudolf von Raumer[4]). Auch er geht davon aus, daß durch Grimms und Lachmanns Forschungen unwidersprechlich festgestellt worden sei, daß es am Ende des zwölften und während des dreizehnten Jahrhunderts eine hochdeutsche Gemeinsprache gab, welche Dichter aus sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands vereinigte. „Untersuchen wir aber die Art dieser mittelhochdeutschen Gemeinsprache näher, so finden wir, daß sie sich von unserer neuhochdeutschen Schriftsprache

---

[1] Vgl. Gr. I³, 5, 203, 209.

[2] Grundriß I⁴, § 63.

[3] L. G. §§ 43, 47. — Ueber die mittelhochdeutsche Hofsprache und das Verhältniß der Schreiber zu ihren Vorlagen äußert sich Wackernagel noch in den Sechs Bruchstücken einer Nibelungenhandschrift, S. 36 u. 37.

[4] In einer Recension von Rumpelts Deutscher Grammatik 1861 — abgedr. in den Gesammelten Schriften.

wesentlich unterscheidet. Gewiß hat auch an der Festsetzung der mittelhochdeutschen Sprache die schriftliche Aufzeichnung, wie sie sich vom Althochdeutschen durch Vermittlung der dichtenden Geistlichen zum eigentlichen Mittelhochdeutschen fortpflanzt, ihren Antheil gehabt. Die Hauptsache aber war der mündliche Verkehr an den Höfen der gesangliebenden Fürsten, welcher Dichter mit Dichter und die Dichter mit ihrem Publicum verband. Die Sprache, deren sich im mündlichen Umgange die wohlsprechenden und höfisch gebildeten Herren und Frauen bedienten, war auch die Sprache, in welcher Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide u. s. w. ihre Dichtungen abfaßten. Anderseits bildet und befestigt sich die mündliche Sprache der höfisch gebildeten Kreise an den Werken der Dichter, so daß zwischen beiden eine ununterbrochene Wechselwirkung eintritt.

Dem mittelhochdeutschen Dichter ist noch gestattet, in ganzen Reihen von Wortformen seine eigenen mundartlichen Wege zu gehen. Ja von hier aus öffnet sich uns der Blick in eine immer größere Abweichung von der mittelhochdeutschen Regel, wie wir sie in mannigfaltigen Abstufungen auch bei solchen Dichtern finden, von denen man nicht sagen kann, daß sie sich einer eigentlichen Volksmundart bedienen. Dadurch wird die Annahme einer wirklichen mittelhochdeutschen Gemeinsprache durchaus nicht aufgehoben; aber wir sehen daraus, daß diese Gemeinsprache bei Weitem nicht so fest umgrenzt und abgeschlossen war wie unsere Schriftsprache. Auf eben dieser Flüssigkeit der mittelhochdeutschen Sprache beruht weiter die Möglichkeit der Vorgänge, durch welche wir im Laufe des vierzehnten bis sechszehnten Jahrhunderts das Neuhochdeutsche entstehen sehen".

Während Wackernagel den schwäbischen Typus der mittelhochdeutschen Schriftsprache hervorhebt, betont Müllenhoff[1]) mehr im Sinne Jacob Grimms die gegenseitige Ausgleichung verschiedener Dialekte bei der Bildung dieser Schriftsprache, zugleich in Anlehnung an seine Theorie von der rheinfränkischen karolingischen Hofsprache, die sich unter den sächsischen Kaisern behauptet, von diesen auf die Salier vererbt und unter der Einwirkung von deren ostfränkischer Mundart zu einer neufränkischen oder mitteldeutschen Hofsprache sich ausgestaltet habe. Der Fortschritt Müllenhoffs gegenüber Jacob Grimm besteht darin, daß das Maß des Antheils einerseits dieser überlieferten neufränkischen Hofsprache, anderseits der Mundart des jetzt herrschenden

[1] In der Vorrede zu den Dm. ²XXVIII ff.

Stammes, der Alemannen, an der mittelhochdeutschen Kunstsprache nun genau abgewogen wird. „Die Sprache hat sich in keinem Theile Deutschlands isoliert und vom Ganzen abgetrennt entwickelt, am wenigsten in den Kreisen des höheren, höfischen Lebens. Als das Reich durch die Staufer nach Süddeutschland kam, ward hier nicht erst die niedere Volksmundart zur Hofsprache erhoben. Das Mittelhochdeutsche kehrte nicht zu dem alten oberdeutschen Consonantismus des achten und neunten Jahrhunderts zurück, sondern gestattete den Medien g und b im Anlaut sogar noch freieren Spielraum als Notker, obgleich es im Auslaut überall, auch für d, die Tenuis verlangte. Nur das k und ck entzog sich nicht ganz, wie im Fränkischen, der Aspiration; im Uebrigen aber stand der Consonantismus ganz auf der Stufe des Ostfränkischen, nachdem hier das th aufgegeben war[1]). Im Vocalismus erhielt sich das Mittelhochdeutsche nicht minder frei von den Archaismen und lautlichen Entartungen der alemannischen Volksmundart als von den mitteldeutschen Verengungen der Diphthonge und den Auflösungen der langen Vocale î und û in ei und au, die neben einer veränderten Aussprache der Diphthonge ei als ai, iu als eu, ou als au schon im zwölften Jahrhundert, wenn nicht früher, zuerst in Steier und Oesterreich, bald auch in Baiern sehr verbreitet waren. Der mittelhochdeutsche Vocalismus ist wesentlich derselbe, den wir im elften Jahrhundert im Südosten sowie bei Notker, aber auch in Ostfranken finden, nur modificiert durch die vollständigere Durchführung des Umlauts und die gleichmäßige Abschleifung der vollen Vocale in den tonlosen Sylben zu e, nicht zu i, das allerdings in manchen oberdeutschen Handschriften erscheint, doch nur im Mitteldeutschen von Anfang an bis in's fünfzehnte Jahrhundert ein Uebergewicht behauptete. An der Entwicklung der Sprache in Süddeutschland zu größerer Einheit, an der Ausbildung und Haltung der süddeutschen Hofsprache muß das edle Hochfränkische den vornehmsten Antheil gehabt haben, ja geradezu dafür einmal bestimmend und maßgebend gewesen sein, sodaß es naturgemäß selbst zuletzt fast in die Einheit aufgieng. Daß dann für die Blüthezeit des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Sprache des kaiserlichen Hofes und seiner näheren Umgebung maßgebend und bestimmend war, versteht sich von selbst . . . Eine deutsche κοινή hat das Mittelhochdeutsche freilich ebensowenig begründet als die Staufer eine feste Reichsgewalt. Nicht nur behielt die Hofsprache im mittleren und nördlichen Deutschland

[1] Nach Müllenhoff im 9. Jahrh. Dm. ², XI und XXI.

im Wesentlichen ihren besonderen mundartlichen Typus, auch noch im Süden artete sie je nach den Landschaften verschieden, und die Mundart verräth bald mehr, bald weniger die Heimath der Dichter. Aber es gab ein Ideal sprachlicher Vollkommenheit, dem Jeder nachtrachtete, und dem die Alemannen von Allen am nächsten kamen, von den ersten Liederdichtern, die sich an den Pfälzer Friedrich von Hausen, den Freund und Genossen Kaiser Friedrichs I., in der von ihm zuerst festgestellten Weise des höfischen Minnegesangs anschlossen, und von Hartmann von Aue, der den „„feinen leichten, gwandten Ton““ in die höfische Erzählung brachte, an bis auf Konrad von Würzburg. Wir finden bei ihnen die reinste und feinste Ausbildung des Mittelhochdeutschen und sehen sie als Muster und maßgebende Meister der Kunst in Oesterreich wie im mittleren Deutschland, bis hinein nach Niedersachsen, anerkannt und nachgeahmt . . . . Mit den Staufern kam das reine Mittelhochdeutsch empor; sein Verfall beginnt auch mit ihrem Untergang.“

Die reine mittelhochdeutsche Sprache ist also nach Müllenhoff nicht erst von den Dichtern geschaffen worden, sondern sie ist die Sprache des höheren Lebens, wie sie in Süddeutschland aufkam und dann unter den Hohenstaufen, begünstigt durch das Aufblühen der höfischen Poesie, besonders fein und eindringend ausgebildet und in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht wurde. Müllenhoff schreibt dieser Sprache auch nicht die Abgeschlossenheit und allgemeine Giltigkeit in dem Maße zu wie Jacob Grimm, namentlich nicht für Mitteldeutschland, das von der früheren Kaiserzeit her schon seine Hofsprache hatte. Grundlage der mittelhochdeutschen Hofsprache ist das Alemannische, aber seiner Eigenthümlichkeiten entäußert durch die Durchdringung mit dem edlen Hochfränkischen. Einwirkung des Fränkischen zeigt sich schon bei Notker in der Zulassung von b und g für das streng ahd. p und k und in der Ersetzung des alemannischen ua durch das gemeinsame uo. Die mundartlichen Abweichungen Notkers: Anlautverhärtung, Verschiebung des pf zu f, -nt als Endung der II. Plur., Unterscheidung in der Flexion des Plur. Prät. starker und schwacher Verba, Einschaltung der Sylbe -in im Plur. der Fem. und Neut. auf -î, -lî für -lîn [1]) sind im Mittelhochdeutschen durch den fränkischen Einfluß auch beseitigt worden, ebenso das hervorstechendste Merkmal des Alemannischen, der Kehllaut ch im Anlaut und nach Liquida: chalb, chêren, cheiser, chint, chomen, chunne, chraft,

[1]) Vgl. ob. S. 25 26.

chripfa: danchon, starchi, werch werden kalp, kêren, keiser, kint, komen, künne, kraft, kripfe; danken, sterke, werc. Lachmann macht wahrscheinlich, daß den süddeutschen höfischen Dichtern als einziger Rest ihrer Volkssprache die hart aspirierte Aussprache der geminierten Gutturaltenuis geblieben sei[1]): sacch (Sack) und danach lacch, macch, wecch: getwercch, analog dem friscinch, steinunch Notkers. — Hinwieder stimmt der Vocalismus der Stammsylbe im Mittelhochdeutschen mit dem Alemannischen des Notker, abgesehen von der vollständigen Durchführung des Umlautes, einem mehr zeitlichen Merkmal, das nun aber im Gegensatz zu den Mundarten zu schöner Regelmäßigkeit entfaltet erscheint. Der Hofsprache allein eigen ist ferner das gleichmäßige e der tonlosen Sylben. Alemannisch findet sich noch während dieser Zeit güeti, snelli, zeigon, geschedegot, der üblo mensche, kirche Gen. kirchun, der jungerun; schaefeliu (oviculae); der liuten, der worten (mhd. der liute, der worte). Anderseits bleibt die Adjectivendung -iu, die in den nördlicheren Dialekten ebenfalls zu e sich abschwächt. Endlich scheidet sich die Hofsprache von den Dialekten durch die Regel, daß im Auslaut die Media nicht geduldet, sondern zur Tenuis verstuft wird. Grimm hat bemerkt[2]), daß diese Weise ziemlich derjenigen des Isidor begegne, welchen wir als einen Vertreter der rheinfränkischen Hofsprache erkannt haben[3]).

Auf diese Weise entstand nach Müllenhoff durch die Verschmelzung des hochfränkischen mit dem alemannischen Sprachelemente ein Idiom, das durch die Abstreifung des grell Mundartlichen über die Volkssprache sich erhob, als solches im Verkehr der höfischen Gesellschaft sich einbürgerte und als eine Art Ideal den Ausdruck der Dichtung bestimmte.

Gegen die Annahme einer mittelhochdeutschen Schriftsprache hat sich zuerst gewendet Franz Pfeiffer in einem Vortrage „über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit“[4]). — Pfeiffer bestreitet zunächst, daß das Alemannische die Grundlage der sogenannten Hofsprache sei. Es sei kein Beispiel bekannt, daß ein mitteldeutscher Dichter jemals zu Gunsten des schwäbischen Vocalis-

---

[1] Zu Iwein 4098. — Vgl. auch Gr. I², 440—442 u. ob. S. 84. Bemerkenswerth ist die durch das Akrostichon erwiesene Schreibung chunst in Gottfrieds Tristan V. 33.

[2] Gr. I², 378.

[3] Ob. S. 38.

[4] Abgedr. in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 1861, und mit einem Nachwort wiederholt in Pfeiffers „Freier Forschung“, S. 309 ff.

mus von der ihm angebornen Mundart abgewichen wäre. Zur Bestätigung dieser Ansicht wird angeführt, daß, abgesehen von den geistlichen Bearbeitern geistlicher Stoffe, Raumeland, Heinrich Frauenlob aus Meißen und andere mitteldeutsche Spruchdichter, obwohl Fahrende und als solche mit dem schwäbischen oder bairischen Dialekte leicht bekannt, doch in ihren Gedichten selbst durch das oberdeutsche Gewand, das ihnen alemannische Schreiber umgehängt, vielfach ihre angeborne Mundart durchblicken lassen. Ja selbst die fürstlichen Dichter aus diesen Gegenden, denen man doch vor Andern Kenntniß und Beobachtung der Hofsprache zutrauen dürfte, können in den wenigen von ihnen erhaltenen Strophen die Spuren des Mitteldeutschen ebensowenig verbergen. So geringen Einfluß hatte das Schwäbische auf die Sprache der mitteldeutschen Dichter hohen und niederen Standes. Einfluß des Thüringischen zeigt sich selbst an höfischen Dichtern anderen Stammes, so an Wolfram und Albrecht von Halberstadt. Auch an Zahl und Umfang übertreffen die Dichtungen aus den bairisch-österreichischen und mitteldeutschen Landen die schwäbischen weit und stehen ihnen an poetischem Gehalt nicht nach. Den Einwirkungen der Kreuzzüge auf die Litteratur waren die Rheinlande, war Mitteldeutschland, Baiern und Oesterreich, durch welche der Strom der Kreuzfahrer nach Osten und Südosten sich zu ergießen pflegte, weit mehr ausgesetzt als die oberen alemannischen Lande. Das Mittelhochdeutsche bildet den Typus einer Sprache, die in gebildeter Gesellschaft inmitten eines regen geistigen Verkehrs zu rascher, leichter Rede mehr und mehr geschickt und ausgebildet, aber gleichzeitig und eben dadurch auch abgeschliffen wird: sie verliert an Wohlklang, aber sie gewinnt an Geschmeidigkeit und Beweglichkeit des Tones wie des Ausdrucks. Dieser Charakter komme nun aber dem Alemannischen nicht zu, im Gegentheil giengen die gewaltigen Veränderungen, die von der Mitte des elften Jahrhunderts in der deutschen Sprache sich zu zeigen begannen, im bairischen und mitteldeutschen Dialekte rascher und entschiedener von statten.

Eine solche Hofsprache, fährt Pfeiffer fort, sei nun allerdings zuzugestehen, allein ihre Gemeinsamkeit habe sich lediglich auf die Flexions- und Ableitungssylben beschränkt. Auf dieser Uebereinstimmung beruhe ausschließlich das Charakteristische, das Gemeinsame der höfischen Sprache, im Gegensatz zu den Volksmundarten. In diesem Punkte zeigen sogar die Mundarten des niederdeutschen Sprachgebietes, das Westfälische, Sächsische und Niederrheinische keine wesentliche Verschiedenheit von der hochdeutschen Hofsprache. Wenn man die Sprach-

denkmäler, die Predigten, Urkunden, Rechtsaufzeichnungen, oder was sonst von den achtziger Jahren des zwölften bis zu Ende des vierzehnten Jahrhundert erweislich in Baiern, Oesterreich, den Rheinlanden und den mitteldeutschen Gegenden geschrieben ist, zur Hand nimmt, so wird man zwar überall in der Orthographie und in den Wurzellauten die charakteristischen Merkmale der betreffenden Mundart, aber man wird Nichts finden, was in Bezug auf die Flexion sich von der höfischen Dichtersprache wesentlich unterschiede oder gar an Alterthümlichkeit der alemannischen Mundart irgendwie gleichkäme. In Predigten, Urkunden und Weisthümern erhielt sich gerade in Alemannien auch während der Herrschaft der Hofsprache die Mundart.

Die weitverbreitete Ansicht endlich, die dem staufischen Kaiserhause einen bedeutenden unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung der höfischen Sprache und Poesie zuschreibt, ist nach Pfeiffer wenig mehr als ein „schöner Wahn". „In steten aufreibenden Kämpfen mit der Hierarchie und unbotmäßigen Vasallen, erfüllt von politischen Plänen und Gedanken, mehr in Italien als in Deutschland zu Hause und, wenn je in der Heimath, stets mit dem Fuß in Stegreif, hatten die Staufer zur Pflege und Förderung der Poesie weder Stimmung noch Zeit, wenn auch in ihnen innere Neigung und Lust dazu vorhanden war." „Gegenüber dem, was die Babenberger und die thüringischen Landgrafen für die mittelhochdeutsche Dichtung gethan haben, kann von einer Förderung der Poesie, also auch der Hofsprache, durch die Staufer keine Rede sein."

Pfeiffers Aufsatz fällt um zwei Jahre vor Müllenhoffs Einleitung zu den Denkmälern, und eine wesentliche Beeinflussung der Anschauung des Letztern durch Pfeiffer gegenüber den Ansichten Jacob Grimms und Wackernagels ist nicht zu verkennen. So in der Annahme einer älteren mitteldeutschen Hofsprache neben der mittelhochdeutschen, welch letztere den Staufern nicht ihre Schöpfung, sondern nur ihr äußeres Vorwiegen verdankt; sodann in der Betonung einer so starken Durchdringung der süddeutschen Hofsprache durch das Hochfränkische, daß dieses schließlich mit dem reinen Mittelhochdeutsch von selbst zusammenfällt. In der Hauptfrage unterscheidet sich jedoch Müllenhoff scharf von Pfeiffer, indem er die Regelmäßigkeit in der Abschwächung der Endungen wohl als ein Merkmal des Mittelhochdeutschen, aber nicht als das einzige und maßgebende hervorhebt.

Hatte Pfeiffer die Einheit der mittelhochdeutschen Litteratursprache auf das Minimum einer Uebereinstimmung in der Abschwächung der vollen Vocale in Flexionen und Ableitungen zurückgeführt, so war die

Bekämpfung dieser eigenthümlichen Ansicht zu erwarten und der Schritt zur Leugnung jeder Gemeinsamkeit nicht mehr groß. Dieser entschieden negative Standpunkt wird vertreten durch ein Schriftchen von H. Paul: „Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?" (1873). Paul wendet mit Recht gegen Pfeiffer ein, daß, wenn das Kennzeichen der mittelhochdeutschen Hofsprache nur in der gleichmäßigen Abstumpfung der Endsylben besteht, dann auch das Niederdeutsche dazu gerechnet werden muß. Was sodann die von Pfeiffer behauptete Alterthümlichkeit des Alemannischen anbetreffe, so haben Weinholds Forschungen dargethan, daß neben den Vocalen, die zum Althochdeutschen ungefähr stimmen, vielfach sich ganz abweichende für das tonlose e finden, wodurch es in den meisten Fällen sehr unwahrscheinlich wird, daß wir in diesen Formen etwas Alterthümliches erhalten haben. Diese wilden a, i, u haben sich erst aus tonlosem e entwickelt. Vollere Vocale finden sich zudem auch im Bairischen, welches Pfeiffer doch als für die Schriftsprache mit bestimmend annimmt. Eine solche hat es aber nach Paul überhaupt nicht gegeben. Zur Bestätigung dieser Ansicht führt Paul an, daß die mit den Hohenstaufen gleichzeitige französische Litteratur durchaus dialektisch ist, trotzdem die Centralisation und der Einfluß der Könige in Frankreich schon am Ende des zwölften Jahrhunderts größer war als in Deutschland. Ferner: es ist allgemein anerkannt, daß die Abweichungen in den verschiedenen Handschriften desselben Werkes sich nur aus dem verschiedenen Dialekt der Schreiber erklären lassen. Es sei, sagt Paul, aber nicht glaublich, das gerade die Schreiber, welche ihre Kunst selbst über manche Dichter erhob, sich so durchgängig durch eine besondere Ungebildetheit und Unkenntniß der feineren Sprache sollten ausgezeichnet haben. Wenn nun in der Schrift eine solche Ungleichheit bestand, wie viel mehr erst in der Aussprache auch der Gebildeten oder der Dichter beim Vortrag ihrer Werke! Kann man ja doch heute noch in Süddeutschland und namentlich in der Schweiz die Beobachtung machen, daß die Leute selbst beim Lesen unbewußt in ihren Dialekt übersetzen. Die Gleichmäßigkeit unseres Mittelhochdeutschen gegenüber dem Althochdeutschen beruhe zum größten Theil auf den Regelungen Jacob Grimms und Lachmanns. Indem man zuerst die mittelhochdeutsche Grammatik nach Grimm lernte und die Lachmannischen oder die nach ihrem Muster angefertigten Ausgaben las, gewöhnte man sich von Anfang an die Regelmäßigkeit. Jeder, der die Grammatik darzustellen hatte, fand es bequem, Grimms regelmäßiges Schema zu Grunde zu legen, Jeder, der eine Ausgabe machen wollte, bedurfte einer Norm für die Schrei

bung und wählte natürlich die von Lachmann einmal vorgeschriebene. Das Bedürfniß der kritischen Herstellung eines in verschiedenen Mundarten und roher Orthographie überlieferten Textes führe fast nothwendig auf die Annahme einer gemeinsamen Sprache, und so habe die bisherige Kritiklosigkeit der Ausgaben altfranzösischer Gedichte wenigstens das Gute gehabt, daß sie die französische Grammatik vor einem Irrthum bewahrte, in welchen die mittelhochdeutsche durch die Kritik gerathen sei.

In neuerer Zeit haben sich über dieses Thema ausgesprochen Rückert, Heinzel, Scherer, sehr eingehend Rödiger, alle im Sinne der Ansicht Müllenhoffs[1]). Heinzel geht sogar so weit, daß er in der mittelhochdeutschen Orthographie mit ihren durchgeführten Medien in oberdeutschen Handschriften statt des Schwankens zwischen Tenuis und Media im Althochdeutschen „ein wichtiges Zeugniß für die Existenz einer auf einem fränkischen Dialekt beruhenden Schriftsprache" erblickt.

Einen stringenten Beweis für die Existenz einer mittelhochdeutschen Schrift- oder Dichtersprache führt bei aller Anerkennung einiger der von Pfeiffer und Paul vorgebrachten Gegengründe Otto Behaghel (1886)[2]). Nach Behaghel gelangen wir zur Lösung dieser Frage am sichersten auf inductivem Wege, dadurch, daß mit dem, was aus den deutschen Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts zu entnehmen ist, verglichen wird, was die Reime für die Sprache der Dichter erschließen lassen. Aus den alemannischen Urkunden aber, obwohl sie erst hinter die Blüthezeit der mittelhochdeutschen Dichtung fallen, ergibt sich die Regel, daß in den Endungen nur die kurzen Vocale des Althochdeutschen zu dem irrationalen e geworden sind, daß dagegen die althochdeutschen langen Vocale bis tief in's dreizehnte Jahrhundert als volle Vocale fortbestehen. Dagegen zeigen die alemannischen Dichter der classischen Zeit im Reim durchaus Formen auf, die mit ihrem heimischen alemannischen Dialekte, wie wir ihn in den Urkunden als bewahrt annehmen müssen, im Widerspruche stehen; die Endungsvocale sind unterschiedslos zu e geworden.

Den äußersten Schritt, nämlich aus der Voraussetzung: da die Schreiber den Dichtern an Bildung nicht nachstanden, trotz dieser ihrer

---

[1] Gesch. d. neuhochd. Schriftspr., I, 122—142; Zeitschr. f. österreichische Gymnasien, Jahrg. 1874, S. 173 ff., 1875, S. 200; Anzeiger f. dtsch. Alterth. u. dtsch. Litt. I. 185 ff.; V, 40 ff.

[2] In der Basler Festschrift zum Heidelberger Universitätsjubiläum, S. 43 ff.

Bildung aber auf die Reinheit der Form keine Rücksicht nahmen — die Schlußfolgerung zu ziehen: so kann auch nicht angenommen werden, daß die Dichter selbst rein reimten, bei der Neuherausgabe altdeutscher Schriftwerke ist mithin die Autorität der Ueberlieferung allein entscheidend, und, da das Original da, wo mehrere Handschriften vorhanden sind, deren verschiedene Lesarten doch unmöglich schon gehabt haben kann, müssen wir uns damit begnügen, durch Ausmittelung der relativ besten Handschrift dem ursprünglichen Texte muthmaßlich am nächsten gekommen zu sein — diesen äußersten Schritt hat selbst Paul nicht gewagt, und doch würde erst dieser entschiedene Bruch mit den Grundprincipien der philologischen Kritik hinreichen, um das Gebilde der mittelhochdeutschen Schriftsprache von Grund aus zu zerstören. Sobald wir aber den Dichtern der Blüthezeit eine genaue Reimkunst vindicieren, sind wir auch gezwungen, die auf die Beobachtung dieser Reimkunst gegründeten Textesreconstructionen Lachmanns anzuerkennen, und aus diesen gereinigten Texten gewinnen wir eben so unverweigerlich das Bild einer einheitlichen Sprache. Es ist unlogisch, nur die Prämisse, nicht aber auch die Folgerungen anzunehmen, und an dieser Halbheit scheitert Pauls Beweisführung. Pauls Ausgabe von Hartmanns Gregorius, die nach dem Gesichtspunkte der Reinheit der Reime kritisch gearbeitet ist, gibt uns, abgesehen von wenigen und nebensächlichen Abweichungen orthographischer und metrischer Natur[1], die gleiche Sprache wie Lachmanns Ausgaben, eben jenes Ideal einer mittelhochdeutschen Schriftsprache, das sich von den Extremen des alemannischen wie des bairischen und des mitteldeutschen Dialektes zurückhält, das als ein Idiom der Gebildeteren, der guten, der ritterlichen und höfischen Gesellschaft über der Sprache des hochdeutschen Volkes schwebt, und das uns deswegen über die Heimath des Dichters vollkommen im Unklaren läßt.

Daß aber jener Grundsatz der Reinheit der Reime unbedingt der richtige ist, und daß dieses Requisit von den Dichtern selbst vorangestellt wurde, das geht nicht nur aus dem ganzen Charakter der höfischen Dichtung hervor[2], sondern wird auch thatsächlich bewiesen durch die Ueberarbeitung von Gedichten der früheren Zeit und von noch ungenauer Form einzig zu dem Zwecke der Herstellung des genauen Reimes[3]. Die wenigen ausdrücklichen Zeugnisse über die Feinheit der Verskunst stammen freilich erst aus der nachfolgenden Zeit, denn das

[1] Vgl. Pauls Einleitung zu der Ausgabe, S. X u. XI.

[2] Vgl. ob. S. 65 ff.

[3] Vgl. Wackernagel, L. G. § 48, Anm. 34 ff. u. unt. S. 106 das Zeugniß Albrechts von Halberstadt

zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, in welchem jene Gesetze ausgebildet wurden, übte dieselben zwar mit Bewußtsein, verschmähte aber, eben weil sie jedem Sänger geläufig waren, sie aufzuzeichnen. Peter Suchenwirts Ausspruch, er habe sich bemüht, zu dichten »wie vor der meister zunge vlacht«[1] — bezieht sich wahrscheinlich auf diese Vollkommenheit in Versbau. Deutlicher bezeichnet Heinrich Hesler in seiner Paraphrase der Apokalypse den Gegensatz der zeitgenössischen Dichter zu den ritterlichen Vorbildern:

»Die nicht rechte binden
und die nicht wegen glîche,
daz stêt unhoveliche«[2].

An einer andern Stelle[3] beklagt er die Verderbniß der Ueberlieferung:

»Sterbe ich, sô wirt lîchte
vorkart mîn getichte,
daz der schrîber misseschrîbet
und immer alsô blîbet.
die rede vorht ich versûmen.
dar von tichte ich disen lûmen,
ob einer durch itewiz
oder lîchte durch vorgiz
eines rîmes daran vormisse,
daz man iz hîr finde gewisse,
daz ich den rîm nie valsch gesprach
noch sazt des rîmes nie zubrach.«

„Diese Aeußerung gibt uns ein begründetes Recht, auch gegen die Autorität der Handschriften den Text zu ändern, wenigstens in orthographischer und metrischer Rücksicht, weil hier provincieller Gebrauch und Unkenntniß am meisten schädlich auf die Reinheit des Textes einwirkte" (Bartsch)[4].

Die Herrschaft der Mundarten in der geistlichen Prosa ist zugegeben[5] und begreiflich, da diese Litteratur nur für den nächsten und engeren Kreis bestimmt war. Hinfällig dagegen ist der Grund, Alemannien hätte viel zu sehr von dem großen Verkehr abgelegen, als daß die Sprache dieses Theiles von Deutschland sich schnell hätte modernisieren und abschleifen können, um Grundlage für die Litteratursprache zu werden. Wir haben nachgewiesen, daß gerade am Oberrhein Handel und Verkehr sich außerordentlich gehoben hatte, daß rheinauf-

[1] Suchenwirt, S. 68.
[2] Vers 1382 ff.
[3] Vers 1349 ff.
[4] Germania I, 192 ff.
[5] Vgl. ob. S. 86.

wärts die Stoffe der ritterlichen Epik von den Niederlanden her ihren Einzug hielten, daß in der oberrheinischen Tiefebene die zahlreichen Ministerialen der Staufer saßen, die Kraft ihres Hauses, daß in ihnen das fränkische und schwäbische Element sich verschmolz, und daß man sie als die feinsten unter den deutschen Rittern, als Muster höfischer Sitte schätzte[1]). Daß es jetzt feiner Ton werden mußte, den Alemannen nachzuahmen, liegt auf der Hand. Unter Alemannien verstehen wir hiebei allerdings vorzugsweise den Oberrhein, Breisgau und Elsaß („Schwaben"), nicht das Alpenland, für welches die von Pfeiffer behauptete Abgeschlossenheit und Zähigkeit gegen Neuerungen in Anschauungen und Sprache freilich gelten mag. — So erklärt es sich ganz wohl, wie das gebildete Alemannisch, die Sprache, welche Notkers Schule in der Zucht gehabt hatte, die fränkische Hofsprache, seine einstige Lehrerin, aus ihrer Position verdrängen konnte. Zudem wird Niemand behaupten, daß das Schwäbische das Mittelhochdeutsche normalisiert habe; im Gegentheil, das Schwäbische wurde normalisiert, es bildete nur die Grundlage der Litteratursprache. — Soll sich ferner das geistige Uebergewicht der Alemannen durch litterarische Leistungen documentieren, so macht stärkere Betheiligung Alemanniens an der Litteratur sich allerdings erst seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bemerkbar, dann aber auch in nicht geringem Maße[2]); Schwaben wurde das Land, in welchem die Kunst einer besonderen Pflege von Seiten der Einheimischen genoß, während die Höfe von Thüringen und Oesterreich mehr den begehrenden Fremden gastlich sich öffneten. Was sonst die geistige Begabung anlangt, so werden die Alemannen nicht schlechter bedacht gewesen sein als die übrigen Deutschen.

Daß endlich „dreißig Jahre kräftigster Regung des gesammten nationalen Lebens, der tiefgreifendsten und vielseitigsten Wandlungen in Sitte, Denkweise und Anschauungen auch die Sprache zu beschleunigtem Schritte getrieben haben werden, versteht sich von selbst"[3]).

Wenn wir nun auch unter Hofsprache nicht bloß die Sprache zu verstehen haben, welche am kaiserlichen Hofe gesprochen wurde, sondern überall, wo man nach feiner Sitte Hof hielt, so geht Pfeiffers Behauptung von der gänzlichen Einflußlosigkeit des Hohenstaufischen Hofes auf die Förderung weder der Poesie noch der Sprache entschieden zu weit. Sprachregeln hat allerdings der Stauferhof nicht auf-

[1] Vgl. ob. S. 73 u. S. 76 ff.
[2] Vgl. ob. S. 70.
[3] Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftsprache I, 127.

gestellt, er war keine Akademie. Wenn aber Friedrich von Hausen, ein Franke aus der Gegend von Worms, der vor dem Auftreten der Alemannen in der mittelhochdeutschen Litteratur, vor Reinmar von Hagenau und Hartmann von Aue dichtete, trotzdem in seiner Sprache nur wenige fränkische Eigenthümlichkeiten zeigt, so ist darin der Einfluß des schwäbischen Kaiserhofes, an dem er weilte, gewiß nicht zu verkennen. Daß namentlich auch in Bezug auf die Pflege der Dichtkunst selbst dieser kaiserliche Einfluß gar nicht gering anzuschlagen ist, lehren folgende Thatsachen: Konrad, der Vater Konradins, bewährte sich an dem Hardegger, an Bruder Wernher und Rudolf von Ems als Dichterfreund. Von ihm, ebenso von Kaiser Heinrich VI., haben sich noch Lieder erhalten. Wie gewogen Friedrich II. dem Gesange seines Heimathlandes war, zeigt als erstes Beispiel Walther von der Vogelweide, und von Manfred wissen wir durch den nicht viel späteren Ottokar, daß zum Verdruß und Hohn der Welschen eine Unzahl deutscher Meister und Fiedler sein bevorzugtes Gefolge bildete. Stand es so am sicilianischen Hofe noch zu Manfreds Zeit, wie viel mehr muß da unter seinem Vater und seinem Großvater deutsche Rede und Sang und Saitenspiel der Deutschen gegolten haben? Es gibt noch deutsche Lieder von jenem Diepold, Markgrafen zu Hohenburg, der Heinrichs Feldherr und nach dessen Tode Friedrichs Statthalter im Königthum war [1]). Dante spricht ausdrücklich aus [2]), daß unter Friedrich II. und Manfred in Sicilien die vorzüglichsten italienischen Dichter am Hofe, »tantorum coronatorum aula«, sich versammelten. Diese Blüthe sicilianischer Dichtung ist auf den Einfluß des deutschen Hofes in Palermo und Neapel zurückzuführen. Gleich der Name, welchen die italienischen Dichter führen, dicitori, weist auf das deutsche tihtaere. Der Ausdruck stanza (Zimmer) für Strophe, um das Abgeschlossene zu bezeichnen, stimmt zu der Auffassung des Dichtens und überhaupt aller in Gedanken und Form abgeschlossenen Rede als eines zimbers in der altdeutschen Poesie, und auch im dreitheiligen Baue der Strophe entspricht das italienische piedi den deutschen stollen [3]). — Wenn wir bedenken, wie seit Karl d. Gr. der herrschende Hof der Mittelpunkt des gesammten höheren Lebens war, zu dessen Zier die Poesie in vorzüglichem Maße gehörte, und wie demnach das Beispiel des Hofes weit durchschlagender wirken mußte als heutzutage,

---

[1] Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, S. 241.

[2] De vulg. eloquio I, 12.

[3] Ueber die Abhängigkeit der süditalienischen höfischen Lyrik von der deutschen handelt ausführlich Wackernagel, a. a. O., S. 235—251.

so müßten wir diesem Vorbilde einen bestimmenden Einfluß auf die Richtung der Litteratur und der Sprache zuschreiben, auch dann, wenn uns keine unmittelbaren Zeugnisse dafür zur Seite ständen, wie sie hier in der That vorhanden sind.

Wenn endlich Paul aus der Herrschaft der Dialekte in der gleichzeitigen französischen Litteratur auf einen ähnlichen Zustand in der deutschen folgert, so können dem gegenüber Parallelen aus andern Sprachen herbeigezogen werden dafür, daß überall da, wo eine reiche Litteratur entsteht, die darauf Anspruch erhebt, über ein großes Gebiet hin verbreitet zu werden, in welchem mannigfaltige Dialekte herrschen, eine vermittelnde Litteratursprache sich bildet. So haben wir in England zwischen 1350 und 1500 den Versuch, eine Litteratursprache zu schaffen, welcher das Dialektische möglichst abgeht[1]). In Scandinavien werden im fünfzehnten Jahrhundert während der Unionszeit Anläufe zur Schaffung einer gemeinschaftlichen dänisch-schwedischen Schriftsprache gemacht[2]). Ganz bekannt ist die Herrschaft einer κοινὴ διάλεκτος von der Diadochenzeit an in Griechenland.

Rückert führt als vornehmsten Beweis für eine allgemeine mittelhochdeutsche Dichtersprache, die „nirgends heimathberechtigt, darum aber auch überall war", den Grund in's Feld, daß fast alle Denkmäler der deutschen Litteratur bis zu Hartmann, wenn sie nur einigermaßen durch Umfang und leidlich sorgsame Ueberlieferung eine solide Basis der Forschung gewähren und sich ein leidlich vollständiger Ueberblick ihrer Sprachformen gewinnen läßt, das Merkzeichen ihrer Ortsangehörigkeit an der Stirne tragen. Wenn man sich aber, um Hartmanns Schwabenthum zu beweisen, auf seine Sprache berufe, so seien die Anhaltspunkte geringfügig, zweifelhaft, bedenklich. Wenn sodann Walther von der Vogelweide von Einigen Franken zugewiesen wird, nach Andern aber ein Schwabe aus dem Thurgau war, oder ein Rheinländer, oder ein Oesterreicher, oder gar ein Böhme, ein Tyroler, so bedeutet das soviel, daß aus der Sprache Walthers seine Landsmannschaft nicht zu erkennen ist. Die zwei oder drei armseligen Reime, die man als Beweis für sein Oesterreicherthum immer wieder vorführe, könne man doch nicht einen sprachgeschichtlichen Beweis nennen[3]).

Die abweichenden Merkmale, die Rückert nicht als dialektische anerkennen will, sind bei Hartmann die Reime enlaste (= enlaschte, löschte): glaste, wodurch seine alemannische Aussprache des st als scht

[1]) Wülcker in Paul und Braunes Beiträgen I, 61.
[2]) Germania, Bd. XXXI, 361.
[3]) Gesch. d. nhd. Schriftspr. I, 123—125.

(Glaicht) bewiesen wird; ferner stein : œhein : hein, ruon für ruom, hân : an, kan, man, also Kürzung des â, weswegen dasselbe in der That später und in der heutigen Mundart nicht zu ô wird[1]). Bei Walther kommt einzig in Betracht der Vers Lachmann 34,18): »er seit uns danne, wie daz rîche stê verwarren, unz in erfüllent aber alle pfarren«. — Diesen Reim hat der Oesterreicher Ottokar auch. Einen sprachgeschichtlichen Beweis kann man ihn allerdings nicht nennen, oberflächlich wäre es jedoch, ihn nicht in Rechnung zu ziehen[2]).

Für uns sind diese im Vergleich zu den tausenden von Versen beider Dichter äußerst wenigen dialektischen Ausnahmen geradezu eine Bestätigung der Regel. Daß jene Anomalie übrigens nicht von vorneherein in der Sprache Walthers gelegen, sondern etwas Angelerntes war, können wir daraus ersehen, daß im österreichischen Dialekte der gleichen Zeit sehr starke Abweichungen von dieser Sprache vorkommen. Wenn Walther wirklich im Dialekte geschrieben hätte, so müßte er unbedingt û in au und î in ei verwandelt haben, ersteres wenigstens ist in Kärnthen schon während des zwölften Jahrhunderts für û, in bezeugt[3]). Davon ist aber nicht die Rede, es hat ihm offenbar ein Ideal einer Schriftsprache vorgeschwebt, welches grob dialektische Eigenthümlichkeiten vermied. So stark war gerade gegenüber der bairisch-österreichischen Volksmundart und der in ihrem Gebiete vorzugsweise gepflegten volksthümlichen Litteratur der Einfluß der höfischen Sprache, daß nicht nur Neidhart in seinen bäuerlichen Tanzliedern sie mit voller Reinheit handhabt, sondern daß sich ihrer auch bedienen die Fahrenden zum Vortrage ihrer Lieder aus der Heldensage »ze hove und an den strâzen«[4]). Von den höfischen Dichtungen unterscheidet sich die Sprache der Nibelungen und der Kudrun nur durch vereinzelte Archaismen[5]), durch sinnliche Kraft und Anschaulichkeit, wo die Verfasser jener zu tilgen und zu glätten beflissen waren; die Verschiedenheit ist vorwiegend eine solche des Versmaßes und des Stils.

Scherer hat noch auf die bairischen Dualformen des ungeschlech-

[1] Erec 1779. 433. 900. Gregorius 2805. Erec 239. 1603. 3303.

[2] Scherer, im Anzeiger f. dtsch. Alterth. u. dtsch. Litteratur, I, 190. — Haupt, zu Neidhart 38, 6.

[3] Vgl. ob. S. 88.

[4] Vgl. ob. S. 66, Anm. 2.

[5] e der Endung trägt noch den Tiefton: Uotè : guotè, degenè : gademè; Bewahrung ahd. Endungen: minnist, jungist, êrist, vorderôst, verwandelôt, gewarnôt, ermorderôt, versêrôt. — Ueber einen ähnlichen alterthümlichen Zug im Alemannischen s. ob. S. 90, über stereotype Ausdrücke des Volksepos ob. S. 71.

tigen Personalpronomens (ahd. inchar. inch hingewiesen, welche erst im dreizehnten Jahrhundert auftreten, aber doch seit den ältesten Zeiten dem bairischen Stamme eigen gewesen sein müssen. Wo waren sie im neunten bis dreizehnten Jahrhundert geblieben? Offenbar erschienen sie den bairischen Schriftstellern dieser Zeiten als das, was sie heute wieder sind, als Provincialismen.

Durch die vorstehenden Ausführungen dürfte die Reihe der indirecten Beweismittel für das Vorhandensein einer mittelhochdeutschen Hof- und Dichtersprache erschöpft sein. — Bevor wir zur Darlegung ihres Verhältnisses zum Niederdeutschen und namentlich zum Mitteldeutschen übergehen und aus den positiven zeitgenössischen Zeugnissen über das Verhältniß von Schriftsprache und Mundarten die endgiltigen Schlüsse ziehen, erübrigt uns noch eine Ansicht zu erörtern, welche den Entstehungsort der mittelhochdeutschen Dichtersprache dahin verlegt, wo zuerst höfische Dichtung sich bemerkbar macht, nämlich an den Höfen der bairischen Herzöge und Bischöfe zu Regensburg und Passau. Die bairischen Dichter, wird geltend gemacht, singen in der Mundart der höfischen Kreise ihres Landes; die Alemannen nach ihnen bedienen sich keiner wesentlich verschiedenen Sprache, aus dem einfachen Grunde, weil beide Dialekte zu jener Zeit noch sehr nahe zusammengehen. Die häufige Ausübung der Dichtkunst in dieser abgeblaßten bairisch-alemannischen Mundart ergibt eine Art dichterischen Sprachkanons, dem sich dann auch die Dichter anderer Landstriche nach Kräften anschließen.

Eine aus bairisch-alemannischen Dichterkreisen entsprungene mittelhochdeutsche Sprache stellt also diese Ansicht der alemannisch-fränkischen Hofsprache Müllenhoffs entgegen. — Für die Blüthezeit zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts werden wir kein Bedenken tragen, dem classischen Mittelhochdeutsch kraft seiner Eigenschaft als Sprache der Dichter mehr Einfluß zuzuschreiben denn als Umgangssprache der höfischen Kreise. Aber an dem Ursprung der Dichtersprache aus einem bereits über die Mundart sich erhebenden Idiom dieser Kreise müssen wir festhalten. Wenn wir auch die Regelmäßigkeit in der Abschleifung der Endungsvocale zu tonlosem e als Characteristicum der Sprache der gebildeten Kreise in Süddeutschland im Gegensatze zu der alterthümlicheren Mundart des niederen Volkes anerkennen und dahingestellt sein lassen wollen, ob die Milderung der harten k und p im An- und Inlaut zu g und b auf fränkischem Einflusse oder nur auf einer verbesserten Orthographie beruhe, so sind wir doch gezwungen, diese fränkische Tradition als vorhanden und wirksam anzunehmen

für die Beseitigung des im Bairischen wie im Alemannischen durchgängig auftretenden ch für das k der nachherigen Schriftsprache. Daß dieses ch selbst in der Sprache der Gebildeten in Süddeutschland eingewurzelt war, ersehen wir nicht nur aus dem Gebrauche Notkers, sondern namentlich auch aus seinem ausschließlichen Vorherrschen in den Strophen der bairischen Carmina Burana [1]).

Zu bedenken ist ferner, daß, wenn allerdings die Lyrik zuerst an der Donau aufgetreten ist, die Dichter: Spervogel, der Kürnberger, Dietmar von Eist, Meinloh von Sevelingen mehr eine selbständige Entwicklung der volksthümlichen, dann durch die Vagantenlieder beförderten Poesie vertreten [2]), wogegen die eigentliche höfische Dichtkunst am Rhein und in Thüringen ihre Stätte fand. Zudem ist die Anzahl der für die Späteren maßgebenden Lieder jener bairischen Dichter eine zu geringe, als daß aus ihnen eine sprachliche Norm sich hätte ableiten lassen. Die einheitliche Grundlage muß schon beim Auftreten des Minnesangs eine gegebene gewesen sein, von den Dichtern ist sie nachher ausgebildet und gefestigt worden.

War das Uebergewicht des Hochdeutschen über das Niederdeutsche jemals zweifelhaft, so war es im zwölften Jahrhundert, als die auf bewußte und erlernte Kunst gegründete, dem Volkslied und dem Volksepos sich gegenüberstellende Poesie zuerst die Flügel regte, längst entschieden. Die niederdeutsche Sprache, von dem stärkeren Stamme überwachsen, blieb zurück, und wer lebendigen Trieb zur Kunst empfand, mußte in der hochdeutschen sein Vorbild suchen. Rein niederdeutsche Dichtungen des dreizehnten Jahrhundert lassen sich kaum aufweisen. Herzog Heinrich von Anhalt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dichtete seine Minnelieder in hochdeutscher Sprache, ohne Zweifel, weil die einheimische nicht dafür ausgebildet war, so auch Witzlav von Rügen, dieser, ohne sich den Einwirkungen des Niederdeutschen ganz entziehen zu können [3]). Eike von Repgowe

---

[1]) Ganz dazu stimmt das in jenen lateinischen Liebesbrief eines Mädchens Lachmann und Haupt, MF., S. 224 unter den Briefen Werinhers von Tegernsee eingestreute Deutsch, ein Deutsch, wie es früher im zwölften Jahrhundert in den besten Kreisen Baierns üblich war, das aber doch von der classischen Sprache Abweichungen zeigt wie die folgenden: mochte = mhd. mehte, wârest dû = wærestû, götlîchen = güetlichen, stâtich = stætec, sâlich = sælec, boch = boc, mach = mac, verchêret = verkêret. Die gutturale Tenuis und die vollständige Durchführung des Umlautes in der höfischen Dichtung erklärt sich nur durch fränkischen Einfluß.

[2]) Vgl. Scherer, Deutsche Studien, II.

[3]) Ueber Herbort von Fritzlar, den Jacob Grimm Gr. I², 455 gleichfalls dem niederdeutschen Sprachgebiet zuschreibt, vgl. unt. S. 104, Anm. 4.

arbeitete um 1230 das erste deutsche Rechtsbuch, den Sachsenspiegel, nach den Reimen der Praefatio rhythmica zu schließen, in mitteldeutscher Sprache aus. Eberhards Gandersheimische Chronik, 1226 entstanden, streut hochdeutsche Reime unter die niederdeutschen ein. Mag wirklich Reimnoth zu Grunde liegen, so ist doch diese Einmischung ein Beweis, daß das Hochdeutsche als anerkannte und feine Sprache betrachtet wurde. Aehnlich treffen wir in dem Hohen Liede des Niederdeutschen Brun von Schonebeck im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts Manches, was weder Niederdeutsch, noch Ober- oder Mitteldeutsch ist, weil der Verfasser eine ihm ursprünglich fremde Sprache zu schreiben versuchte. Wenn er z. B. braht zu geselleschaft reimt, so wollte er offenbar die Unform braft als angeblich hochdeutsch gesprochen wissen. Da ihm nämlich vorschwebte, daß dem niederdeutschen ht vielfach hochdeutsches ft entspricht, führte er dieses nach falscher Analogie überall durch[1]). Bei den höheren Ständen Niedersachsens scheint das Hochdeutsche schon damals als Schriftsprache schlechthin gegolten zu haben. Reinbot von Dürn, ein Baier in der Mitte des dreizehnten Jahrhundert, glaubt in seiner Dichtung vom hl. Georg ein Werk geschaffen zu haben, das bekannt zu werden verdiene

»obir alle dutzsche lant.
von Tyrol recht bis an Bremen,
von Bresporg bis an Metze[2]).«

Reinbot dehnt also das Gebiet der hochdeutschen Sprache unbedenklich auch über Niederdeutschland aus.

Nur am Niederrhein hielt man die heimathliche, „ihrer Grundlage nach niederdeutsche, aber mit der hochdeutschen stark versetzte

---

[1]) Vgl. Fischer, das Hohe Lied Bruns von Schonebeck, Breslau 1886, dazu Behaghel im Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1887, S. 7.

[2]) Vers 56 ff., in von der Hagens und Büschings Deutschen Gedichten des Mittelalters, 1808, Bd. I. — Metz scheint zu jener Zeit die Sprachgrenze gebildet zu haben, denn wenn aus Reinbots Aeußerung zu schließen ist, daß deutsche Bücher dort gelesen wurden, so haben wir anderseits aus dem Jahre 1199 ein Schreiben des Papstes Innocenz III. an die Einwohner dieser Stadt und des dazu gehörigen Kirchensprengels, er habe von ihrem Bischof erfahren, daß unter ihnen viele Laien und Weiber aus starker Begierde nach der heiligen Schrift sich die Evangelien, die Briefe Pauli, die Psalmen, die Sittenlehren Hiobs Gregor d. Gr. sog. Commentar über dieses Buch und mehrere andere Bücher in's Französische hätten übersetzen lassen »sibi fecit in Gallico sermone transferri« und nach diesen Uebersetzungen in ihren geheimen Versammlungen zu lehren sich unterstünden. Hoffmann, Gesch. d. dtsch. Kirchenl., S. 51. — Heinrich von Veldecke MF. 56, 11 gibt die Abgrenzung Deutschlands nach Westen und Osten an durch »Zwischen dem Roten und der Souwe«.

Sprache“ [1] auch in der Dichtung fest, die ja hier in Auffassung und Darstellung wie in der Verskunst der mittelhochdeutschen vorangegangen war [2]. Heinrich von Veldecke dichtete den Servatius »in dütsche«, d. h. in seiner Maastrichter Mundart; und daß er in dieser auch die Eneide geschrieben hat, kann nach den Untersuchungen von Braune und Behaghel keinem Zweifel mehr unterliegen [3]. In der Ueberlieferung der lyrischen Gedichte Veldeckes werfen die drei Liederhandschriften ober- und niederdeutsche Formen durcheinander, oft so, daß man auf den ersten Blick die Umsetzung einer niederdeutschen Form in's Hochdeutsche erkennt. In dieser Gestalt mochten die Lieder im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Oberdeutschland umlaufen [4].

Herzog Johann von Brabant in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts huldigte der herrschenden Sitte, wenn er in der allgemeinen hochdeutschen Hofsprache Lieder dichtete, da er zudem mit Deutschland in mannigfaltiger Verbindung wie Verwandtschaft stand; in mehreren Gedichten bezeugen aber auch niederländische Wörter und Formen, nicht nur in den Reimen, sondern innerhalb der Zeilen, daß er daneben in seiner Landessprache den ritterlichen Minnegesang gesungen hat. Daß in Brabant selber die Hofsprache wie die Volkssprache niederländisch blieb, bezeugt Jans von Leuwen Gedicht von unserm Herzog Johann, woraus die Gemahlin seines Sohnes, eine englische Princessin, dietsch, d. h. niederdeutsch lernen sollte. Niederländische und namentlich brabantische Dichter traten damals mannigfaltig hervor. Des Herzogs Wirkung auf die vaterländische Sprache zeigt sich auch darin, daß in seiner Zeit die ersten niederländischen Urkunden vorkommen, freilich neben noch früheren und häufigeren französischen [5]. Hier nimmt die mittelniederländische Schrift-

[1] Wilhelm Grimm, in der Einleitung zu Athis und Prophilias.

[2] Vgl. ob. S. 72 73.

[3] Vgl. Braune in Zachers Zs. f. dtsch. Phil. IV, 249 ff.; Behaghel in der Einleitung zur Ausgabe der Eneide 1882. S. 37 ff. — Aeltere Ansichten über diese Frage von Grimm, Gr. I²: XIII, 453 ff.; Haupt in der Vorrede zu MF., S. VII; Bartsch, Germania V, 406 ff.

[4] Eine ähnliche Mischsprache nimmt Wilhelm Grimm S. 9 der Einleitung zu Athis und Prophilias für Herbort von Fritzlar an. „Wie seine Landschaft dem Niederrhein nicht fern liegt, so zeigt seine Sprache näheren Zusammenhang mit der dort geltenden, nur daß die Oberherrschaft des Hochdeutschen bei ihm weit entschiedener hervortritt. Wir finden dieselbe Sprache auch im nächsten Jahrh. 1343—49 beim Mystiker Hermann von Fritzlar, ja noch ziemlich genau in Fritzlarischen Urkunden v. J. 1385 und 1387.“

[5] Vgl. MSH. IV, 38 ff.

sprache und damit die Trennung von der hochdeutschen ihren Ursprung [1]). Von dem noch ziemlich lange fortdauernden Einfluß des Hochdeutschen auf die Niederländer zeugt eine Liederhandschrift im Haag, wahrscheinlich aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in der die Sprachformen „oft so verdorben und untereinander geworfen sind, daß es schwer wird, mit Gewißheit zu entscheiden, ob ein Gedicht ursprünglich holländisch gewesen ist“ [2]). Umgekehrt wird man vergeblich eine solche Einwirkung des Niederdeutschen bei den im tieferen Süden, in Schwaben, Baiern und Oesterreich einheimischen Dichtern suchen.

In Niederdeutschland galt das Hochdeutsche schlechthin als die vornehmere Sprache; Mitteldeutschland, selbst dem hochdeutschen Sprachgebiete angehörig, nimmt der classischen mittelhochdeutschen Schriftsprache gegenüber eine Sonderstellung ein. Wir kennen die von Müllenhoff vertretene Ansicht, daß in Mitteldeutschland von den Saliern und noch weiter von den Karolingern her eine ältere, die sogenannte neufränkische Hofsprache bestand [3]). Diese blieb im Wesentlichen Schriftsprache des mittleren Deutschlands, namentlich für seßhafte Autoren, welche nicht wie die Fahrenden bis nach Oberdeutschland geführt wurden. Die Einheit der oberdeutschen hat diese mitteldeutsche Litteratursprache nun allerdings nicht; es bestanden in ihr verschiedene mundartliche Schattierungen neben einander, weil kein Mittelpunkt vorhanden war wie in Oberdeutschland der kaiserliche Hof; es waren hier mehr kleinere Litteraturkreise, die sich nicht einer großen Ausdehnung erfreuen konnten. Einwirkungen von Wolframs Aufenthalt in Thüringen auf seine Sprache hat Wilhelm Grimm schon 1844 betont [4]) mit dem Beifügen, daß manches Befremdende beim Schweizer Ulrich von Zatzikofen durch die Annahme zu erklären sei, daß er längere Zeit in dem mittleren Deutschland gelebt habe. Dieser mitteldeutsche Einfluß äußert sich bei Wolfram in den häufigen Reimverbindungen von organischem uo und üe mit kurzem u und ü: stuont : kunt, fuoz : guz, gewuohs : fuhs, stüende : künde, ferner î für ie in lîp (= liep) : sip [5]). Die einzige wirklich alte Handschrift

[1] Vgl. Gr. I², 396.

[2] Haupts Ztschr. I, 227.

[3] Vgl. ob. S. 60 u. 88.

[4] In der Einleitung zu Athis und Prophilias.

[5] Vgl. ob. S. 84. — „Wenn von reinem Hochdeutsch die Rede ist, so darf Wolfram gar nicht genannt werden. Wolfram hat lange genug in Mitteldeutschland, am thüringischen Hofe gelebt, um sich von der dort üblichen Aussprache Allerlei anzueignen, was der ihm angebornen Mundart fremd war. So und nur so, dann aber auf die natürlichste Weise, lassen sich die mit der

des „Willehalm", die St. Galler, weist sogar auf den mitteldeutschen Reim preister : meister[1]. Andere Handschriften, denen die Form preister ungewöhnlich, der Reim priester : meister aber ungenau erscheinen mochte, verbessern priester grâ : meister dâ. Umgekehrt ist in sorgsamen mitteldeutschen Handschriften und Urkunden das deutliche Streben sichtbar, sowohl in den Formen das grob Mundartliche zu vermeiden, als in der Vocalbezeichnung dem Oberdeutschen sich zu nähern, daher nicht selten die Diphthonge ie, iu, uo, üe und die Umlaute gegen mitteldeutsche Aussprache. Etwas Aehnliches ist es, wenn mitteldeutsche Schriftsteller den zum Unterschied vom Indicativ umgelauteten Conjunctiv schwacher Verba, der ihrem Dialekte eigen war, vermeiden und eher Umschreibungen brauchen, als das Ohr ihres oberdeutschen Publicums durch ein brennte, nennte zu verletzen: mohte, wolde, solde oder auch wurde brennen.

Es ergibt sich sonach, daß das Hochdeutsche dem Niederdeutschen als gebietende Einheit gegenüberstand, daß aber in dieser Einheit selbst wieder zwei Strömungen, eine oberdeutsche und eine mitteldeutsche, sich geltend machten, die zwar ihre Besonderheiten gegenseitig auszugleichen bestrebt waren, von denen aber die erstere durch die Vortrefflichkeit und Vorbildlichkeit ihrer Litteratur und durch die Begünstigung des kaiserlichen Hofes überwog, sich vom Dialektischen sorgfältiger freihielt und deshalb als eigentlich classisches Mittelhochdeutsch über die Grenzen der ursprünglichen Heimath hinaus verstanden wurde und im Gebrauche war. Das Mittelhochdeutsche kann man vom Mitteldeutschen kurz als eine Litteratur*sprache* von einem Litteratur*dialekt* unterscheiden.

Dieses Ergebniß haben wir noch mit den wenigen aus der mittelhochdeutschen Zeit uns erhaltenen directen *Zeugnissen* über die Sprache dieser Periode zu vergleichen. — Albrecht von Halberstadt, der 1210 Ovids Metamorphosen poetisch bearbeitete, gibt seiner Uebersetzung der Unbeholfenheit der Sprache wegen die nachstehende captatio benevolentiae mit auf dem Weg[2]):

»Der sîn sinne an ditze bûch
zu rechte hât gevlizzen,
der er ist sult ir wizzen:

Lautlehre durchaus in Widerspruch stehenden Reime, deren er sich öfter bedient, erklären". Pfeiffer, in der Einleitung z. Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin.

[1]) 464, 11. — Vgl. Pfeiffer, Freie Forschung, S. 106. — Lachmann, Vorrede zu Wolfram, S. XXXIII.

[2]) Ausg. v. Bartsch, Prolog, V. 42—55.

enweder dirre zweier,
weder Swâp noch Beier,
weder Dürinc noch Franke.
Des lât û sîn zu danke,
ob ir fundet in den rîmen,
die sich zeinander lîmen,
valsch oder unrecht:
wan ein Sachse, heizet Albrecht,
geboren von Halberstadt,
û ditze bûch gemachet hât
von latîne zu dûte.«

Albrecht setzt also den Gebrauch der hochdeutschen Sprache als selbstverständlich voraus, trotzdem er als Niedersachse seinem eigenen Gefühl nach dieser Sprache nicht vollkommen Herr ist. Die Stelle ist zweitens wichtig dadurch, daß Schwaben und Baiern, die Oberdeutschen, den Thüringern und Franken, den Mitteldeutschen, entgegengesetzt werden, das Bestehen zweier Litteratursprachen wird also ausdrücklich anerkannt. Albrecht selbst bedient sich des Mitteldeutschen, er mag frühe aus Halberstadt nach Thüringen gekommen sein. — Wenige Jahre später verfaßte Ebernand von Erfurt, ein thüringischer Geistlicher, ein Gedicht über das Leben Kaiser Heinrichs und seiner Gemahlin Kunigunde. Am Schlusse desselben spricht er sich noch über seine Person und seine Sprache aus“ [1]):

»Ich bin ein Durenc von art geborn:
hêt ich die sprâche nû verkorn
unt hête mîne zungen
an ander wort getwungen,
warzuo wêre mir daz guot?
Ich wêne, er effenlîche tuot,
der sich der sprâche zucket an,
der er niht gefuogen kan.«

Wohl vertraut mit den Forderungen, welche man zu seiner Zeit an einen Dichter stellte, und obgleich es seiner Befähigung nach gewiß in seiner Macht gestanden hätte, jenen Forderungen vollkommen zu entsprechen, verschmäht es der Verfasser, von seiner thüringischen Sprache abzugehen, indem er den für einen Affen erklärt, der eine Sprache ohne richtige Kenntniß nachahmt. Aus der versteckten Polemik, die dieser Ausspruch birgt, erhellt, daß in der That die Forderung aufgestellt worden war, daß ein mitteldeutscher Autor sich der oberdeutschen Litteratursprache bediene — denn nur diese kann mit den »ander wort« gemeint sein —, und daß mithin sie als die

[1] V. 4467 ff. der Ausgabe von Bechstein.

eigentliche Schriftsprache angesehen wurde. Sonst lassen Ebernands Reime, in der Mehrzahl so rein wie irgend eines mittelhochdeutschen Dichters, im Ganzen seine Mundart wenig erkennen. Nur hie und da begegnet außer seinen apokopierten thüringischen Infinitiven eine mundartliche Form. Doch auch diese und das veränderte Lautsystem mußten einem feinen Ohre bedeutend auffallen und als völlige Abweichung von der regelrechten Dichtungsweise erscheinen. Ebernand beabsichtigte jedenfalls, da er für seinen Stoff in den Hofkreisen wenig Theilnahme hoffen konnte, seinen Landsleuten und vor Allen der Geistlichkeit Thüringens seine Erzählung durch das Festhalten an der heimischen Mundart beliebter und traulicher zu machen.

Wegen des Gebrauches der (mitteldeutschen) Mundart entschuldigt sich noch Nicolaus von Jeroschin, der zwischen 1335 und 1341 die lateinische Deutschordenschronik verdeutschte[1]:

». . darzû lutzil dûtschis kan,
ôt als di mich larte,
der spune mich ê narte;
dâ von ouch umbesnitten
nâch hofelîchin sitten
mînes mundis lippen sîn
und an sprechin nicht sô fîn,
als in sîner schichte
eischit diz getichte.«

Auch über das Herkommen und den Sitz der oberdeutschen Litteratursprache sind Aeußerungen vorhanden[2]. Meister Raumeland, ein Sachse, ein Obersachse zwar, erinnert den Marner daran, er möge, wenn er sich auch wegen seiner Gewandtheit in der Musik und in der Verskunst für den besten deutschen Sänger halte, die Laien doch nicht verachten und sich erinnern, daß Gott »eime Sahsen alsô vil als eime Swâbe helf unde rât« gebe[3]. In einem andern Spruche vergleicht er des Marners Dichtkunst mit einem Mühlwerk[4]:

»Welich ist dîn wâc? daz ist der sin, der dir ûz herzen vliuzet,
driu rat er ümbe trîbet; weistuz niht, sô vrâgez:
Daz eine rat melt dir Latîn, des vil dîn kunst geniuzet,
dar ümbe endanke ich dir nicht sêre grôzes wâges;
Daz ander rat dir Swaebisch melt, dîn Diutsch ist uns ze draete;
daz dritte rat

---

[1] I, 304 der Ausg. v. Pfeiffer.
[2] Vgl. zu diesem Abschnitt ob. S. 76—79.
[3] Wackernagel, LB. I[5], 929.
[4] MSH. III, 56b.

daz ist dîn alter, nu ist dîn kunst verkunstet: ob ich haete der selben pfat
gegân ze Latîn unt ze Diutischen alsô lange
sô dû, mîn wazzer waere ouch starker mit gesange.«

Dieſe Worte enthalten eine eiferſüchtige Vergleichung ober- und niederdeutſcher Sprache, jede durch das Hauptvolk vertreten[1]). Trotzdem dichtet Rauneland in der „fließenden" (draete) hochdeutſchen Hof- und Schriftſprache, freilich nicht ohne unbewußte dialektiſche Einmiſchungen, denn er war nicht nur in Niederſachſen und Norddeutſchland überhaupt, ſondern auch in Dänemark bewandert und befreundet. — Bruder Hans, ein Rheinländer, um 1380, bemerkt zur Sprache ſeiner Marienlieder: »Ein Nyderlender ist geyn Swaab«[2]). — Heinrich der Teichner, in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, ein zu ſeiner Zeit berühmter und wohlbekannter Dichter, der in ſeinen vielen Gedichten allenthalben die Zuſtände Oeſterreichs ſchildert, ſagt in der Beſchreibung des „ungleichen Sinnes"[3]):

»So wil jener nicht sam der.
Sô spricht jener: »Lusent her!
Sagt uns von hern Ecken klingen!«
Sô spricht der ander: »Er sol singen!
Wir hân an lîhter predige gnuoc«.
Sô spricht der dritt: »Ez waere kluoc,
swaz er ret von manegen sachen,
künde erz niuwan swaebisch machen,
nâch der lantsprâch ûf und ab«.«

Die Worte: »nâch der lantsprâch ûf und ab« bedeuten: in der durch ganz Deutſchland geltenden Sprache, welche die ſchwäbiſche iſt[4]).

Als Zeuge für die mittelalterliche Gemeinſprache darf endlich angeführt werden Bruder Berthold von Regensburg, der von 1247 bis 1272 wandernd durch ganz Deutſchland predigte und wegen dieſer Thätigkeit lantprediger genannt wurde, linguae disertae, magnae litteraturae[5]). Seine Sprache entäußerte ſich mit Befliſſenheit der

---

[1]) Im gleichen Sinne nennt der Dichter des Reinardus I, 126 Sachſen und Schwaben neben den Scythen. Noch bis in's 15. und 16. Jahrh. hinein pflegte man Nord und Süd ſchlechthin als Sachſen und Schwaben zu unterſcheiden, wie des „Teufels Netz", um 1441 von einem Einſiedler in der Nähe des Bodenſees gedichtet, es thut: »er sî in Schwâben oder Sachsen« V. 5023; oder: »er sî von Schwâben oder Schotten« V. 475). Vgl. ob. S. 79.

[2]) Wackernagel, LG. [2] § 46, Anm. 7.

[3]) Karajan, in den Denkſchriften der Wiener Akademie, philoſophiſch hiſtoriſche Claſſe, Bd. VI (1855), S. 148, Anm. 215.

[4]) Vgl. ob. S. 78 u. unt. S. 119.

[5]) Vgl. Pfeiffers Ausgabe, I, XXIII.

angebornen mundartlichen Schranken, nicht im Sinne der höfischen Dichter als Gegensatz zum Volksthümlichen, sondern um der allgemeinen Verständlichkeit willen. Es ist von der Hoffnung die Rede: »Âne die selben tugent kan nieman behalten werden, unde heizet gedinge eteswâ und eteswâ heizet ez hoffenunge, eteswâ heizet ez zuoversiht: ez heizet in latîne spes«[1]. Werthschätzung des Deutschen verräth er, der in der Kirchensprache erzogen ist, freilich nicht. Hebräisch, Griechisch, Lateinisch sind ihm »die aller edelsten under den zwein und sibenzic sprâchen. Hebrêisch ist dâ von diu edelste, daz sie diu êrste ist under allen sprâchen. Sô ist kriechisch dâ von der edelsten einiu, sie selbe dritte, daz sie tief ist an dem sinne. Sô ist latîn diu edelste dâ von, daz sie diu schoenste ist«[2]).

»Wir haben vil wort in der latîne, diu wir in tiutsche niemer ûz künnen gelegen wan mit gar vil umberede: wir sîn in latînischer sprâche gar rîche unde haben vil rede mit kurzen worten begriffen, dâ man in tiutscher sprâche vil muoz gereden[3]).« „Jede genaue Uebersetzung", bemerkt Jacob Grimm zu dieser Stelle, „zwingt zu umschreiben, aber auch abgesehen davon hat unsere Sprache von jeher eine ihr eigenthümliche Weitläufigkeit, die theils mit unserem Charakter zusammenhängt, theils sogar mit einigen Vortheilen der Sprache[4])".

Nicht befremden darf, daß Berthold deutsche Wörter aus dem Lateinischen ableitet: »Der dritte sterne heizet Mars . . . nâch dem

---

[1]) Pfeiffer, S. 546.

[2]) Ebd. 496.

[3]) Ebd. 520. — Daß die Kirche die deutsche Sprache immerfort nur nothgedrungen duldete, läßt u. a. das Bihtebuoch aus dem 14. Jahrh. erkennen, wenn es von deutscher Rede als von »gebiurschen worten« und von der Unmöglichkeit einer genauen Bezeichnung der Sünden in ihnen spricht, »wan tiutschiu zunge ist vil armer an dehein ding ze bescheidenne denne latine« (Wackern. LG. § 87, Anm. 1). So hebt auch das gegen die Uebersetzung kirchlicher Schriften in die Landessprache gerichtete Edict des Erzbischofs Berthold von Mainz, 1486, eine inopia ydiomatis nostri hervor, die unfähig sei zum Ausdruck der höchsten Speculationen der christlichen Religion. Vgl. ob. S. 33 ff., und weitere Belege über die Stellung der Kirche zur deutschen Sprache: Haupt, die deutsche Bibelübers. d. Waldenser S. 17, Anm. 1; S. 18, Anm. 1; S. 46, Anm. 2; Jostes, die Waldenser u. die vorlutherische Bibelübers. S. 23, Anm. 1; Ders., Die Tepler Bibelübers. S. 31, Anm. 4, S. 33, 35, 37, 39; Keller, Die Waldenser u. d. dtsch. Bibelübers. S. 44, Anm. 1; S. 46, Anm. 2; S. 68, 69, 70; Stähelin, Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1887, S. 65 u. 66. — Neuerdings wird angenommen, daß Berthold von Regensburg seine Reden lateinisch concipiert habe.

[4]) Jacob Grimms Kleinere Schriften, IV, 346.

selben sternen heizet der dritte tac in der wochen ein wênic niwan in dem lande hie ze Beigern. Der sterne heizet Mars: sô heizet der tac ergetac«[1]. Hier ist auf die Mundart angespielt. — Eine längere Stelle veranschaulicht den Gegensatz von Ober- und Niederländern durch Nennung Derer von Zürich und dem Bodensee und Derer von Sachsen: »Ir wizzet wol, daz die Niderlender und die Oberlender gar unglîch sint an der sprâche und an den siten. die von Oberlant, dort her von Zürich, die redent vil anders danne die von Niderlande. von Sahsen. die sint unglîch an der sprâche: man bekennet sie gar wol von einander die von Sahsenlande unde die von dem Bodensêwe von dem Oberlande, unde sint ouch an den siten unglîch und an den cleidern«. »Also stêt ez umbe die niderlender und umbe oberlender, daz manic niderlender ist, der sich der oberlender sprâche an nimet.« »Und ist, daz dû mich betriugest an dem gewande und an der sprâche, sô kanst dû mich an den siten niemer betriegen. Ez enkünde halt niemer geschehen, unde wolte ein niderlender niuwan vier wochen bî mir wonen, ich würde sîn wol innen, ob er ein niderlender waere oder ein oberlender[2].« — Als Typus oberländischer oder hochdeutscher Rede gelten also die Alemannen, und sie werden von den Niederdeutschen nachgeahmt. Der Ausdruck „hochdeutsch" war dem Mittelalter fremd. Wenn von der Sprache und den verschiedenen Mundarten die Rede war, nannte man entweder die Volksstämme oder gebrauchte, wie Berthold thut, zur Bezeichnung der beiden deutschen Hauptmundarten den Ausdruck Oberländer und Niederländer. Mit Letztern meint Berthold die Niedersachsen; unter Oberländern versteht es aber nicht auch die Hessen, Thüringer, Obersachsen und Franken[3].

Und doch ist bei Berthold gegenüber der höfischen Sprache bereits ein Wandel eingetreten. Berthold nennt in einer seiner Predigten[4] die Tugend das beste unter allen Dingen, die Gott schuf, das Edelste, Reinste und Wonnesamste, die Freude der Engel, den Schlüssel zum Himmelreiche; da Gott die Tugend selber sei, wollte er auch, daß Engel und Menschen tugendhaft würden. »Er meinet aber niht die tugent, daz etelîche liute tugent heizent. Sô einer eine botschaft hovelîchen gewerben kan oder eine schüzzel tragen

[1] Pfeiffer, S. 54.
[2] Pfeiffer, S. 250 251.
[3] Vgl. ob. S. 77.
[4] Pfeiffer, S 96.

kan, oder einer einen becher hövelîchen gebieten kan unde die hende gezogenlîche gehaben kan oder für sich gelegen kan, sô sprechent eteliche liute: »»wech! welch ein wolgezogen kneht daz ist oder man oder frouwe)! daz ist ein gar tugentlîcher mensche: wê, wie tugentlîche er kan gebâren!«« Sich, diu tugent ist vor gote ein gespötte und engevellet gote ze nihte. Sich, der tugende ahtet got niht . . . .« Die Predigt verlangt also nach einem deutschen Wort für ihre kirchliche virtus, sie findet kein anderes als tugent und bekämpft daher mit zorniger Absicht die alte höfische Bedeutung. Damit ist auf eine Reihe von deutschen Begriffswandlungen hingewiesen, welche auf dem Bedürfniß deutscher Repräsentanten für lateinische Wörter beruht[1]).

So leitet Berthold von der höfischen Sprache, dem classischen Mittelhochdeutsch, den Uebergang zu einer neuen Periode ein, und es erübrigt uns, die Reihe der Thatsachen und Ansichten kurz und übersichtlich durch unser Urtheil abzuschließen.

Von der Mitte des zwölften bis gegen den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts herrscht im Zusammenhange mit dem Aufschwung der nationalen Litteratur und der zur höchsten Vervollkommung gebrachten Verskunst eine über den Mundarten stehende, durch Anmuth, Regelmäßigkeit und Anschaulichkeit ausgezeichnete allgemeine Hof- und Dichtersprache, die durch ihren Einfluß auf die Prosa zur mittelhochdeutschen Schriftsprache sich erweitert und als solche in Niederdeutschland, theilweise auch in den Niederlanden Geltung erlangt. Ihre Blüthezeit fällt in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Die Mundart der einzelnen Dichter tritt in ihr zwar immer noch mehr oder minder hervor, im Ganzen stärker, als heute gestattet wäre, doch ist Jeder bestrebt, so rein als möglich diese mittelhochdeutsche Dichtersprache nach seinen guten Vorbildern zu handhaben. Grundlage des Mittelhochdeutschen ist das Schwäbische, d. h. der alemannische Dialekt des Oberrheins, aber seiner Eigenthümlichkeiten entkleidet durch den Einfluß einerseits des benachbarten Rheinfränkischen, anderseits der überkommenen ostfränkischen Hofsprache. Das Mittelhochdeutsche ist also eine alemannisch-fränkische Mischsprache. Sie war zunächst die Sprache des staufischen Hofes, dann bedienten sich ihrer die ritterlichen Dichter, sei es, daß sie am Hofe selbst weilten, sei es, daß ihnen als Alemannen diese Sprache von vorneherein sich aufdrängte. Gerade diese Dichter wurden aber für alle nachfolgenden vorbildlich,

[1]) Scherer, im Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, I, 193.

und mit der Art und den Stoffen ihrer Dichtungen wurden auch ihre Formen in Versbau und Sprache fortgepflanzt. Die Verallgemeinerung vollzog sich um so leichter, als der bairische Dialekt, der im zwölften Jahrhundert noch nicht den aus Oesterreich vordringenden tiefgreifenden Aenderungen im Vocalismus unterworfen war, mit einem aus Bestandtheilen des Alemannischen und Fränkischen, zwischen denen er das Mittelglied bildete, zusammengesetzten naturgemäß fast von selbst übereinstimmen mußte. Einzig in Mitteldeutschland erhielt sich die ältere, neufränkische Hofsprache auch in der Litteratur, aber in verschiedenen landschaftlichen Schattierungen, neben dem Mittelhochdeutschen und ihm untergeordnet.

Neben äußeren Ursachen wie Vereinigung der Bildung an den Höfen, vor allen dem kaiserlichen, Gemeinsamkeit der dichterischen Anschauungs- und Behandlungsweise in den ritterlichen Kreisen, Verkehr der Dichter von Hof zu Hof, bewußter Trennung vom Volksthümlichen, welche auf das Aufkommen und die Verbreitung der mittelhochdeutschen Litteratursprache fördernd wirkten, ist dieselbe zum nicht geringsten Theile dem inneren Grunde zu verdanken, daß das Mittelhochdeutsche als eine organische und ungezwungene Verschmelzung der oberdeutschen Hauptdialekte sich darstellte, in Folge dessen weder für Schwaben, Baiern noch Franken durch befremdliche Züge abstieß, für sie Alle sofort verständlich war, in Aneignung und Handhabung keine unüberwindliche Schwierigkeiten bot, in der Auswahl des Wortschatzes einen gewissen Spielraum gestattete und als einheitliche Sprache hinwiederum den Niederdeutschen und Ausländern begehrenswerther und beachtenswerther erscheinen mußte.

Drittes Capitel.

Das Wiederaufleben der Schriftdialekte im vierzehnten Jahrhundert.

Die Einheit der mittelhochdeutschen Sprache war wesentlich bedingt durch die Formvollendung der Dichtung und die conventionelle Gleichförmigkeit ihres Inhalts, diese Eigenschaften aber waren innig verknüpft mit der Pflege der Poesie durch die höfischen Kreise. Sobald sie sich von der Litteratur abwandten, mußte mit dieser selbst auch das äußere Gewand, die Sprache, einen veränderten Charakter annehmen.

Vom Verfalle des Ritterstandes ist schon die Rede im Gedicht vom Meier Helmbrecht[1]). Es war die Zeit der Kämpfe um das Reich und des Aufkommens des Bürgerthums. Frühzeitig hatten die Fürsten sich feil und gewissenlos gezeigt, jetzt durchdrang das Streben nach Vortheil auch die Ritter, und zugleich schwanden die bisher festgehaltenen Tugenden. Konrad von Würzburg, der letzte hochgesinnte Vertreter höfischer Dichtnng, eröffnet seinen Trojanerkrieg mit einer Klage darüber, daß man Erzählung und Lied nicht mehr in Ehren halte, und doch seien ihrer Wenige geworden, die mit der Dichtkunst den Leuten Freude bereiten können. Reiche und Arme schätzen die Meister gering, die zierlicher Rede pflegen, während man erwarten sollte, daß ein gutes Gedicht eben um seiner Seltenheit willen an den Höfen freundliche Aufnahme finde. Die Dichtkunst wolle in deutschen Landen fast ganz verschwinden, sodaß man in weitem Umkreise kaum Einen zu finden vermöge, der ein Meister der Rede und guter Töne heißen könne. Die Dichtkunst kann nicht erlernt werden, sie ist eine Gabe Gottes, deswegen sollte man die Dichter gerne dulden, am Hofe und anderwärts, doch hier thut man ihnen wenig Gutes zu Liebe. Die ungestümen jungen Ritter sind so unverständig, daß gute Rede und edler Sang ihnen gleichgiltig ist. Die leichtfertigen Worte kunstvergessener Thoren klingen ihnen besser in die Ohren als edle, tugendsame Sprüche. Ihr Sinn ist der Dichtkunst gram; wer sich mit dem Dichten Mühe gibt, der wird enttäuscht, man hört nicht mehr gern wohl sprechen und singen. Die Rohheit verdrängt die maßvolle Haltung und den Anstand. — Die „kunstvergessenen Thoren", auf welche

[1]) V. 985—1019; 1025—1035.

Konrad anspielt, sind die Fahrenden. Durch die Frechheit, mit welcher sie begehrten, durch die Feilheit der Gesinnung, mit welcher sie lobten und tadelten, wurden sie zuletzt unwerth, besonders bei Kaiser Rudolf. Dieser zeigte auch in seinem Verhalten zur Dichtung einen nüchternen, nur auf das Nothwendige und Nützliche gerichteten Sinn[1]. —

Mit dem Absterben der ritterlichen Lyrik trat das Volkslied wieder hervor. Stärker wirkte auf die Litteratur der Meistergesang, die Fortsetzung des Minnegesanges einseitig nach der Form, nicht nach dem Gefühl und dem Inhalt. Wie die Uebungen, zu denen die Meistersänger in ihren Schulen sich versammelten, und in denen sie ihre Kräfte abwogen, sich mit den Disputationen der Gelehrten vergleichen, so ist Lehrhaftigkeit der Hauptzweck dieser Dichtung und die Neigung, mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu prunken. — Die Geistlichen betheiligten sich auf dem Gebiete der Litteratur wieder mehr als früher, insbesondere durch die Legendendichtung. In formeller Beziehung hat ihre Thätigkeit der Dichtung Nichts genützt, sie hielten bei der Vortrefflichkeit ihres Gegenstandes die Mühe der Composition für überflüssig, und es stellten sich hier namentlich häufig Provincialismen ein. Viele dieser Dichter strebten gar nicht darnach, über den sie umgebenden Kreis hinaus zu wirken.

Endlich kam die Prosa empor durch das Ueberwiegen des religiösen Einflusses, nachdem das Papstthum den Sieg davon getragen hatte, und die Predigt der neuen Orden, Franciscaner und Dominicaner, als das wirksamste Mittel zur geistlichen Durchdringung der Massen erkannt ward. An der Spitze der volksthümlichen Prediger steht Bruder Berthold. Durch die Dominicaner fand die Mystik eifrige Pflege, insbesondere am Oberrhein. — So sehen wir bereits um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Litteratur nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Noch weiter dehnt sich von da an die Mannigfaltigkeit der einzelnen Litteraturgattungen aus. Gelehrsamkeit ist ein Zeichen dieser Zeit, ihr dienten vor Allem die Universitäten. Verbreitung unter den Laien fand die Bildung durch das Aufkommen der Stadtschulen, noch mehr durch die Erfindung des Buchdrucks. — Mit dem demokratischen Zuge der Zeit hängt zusammen das Heraustreten des Dramas in die Mitte des Volkes, theils als geistliches, von der Bürgerschaft[2] aufgeführtes Weihnachts- oder

[1] Vgl. den Spruch Meister Stolles, Wackernagel, LB. I[5], 931.

[2] Wir finden öfter erwähnt, daß die Zünfte sich auf einzelne Gruppen der Darstellung vertheilen, und in der That waren sie ja ursprünglich Bruderschaften, gestiftet zur Erhöhung der Pracht des Gottesdienstes.

Osterspiel, theils als Fastnachtskomödie. In der Prosa ragt, nachdem die Mystik, überhaupt alle geistliche Prosa wieder fast ganz verschwunden war, hervor die historische Gattung, vornehmlich gepflegt in den Reichsstädten und in der Schweiz, mithin dem Selbstbewußtsein und dem Unabhängigkeitssinn ihr Dasein verdankend.

Dieser volksthümliche und realistische, dem ritterlichen geradezu entgegengesetzte Charakter der Litteratur und das Uebergewicht der Prosa mußten auf das zarte und feine Gebilde der überlieferten mittelhochdeutschen Dichter- und Hofsprache eine tiefgreifende, ja förmlich zerstörende Wirkung ausüben. Die Schriftwerke dieser Zeit haben keine allgemeine Sprache mehr, und wir sehen die localen Mundarten immer stärker hervortreten. „Zwischen meiner Darstellung des Mittel- und Neuhochdeutschen — sagt Jacob Grimm in der Vorrede zur Grammatik[1]) — wird eine Lücke empfindlich sein, mannigfaltige Uebergänge und Abstufungen hätten sich aus den Schriften des vierzehnten sowie der drei folgenden Jahrhunderte sammeln und erläutern lassen... Ich will nicht in Abrede stellen, das solche Denkmäler manches Nützliche und Lehrhafte für die Geschichte unserer Sprache, welches genaue Untersuchungen fordert, in sich begreifen; da sich aber keine blühende Poesie gründete, konnten Niedersetzungen der Sprache, wie sie zur Aufstellung eigener Perioden nöthig sind, auch nicht erfolgen. Die Schriftsteller dieser Zwischenzeit vergröbern stufenweise die frühere Sprachregel und überlassen sich sorglos den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart; oft weiß man nicht, ob ihre Besonderheit von der alten reinen Sprache her übrig geblieben oder aus dem Gebiete des Volksdialektes eingedrungen ist . . ."

Es ist bezeichnend, daß das erste ausführliche Zeugniß über die deutschen Mundarten in den Anfang der geschilderten Periode fällt. Im Jahre 1300 begann Hugo von Trimberg, ein Franke, Magister und Rector der Schule zu Bamberg, sein umfangreiches didaktisches Lehrgedicht, den „Renner". In diesem spricht er sich über die Anforderungen, die an einen deutschen Dichter in sprachlicher Hinsicht müssen gestellt werden, folgendermaßen aus[2]):

»Swer tiutsch wil ebene tihten,
der muoz sîn herze rihten
ûf mangerleie sprâche.

---

[1]) Gr. I², XI.

[2]) V. 22204 ff., nach der Ausg. des Bamberger historischen Vereins. Die Stelle ist außerdem verbessert abgedruckt in Wackernagels LB. I², 1020.

Swer waent, daz die von Âche
redent als die von Franken.
dem süln die miuse danken.
Ein ieglîch lant hât sînen site,
der sîm lantvolke volget mite.
An sprâche, an mâze und an gewande
ist underscheiden lant von lande.
Der werlde dinc stêt überal
an sprâche, an mâze, an wâge, an zal;
ist aber niht tugent in diesen drîn,
schilt man si danne, daz lâze ich sîn.
Swâbe ir wörter spaltent,
Die Franken ein teil si valtent.
Die Beire si zezerrent,
Die Düringe si ûf sperrent,
Die Sahsen si bezuckent.
Die Rînliute si verdruckent.
Die Wetereiber si würgent,
Die Mîsner si wol schürgent,
Egerlant si swenket,
Osterrîch si schrenket.
Stîrlant si baz lenket,
Kernte ein teil si senket.
Bêheim, Ungern und Lamparten
houwent niht mit tiutscher barten.
Franzeis, Walhe und Engellant,
Norweg, Yhern sint unbekant
an ir sprâche tiutschen liuten.
. . . . . .
Die lantsprâche dâ vor genant
in tiutschen landen sint bekant:
swer ûz den iht guotes nimt,
daz wol in sîn getihte zimt,
mich dunkt, der habe niht missetân,
tuot erz mit künste und niht nâch wân.
Westvaln unde manic lant,
diu hie belîben ungenant,
in tiutschen landen sint bekant.
alein si manger zungen bant
würgen, zwicken unde binden
vorne, mitten unde hinden. —
Swenn t und n und r (spr. erre
sint von den Franken verre
an manges wortes ende,
wer wil dafür si pfende?
Ob Swanvelder ir wörter lengent,
Babenberger ir sprâche drengent
von den hülsen ûf den kern?
Ein ieglîch mensche sprichet gern
die sprâche, bî derz ist erzogen.
Sint mîniu wort ein teil gebogen
Gên Franken, nieman daz sî zorn,
wan ich von Franken bin geborn.

Ouch sol man noch besunder danken
eins sprichwortes allen Franken.
Man sprichet gern, swen man lobt hiute,
er sî der alten frenkschen liute.
Die wârn einveltic, getriu, gewaere.«

Das Hebräische nennt er die Mutter, das Griechische die Lehrerin, das Latein aber die Königin aller Sprachen. Diese drei Sprachen sind Rosenblumen[1]:

»Tiutsch hât wîte hovestat,
Latîn an smalem fletze stât
als ein wol gezieret meit . . .«
»Ouch wizzet, erst ein saelic man,
der tiutsch, latîn kan wol verstân
und ûz gelegen mit süezem munde[2].«

Gegen den Schluß hin werden die Grenzen für die Verbreitung des Werkes angegeben[3]:

»Swâ ditz buoch vert durch diu lant,
in Swâben, Dürgen, Beiern, Franken,
dâ suln tiutsche liute danken
mîner sêle mit ir gebete,
mit almuosen, mit anderre guottaete,
daz ich vil fremder lêre in hân
in tiutscher zungen kunt getân,
die manec jâr vor und dannoch hiur
in tiutscher sprâche wâren tiur.«

Was zunächst die Interpretation der Stelle über die Mundarten anlangt, so macht Jacob Grimm in seinem Sendschreiben an Pfeiffer[4] darauf aufmerksam, daß es dem Verfasser mehr darum zu thun war, auffallende Mängel hervorzuziehen[5], als die wahre von ihm gar nicht einmal erkannte Eigenheit der Volkssprache zu schildern. — spalten bezeichnet die breite Aussprache der Alemannen, valten im Gegentheil die Zusammenziehung der Diphthonge uo, iu, ie im Mitteldeutschen, zezerren auseinandergezogene, ûfsperren gedehnte, bezucken die schnelle, leise Aussprache des Plattdeutschen, verdrucken die gepreßte, nachdrückliche Aussprache, wie sie z. B. in Köln noch üblich ist, würgen die Rauheit. Zu schürgen merkt Jacob Grimm an, daß die meiß-

[1] V. 22296 ff.
[2] V. 22325 ff.
[3] V. 24503 ff.
[4] 1857; abgedr. in den Kl. Schr., VII, 441 ff.
[5] Vgl. V. 22214—17. Er will nicht die aus der Ungleichheit von Maß, Gewicht und Münze entspringenden Nachtheile schildern, wohl aber die Besonderheiten in der Sprache.

nische Volkssprache im Erzgebirge und Voigtland heute noch breit und überladen klinge, das beigefügte wol deutet indessen eher ein Lob an, und so mag die singende obersächsische Aussprache gemeint sein. swenken, schrenken, lenken, senken sind vielleicht aus der Fechtsprache herübergenommen, die ersten drei werden ungefähr das bedeuten, was zezerren bei den stammverwandten Baiern, nämlich das Herumdrehen der Wörter im Munde, wozu bei den Kärnthnern noch der tiefe Tonfall kommt. Den Westfalen wird Wortverstümmelung vorgeworfen. Was über die Apokope des t, n und r bei den Franken, d. h. im Ostfränkischen, gesagt ist, wird von der inductiven Sprachforschung durchaus bestätigt[1]. — Schwanfeld, ein halb bairischer, halb fränkischer Gau, scheint nach der Angabe unseres Autors mehr der bairischen Aussprache nachzufolgen, während das drengen in der Sprache der Bamberger zum allgemeinen fränkischen Kennzeichen des „Faltens" stimmt.

Die Beschreibung der Mundarten geht also vernehmlich auf die Verschiedenheit im Ton, in der Aussprache, den sogenannten Sprachgesang. Dialekt wird bezeichnet durch lantsprâche[2]; lantvolk sind die Bewohner der Landschaft, wo er jeweilen gesprochen wird. Jede Landschaft ist hierin verschieden, darum muß der Dichter der Dialekte kundig sein, damit er aus ihnen das Gute, Passende in seine Sprache herübernehmen kann. Unter diesem Guten ist offenbar die Ausbeutung des eigenthümlichen Wortschatzes der Mundarten verstanden. Diese Aeußerung und die Entschuldigung des Dichters wegen der fränkischen Färbung seiner Sprache ist aber auch ein Zeugniß für eine über den Mundarten stehende Dichtersprache. Diese gilt durch Schwaben, Thüringen, Baiern und Franken[3], also bei den Hochdeutschen, auf niedersächsische Leser wird nicht gerechnet. Daß die Schwaben beidemal an den Anfang gestellt werden, ist gewiß auch nicht zufällig. —

In den Jahren 1349—1340 verfaßte Konrad von Megenberg,

---

[1] Die Würzburger Beichte aus dem 9. Jahrh. Dm. LXXVI hat bereits die Infinitive furstâ, gihôre u. s. w.; die Volkssprache um Würzburg hat -en des Infinitivs seit dem 16. Jahrh. abgeworfen. Auch Tatian bietet fara, werde; werpfet für werpfent, cunig für cuning; forstuonti für forstuontin. Bei t denkt Hugo wohl an -haf für -haft, freilich ist gleichzeitig die Endung st für s: biudist für biudis ein charakteristisches Zeichen des Ostfränkischen. Abfall des auslautenden r: the für ther, these für theser; di, mi in der Würzb. Beichte; uba für ubar, weidônde für weidônder. Vgl. Gr. I², 387, 409, Abdr. von Scherer 325, Anm. 1; Dm. ² 560; Pietsch in Zachers Zeitschr. VII, 412, 413, 419, 443.

[2] Vgl. ob. S. 109.

[3] Vgl. ob. S. 75 u. S. 103.

Domherr zu Regensburg, das „Buch der Natur" nach einer lateinischen Quelle, als der Erste, der über naturhistorische Dinge für das Volk und methodisch in deutscher Sprache schrieb[1]. Wie sehr dasselbe dem Geschmack und der Richtung der Zeit entgegenkam, beweist seine ungemeine Verbreitung. Konrad war gebürtig aus der Maingegend bei Schweinfurt, also aus dem fränkischen Landstriche, der an den südlichen Abhang des Thüringer Waldes stößt. Daß er trotzdem das Buch nicht in der fränkischen, sondern in der bairisch-österreichischen Mundart geschrieben hat, darüber kann nicht der leiseste Zweifel obwalten. Die Orthographie allein, in der die meisten und ältesten Handschriften geschrieben sind, beweist hierfür allerdings Nichts, sie rührt überall von den betreffenden Schreibern her. Wohl aber liegt ein vollgiltiger Beweis dafür einmal in der Fülle von specifisch bairischen Wörtern, von Ausdrücken, die nur dieser Mundart eigen sind und in solcher Ausdehnung unmöglich von den Schreibern eingeschwärzt sein können, dann aber und vorzüglich darin, daß überall dort, wo für einen und denselben Gegenstand mehrere Benennungen aufgeführt werden, stets die bairische vorangestellt ist. Z. B.: »der schaur haizt in anderr däutsch[2]) der hagel«. Die Früchte der Buche »haizent püecheln mit uns oder puochaicheln in anderr däutsch«. »Sambucus haizt ain holaer oder ain holder in anderr däutsch.« »den siehtum, der melancolia haizet, daz haizent die Dürgen räsen.« »der kranwitbaum haizt in meiner müeterleichen däutsch ain wechalter[3]).« Die letzte Stelle beweist Mehreres. Einmal, daß Konrad nicht in seinem mütterlichen Deutsch schrieb, sondern in einem Dialekte, der für juniperus den Namen kranewit braucht, dies geschieht aber durchgehends nur im bairisch-österreichischen, in allen übrigen, also auch im fränkischen, lautet der Name, wenn auch mit manchen lautlichen Abweichungen, stets Wacholder. Die bairisch-österreichische Mundart mochte sich Konrad während seines zehn- bis zwölfjährigen Aufenthaltes in jenen Landen angewöhnt und zu eigen gemacht haben. — Zweitens geht aus dem Passus nicht die Existenz einer allgemeinen Schriftsprache

[1] Die Abneigung der Gelehrten gegen die Volkssprache die wir in althochdeutscher Zeit beobachtet haben, tritt bei dieser Gelegenheit wieder hervor:

»Ez sprichet manig man,
mein tummer sin sei, daz ich trag
die kunst von lateinischer sprach in däutscheu wort behüllet« —

sagt Konrad in der gereimten Vorrede zu seinem Werke. — Vgl. ob. S. 33 ff., 49, 59 ꝛc.

[2] Der substantivische Ausdruck „Die Deutsch" erscheint später häufiger.

[3]) Vgl. Pfeiffers Ausg. S. 85. 6, 323. 27, 348. 5, 400. 7, 325. 23.

hervor, wohl aber die Gleichberechtigung der Mundarten auch zum Behufe schriftlicher Verwendung. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine, nach Pfeiffers Annahme mittelrheinische Handschrift, deren Schreiber häufig die bairischen Ausdrücke, wenn sie ihm unverständlich oder ungeläufig sind, entweder, wo dies angeht, ganz wegläßt oder mit andern seiner angebornen Mundart eigenthümlichen vertauscht. So wird Megenbergs aglaster umgeändert in atzel, bereimeln: betuften (mit Reif überziehen), pluotspaicheln: bluotspûzen, stumpf: blut (nudus), niderhemd: bruoch, geswern: bülen, prüstel oder tütel: dicke, snit: erne, kerren: gîgen (stridor), enköpfen: enthaubten, weinlesen: herbest, swerteskling: lâmel (lamina), renne: lap (coagulum), gemailigt: gemâset (maculatus), neur: niuwent (nur), vaimen: schûmen (abschäumen), wellen: sieden, schelchs: slimbes (ex obliquo), fürbung: sûferunge, verschoppen: verstopfen, fuozstapfe: fuoztrappe, wiege: wale, wanze: wantlûs, plitzen: wedderlechen, lind: weich, weibel: wibichen, kitzlein: zickel[1]).

Rückerts Schluß, Konrads Gegenüberstellung seines „mütterlichen Deutsch" gegen dasjenige, dessen er sich für die Schrift bedient, deute darauf hin, daß man die Mundart auch in dieser Zeit für ein Kennzeichen der Unbildung hielt und das mundartliche Gepräge der Schriftsteller ein unbeabsichtigtes war[2]), wäre nur dann richtig, wenn unter jenem „mütterlichen Deutsch" die bairische Volksmundart im Gegensatz zu des Verfassers bairischem Schriftdialekt verstanden würde. Das ist nun aber nicht der Fall; das „mütterliche Deutsch" ist vielmehr der fränkische Dialekt, den Konrad nur aus dem Grunde nicht anwendet, weil er demselben wohl längst entrückt war und in Baiern schrieb. Die Aeußerungen Konrads sind nichts Anderes als ein Zeugniß von dem Vorhandensein mehrerer Schriftdialekte, hier des bairischen, fränkischen und thüringischen; daß der bairische, in welchen er schreibt, noch außerhalb seiner Grenzen maßgebend sei, sagt er nirgends. — Nur in dem Sinne können wir uns mit Rückert einverstanden erklären, daß der Gebrauch des Dialektes, auch des bairischen, in der Schrift nicht mehr mit dem der gemeinen Rede übereinstimmte, daß mit andern Worten innerhalb der nämlichen Sprache die Scheidung zwischen „Dialekt" und „Mundart" bereits eingetreten war[3]). — Damit kommen wir auf die wichtige Frage, wie weit in der älteren Zeit die ge-

[1] Das vollständige Verzeichniß dieser Uebertragungen gibt Pfeiffers Ausg., S. 803—807.

[2] Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftspr. I, 159.

[3] Vgl. GDS., S. 827.

schriebene Sprache von der gesprochenen sich unterschieden habe. Einige allgemeine Erwägungen mögen den Ausgangspunkt bilden. Wo eine Sprache zuerst aufgezeichnet wird, ist es nicht anders denkbar, als daß man sich einzig nach dem Gehör richte; Sprache und Schrift stimmen also überein, soweit Solches überhaupt möglich ist. Sobald aber eine schriftliche Niedersetzung stattgefunden hat, macht sich die Tendenz geltend, sie als Vorbild zu gebrauchen, also mehr oder weniger stabil zu erhalten; es entsteht eine traditionelle Orthographie, die hinter der Entwickelung der gesprochenen Sprache zurückbleibt. „Alle Mannigfaltigkeit," sagt Jacob Grimm[1]), „ist aus einer anfänglichen Einheit entsprossen. Nach diesem Gesetze, daß die Mannigfaltigkeit der Sprachen und Mundarten im Verhältniß der Jahrhunderte wächst, würden alle Mundarten und Dialekte Gefahr laufen, sich in's Unendliche zu splittern und zu verwirren, wäre ihnen nicht eine weise Schranke gestellt durch das Uebergewicht der sich niedersetzenden größeren Schriftsprachen. Zu Hause unter den Seinen redet der Mensch nachlässiger, aber behaglicher und vertrauter als gegenüber Andern und Fremden oder selbst beim Niederschreiben seiner Gedanken. Das Verhältniß der Mundarten erscheint stufenweis ebenso."

Wilhelm Scherer bemerkt in seiner Eintheilung der deutschen Sprachperioden[2]), daß die alt-römische Methode, deutsche Namen zu schreiben, ihre ununterbrochene Tradition hat und die Grundlage der althochdeutschen Orthographie bildet, wie auch die Latinisierung der Endungen dem ganzen Mittelalter auf wesentlich gleiche Weise verblieb. Für die Schreibung der deutschen Namen in den lateinischen Urkunden gilt dieser Satz uneingeschränkt. Wenn z. B. noch ungelautete Namensformen neben umgelauteten vorkommen, so bleibt nichts Anderes übrig als die Annahme, daß in der Aussprache zwar die neuere Form allgemein durchgedrungen war, daß aber die Schrift die ältere noch traditionell festhielt. Die Schreibung ch für h ist im achten Jahrhundert äußerst häufig und verschwindet dann plötzlich; sie ist eben einfach eine Nachahmung der westfränkischen Urkundenorthographie. Die Königsnamen Hludowicus und Hlotharius behalten ihren alterthümlichen Anlaut durch Vererbung, gegen die Aussprache. — Schwieriger ist der Nachweis dieses Zwiespaltes von Orthographie und Aussprache für eigentlich deutsche Texte. Die Schreibung f für pf: flanza, flegen bei den St. Gallern, namentlich bei Notker, ist jedenfalls eine bloß orthographische, zurückgehend auf romanischen Gebrauch,

[1] Grimm, a. a. O.

[2]) ZGDS. 2 11.

dem pf fremd war, sonst würde wirkliches f mit v wechseln. Aus dem Deutsch der Hamelburger Markbeschreibung vom Jahre 777, welches somit zum ältesten gehört, ferner aus der Vernachlässigung des auslautenden n im Ostfränkischen des neunten Jahrhunderts geht hervor, „daß die Sprache des gewöhnlichen Lebens im Gebrauche jüngerer Formen viel weiter fortgeschritten war, als uns die Mehrzahl der litterarischen Denkmäler ahnen lassen, daß also in diesen eine künstliche Conservierung des Alten muß stattgefunden haben, wie denn auch sonst vereinzelt gerade in den ältesten Denkmälern auffallend junge und umgekehrt in solchen des neunten Jahrhunderts sehr alterthümliche Formen vorkommen“ [1]). Die merkwürdige Treue, mit der im Wessobrunner Glaubensbekenntniß des zwölften Jahrhunderts die Aussprache des gewöhnlichen Lebens wiedergegeben ist, haben wir bereits erwähnt [2]). Die falschen Schreibungen gihueit für ginueit im Hildebrandslied, hwi für wi (wir) in den altsächsischen Prudentiusglossen, hrihtungu für rihtungu beweisen, daß bereits im achten Jahrhundert h im Anlaut vor Consonant nicht mehr gesprochen wurde, daß aber die Schreibertradition noch lange nachwirkte. So wird auch das hochdeutsche uo im Codex Monacensis des Heliand darauf zurückgeführt, daß der Schreiber mechanisch das sächsische ô in diesen Laut umgesetzt habe [3]). Otfrid gebraucht aus Reimnoth Formen wie heizen, lîden für heizan, lîdan; ih redinô für ih redinôn; wir firsuîge: und vertauscht Vocale der Endungen: redinu für redina, sêla für sêlu, hentî minê

---

[1] Scherer, Dm. [2] 533. S. ob. S. 119, Anm. 1. Vgl. noch Heinzel, Wiener Sitzungsber. LXXXI, 204: „Die Verschiedenheiten in der Orthographie zweier Schreiber derselben Handschrift, die derselben Zeit, demselben Ort, ja demselben Kloster angehören, können in der Regel nicht als Zeugnisse einer differierenden Aussprache angesehen werden. Es ist unglaublich, weil unserer gegenwärtigen Erfahrung widersprechend, daß der bei der Copie einer alten Tatianübersetzung beschäftigte Schreiber γ noch ezzant, werdant gesprochen habe, während seine Collegen und Klosterbrüder nur den Ausgang auf -ent kannten. Immer wird bei zwei nach Zeit und Ort als gleich anzusetzenden Menschen entweder das Schwanken oder die Qualität der Laute gleich gewesen sein“. „Der verschieden entwickelte Verstand der Schreiber kann die Schreibung auf verschiedene Weise beeinflussen.“ „Ein verkehrtes Streben nach grammatischer Correctheit und Folgerichtigkeit kann dazu beitragen, daß die statistischen Zahlen Verhältnisse ergeben, wie sie nie einer wirklichen Sprache eigen waren.“ Aehnlich urtheilt Paul über die Schreibungen i, u statt ei. au bei dem österreichischen Dichter Seifried Helbling: dieselben waren dem Schreiber aus älteren Texten geläufig, und es folgt aus einer derartigen Anwendung noch nicht, daß er nicht Diphthonge gesprochen habe. Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1887, S. 154.

[2] Ob. S. 26, Anm. 7.

[3] Sievers, S. XIV ff. der Heliandausgabe.

für minô, wirkendo für wirkenda, willen für willon, sorgôn für sorgôn, giboranin für giboranu. Damit hat er entweder Nachlässigkeiten der Sprache des täglichen Lebens Eingang in die schriftliche Darstellung verstattet, oder, weil die geschriebene Sprache bereits von der gesprochenen abwich, durfte er sich erlauben, erstere zu ändern[1]). Versuche, nach dem Muster des Lateinischen den Accusativus cum Infinitivo in das Deutsche einzuführen, begegnen im Althochdeutschen häufig, besonders bei Notker; da sie keinen dauernden Erfolg gehabt, dürfen wir gewiß annehmen, daß diese Construction der mündlichen Rede nie eigen war[2]). Aus der Erscheinung, daß im Altoberdeutschen in gerade vor denjenigen Consonanten nicht zu io wird, vor welchen au in ô übergeht, folgert Braune eine der Schreibung entgegengesetzte monophthongische Aussprache des in[3]). Notker bildet die Abstracta glanzî, ganzî, samenthaftî, houbethaftî, lustsamî ꝛc. ohne Umlaut. Hieraus folgt, daß dies von Notker für seine Zwecke aus Adjectiven neu gebildete Wörter sind. So heißt es zwar stets hebîg (schwer), ein altes Wort, aber fasthabîg, slôzhabîg[4]). Sämmtliche u für i bei Notker und in anderen späteren Quellen sind als ü zu fassen, desgleichen sind alle o für e als ö zu lesen[5]). Der mittelhochdeutsche Umlaut stellte sich in der Verkehrssprache früher ein als in der poetischen Litteratur, die sich, wegen der bequemen Reime auf ze wâre u. dgl. sträubte[6]). — Weinhold weist in seiner Mittelhochdeutschen Grammatik Abneigung des Mitteldeutschen gegen die Umlaute mit Ausnahme derjenigen von a und â in e und ê nach. Pietsch[7]) dagegen ist wohl mit Recht der Ansicht, daß diese „Abneigung" nicht in der Aussprache selbst gewurzelt, sondern in einem bloßen Schreibgebrauch ihren Grund habe, da der Umlaut sich von Norden nach Süden verbreitete und deswegen in Mitteldeutschland sogar früher und vollständiger da gewesen sein müsse als in Oberdeutschland. Man habe ihn aber in der Schrift Anfangs nur da bezeichnet, wo das vorhandene Alphabet ein geeignetes Zeichen darbot, d. h. bei a, für dessen Umlaut e verwendet wurde. Bei u und o blieb die alte unzulängliche Orthographie, während man in Oberdeutschland zuerst auf eine Unterscheidung ge-

[1] Vgl. Jugenbleet, Einfluß des Reims auf die Sprache Otfrids. QF. XXXVII.
[2] Ueber die Einwirkung des Lateinischen auf die ahd. Schriftsprache vgl. Erdmann, Syntax der Sprache Otfrids, II, 258; Zachers Zeitschr. VII. 245.
[3] Beitr. IV, 564, Anm. 2.
[4] Ebd. 556, 562.
[5] Kögel, im Litt. Bl. für germ. u. rom. Phil., 1887, 109.
[6] Rödiger, im Anz. f. dtsch. Alterth. V, 44.
[7] Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache, S. 41.

kommen sei. Im fünfzehnten Jahrhundert ist die Erscheinung des namentlich den starken einsylbigen Präteritalformen angehängten e stark verbreitet. Weinhold sieht den Grund dafür in der auffallenden Endungslosigkeit dieser Formen. Pfaff nimmt theilweise als Ursache an die Analogie solcher Fälle, in denen die Schriftsprache archaistisches, in der wirklichen Sprache längst verklungenes e beibehalten habe. Manche dieser e seien auf Rechnung der Schreiber- und Setzerbequemlichkeit zu stellen. Karg läßt dieses e hervorgehen aus dem Streben nach grammatisch correcter Form in Oberdeutschland unter mitteldeutschem Einfluß. Als dieser mitteldeutsche Einfluß mächtig geworden, sei e auch da angefügt worden, wo es nicht berechtigt war[1]. In jedem Fall war der gesprochenen Sprache dieses e fremd.

Der oberdeutschen Volkssprache schon der ältesten Zeit muß die Angleichung von t und d an folgende Muta oder Liquida anderer Gattung (vergleiche das heutige: epper, wimper, empfangen, hampfel, gobbewahre, es stang gestern in der Zeitung ꝛc.) eigen gewesen sein. Hierauf deutet die Schreibweise artpeitsam statt arpeitsam im Kero-nischen Glossar. Das p mußte dem Schreibenden verdächtig sein, ob nicht ein t noch darin stecke. Man war also bestrebt, diese Nachlässigkeiten der Aussprache nicht in die Schrift übergehen zu lassen, und um darin sicher zu gehen, übertrieb man in zweifelhaften Fällen lieber die fortwährend zu übende Rückübersetzung, z. B. noch im fünfzehnten Jahrhundert Handborg statt Hampurg[2]. Zeichen der Volkssprache in althochdeutscher Zeit bietet weiter die in dieser Beziehung bereits erwähnte Würzburger Beichte des neunten Jahrhunderts: fona diud ih bigonda: auch undern = under den, undes, untes = und des kommt vor[3]. Ein Glaubensbekenntniß aus dem späten Mittelalter zeigt „gräuliche Entstellung der Sprache, beruhend auf rohester Elsässer Mundart": darsalbe, harn = hern, vón dem hâligo grosse gotes botte Kabriel, von de frome Johanse, ware got und ware mensch, gsicht und ongesicht, an de leste dach (am jüngsten Tag[4]. Eine Eigen-

[1] Vgl. Pfaff, Tristrant 235; Karg, Die Sprache Steinhöwels.

[2] Diese Beobachtung gibt ihrem Urheber Hildebrand Zachers Zs. II, 256 das Mittel zu einer glücklichen Textesbesserung. In einem Liede Heinrichs von Morungen MF. 127, 34 heißt es: Ez ist site der nahtegale, swan si ir liet volendet, sô geswîget sie; es muß aber liep Liebesglück, Minnefreude heißen. liet volendet und liep volendet waren in der Aussprache gleich, und einem gewissenhaften Schreiber war darum dieses p verdächtig, er gieng mit liet sicherer.

[3] Dm.[2] 560, 136, 121, 604, 133.

[4] Ebd. 609. Von „altstraßburgischem Pfarrerdeutsch" kann aber hier keine

thümlichkeit der Volkssprache, namentlich dem Rhein entlang, ist der Nominativ als Stellvertreter des Accusativs. Schon im zwölften Jahrhundert kommt vor: daz houbet daz bezechenot **der** gwalt (potestatem); in der Pariser Handschrift Walthers steht: hiure müezens beide esel und **der** gouch gehoeren, wo die Heidelberger Handschrift den gouch gibt. In alemannischen Weisthümern des vierzehnten Jahrhunderts, ja selbst bei Geiler von Kaisersberg ist diese volksthümliche Construction nicht selten. Wenn aber in einem bairischen Beichtspiegel des dreizehnten Jahrhunderts vorkommt: ich hon gesmeckt gut edele**u** speis, so ist dieser Nominativ für den Accusativ wohl eher ein falscher Archaismus, da Nominativ und Accusativ im Singular des adjectivischen Femininums in der Endung bereits gleichmäßig zu e mögen abgeschwächt gewesen sein[1]. Also auch in diesem Falle Abweichung der Schrift von der Sprache.

Aeußerst lehrreich für unsere Kenntniß der schweizerischen Mundart während der Herrschaft des Mittelhochdeutschen ist eine Engelberger Verdeutschung der Benedictinerregel um 1270[2]. In den Nebensylben herrscht i vor: viriehint confitemini, singin: am Schlusse des Wortes steht i, wo es ahd. î entspricht: gihôrsami, sonst e. Die ahd. Endungen â, ôn, ûn werden zu a, on, un: wega, minnon, zungun: ahd. a, o, ôn kann bleiben: sunda, herro, jungron. ch für k herrscht durchweg, also auch im Anlaut, im Auslaut dient es zudem zur Bezeichnung der Verhärtung der Media: chriech, dinch, mach, tach, während cch die Affricata ausdrückt: dicche, rocch, sacche, scikchin. Im Gen. Pl. ist die Form der n-Stämme in die starke Declination eingedrungen: dir altvatron, der gebotton, dir hendon und dir vûzon. Eigenthümlich ist conjunctivisches oder optativisches i: biveleie, gordneie, macheie, rechneie, vregeie. Merkwürdig, jedenfalls Zeichen der Volkssprache, sind die massenhaften Verkürzungen, namentlich der Pronomina, verstümmelte Endungen dicht neben alterthümlichen: wuscis = wizzennes, von **die** sumigen (statt dien Dat. Pl.), incheine = incheiner, keis keines, einr, minr, mim, dinr, sinr, sis: sor = so ir, dern = der in, unz = und daz oder unz si, suns sollen

Rede sein, denn dieses ist einfach die frühere landesübliche Aussprache der nhd Schriftsprache.

[1] Vgl. Hildebrand, in Zachers Zs. I, 442 ff.

[2] Herausg. von J. B. Troxler im Geschichtsfreund, Bd. 39, S. 1—72. Die Annahme eines ahd. Originals, aus dem die volleren Vocale der Endungen herübergenommen sein sollen, ist freilich unstichhaltig, die alterthümlichen Endungen sind vielmehr ein Kennzeichen des alemannischen Dialektes noch im 13. Jahrh.

ſie, solrs = sol er si, ógiz = ógit si. Das unbeſtimmte „man" lautet alleinſtehend wan, dagegen angelehnt: damittim damit man, dazim dazm = daz man, dazims = daz man si, dem = den man, diem = die man, êm = ê man, magim = mag man, solm = sol man; solmn, solms = sol man in, sol man si; swasim = swaz man, ubim = ube man, undim = unde man, wandim = wande man, wiem = wie man. Aehnliche Apokope erleiden bisweilen die Vorſilben be (bi), ge (gi), ver (vir): brespin neben birespin (ſtrafen); gneigit, gnuch, gnû; viehin = viriehin. In der Conjugation ſind ſtark dialektiſch die Formen: du hest, er het, wir hein oder hen, Conjunctiv heige; wir mun = mugen; wir sun, ir sunt; wir wen; gen geben, si gent; chon kommen, du chunst, chont = choment; fregen, segen, tregin = frâgen, sagen, tragen. — Eine ſpätere Hand hat verſchiedene Correcturen angebracht, einestheils in der Abſicht, unverſtändlich gewordene Ausdrücke zu gloſſieren, anderntheils in dem Beſtreben, das grob Mundartliche durch die allgemeine mittelalterliche oder wenigſtens alemanniſche Schriftſprache zu mildern. Wir ſtellen hier dieſe für die ſprachliche Entwicklung bezeichnenden Parallelen in alphabetiſcher Reihenfolge zuſammen:

I. Modernisierung von Archaismen:

Handſchrift.	Correctur.
alsamint, alzan	alwegen, alwege
di antifnun (Accuſ.)	die antifnon
chorde (sermo; r Correctur aus s)	chörde
mit diemûti	diemûtigy, diemûtigkeit
durft	nodurft
die errun (Accuſ.)	die erstun
gediemûtit	gedemûtigit
geheizne (Part.-Adv.):	geheizne wirt:
so er denne geheizne	so er denne geheizne wirt von
von dim apte chunt	dim apte und er dann chunt
gerot	begerot
gwande	behend
mût (bemüht)	nut ist (ſinnlos!)
nuwit	nut, nit
din salmin	den psalmin
samhart, samharte	alsbald, bald
shame	schame
so	also
sturmdon	stürmdon

Handschrift.	Correctur.
susgewandir, susgwande	sölicher, an sölichem
tvelunga. ân tvelunga (sine mora)	ufschlachung, ân ufschlachen.
ummetvolen	bald löifen
vêt (fängt)	vât
wîlont	underwîlont
so gwandir zale	zů semlicher red
zart	zartheit
zurnich	zůrnich.

II. Ausmerzung vulgärsprachlicher Elemente:

Handschrift.	Correctur.
bdrucht	bedrûct
daz	daz sy
daz gangen	daz si gangen
desim	desiman
dheine	deheiner
ein	einr
eine	einer
evchliche	evichliche
gneige	geneige
an dis hus	an dis huse
inthein (Conjunctiv)	enthalten
solm	solman
som	soman
soz	so si
uv°ert (adducit)	manet
vilna	vilnach
warte (ecce)	sich
werchondin	wirchondin
zuwren	zůůwren.

So werden wir denn für Konrad von Megenberg und seine Zeitgenossen, wenn sie gleich dialektisch schrieben, einen Unterschied gegenüber der Volkssprache statuieren, um so mehr, als der principielle Gegensatz der allgemeinen mittelhochdeutschen Kunstsprache zu den Dialekten noch nachwirkte[1]). Aber dieser Unterschied ist nunmehr bloß der natürliche Gegensatz des gebildeten Ausdrucks, der von selbst sich ergebenden

[1]) Vgl. ob. S. 119.

Stabilität, Abgeschlossenheit und Sorgfalt des Schriftstils gegenüber der Rohheit und Nachlässigkeit der niederen Sprechweise, ein Gegensatz, wie er da noch unvermindert bestehen bleibt, wo die allgemeine, die Schriftsprache die Mundart verdrängt hat und Umgangssprache geworden ist.

Die Lieder, welche die Geißler bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland 1260 sangen, wechselten im Dialekt nach den verschiedenen Gegenden, und das Nämliche war bei der Bewegung von 1349 der Fall[1]). — Der Vocabularius optimus aus dem vierzehnten Jahrhundert[2], welcher den Sprachformen nach Hochalemannien angehört, enthält in der von etwas späterer Hand geschriebenen, an einen erdichteten Herzog von Oesterreich gerichteten lateinischen Zueignung folgende Stelle: „Nachdem Ihr und Euer Haus die Verdeutschung der unzweideutigen lateinischen Wörter an dem einen Ende Euerer Herrschaft, nämlich in Oesterreich, gelernt habt und dieselbe wiederum an der entgegengesetzten Grenze, nämlich in Schwaben, für den Gebrauch in öffentlichen und Privaturkunden verwendet, schadet die je nach der Entfernung der Landschaften verschiedene Aussprache und Sprachgebrauch dem klaren Verständniß und führt häufig zu Irrthümern in der Vollstreckung der Befehle". Deswegen habe der Verfasser die lateinischen Ausdrücke juxta modum loquendi Suevorum in ydioma laycum übertragen. Am Schlusse des Wörterbuches bittet der Verfasser um Verzeihung, wenn nicht alle lateinischen Wörter verdeutscht seien, denn entweder fehlen die betreffenden Begriffe den Deutschen oder können nicht passend in den schwäbischen Dialekt übertragen werden.

Diese Nennung der einzelnen Mundarten ist ein rechtes Zeichen der Herrschaft des sprachlichen Particularismus. So schreibt Nicolaus von Basel 1369 den Priestern zum Grünen Wörd in Straßburg: »Ich hette uch gerne daz alte buechelin gesant: so ist es wol halbes einer sollichen frömbden sprochen, die ir nit gelesen kundent, und ich uebete mich selber darane vier tage und nacht, umbe daz ich ez uch geschribe in uwerre elsasser sproche«. Der Ausdruck „Elsässer Sprache" begegnet hier zum ersten Mal[3]).

Wenn wir im Folgenden genöthigt sind, zum besseren Verständ-

[1] Hoffmann, Gesch. d. dtsch. Kirchenliedes, S. 133, Anm. 5; 145, Anm. 18; 149.

[2] Nach einer Basler Handschrift herausgegeben von Wilhelm Wackernagel.

[3]) Revue d'Alsace, 1861, S. 484.

niß der äußeren Thatsachen einige der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Dialekte kurz aufzuführen, so gehen wir dabei vom gemeinen Mittelhochdeutsch aus.

Gleich den Predigten Bruder Bertholds ist das zweite hervorragende oberdeutsche Prosadenkmal des dreizehnten Jahrhunderts, der Schwabenspiegel, noch in der guten mittelhochdeutschen Sprache abgefaßt; hat man ihn doch dem Bruder Berthold selbst zugeschrieben. Die großen Mystiker zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, Nicolaus von Straßburg und Meister Eccard, weisen ein eben so reines Deutsch auf. Die Predigten des Nicolaus sind zum Theil zu Freiburg gehalten; Eccard stammte aus Thüringen und lehrte zu Erfurt, Paris, Straßburg, Frankfurt und Köln. Dennoch stimmt seine Sprache vollkommen mit der seines Lehrers, wieder ein Beweis, daß die mittelhochdeutsche Schriftsprache am Oberrhein ihre Wurzel hatte. Daß fast alle diese Werke gerade auf alemannischem Boden ihren Ursprung genommen haben, ist für diese Thatsache auch nicht ohne Bedeutung. — Schon bei Nicolaus zeigt sich die Ausbeutung der deutschen Sprache für philosophische Begriffe[1], substantiell und accidentiell werden wiedergegeben durch weselich und zuofallende, Object durch gegenwurf. Die Mystiker nahmen so wieder auf, was Notker begonnen hatte, ohne Nachfolger zu finden; sie legten den Grund zur Befähigung des Deutschen zum philosophischen Ausdruck[2]. Von ihnen lernte Luther für die Wortschöpfung viel. — So wenig als in der Kühnheit der philosophischen Speculation und in der Tiefe des Gedankenganges haben die späteren Mystiker ihr Vorbild, Meister Eccard, in der Sprache erreicht. So zeigt sich der mundartliche Anflug zunächst bei Johannes Tauler, dem großen Prediger zu Straßburg, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, stärker bei Heinrich dem Seusen aus dem Hegau, und vollständig bricht der Dialekt durch in den Schriften der „Gottesfreunde", d. h. des Nicolaus von Basel und des Rulmann Merswin von Straßburg.

Das anlautende alemannische ch, welches wir in der oben besprochenen innerschweizerischen Benedictinerregel noch auftreten sehen, und dessen lebendige Fortwirkung in der Volkssprache, wenigstens der oberrheinischen Lande, wir annehmen müssen, erscheint bereits in der den litterarischen Centren näher stehenden Habsburgischen Urkunde von 1239[3] durch den Einfluß der Hofsprache beseitigt, und diese Ver-

[1] Vgl. ob. S. 112.
[2] Vgl. ob. S. 57.
[3] Wackernagel, LB. I[5], 789.

drängung aus dem Schriftgebrauch haben auch die folgenden Jahrhunderte vollständiger Dialektherrschaft nicht wieder rückgängig gemacht. In den ebenfalls dem dreizehnten Jahrhundert angehörigen, aus dem Schwarzwald stammenden sogenannten Grieshaberschen Predigten spielt sich theilweise der altalemannische Gegensatz in der Flexion des starken und schwachen Präteritums noch fort[1], es wird unterschieden randun (rannten), setun (sagten), fuortun (führten) neben wauren (waren), bauten (baten). — Von elsässischen in deutscher Sprache geschriebenen Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts[2] weichen die frühesten nicht wesentlich von der mittelhochdeutschen Schriftsprache ab, erst gegen Ende des Jahrhunderts nimmt das Mundartliche in ihnen mehr überhand. Die Vorliebe der elsässischen Mundart für anlautendes d statt t haben wir bereits bei Heinrich dem Gleißner im zwölften Jahrhundert nachgewiesen[3]; hier tritt ungefähr von 1280 ab dazu die Verdumpfung des â in ô: wôr, wir wôrent, jôr, nôch (nâch). Doch bilden diese Abweichungen jetzt noch die Ausnahme. — Einwirkungen der Dichtersprache sind noch sichtbar bei dem Berner Fabeldichter Ulrich Boner, zwischen 1320 und 1340; das Mundartliche bei ihm bezieht sich vornehmlich auf Idiotismen und Verkürzungen, die in der guten Zeit nicht üblich waren. Von da an macht sich der Dialekt in steigendem Maße geltend. — In weitem Umfange tritt, vorab im Elsässischen, seit dem vierzehnten Jahrhundert die Verdoppelung namentlich weicher Consonanten unter theilweiser Verkürzung des vorangehenden langen Vocals auf: abber, gebben, lebben, obbe, redde, fridde, sidder, widder; odder, stritten, zitten, uffe, weller, onne, wonnen. Im Hochalemannischen wird die Spirans z besonders oft zu tz: batz (baz), bitz, flotz, schutz, büetzen, gruotz. — In der Flexion behauptet sich im Schweizerischen die Endung -ent der III. Plur. Präs. Ind. nicht nur in der II., sondern dehnt sich auch aus über die I. Pers. Plur. und in's Präteritum: wir lesent, werdent, sullent, gend; stuondent, kôment, bundent, fuortent. Im Elsässischen wiederum gewinnt die Form der I. Pers. Plur. allmählig die Oberhand über die II. und dann auch über die III. Person. Schon bei Heinrich dem Gleißner findet sich ir varn. Dieses -en scheint

---

[1] Vgl. ob. S. 26.

[2] Vgl.: „Zweiundzwanzig deutsche Urkunden aus dem 13. Jahrh. Aus Straßburger Archiven mitgetheilt von einem Liebhaber alter elsässischer Geschichte" Prof. Karl Schmidt in Straßb.

[3] Vgl. ob. S. 28, Anm. 1.

mehr der rheinischen Volkssprache eigen[1]). Die ursprüngliche Form der II. Plur. Präs. Ind. auf -et ist also im Alemannischen entweder durch die der I. oder durch die der III. verdrängt. Wenn sie in der heutigen Mundart durch den ganzen Plural scheinbar wieder auftaucht, so ist dies vielmehr die des Nasals beraubte Endung -ent. — Apokope des Flexions — n wird auch durch Reime wie klinge**n**: ringe, gedräte: gebräte**n** erwiesen. — Gewöhnlich sind die declinierten Infinitivformen: zuo sage**nde**, zuo behüete**nde**, ze nen**d**. Aus diesem Gerundium hat sich dann neuhochdeutsch ein Participium passiver Bedeutung: der zu behütende, zu nehmende entfaltet[2]).

Alle die gekennzeichneten Eigenthümlichkeiten des Alemannischen sind weit davon entfernt, die Mundart, noch viel weniger die Schriftsprache gleichmäßig und in voller Ausdehnung zu beherrschen, sie verleihen nur ihrer Grundlage, dem Mittelhochdeutschen, eine mehr oder minder stark ausgeprägte locale Färbung. Auch ist nicht zu vergessen, daß jede Abweichung einen Rückschlag nach der entgegengesetzten Richtung hin erzeugt, daß also ein gewisses Gleichgewicht in den Lauten und Formen erhalten bleibt. Das Alemannische in den Straßburger Chroniken Friedrich Closeners und Jacob Twingers von Königshofen, um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts, hat die gröbsten mundartlichen Merkmale bereits abgestreift; d für t, durchgehender Gebrauch von ô an Stelle des alten â, die Verbreitung der Endung -nt durch alle Plurale der Verbalflexion machen sich vorwiegend geltend. Es ist also ein Bestreben vorhanden, wieder eine Art gemeinsamer Schriftsprache zu schaffen, nur daß diese sich von der früheren dadurch scharf unterscheidet, daß sie zunächst bloß für das Gebiet eines einzelnen Stammes bestimmt ist. Jedenfalls steht im Vergleich zu der durchgreifenden Verschiedenheit des mitteldeutschen und nunmehr auch des bairischen Vocalismus gegenüber dem mittelhochdeutschen das Alemannische letzterem weitaus am nächsten und kann, da seine Abweichungen nirgends grundsätzlich sind, insofern nicht nur die Grund-

---

[1]) Gr. I², 933.

[2]) Hauptwerk für die Kenntniß des älteren Alemannischen ist Weinholds Alemannische Grammatik. — Für das Elsässische ist neben den bereits angeführten Quellen noch wichtig ein Predigtbuch von 1362 in Birlingers Alemannia, Bd. I, von dem Schmeller urtheilt, es sei aus dem eisernen Latein des Jacobus a Voragine in ein an alten Formen und Ausdrücken sehr reichhaltiges Gold der deutschen Sprache jener Zeit umgesetzt worden. — Elsässisches Arzneibuch aus dem 14. Jahrh. ebd. X, 219 ff. — Ueber die alemannische Mundart des 14. Jahrh. vgl. noch W. Wackernagel: Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift.

lage, sondern auch, zumal in seiner schriftlichen Fixierung, die Fortsetzung des Mittelhochdeutschen heißen.

Als charakteristisch für das Bairische haben wir schon in der althochdeutschen Zeit die Neigung zur Synkope und Apokope und die große Ausdehnung der Verschiebung von b zu p wahrgenommen[1]). Auch in seiner späteren Entwicklung beachtet das Bairisch-Oesterreichische die für die mittelhochdeutsche Kunstsprache geltende Bedingung nicht, daß Apokope nur nach kurzem Stamme auf Liquida oder t eintritt, sondern stößt endendes e selbst nach schwerem Stamme ab. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrscht diese Apokope schon völlig. Thomasin von Circlare, der zwar Friauler, aber des österreichischen Dialektes ganz kundig war, dann Neidhart von Reuenthal, Heinrich von dem Türlein, der Stricker, Reinbot von Dürn beweisen es durch ihre Reime. Am Schlusse des Jahrhunderts zeigt Ottokar, wie weit die Steirer unbedenklich kürzten. Die Urkunden und andere Schriften des Verkehrs stehen ganz im Einklang damit, Verkürzungen wie ubertroffn, obrstr, Ostrn, namentlich auch der Vorsilben be und ge sind ganz gewöhnlich[2]). Im Gegensatz zu dieser Zusammenziehung steht die Einführung des Suffixes -en in den Nominativ: namen, willen, die basen, flaschen, gassen, kirchen. Das älteste Beispiel dieses Nominativs ist padstuben, 1315[3]). — Anlautendes p zeigen die Schriften der älteren Periode, ebenso die urkundlichen Eigennamen mehr oder minder regelmäßig an seiner gehörigen Stelle. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert kämpft b mit p; die gemeindeutsche Schreibweise stützt b, die Mundart p. Der schwankende Gebrauch pflanzt sich durch die Jahrhunderte fort; vor Vocal wird p bevorzugt, vor Liquida namentlich b. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert scheint p vorgezogen zu werden, im siebenzehnten gewinnt das gemeindeutsche b bleibend den Vorrang. Bis heute aber führen viele Orts- und Personennamen das p in Baiern und Oesterreich fort[4]). — Ein besonderes Merkzeichen des bairischen Dialektes dagegen ist durch seine reiche Entwicklung vom dreizehnten bis

[1]) Vgl. ob. S. 25, 26, Anm. 7. — Auch für das Bairische ist Weinholds Dialektgrammatik die vorzüglichste Quelle der Belehrung.

[2]) Weinhold, Bair. Gr., § 15.

[3]) Ebd. §§ 347 u. 349. — Im Alemannischen scheint dieses Vordringen des -en der obliquen Casus schwacher Substantiva in den Nominativ erst später durchgeführt; Sebastian Brant hat karren, kappen, glocken, katzen neben kapp, glock, sunn, sytt, wüch, hell, schad, galg.

[4]) Weinhold, § 121.

Ende des sechszehnten Jahrhunderts b für w im Anlaut. Wir finden es von Nürnberg bis Trient zahlreich in den Schriften: gebanheit (Gewohnheit), bebaren, gebalt, sunnbenden, berden, gebesen, Ludbeig, bebeisen, hinbider, bol, gegenburtig, tbingen, zbai, sbartz. Seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts schwindet dieses b in der Schrift, und auch die lebendige Rede scheint es fallen zu lassen[1]). Den Gegensatz bildet w für anlautendes b (p), das zur selben Zeit auftritt[2]). — Althochdeutsches ch bleibt durchaus im Uebergewicht und behauptet sich so bis gegen das sechszehnte Jahrhundert, wie alle bairisch-österreichischen Handschriften und Urkunden belegen. Im dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert erscheint dieses ch häufiger als im Alemannischen. Im sechszehnten Jahrhundert wird kh gerne gebraucht; es dauert bis in's achtzehnte Jahrhundert fort. Dieser verschiedene Entwicklungsgang und die in den Gebirgsgegenden heute noch verbreitete Aussprache beweisen, daß das bairisch-österreichische ch nicht sowohl die alemannische Spirans als vielmehr bloß aspiriertes k (k') ist[3]).

Aus den Formen ist die II. Plur. Präs. in ts (gebts, habts) ein hervorstechendes Merkzeichen des Bairischen geworden, ferner der Dual des zweiten Personalpronomens mit pluraler Bedeutung. Für die erstere Besonderheit hat Weinhold keine älteren Belege als aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und zieht deshalb der von Grimm angenommenen Gleichsetzung mit goth. t (aus -ts, da im Hochdeutschen gothisches Flexions-s schwand)[4]) die Schmellersche Deutung auf das suffigierte Pronomen der II. Plur. esz vor[5]). Auch für diese dualen Formen es (vos Nom.), enk (Dat. und Acc.), enker (vester) haben wir bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts keine Belege, obschon sie natürlich in der lebendigen Volksrede bestanden haben müssen[6]). Schon bei den ältesten Schriftstellern, die sie haben (Ottokar, Teichner), ist die duale Bedeutung dieser Formen schwankend oder ganz in die plurale übergegangen, für die folgende Zeit ist dies noch mehr der Fall, und heute vertreten die dualen Formen völlig die pluralen[7]). — Die Verbalform seind für sind nach Ana-

[1]) Weinhold, § 124.

[2]) Ebd., § 136.

[3]) Ebd., §§ 179 u. 201. Weinhold ist der Ansicht, daß dieses ch in der alten Zeit auch als Spirans gesprochen worden sei, kh bilde den Uebergang zum heutigen k.

[4]) Gr. I², 1050.

[5]) Weinhold, § 284.

[6]) Vgl. ob. S. 101.

[7]) Merkwürdig und ein Beweis für den vom Volke noch empfundenen Zusammenhang beider Formen ist, daß -ts sowohl als die dualen Pronominal-

logie der conjunctivischen Form sein, seit (sîn, sît) kann schon aus dem dreizehnten Jahrhundert belegt werden[1]).

Gegenüber den alemannischen Diminutiven auf -lîn sind im Bairischen solche solche auf -el oder bloß -l seit dem zwölften Jahrhundert häufig: chindel, büchel, rössel, sünel, aederl, peindl[2]).

Alle die hier aufgeführten Kennzeichen würden noch nicht hinreichen, eine durchgreifende Verschiedenheit des Bairischen vom Alemannischen zu begründen, wenn nicht im Vocalismus eine einschneidende Verschiebung vor sich gegangen wäre, die auch dem ungeübtesten Ohre den Unterschied sofort scharf zur Empfindung bringt. Diese Verschiebung stellt sich gegenüber dem Mittelhochdeutschen und Alemannischen folgendermaßen dar:

Mhd. (Alem.):	Bair.-Oesterr.:
î	ei
û	ou-au
iu	eu; au
ei	ai
ou	au.

Altes ai war schon in althochdeutscher Zeit in Baiern besonders beliebt. Seit dem Ende des achten Jahrhunderts aber wurde es durch das allgemeine ei verdrängt, im dreizehnten Jahrhundert trat der Rückschlag ein, begünstigt durch den Umstand, daß î sich zum Diphthongen fortschob und nunmehr zwischen dem alten und neuen ein Unterschied wünschenswerth ward[3]). — Der Uebergang von ou zu au zeigt sich in den ersten Spuren bereits im elften Jahrhundert, in der Mitte des zwölften mag die Veränderung in der Aussprache durchgedrungen sein, und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts drängt sich au oder aw auch in der Schrift hervor, in der zweiten Hälfte

formen durch den Einfluß des österreichischen Dialektes auf den schlesischen während der politischen Verbindung dieses Landes mit dem Habsburgischen Staate im 17. Jahrh. sich auch in Schlesien nachweisen lassen. Weinhold, §§ 284 u. 358.

[1]) Schilling: Diphthongisierung der Vocale û, iu und î, S. 27.

[2]) Heute wird allgemein im bairisch-österreichischen Sprachgebiete nur -l statt gemeindeutschem -el geschrieben: Ackerl, Brüderl. — Die Verkleinerung durch -l, -erl ist für den bairisch-österreichischen Dialekt eben so charakteristisch als für den schweizerisch-schwäbischen die durch -li, -le. Weinhold, § 243. — -el ist nachher durch süd- und ostfränkischen Einfluß auch in's Elsässische eingedrungen.

[3]) Weinhold, § 64.

des vierzehnten wird es Regel, ou Ausnahme, im fünfzehnten scheint ou zu erlöschen[1]).

Die ältesten Belege für die Verschiebung von î zu ei kommen im zwölften Jahrhundert vor. In dem 1187 verfaßten bairischen Gedichte vom Himmelreich verdient Beachtung bei der fast völligen Reinheit der Reime wînes: deheines. Hiebei muß man erwägen, daß lautliche Erscheinungen schon einige Zeit in der Volksrede leben, ehe die Schrift sie aufnimmt. Wir können demnach den Eintritt der Verschiebung vielleicht schon in's elfte Jahrhundert setzen. Ausgegangen ist dieselbe von Steiermark und Oesterreich. Im Reime erscheint sie häufig seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Der bairische Landfriede von 1281 schwankt zwischen ei und î, gibt aber ei den Vorzug: in dem herzoglichen Theiding von 1287 ist ei durchgeführt. Eine Passauer Urkunde von 1281 hat die neuen Vocale angenommen: ei = î, ov = û. Eine Urkunde von Graf Meinhart von Tyrol 1283 setzt durchaus ei = î. Die Nürnberger Polizeiordnungen aus der Scheide des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts führen ei durch. In den Handschriften von Gedichten, die um das Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben sind, überwiegt ei dem nur vereinzelten î. Wo altes î, û, iu daneben vorkommt, ist es theils durch den nachwirkenden gemeindeutschen Brauch, theils durch fremde Heimath der Schreiber zu erklären[2]).

Die Steigerung von û und iu scheint in Oesterreich und Baiern noch früher von Statten gegangen zu sein[3]). Während in einer bairischen Urkunde von 1254 ei für î erst in Spuren sich findet, erscheint eu für iu durchaus. Die Vorauer Handschrift (aus Steiermark, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts) hat schon viele ô = û. die Milstäter (Kärnthen) führt diese neuen ou sogar durch[4]). Der Oesterreicher Seifried Helbling reimt in einem Vocalspiel rû (Prät. zu riuwen): gebrû (Prät. zu gebriuwen): tû (der Thau) = mhd. rou: gebrou: tou. Um die Unformen mit û wagen zu können, muß in der Aussprache mittelhochdeutsches û bereits durchgängig zu ou geworden sein[5]). — Wichtig für den Uebergang von iu in eu sind die Reime, die der Kärnthner Heinrich von dem Türlein bereits in der

---

[1] Weinhold, § 69.

[2] Ebd., § 78.

[3] Ausführlichen Nachweis hierüber gibt Schilling, Werdauer Programm 1878, S. 12 u. 13.

[4] Pfeiffer, Germania II, 253. Weinhold, § 100.

[5] Vgl. Paul, Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1887, S. 154, Anm.

ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wagt: hiute: freute, liuten: freuten[1]). — Für den Uebergang von iu in ou und au war die Zwischenstufe û maßgebend, welche dann der Regel nach diphthongisiert wurde: **bouwen, brouwen, trouwen** (traun).

Zu diesen Erweiterungen tritt die Bewahrung der Diphthonge ie, uo, üe. Zwar erscheinen dafür die Schreibungen i und u schon frühe, und auch die Reimbindung ie : i wird später etwas ganz Gewöhnliches. Da aber die Mundart bis heute jene Diphthonge festhält, ist die einfache Schreibung entweder eine nachlässige Bezeichnung einer weniger scharfen Aussprache, oder wir müssen sie aus einer Schreibermode deuten, die außerhalb Oberdeutschlands entsprang, oder, da auch kurzes i und u bisweilen zu ie und uo wurden, hielt man die Bezeichnung des zweiten Lautes für überflüssig, weil er sich von selbst verstand[2]).

Wir sehen also im Bairisch-Oesterreichischen das Gleichgewicht zwischen einfachen Längen und Diphthongen durchaus gestört zu Gunsten der Letzteren. Durch ihr Ueberwiegen gewinnt die Aussprache etwas Schleppendes, Nachlässiges. Beachtenswerth ist, daß die wichtigsten Erscheinungen in dieser Umwälzung schon im elften und zwölften, alle aber in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sich nachweisen lassen. Daß sie in der Zwischenzeit, d. h. ungefähr während der Dauer und der Blüthe der Hohenstaufischen Herrschaft, in der Mundart verschwunden gewesen seien, ist undenkbar, wohl aber deutet ihr Fehlen in der Litteratur auf das Vorhandensein einer Schriftsprache, die das grob Dialektische mit bewußter Absicht von sich fernhielt.

Physiologisch erklärt sich der Vorgang der Verschiebung von î in ei, û in au, iu in eu als Spaltung der Länge zunächst in zwei Kürzen desselben Klanges, von denen die erstere, nochmals dem Drange nach größerer Bequemlichkeit der Aussprache nachgebend, allmählich die sogenannte Brechung erleidet oder aus i und u in e und o erblaßt. Zweigipfliger Accent, ungleiche Tonhöhe und Differenzierung sind also das wirkende Moment, und deren Ursache hinwieder ist eine singende Aussprache[3]).

[1] Weinhold, § 84.

[2] Ebd., §§ 52 u. 62. — ue läßt sich trotz dem Einflusse des gemeindeutschen u in bairisch-österreichischen Schriftstücken bis in's 18. Jahrh. häufig nachweisen. In hochdeutscher Redeweise vermeiden die Baiern ihren dialektischen Diphthong, sprechen aber dann kurzes i und u.

[3]) Auf diese singende Aussprache weist auch die Verlängerung kurzer Vocale in geschlossener Sylbe: scheez (Schätze, piis (bis schon in einer Grazer Pre-

Von den Eigenthümlichkeiten der mitteldeutschen Dialekte, ihrer Umgestaltung durch fränkische Einwirkung, ihrem Vordringen auf niederdeutschem Gebiete und ihrem Bestehen als Schriftsprache neben dem Mittelhochdeutschen haben wir mehrfach gehandelt[1]). — Die Erkenntniß, daß in Mitteldeutschland eine besondere Sprache existiere, die sich von der ober- wie von der niederdeutschen absondert, ist namentlich das Verdienst Franz Pfeiffers. Pfeiffer hat seine Ansicht zuerst 1845 in der Einleitung zu seinen Deutschen Mystikern des vierzehnten Jahrhunderts ausgesprochen. „Es bleibt mir nun noch übrig", sagt er dort[2]), „über die Sprache, wie sie in dem Heiligenleben erscheint, Einiges zu bemerken. Diese besteht, wie schon Hermanns Heimath, Hessen, erwarten läßt, aus einem Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch. Das Hochdeutsche bildet die eigentliche Grundlage, aber mit starker niederdeutscher Färbung; doch macht sich diese mehr in den Vocalen, namentlich dem Umlaut, bemerkbar, weniger in den Consonanten. Dasselbe Verhältniß treffen wir, natürlich bald mit größeren, bald mit geringeren Abweichungen, in allen Schriftdenkmälern, die vom Ende des zwölften bis Ende des vierzehnten Jahr-

digthandschrift des 13. Jahrh. (Zachers Zs., VII, 472). — Für die vorgetragene Theorie findet F. Staub in Frommanns Ztschr. f. dtsch. Mundarten, Bd. VII, eine merkwürdige Bestätigung aus der Gegenwart, indem nämlich das Engelberger Thal in der Schweiz als eine Sprachinsel sich darstellt, in welcher der geschilderte Proceß in der Vollziehung begriffen ist. „Unerklärlich in seinem Ursprung und Zusammenhang bricht sich auf jenem kleinen Fleck Erde der Drang nach Diphthongisierung der einfachen Länge in einer dem Charakter aller übrigen Alemannen widerstrebenden Ausdehnung Bahn. Erstaunlicher Weise gibt es noch eine zweite, noch viel kleinere solche Sprachinsel, und zwar in einer durchaus von Unterwalden unabhängigen und verschiedenen Lage: es ist das Dörfchen Kalfreisen im Bündnerischen Schanfiggthale. Auch dort spricht man nicht bloß doŭ, schéi für du, sie, was dem Genius des Alemannischen nicht absolut fremd ist, sondern auch schwéinen, schlöifen u. dergl. für schwînen schwinden, schlüfen schliefen, schlüpfen. Dort ist es auch, wo wir die Natur gleichsam in ihrer Werkstätte belauschen und den neuen Diphthong während seiner Entpuppung beobachten können. Er ist in vielen Fällen und namentlich bei Leuten von feineren Organen noch so wenig ausgeprägt, daß selbst der aufmerksame Hörer, wie unbegreiflich diese Behauptung scheinen mag, sich keine Rechenschaft zu geben vermag, ob es die einfache gewohnte Länge, ob es die zweigliedrige Kürze oder bestimmter entschiedener Doppellaut gewesen sei, das an sein Ohr schlug." — î, û und iu als Stammesauslaut blî, drî, frî, bû, sû, triu) haben sich nur noch im schweizerischen Hochgebirge rein erhalten, in den übrigen alemannischen Mundarten, und zwar in den nordschweizerischen ungefähr seit dem Ende des 17. Jahrh., sind sie in die Diphthonge übergegangen: blei, drei, frei, bou, sou, treu.

[1]) S. ob. S. 28/29, 53 ff., 60, 105 ff.

[2]) Einleitung, S. 20 ff.

hunderts in Hessen, Franken, Thüringen: Landesstrichen, die sich wie ein breites Band zwischen den Süden und Norden legen, und die man am Natürlichsten mit dem Namen Mitteldeutschland bezeichnet, ihre Entstehung gefunden haben. Dahin gehören: Graf Rudolf, Athis und Prophilias, das Trojerlied von Herbort von Fritzlar, das alte Passional, die heilige Elisabeth, Livländische Reimchronik, das Vaterunser von Heinrich von Krolewitz, Frauenlob; außerdem eine poetische Bearbeitung von dem Leben der Altväter und Bruchstücke aus der Kaiserchronik, das Marienleben von Bruder Philipp, die Deutschordenschronik von Nicolaus von Jeroschin, die Minneburg, mehrere Gedichte vom Mönche von Heilsbronn und so noch andere mehr. Eine besondere Bedeutung gewinnt für uns die Mundart, wie sie in diesen Schriften sich darstellt, noch dadurch, daß aus ihr unsere sogenannte hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache hervorgegangen ist. Es bietet kein geringes Interesse dar, zu sehen, wie eine Menge Wortformen, Ausdrücke, Redensarten, die wir täglich ohne Anstand gebrauchen, in mittelhochdeutschen Schriften aber vergeblich suchen würden, hier schon frühe ausgebildet vorliegen."

In der Ausgabe des Hermann von Fritzlar, welche den größten Theil des ersten Bandes der deutschen Mystiker füllt, führt dann Pfeiffer seine Grundsätze durch; den Namen „mitteldeutsche Mundart" verwendet er in den angegebenen Marienlegenden (1846). — Merkwürdig ist, daß Wilhelm Grimm gleichzeitig zur Erkenntniß des Mitteldeutschen gekommen zu sein scheint. In der Einleitung zu „Athis und Prophilias", die zuerst als Vortrag 1844 vor der Berliner Akademie gelesen wurde, wird nämlich ausgeführt, wie bereits im zwölften Jahrhundert der Sieg des Hochdeutschen über das Niederdeutsche entschieden war. Heinrich von Morungen, wenn er wirklich in Niedersachsen zu Hause war, und Witzlav von Rügen dichteten hochdeutsch, ohne sich doch den Einwirkungen des Niederdeutschen ganz entziehen zu können. Wenn Heinrich von Veldecke in der Aeneide und Eilhart von Oberge im Tristan in ihrer angebornen Mundart dichteten, d. h. einer solchen, die an der Scheide des Hoch- und Niederdeutschen galt, so zeigt diese eine natürliche Mischung, jedoch mit entschiedenem Uebergewichte des Hochdeutschen. Weit entschiedener noch tritt die Oberherrschaft des Hochdeutschen bei Herbort und ein Jahrhundert später bei dem Mystiker Hermann von Fritzlar hervor. Die Rede des gemeinen Mannes dagegen mag eine stärkere Färbung des Niederdeutschen getragen haben. Nahe bei Herbort ist in sprachlicher Hinsicht der Dichter des Athis zu stellen. Heinrich von Krolewitz,

Heinrich von Freiberg und Frauenlob zeigen die niederdeutsche Einmischung in Meißen. „Aber außer den genannten fällt noch eine nicht geringe Anzahl von Gedichten dieser mitteldeutschen Sprache zu", aus dem zwölften Jahrhundert der Pfaffe Konrad, aus dem Anfang des dreizehnten die Bruchstücke von Tyrol und Fridebrant und die von Frau Treibe, aus der Folgezeit zunächst das Passional, das Marienleben von Bruder Philipp, die heilige Elisabeth und die Chronik des Nicolaus von Jeroschin, denn in diesen spielt am Sichersten das Niederdeutsche durch. Diese Dichter wollten nicht etwa das Niederdeutsche unterdrücken, sondern sie bedienten sich der ihnen angebornen, der Grundlage nach oberdeutschen Sprache.

Gedruckt erschien Wilhelm Grimms Vortrag erst 1846, nachdem mittlerweile Pfeiffers Vorrede zu Hermann von Fritzlar bekannt geworden war, die denn auch von Wilhelm Grimm mehrfach citiert wird. Die Beeinflussung des einen Verfassers durch den andern ist jedenfalls unverkennbar. Nicht nur, daß Beide vom Mitteldeutschen als einem Mischdialekt zwischen Hoch- und Niederdeutsch reden, zu welchem das Hochdeutsche die Grundlage, das Niederdeutsche die besondere Färbung abgebe, es stimmt auch die Aufzählung der Schriftwerke, die mitteldeutsch abgefaßt sind, auffallend überein, wie es kaum der Fall wäre, wenn keiner der beiden Autoren von der Arbeit des andern Kenntniß erlangt hätte. Pfeiffer seinerseits gibt zu, daß Wilhelm Grimm diesen Dialekt genau untersucht und eine wissenschaftliche Begründung des Lautsystems gegeben, auch seine (Pfeiffers) Ansicht weiter ausgeführt habe. — Die Frage nach der Priorität der Entdeckung wird um Nichts klarer dadurch, daß Jacob Grimm im Jahre 1851 in einem Aufsatze gegen die Annahme einer besonderen mitteldeutschen Sprache[1]) lediglich gegen Pfeiffer streitet und seines Bruders gar nicht erwähnt. Grimm führt gegen das Mitteldeutsche in's Feld, daß die Reime des Passionals sich auf reine mittelhochdeutsche zurückführen lassen. Selbst bei dem begabten und der Dichterregel kundigen Jeroschin sind Reime gemieden, die der mittelhochdeutschen Regel wiedersprechen würden. Es stehen also î : î gereimt = mhd. ie : ie, und î : î = mhd. î : î, nicht aber beide unter einander. Nicht anders suchen sich û : û = mhd. uo : uo und û : û = mhd. û : û oder iu : iu. Beide Arten unter einander stoßen sich ab. Der Dichter wußte oder fühlte, daß die ungleichen, wenn auch gleich geschriebenen Laute falsch gereimt wären. Die Abweichungen vom strengen mittel-

[1]) In Haupts Zeitschr., Bd. VIII, 544 ff.

hochdeutschen Vocalismus werden also von Jacob Grimm der Ungenauigkeit und den besonderen Eigenheiten der Abschreiber beigemessen.

Auf die Einwände Jacob Grimms hat dann Pfeiffer geantwortet in der Einleitung zu seinen Auszügen aus der Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin (1854). Hier ist Pfeiffer schon weiter gekommen, die Ansicht von der Mischsprache ist aufgegeben und ein besonderer Dialekt angenommen, der vom Ober- und Niederdeutschen gleich weit abstehe. Es beweise Nichts, sagt Pfeiffer, wenn Jacob Grimm ein beliebiges Glied (das Passional, welches zudem näher der oberdeutschen als der niederdeutschen Sprachgrenze zu liegen scheine) aus der Kette herausreiße und auf Grund dieses Einzelnen das Ganze verwerfe. Denn es verstehe sich von selbst, daß ein einzelnes Gedicht unmöglich den für eine ganze Länderstrecke behaupteten besonderen Vocalismus in allen seinen Theilen rein darstellen könne. — Die Darlegung läßt durchscheinen, daß Jacob Grimm vom Mitteldeutschen eigentlich Nichts habe wissen wollen. — In einem weiteren Aufsatze[1]) dehnt Pfeiffer das Gebiet des Mitteldeutschen aus über das Fränkische, Hessische, Thüringische, Obersächsische, Schlesische und Ostpreußische und bringt nun auch für seine von Jacab Grimm angefochtene Bezeichnung ein urkundliches Zeugniß bei. Auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindet sich nämlich eine Pergamenthandschrift, deren Inhalt eine deutsche Uebersetzung der vier Evangelien vom Jahre 1343 bildet, und in der es am Schlusse des Ev. Johannis heißt: »Hie endet daz bûch sente Johannis des ewangelisten. Got sî gelobit. Uz der byblien ist dise ubirtragunge in daz mittelste dûtsch mit einvaldigen slechtin worten ûz gedruckit«. — Man war sich also schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bewußt, daß es einen Dialekt gebe, der zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch in der Mitte steht, und nannte ihn damals schon mit dem jetzt von Pfeiffer eingeführten Namen. Daß, wie Müllenhoff behauptet[2]), Lachmanns Abhandlung über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte (1836) auf die Entdeckung geführt habe, erscheint nicht wahrscheinlich, da in jener vom Dialekte nirgends die Rede ist.

Ob die Ansicht Müllenhoffs[3]), daß die Ausbildung des mitteldeutschen Vocalismus: î statt ie, û statt uo (üe), iu erst in's Ende des elften und in den Anfang des zwölften Jahrhunderts falle und eines

[1]) Germania VII, 226 ff.
[2]) Dm. [2] XXXII.
[3]) Ebd. XXVI u. XXXII.

der Kennzeichen für den Abschluß der althochdeutschen Periode sei, und die noch weiter gehende Bechsteins[1]), daß die charakteristischen Merkmale î und û sich erst im dreizehnten Jahrhundert entwickelt haben, die begründetere sei gegenüber Denjenigen, welche î durch Tonerhöhung, û durch Tonsenkung unmittelbar aus altgermanischem ê und ô entstanden sein lassen, oder ob der zwischen beiden Anschauungen sich bewegenden Schlußfolgerung von Bahders[2]) beizupflichten ist, daß das Mitteldeutsche in zwei Hauptarten, eine westliche und eine östliche, sich theilte, und daß bloß in der Letzteren die Zwischenstufen ie und uo erscheinen — genug, das Mitteldeutsche war schon um deswillen berufen, eine bedeutende Rolle in der deutschen Sprachgeschichte zu spielen, weil es bereits gegenüber dem Mittelhochdeutschen seine Selbständigkeit behauptet hatte, selbst eine ansehnliche Litteratur besaß und von allen Dialekten über den weitesten Flächenraum sich erstreckte. Die große Colonisationsarbeit in der Osthälfte des deutschen Landes vom zwölften bis vierzehnten Jahrhundert gab dem Mitteldeutschen allmählich eine dominierende Stellung unter allen deutschen Mundarten. Da die Rückeroberung dieser Gebiete, in denen die deutsche Bevölkerung und die deutsche Sprache länger als ein halbes Jahrtausend einem fremden Volke und einer fremden Sprache hatte weichen müssen, wesentlich von Franken und Thüringen ausgieng, zeigt nicht nur in Meißen, Lausitz und Schlesien, sondern auch im nördlichen Theile Böhmens die Mundart der deutschen Einwanderung mitteldeutschen Typus. — Auch im Deutschordenslande Preußen hatte das mittel- und süddeutsche Element das Uebergewicht[3]). Wohl wies die Herkunft der Masse der Colonisationsbevölkerung auf niederdeutschen Boden, aber die Präponderanz hochdeutscher Spracheinflüsse in den höheren, tonangebenden Theilen der Bevölkerung bewirkte, daß sich, für den Schriftgebrauch wenigstens, durch Berührung mit niederdeutschen Elementen eine Mischsprache bildete, die in ihrem ganzen Wesen und Charakter die auffallendste Aehnlichkeit mit der Sprache Mitteldeutschlands zeigt. Jeroschins Reimchronik, ganz der eigenthümlichen Entstehung dieser Sprache gemäß, braucht eine Menge niederdeutscher Ausdrücke, die hier theilweise zum ersten Mal vorkommen, und die uns nur deshalb weniger auffallen, weil sie mit so vielen anderen in die neuhochdeutsche Sprache längst aufgenommen sind. — Noch entschiedener herrscht von Anfang an

---

[1]) Zu Heinrich von Krolewitz, Germania VIII, 355 ff.
[2]) Ueber ein vocalisches Problem des Mitteldeutschen, Halle 1880.
[3]) Vgl. ob. S. 75, Anm. 6.

in der niederdeutschen Mark Brandenburg als Geschäftssprache der hochdeutsche Typus [1]).

Eine Mundart ragte jetzt schon unter den mitteldeutschen hervor, das Obersächsische der nordöstlichen Lande. Die Bezeichnung der meißnischen Mundart im „Renner" kann man nicht anders denn als ein Lob einer sorgfältigen, vollen Aussprache verstehen, mitten unter verschiedenem Tadel der Aussprache anderer Landschaften [2]). Uebereinstimmend thut eine Priamel des fünfzehnten Jahrhunderts den Ausspruch: »In Meissen Teutsche Sprach gar gut« [3]). Der Hang der süddeutschen Mundarten zur Vernachlässigung der unbetonten Sylben ist im Obersächsischen weniger verbreitet als anderswo; die mittelhochdeutsche gutturale Spirans verflüchtigt sich: aus emphâhen, ziehen, fliehen, nâch, flôch, schuoch, befalch wird empfân, zîn, flîn, nâ, flô, schû, befal; oder sie dient als bloßer Hauchlaut zur Zerdehnung: mêhir (mêr), êhir (êr, ê), gêhen, stêhen (gên, stên) [4]). Dieser Dialekt ist es vor allen, dessen Fortschritt auf niederdeutschem Gebiete sich besonders bemerklich macht [5]). Da ihn Eike von Repgowe als Rechtssprache bevorzugt hatte, folgte seinem Vorgehen mehr und mehr die zahlreiche juristische Litteratur, welche sich in Norddeutschland an den Sachsenspiegel knüpfte. Von den Statuten der Stadt Halle sind die älteren, die dem dreizehnten Jahrhnndert angehören, fast ganz niederdeutsch, und auch die Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts sind noch mehr oder weniger in der sächsischen Sprache geschrieben; aber nach dem ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts nähern sich die Scheppenbücher der mitteldeutschen Geschäftssprache. Dem Obersächsischen bequemten sich in ihren Zuschriften selbst die Schöffen des niederdeutsch redenden Magdeburg an, als sie an Breslau, dann an Görlitz ihr Recht mittheilten.

Doch auch an dem Niederdeutschen ist diese Zeit des Aufschwungs der Litteraturdialekte nicht spurlos vorübergegangen. Die Mundart mußte hier zur Aufzeichnung um so mehr geeignet sein, als Boden und Volksart in Niederdeutschland von selbst Alles näher an einander rückten und die Ecken des Besonderen und Localen viel mehr glätteten als in Oberdeutschland mit seiner schroffen Individuali-

[1]) Dm. [2], XXIX. Vgl. unt. S. 159.
[2]) Vgl. ob. S. 119.
[3]) Wackernagel, LG. § 93, Anm. 34.
[4]) Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik, § 227.
[5]) Vgl. ob. S. 102.

sierung[1]). — Das Lübecker Stadtrecht von 1298, die gleichzeitige älteste Lübeckische Chronik, die Bremer Statuten aus dem Jahr 1302 — diese Daten geben uns eine bestimmte Zeit an, wann das Mittelniederdeutsche zur litterarischen Verwendung kam, oder von welchem Jahre an wir mittelniederdeutsche Denkmäler von Bedeutung besitzen. Die Zeit, die zwischen der Abfassung des „Heliand" und diesem Wiedereintritt des Niederdeutschen in die litterarische Welt verstrichen ist, ein Zeitraum von fünfhundert Jahren, ist völlig öde. Ferner geben jene Nachrichten gleich das Gebiet an, auf denen das Mittelniederdeutsche etwas Hervorragendes geleistet hat, nämlich das der Prosa. Nicht, daß das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert keine mittelniederdeutsche Poesien lieferte, aber sie leiden an der Gleichgiltigkeit gegen formale Vollendung, ein Charakterzug, welcher der niederdeutschen Poesie bis auf heute anhaftet. Einzig der Reineke Vos, im günstigsten Augenblicke aus dem Niederländischen übersetzt, hat eine so durchschlagende Wirkung gehabt, daß er das weitverbreitetste niederdeutsche Buch geworden, mehrfach, ein höchst seltener Fall in der Geschichte der mittelniederdeutschen Litteratur, in fremde Sprachen übersetzt ist, Jahrhunderte lang für ein Originalwerk gegolten und der niederdeutschen Sprache den größten Glanz verliehen hat. — In den Prosadenkmälern wird die Sprache ohne Unbehilflichkeit gehandhabt, „sie ist," sagt Lübben, „gewissermaßen gleich fertig hervorgetreten"[2]). Namentlich die Uebersetzungen aus dem Latein sind mit Geschick ausgeführt und lesen sich leicht. Natürlich und unterhaltend zu erzählen, ohne Trockenheit und ohne Steifheit, ist eine Kunst, die der mittelniederdeutschen Prosa fast überall eigen ist. — Die Glanzperiode des Mittelniederdeutschen umfaßt hauptsächlich die Jahre 1350—1500, also besonders die Zeit, wo der Bund der hanseschen Städte in größter Blüthe stand, mit demselben wuchs und sank es. Als die Hansa über die ganze niederdeutsche Tiefebene bis nach Riga hinauf gebot und fremde Staaten und Könige sich unterthänig und dienstbar machte, da gebot auch das Mittelniederdeutsche, die diplomatische Sprache des Bundes, über dasselbe Gebiet, ja über dasselbe hinaus, denn auswärtige Mächte sandten wohl ihre Schreiben an den Rath zu Lübeck in niederdeutscher Sprache, und der Rath antwortete ihnen in derselben Sprache. Ein zahllose Schaar niederdeutscher und im Niederdeutschen eingebürgerter romanischer Wörter, die zu einem großen Theil noch

[1]) Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftspr. I, 177.

[2]) Lübbens Schilderung der mittelniederdeutschen Litteratur, im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1875, S. 5 ff.

heutzutage zu den gebräuchlichsten gehören, dringt unter dem Schutze dieser Zeitverhältnisse in die scandinavischen Sprachen, vorab in's Dänische[1]).

Die Auflösung des organischen Verhältnisses der Längen und Kürzen in betonten Sylben ist ein wesentlicher Grundzug der heutigen Sprache gegenüber dem Mittelhochdeutschen. Die Betonung hat allmählich bewirkt, daß jeder kurze Vocal, dem bloß einfacher Consonant folgt, lang wird: mîr, nieder, tûgend, sâgen, lêben, wônen, kâm, lâs, meer, vâter. Nur einzelne häufige einsylbige Wörter: man, in, um, bis, bin, un-, von bilden eine Ausnahme. Andere kurze Vocale sind nur durch consonantische Gemination gesichert und gerettet worden: mann, sinn, kammer, sommer, himmel, sitte, litte. Die überwiegende Neigung, zu geminieren, führt sogar Kürzung ursprünglicher Längen herbei: immer, hatte, mutter, futter. — Es versteht sich von selbst, daß beiderlei Richtungen schwanken, zumal im Vergleich mehrerer Mundarten. — Diese Verlängerung der Stammsylbe, theils durch Dehnung der Vocale, theils durch Gemination des die Wurzel schließenden Consonanten nimmt erst um 1350 in Oberdeutschland bedeutendere Ausdehnung an. Der Vorgang ist aber so wichtig, daß er zwingt, bei ihm Halt zu machen und dort eine neue Periode der Sprachentwicklung zu beginnen. Es fällt in die Zeit von 1350—1500 die Ausbildung des „gemeinen Deutsch". Scherer[2]) bezeichnet diese Uebergangszeit als die „frühneuhochdeutsche".

Dem Mittelhochdeutschen gegenüber hat der spätere Lautstand einen entschieden volleren und derberen Klang. Gerade jene oft so überaus harte Verstümmelung der Endsylben, das Ausstoßen des hier zumeist herrschenden farblosen e, das Aneinanderrücken gewaltiger Consonantenmassen, das damit gegebene Ueberwiegen lebhaft gefärbter und kräftig betonter Vocale, die neuen Diphthonge an Stelle einfacher Längen, endlich die Erzeugung fast ungezählter neuer Längen an Stelle älterer Kürzen geben der späteren Sprache gegenüber dem beinahe weiblich zarten und überfeinen Mittelhochdeutsch eine männliche und energische Physiognomie: in dem Bereich der Sprache also derselbe Eindruck, den wir auf andern Gebieten der materiellen und ideellen Lebensäußerungen der Zeit empfinden[3]). — In einer Hinsicht ist die Sprache des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts der mittelhochdeutschen sowohl

---

[1]) Germania XXXI, 360; Zachers Zs. II, 217.
[2]) ZGDS. 2, 13.
[3]) Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftspr. I, 218 9.

wie der „gemeindeutschen“ Schriftsprache entschieden überlegen: die Entfaltung der Dialekte stellt den lexikalischen Reichthum des Deutschen in diesen Jahrhunderten am vollständigsten vor Augen.

Viertes Capitel.

Die kaiserliche Kanzleisprache, ihre Ausbildung und ihre Verbreitung.

Ueber die gelegentliche Verwendung des Deutschen als Geschäftssprache unter Karl d. Gr. und seinen unmittelbaren Nachfolgern haben wir oben berichtet[1]). Ungefähr in die nämliche Zeit fallen die Essener und die umfangreichere Frekenhorster Heberolle, beide in altsächsischer Sprache abgefaßt. Aus dem zehnten und elften Jahrhundert haben wir nur noch je eine kleine Urkunde in deutscher Sprache[2]); aus dem zwölften nicht viel mehr: das Schwäbische Verlöbniß und den Erfurter Judeneid[3]). Das Lateinische herrscht auf diesem Gebiete noch vollständig, befremdlich genug für die Blüthezeit höfischer Sprache und Poesie und angesichts des Gegensatzes zum Papstthum. Im dreizehnten Jahrhundert ist dann endlich der Sachsenspiegel das erste Rechtsbuch in deutscher Sprache und zugleich das früheste größere Denkmal selbstständiger deutscher Prosa. Fast gleichzeitig berichtet Gottfried von St. Pantaleon in seinen Kölner Annalen über den von Friedrich II. 1235 zu Mainz gehaltenen Reichstag: »Curia celeberrima in assumtione beatae Mariae apud Maguntiam indicitur, ubi fere omnibus principibus regni Teutonici convenientibus pax juratur, vetera jura stabiliuntur, nova statuuntur et Teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur«.

In deutscher Sprache liegt uns das Original dieses Landfriedens freilich nicht vor, doch zeigt die Constitutio pacis Teutonica Friderici imperatoris II., wie sie Pertz[4]) nach einer Münchner Handschrift aus der Mitte oder gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ver-

---

[1]) S. 51.

[2]) Das Werdener Verzeichniß friesischer Besitzungen (Dm. [2], S. 544) und die Augsburger Schenkungsurkunde von 1070.

[3]) Dm. [2], Nr. IC und C.

[4]) Mon. Germ. LL. II, 571 ff.

öffentlicht, eine reine, vom guten Mittelhochdeutschen nicht wesentlich abweichende Sprache, die sich von den bairischen Neuerungen im Vocalismus und von dem beliebten p ganz ferne hält, und für deren örtliche Begrenzung anlautendes ch als einziges Merkmal kaum genügt. — Es scheint üblich geworden zu sein, zu den wichtigeren Urkunden wenigstens deutsche Uebersetzungen zu geben.

Die älteste deutsche Urkunde ist der Schiedsspruch zwischen den Grafen Albrecht IV. und Rudolf III. von Habsburg, 1239. Aus dem folgenden Jahre, 1240, ist die deutsche Urkunde für Kaufbeuren von dem späteren König Konrad III. Es ist möglich, daß das Vorgehen der Reichsversammlung zu Mainz auf diese Anfänge bestimmend gewirkt hat.

Von da an mehren sich stetig die Rechtsaufzeichnungen in deutscher Sprache. Eine der ältesten ist die Basler Handfeste. Unmittelbar nach dem Interregnum sehen wir die deutschen Urkunden in Massen auftreten. Unter Rudolf von Habsburg ward es überhaupt allgemeiner Sitte, bei Rechtsschriften sich der sonst üblichen Mitwirkung der Geistlichen und so auch des Gebrauches der lateinischen Sprache zu entschlagen und die Urkunden, betrafen sie nun Staats- oder Einzeldinge, in derjenigen Sprache zu verfassen, die auch den Laien verständlich war. Die älteste, mit Sicherheit deutsch abgefaßte Staatsschrift ist der Landfriede Kaiser Rudolfs von 1281. — Schottel, in der zweiten Lobrede auf die deutsche Sprache, citirt Paulus Matthias Wehnerus JCtus, in Praefatione ad Observationes suas Camerales: »Rudolphus primus publico edicto sanxit anno 1273, ut instrumenta omnia Germanice conscriberentur«. In der dritten Lobrede beruft sich Schottel auf die Meldung Goldasts, wonach Rudolf einen eigenen Reichstag wegen der deutschen Sprache zu Nürnberg gehalten habe, „darin verabschiedet, daß hinfüro die teutsche Sprache anstatt der lateinischen überall sollte gebrauchet werden in Gerichten, und alle Mandata, Edicta, Privilegia, Pacta dotalia ꝛc. darin aufgezeichnet und beschrieben werden", und dieses Ereigniß erscheint ihm so wichtig, daß er mit Rudolf I. eine neue „Denkzeit" ansetzt, „darinnen die teutsche Sprache begonnen fortzukommen". — Ein anderer eifriger Lobredner der deutschen Sprache[1]) behauptet sogar, daß Rudolf im Jahre 1274 auf dem Reichstage zu Frankfurt den Schluß von 1235 nicht nur bestätigt, sondern bei hoher Strafe verboten habe, daß sich Jemand unterstehen solle, auch nur das Geringste, was das gemeine

[1]) Megalissus Georg Litzel: Der undeutsche Catholik (1730), S. 16 17.

Wesen betreffe, in lateinischer Sprache zu verfassen, sondern alle Kanzleien, Gerichtsstuben, Notarien und Andere, die öffentliche Urkunden verfertigten, sollten sich der Muttersprache bedienen. Er habe auch nicht gestatten wollen, daß Jemand in einer Reichsversammlung lateinisch reden sollte. „Da auf dem Reichstage zu Augspurg im Jahre Christi 1275 Bischof Bernhard wider ihn und Diejenigen, welche ihn zum Kaiser erwählet, eine Rede hielte und zu Ende derselben die geistlichen Reichsfürsten lateinisch anredete, fiel ihm der Kaiser in die Rede und sprach: Si cum Episcopis et sacerdotibus tibi res est, latine dicito, in me meique ordinis dicturus ea lingua utitor, qua pro se quisque respondere possimus."

Daß zwischen den öffentlichen Aufzeichnungen in deutscher Sprache und der kurz vorangegangenen Periode, in welcher die mittelhochdeutsche Poesie ihre höchste Vollendung erreicht und durch sie die Sprache ihre Veredlung empfangen hatte, ein gewisser Zusammenhang besteht, ist unverkennbar. — Wenn nun auch in andern Theilen des Reiches die verschiedensten Mundarten in Urkunden gebraucht wurden, so kann man sich doch denken, daß Alles, was vom schwäbischen Kaiserhause ausgieng, sich an die schwäbisch-alemannische Sprache der mittelhochdeutschen Dichter anschloß[1]). Anders gestaltete sich die Sache, als das Kaiserthum an den Südosten des Reiches, an Oesterreich und Baiern übergieng. Die Habsburger, obwohl alemannischer Abkunft, lebten sich nach und nach in die Sprache der neuen Heimath ein, und Kaiser Ludwig der Baier gehörte selbst dem bairischen Stamme an. Unter diesen bairischen und österreichischen Kaisern nun dringen in die Sprache der kaiserlichen Urkunden diejenigen Aenderungen ein, durch welche diese Sprache sich vom Mittelhochdeutschen entfernt und dem späteren Neuhochdeutschen nähert. Das frühere Vorkommen der dem Neuhochdeutschen verwandten Vocale trägt mehr den Charakter der bloßen Volksmundart gegenüber der herrschenden mittelhochdeutschen Litteratursprache. Mit dem Eindringen dieser Formen in die Kanzleiurkunden aber wird das Ansehen der mittelhochdeutschen Litteratursprache selbst erschüttert und der Weg zu einer neuen Schriftsprache gebahnt.

Unter Adolf von Nassau, Albrecht und Heinrich VII. war die herrschende Sprache bei urkundlichen Anfertigungen fast ausschließlich die lateinische. Aber unter Ludwig dem Baier vollzieht sich ein großartiger Umschwung: die Urkunden und Briefe des Königs werden

---

[1]) Vgl. ob. S. 130 u. 147.

deutsch, und dieser Gebrauch der königlichen Kanzlei mag den Anstoß gegeben haben, daß nun auch von städtischen Urkunden alsbald die meisten in der Landessprache abgefaßt erscheinen. Frankfurter Zinsbücher z. B. gehen um diese Zeit plötzlich mitten im Texte zum Deutschen über. Ernst Wülcker[1]) erklärt dieses Factum dahin, daß die Kanzleien der bairischen Herzöge, wie aus den Wittelsbachischen Urkundenbüchern hervorgehe, schon früher sich dem Deutschen wärmer zugeneigt hätten als andere Kanzleien, in größerem Umfange ungefähr seit dem letzten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts; diese Neigung habe nach der Besteigung des Königsthrons durch Ludwig die königliche Kanzlei beibehalten und weiter ausgebildet, überhaupt den neuen Usus endgiltig auf das Reich übertragen. — Im beginnenden dritten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts muß das Deutsche entschieden in der königlichen Kanzlei in den Vordergrund getreten sein. Dies fiele alsdann mit dem Streite Ludwigs gegen den Papst zusammen, und es mag der Gegensatz des Deutschen und Romanischen auf politischem Gebiete dazu beigetragen haben, das langsam Heranreifende rasch zu zeitigen. Im vierten Jahrzehnt hat sich der Uebergang in der Hauptsache schon vollzogen; der Kaiser bedient sich von da ab hauptsächlich nur noch im Verkehr mit der Kirche des Lateinischen.

Eine bestimmte Sprachnorm bestand in der Kanzlei Ludwigs nicht; neben Urkunden im schwäbisch-mittelhochdeutschen Gewande finden wir eine größere Reihe solcher, in denen der bairische Dialekt mit dem neuen Vocalismus herrscht. Rudolf von Raumer nimmt deswegen an, daß die überlieferte mittelhochdeutsche Schriftsprache die Grundlage bilde, in welche die Eigenheiten des bairischen Dialektes bald stärker, bald schwächer eindringen[2]). Zu der Annahme einer Nachwirkung des Mittelhochdeutschen sei man um so mehr berechtigt, weil wir die mittelhochdeutschen Lautverhältnisse neben den neuen bisweilen in dem nämlichen Schriftstücke finden. Z. B. 1338: ziten, richs, wisen, luten (statt liuten), zollfri, aber auch: in aller der weiz, gevreit, dreizigestim. — Pfeiffer, welcher das Vorhandensein einer mittelhochdeutschen Schriftsprache bekanntlich leugnet[3]), erblickt den Grund dieser sonderbaren Schwankungen und der Sprachmengerei zunächst in der Vielköpfigkeit des Kanzleipersonals, dessen Ludwig zu seinem lebhaften und ausgedehnten diplomatischen Verkehr und zu der

[1]) In Paul und Braunes Beiträgen, IV, S. 3 u. 4.

[2]) Rudolf von Raumer: Ueber die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, in den Gesammelten sprachwissenschaftl. Schriften, S. 189 ff.

[3]) S. ob. S. 90 ff.

ungeheuern Anzahl von Urkunden im Laufe seiner dreißigjährigen Regierung bedurfte. „Im Anfang, beim Antritt seiner Regierung mag dieses Kanzleipersonal zumeist aus Baiern bestanden haben. Später, als Ludwig in Schwaben einen Stützpunkt suchte und fand, sehen wir auch Schwaben bürgerlichen Standes in seine Dienste treten, wie den Meister Ulrich von Augsburg, den er zu seinem Protonotar oder obersten Schreiber ernannte. Wie die ganze damalige Welt so haben es auch die in Ludwigs Kanzlei befindlichen Baiern und Schwaben gehalten, sie schrieben ihre angeborene Mundart, daher kommt es, daß wir aus derselben Kanzlei gleichzeitig Schriftstücke mit bairischem und schwäbischem Dialekt ausgehen sehen, hier war eben der Schreiber ein Schwabe, dort ein Baier. Gegenseitige Beeinflussung der Schreiber ist wahrscheinlich, die Mischung der Sprachformen in den einzelnen Urkunden kann auch von den Formularen herrühren. Diese waren je nach der Heimath der Verfasser in schwäbischem oder bairischem Dialekte geschrieben. Kam es nun, daß eine neue Urkunde entweder von einem Baiern nach schwäbischem Formular ausgefertigt wurde oder umgekehrt, so konnte es kaum fehlen, daß ab und zu aus seiner Vorlage Leute und Sprachformen in seine neue Schrift einflossen, die der ihm angebornen Mundart fremd waren[1])."

Raumer führt zur Bestätigung seiner Ansicht, daß die kaiserliche, d. h. die bairisch-österreichische Kanzleisprache ursprünglich von der mittelhochdeutschen Hofsprache ausgegangen sei, sich dann aber allerdings im Laufe der Zeit immer weiter von derselben entfernt habe, an, daß noch im fünfzehnten Jahrhundert in Documenten König Friedrichs III., in denen die jetzt gewöhnlichen Formen mit ei und au sich durchaus festgesetzt haben, sich hin und wieder Schwankungen in die alte, mittelhochdeutsch-alemannische Weise finden; der ganze neue Sprachgebrauch, so überwiegend er ist, könne also nur auf Gewohnheit beruhen, nicht auf einer bestimmten Vorschrift. Selbst in österreichischen Angelegenheiten finden sich mitten zwischen Actenstücken der neuen Sprachweise auch solche in alemannischen Formen. Daneben gibt es Schriftstücke aus der Kanzlei Ludwigs, deren Mundart ganz und gar Mitteldeutschland angehört; sie stammen von Schreibern, die gar nicht daran dachten, daß der Kaiser eine eigene Kanzleisprache habe. — Wenn, sagt Ernst Wülcker[2]), in ein und derselben Kanzlei die

[1]) Pfeiffer, Die Kanzleisprache Ludwigs des Baiern, in Freie Forschung, S. 363 ff.

[2]) In Paul und Braunes Beiträgen, IV, 7 ff.

einzelnen Schreiber in ihrer Orthographie von einander abweichen, so habe dies seinen Grund in der verschiedenen Heimath der Unterbeamten, deren Schriften ein höherer Beamter bloß durch seine Unterschrift sanctionierte. Wenn ferner Urkunden für die einzelnen Städte und Landschaften in der Mundart der betreffenden Gegend abgefaßt sind, so erkläre sich dies dadurch, daß der König auf seinen Reisen oft an Ort und Stelle dieselben ausstellte und sie durch die Notare, die in jeder größeren Stadt vorhanden waren, ausfertigen ließ. Oder der bewerbende Ort legte das Concept der kaiserlichen Kanzlei bereits vor.

Für uns genügt der Nachweis, daß unter Ludwig dem Baier wie in der Litteratur so auch in der Amtssprache der Dialekt herrschte.

Unter Karl IV. war die königliche Residenz zu Prag. Die Luxemburger hatten Böhmen zu einem deutschen Culturlande gemacht; auch in Prag war das eigentliche Bürgerleben deutsch; die Rathsprotokolle sind von 1360 ab deutsch abgefaßt bis zu den Hussitenstürmen. In Böhmen herrschte sowohl obersächsische als bairisch-österreichische Mundart; wenn sich hier nicht schon vom dreizehnten Jahrhundert an eine natürliche Vermischung herausstellte [1]), sondern beide Strömungen im Gebrauche der kaiserlichen Kanzlei unvermittelt zusammentrafen und mit einander im Kampfe lagen, bis endlich die österreichische Mundart den Sieg davontrug, da im deutschen Dialekte Böhmens altes î und û noch lebendig gewesen sein soll [2]), so geschah diese Ueberwindung jedenfalls nicht, ohne daß das Oesterreichische am Mitteldeutschen die schärfsten Eigenthümlichkeiten abstumpfte. In den Urkunden der Luxemburger und in der deutschen Litteratur Böhmens erscheinen nämlich zuerst in den mitteldeutschen Vocalismus aufgenommen die österreichisch-bairischen Diphthonge ei und au, welche die spätere Schriftsprache sich aneignete. Auf dem einen oder auf dem andern Wege entstand eine Sprache, die im Ganzen die Mitte hielt zwischen jenen beiden Mundarten: sie hat wohl ei für î, eu für iu, au für û und ou, aber kein üe, ai, uo, ie und den Umlaut ê für ae. Die gleichmäßigere Durchführung des Umlauts und des tonlosen e statt des i des Mitteldeutschen oder statt der bairisch-österreichischen Synkopen und Apokopen kamen dieser Sprache noch vom Mittelhochdeutschen her zu Gute [3]). — Wir geben zur Ver-

[1] Dm. [2], Vorr. S. XXVIII.

[2] Dalimils böhmische Chronik, 1389, ist wenigstens durchaus mitteldeutsch. 48. Publication des Stuttgarter Litterarischen Vereins. — Vgl. d. Abh. v. Ernst Wülcker, Ueber die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache, in der Zeitschr. d. Ver. für Thüringische Geschichte, Bd. IX, S. 349 ff.

[3] Dm. [2], Vorr. S. XXVIII. — Bechstein Alterthümlichkeiten in unserer

gleichung mit dem Mittelhochdeutschen und Bairisch-Oesterreichischen einerseits und dem Mitteldeutschen und unserem Neuhochdeutsch anderseits einige Proben. — Eine Urkunde Karls IV. für Nürnberg, datiert Prag 1367, beginnt[1]):

»Wir Karl von gotes genaden Romischer keyser czu allen czeiten merer des reichs und kunig czu Beheim bekennen und tun kunt offenlich mit disem brieve allen den, die yn sehen oder horen lesen: das wir mit wolbedachtem mute und mit rechter wizze, czu eren, czu nutze und czu wirdikeit des heiligen Romischen reichs uns mit den ersamen den burgermeistern, dem rate und den burgern gemeynlich der stat czu Nuremberg, unsern lieben getrewen, iren erben und nachkomen vorbunden haben und vorbinden unser lebetage in sulcher schicht und meynungen als hernach geschrieben steet; also bescheidenlich, das wir yn globet haben und globen mit guten trewen an geverde, das wir yn unser lebetage genediclich willeclich und gentzlich beigeständig und geholfen seyn wollen und sullen wieder allermengelich, die sie in iren erben, besitzungen, rechten, guten gewonheiten, freyheiten, guten und nutzzen hinderten, schedigten oder mit gewalt bekrenkten in dheine weis. und dieselbe hulfe sullen und wollen wir tun als genediclich flizzeclich und mit sulcher macht, als seyn not wirdet . . .«

Ein Ausschreiben König Wenzels an Straßburg, Prag 1378[2]):

»Lieben getrewen. czu bestellen in dem heiligen Romischen reiche friede und gemach landen und leuten zu selikeyt und czu nucze noch ewirm und andern unsern und des reichs fursten edelen und getrewin rate, meynen wir mit gotis hulffe von dem heiligen Crists tage ubir vierczehen tage zu Nuremberg zu seyn an allirleye sumenusze. dorumbe begeren wir an euch und bietin euch mit ganczem ernste, das ir czwene zu uns uff dieselbe zeit uz ewirm rate mit ganczer macht gen Nuremberg senden wollet und euch doran dheinerley sachen hindern lasset in dheinen weis.«

Die Sprache, die uns hier entgegentritt, zeigt schon ganz das

---

heutigen Schriftsprache, S. 24) ist dagegen der Ansicht, daß wir die Bewahrung der e-Laute als Endvocale dem Mitteldeutschen, insbesondere dem thüringisch-sächsischen Dialekte danken, „der von jeher eine Vorliebe für ungekürzte Formen gehabt hat. In diesem Dialekte haben sich auch die in der Schriftsprache gekürzten Formen fast durchgängig in alter Gestalt erhalten, selbst im Munde der Gebildeten".

[1]) Weizsäcker, Deutsche Reichstagsacten, Bd. I, 56.

[2]) Weizsäcker, I, 230.

Gepräge des Neuhochdeutschen, nämlich die bairisch-österreichischen Diphthonge mit Ausnahme von ai und uo; die gelegentliche Beibehaltung des ie ist eine rein orthographische, um die Länge zu bezeichnen. Oberdeutsch ist ungebrochenes u : kunig, sulcher, sullen[1]); mitteldeutsch die Vorsylbe vor- statt ver-; auf slavischen Einfluß zurückzuführen die Schreibung cz.

Näheres Zusehen ergibt, daß die in Böhmen ausgestellten Urkunden sich in Bezug auf die Sprache dem Neuhochdeutschen am meisten nähern, während die rheinischen dialektische Abweichungen zeigen. Andere Urkunden, meist solche, die nur in Abschriften vorliegen, sind in den mittelhochdeutschen Vocalismus umgeschrieben worden. Manche der von Wenzel auf dem Reichstage zu Nürnberg 1381 ausgestellten Schriftstücke haben den geschilderten böhmischen Typus mit einiger Hinneigung zum bairischen Gebrauche Nürnbergs, also anlautendes p und ai für ei. Uebrigens ist der Unterschied zwischen den beiden Dialekten kein sehr großer. Der Schreiber war in diesem Falle wahrscheinlich ein nürnbergischer Notar. Andere Schriftstücke, auf demselben Reichstag ausgefertigt, sind ganz im böhmischen Kanzleideutsch[2]). Noch andere Urkunden, die Wenzel an Mainz und Speier ausstellte, haben den mittelhochdeutschen Vocalismus, wahrscheinlich weil sie von den Bittstellern im Formular eingereicht waren[3]). Aehnlich ist das Verhältniß in den Acten der folgenden Nürnberger Reichstage.

Mit Zugrundelegung dieses maßgebenden böhmischen Dialektes bürgerte sich eine gewisse conventionelle Schreibweise in der Kanzlei ein, die wir wohl Schriftsprache nennen dürfen. Wenn wir mehrmals absonderlichen Mischungen von Ober- und Niederdeutsch begegnen, so ist hier sicherlich das Bemühen eines Niederdeutschen gekennzeichnet, der sich anstrengt, oberdeutsch zu schreiben; es herrschte also schon eine gewisse Superiorität der Prager Kanzlei.

Vorsteher der kaiserlichen Kanzlei unter Karl IV. war Johann VIII., Bischof von Olmütz (1310—1380). Seine umfänglichste deutsche Schrift, das Leben des heiligen Hieronymus, zeigt in der Sprache vollkommene Uebereinstimmung mit der Kanzlei. Von neuhochdeutschen Formen finden sich hier auch (Dativ), III. Plur. Ind. Präs. auf -en: sagen, haben; II. Sing. Imp. auf e: underwinde, II. Sing. Prät. Ind. auf

---

[1] Das zu Prag 1373 ausgefertigte Bündniß zwischen Karl IV. und Wenzel zeigt aber die mitteldeutschen Formen son, bedorffen.

[2] Vgl. Weizsäcker 283—284; 285 ff.

[3] Ebd. 290. 295. 300. — Vgl. ob. S. 151.

-st: du hingest, warest: I. Sing. Ind. Präs. mit Brechung: sprech ich, ich sterbe; Anomala: ich habe, hatte, du magst, gekont; die Umschreibung des Futurums durch werden ist Regel. Auch der Sprachgebrauch nähert sich dem Neuhochdeutschen, so ist nur viel gebraucht[1]).

Wenn nun die nach ihrem Fundort als Codex Teplensis bekannte Uebersetzung des Neuen Testamentes aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts und die sich ihr anschließende ungefähr gleichzeitige benachbarte Freiberger Handschrift, ferner der 1399 verfaßte „Ackermann aus Böhmen" in den entscheidenden Zügen mit der Prager Kanzlei übereinstimmen, ohne jedoch specifisch bairisch-österreichischer Merkmale zu ermangeln, so ist daraus der Schluß zu ziehen, daß die Kanzleisprache zwar auf dem Boden des böhmischen Dialektes steht, der seinerseits als eine Mischung österreichischer und obersächsischer Elemente sich darstellt, um der Erweiterung ihres Wirkungskreises und der allgemeineren Verständlichkeit willen aber eine bewußte weitere Annäherung an das Mitteldeutsche vollzogen und sich so als eine eigentliche Schriftsprache über die Mundart und in einen Gegensatz zu ihr gestellt hat[2]). Wenn Johann von Olmütz der Urheber dieser Kunstsprache ist, so kann er der Vorgänger Luthers bei dem Werke der Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache genannt werden, soweit überhaupt ein einzelnes Individuum die Entwicklung der Sprache bestimmen kann.

Die hier vorgetragene, von Müllenhoff ausgehende Annahme einer böhmischen Heimath der neuhochdeutschen Schriftsprache ist nicht unbestritten. Es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß der Ausgang derselben wohl eher im bairischen Nordgau, in Nürnberg, zu suchen sei; die nürnbergischen Polizeiordnungen[3]), angelegt gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und fortgesetzt in der ersten Hälfte des folgenden, seien dasjenige Denkmal, welches zu frühest die neuhochdeutschen Lautverhältnisse zeige. Daß der Nürnberger Dialekt für andere Kreise maßgebend geworden, beruhe auf dem Umstande, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Reichstage in der Regel in Nürnberg gehalten wurden. Hier, meint Raumer[4]), hätten die Mundarten der einzelnen Glieder des Reiches auf einander ein-

---

[1]) Martin, im Anzeiger f. dtsch. Alterth. VI, 314.

[2]) Vgl. ob. S. 151, Anm. 2.

[3]) Nürnberger Polizeiordnungen aus dem 13—15. Jahrh., LXIII. Publication des litterarischen Vereins zu Stuttgart.

[4]) In der ob. angef. Abh. üb. d. Entstehung d. nhd. Schriftspr.

gewirkt, einmal dadurch, daß die ursprüngliche Grundlage, die mittelhochdeutsche Hofsprache, unter dem Uebergewicht der bairisch-österreichischen, fränkischen und thüringisch-obersächsischen Gebiete sich bedeutend veränderte, sodann daß die durch den mündlichen Verkehr zur Annäherung gezwungenen Mundarten gegenseitige Einwirkung und Mischung erfuhren. — Eine andere Begründung geht dahin, daß zur Ausfertigung der Protokolle und Urkunden nürnbergische Notare zugezogen wurden, deren hergebrachter Schriftdialekt auf diese Weise den Kanon einer kaiserlichen Kanzleisprache abgegeben habe und hiezu schon wegen der geographischen Lage der Stadt in der Mitte des Reichs besonders glücklich geartet, sowohl für Ober- als für Niederdeutschland verständlich gewesen sei. Dieser kaiserlichen Kanzleisprache hätten sich zunächst Baiern und Böhmen, dann im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Schlesien und Meißen angeschlossen, bis sie nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts uns plötzlich als eine in großem Gebrauche und in großem Ansehen stehende Sprache entgegentrete. Als Zeugniß für die nürnbergische Heimath der Kanzleisprache dürfe angeführt werden, daß Johann von Schwarzenberg in seiner Verdeutschung des Cicero 1535 die Sprache anstatt gemeindeutsch „hoffränkisches Deutsch" oder „fränkisches Hofdeutsch" oder „fränkisches Deutsch" nennt, wobei man sich erinnern müsse, daß Nürnberg als eine fränkische Stadt gilt.

Daß die häufige, fast regelmäßige Wiederkehr der Reichstage die Hauptursache für die Entstehung einer Reichssprache war, hebt auch Müllenhoff hervor[1]).

Diesen Ansichten stellt Wülcker[2]) gegenüber, daß es falsch wäre, anzunehmen, die Reichstagsacten selbst und der Verkehr auf den süddeutschen Reichstagen habe die königliche Kanzlei in Mittel- und Süddeutschland befestigt. „Allerdings hatte Derjenige, der im Reichstage saß, oft genug Gelegenheit, den Kaiser oder seine Räthe zu hören, theils wenn sie Anträge stellten, theils wenn sie Reden hielten. Aber dort saßen nur die Fürsten und ständischen Vertreter, niemals aber Leute, welche selber die Feder ergriffen und Urkunden schrieben. Die Vervielfältigung der Acten zum Gebrauch der einzelnen Stände geschah im Wege des Dictats. Die Schreiber sind Leute, welche nach Belieben von den Fürsten und Ständen entweder an Ort und Stelle requiriert

[1] Dm. [2], Vorr. S. XXIX.

[2] Vgl. Ernst Wülcker: Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzleisprache, Germania XXVIII, 191 ff.

oder von Hause mitgebracht wurden. Aus den kursächsischen und frankfurtischen Reichstagsacten ergibt sich, daß die kursächsische Regierung meist einige Schreiber zum Reichstag sandte, daß die Frankfurter sich aber erst am Orte des Tages nach solchen umsahen. So kommt es denn, daß wir in den kursächsischen Reichstagsberichten die echte kursächsische Sprache wiederfinden, in den Frankfurtischen dagegen einen durch Schriftdeutsch mehr oder weniger getrübten Dialekt der Stadt, in welcher der Tag vor sich gieng." Vermittlung der königlichen Sprache durch den Reichstag fand also nur in höchst beschränkter Weise statt. Wohl aber bildete man sich in den größeren, besonders den kurfürstlichen Kanzleien an den directen Eingängen seitens des kaiserlichen Hofes zur hochdeutschen Schreibung heran. „Das Wichtigste in der Kanzlei ist die Urkunde. Ihr als dem einzigen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriftstücke widmete man die größte Sorgfalt. Alles Actenmaterial, alle Briefschaften sind privater Natur, von geringerer Bedeutung, und folgen der Urkundensprache nach. Die Kanzlei in der Residenzstadt Prag übte sonach in sprachlicher Beziehung einen ungleich größeren Einfluß aus als die Kanzlei zu Nürnberg während der Reichstage."

Indeß ist durch diesen Einwand die gegnerische Ansicht in ihrem Hauptpunkte nicht widerlegt, denn diese behauptet ja eben, daß die Prager Kanzleisprache aus dem Gebrauche der nürnbergischen Notare hervorgegangen sei. — Wenn die Diphthongisierung von î, û und iu vom Nordgau ausgegangen wäre, so wäre die Annahme, daß hier die ursprüngliche Heimath des Neuhochdeutschen liege, gewiß richtig. Wir glauben nun aber nachgewiesen zu haben[1]), daß jener Proceß der Zersetzung der einfachen Längen vom Südosten, von Kärnthen, Steiermark und Oesterreich ausgieng und erst von da aus in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auch in Baiern und im Nordgau durchdrang. Wenn in den Nürnberger Verordnungen die neuen Vocalverhältnisse vollständig durchgeführt erscheinen, so ist zu bedenken, daß wir es hier mit einem Denkmal aus einer freien Reichsstadt und nur für den praktischen Gebrauch der Bürgerschaft zu thun haben, wo die Nachwirkungen der mittelhochdeutschen Hof- und Dichtersprache sich durchaus nicht fühlbar machten.

Doch auch nach diesem Verhältnisse wäre Beeinflussung der Prager Kanzlei durch die Nürnberger noch möglich. Um hier in's Klare zu

---

[1] Ob. S. 135 ff.

kommen, reihen wir den mitgetheilten Stücken aus der Prager Kanzlei eine Probe aus den Nürnberger Verordnungen an[1]).

»Man sol auch wizzen, swer der ist, der dem rate oder den scheppfen an ir ait schimpfet, oder der si strafet an dehainen dingen, die si setzent oder die si geurtailent auf ir aide, der hat da mit verworcht fünf pfunt haller, und sol man in dar umbe pfenten; und der selben fünf pfunde werdent der stadt viere und ains dem rihter. Ist auch, daz ieman dehainen scheppfen strafet umbe sein urtail oder in mit pösen worten ane vertigt, swenne er get in dez gerihtes geschefte, der ist auch schuldig der selben fünf pfunde; aber an dem gerihte, swer denne den scheppfen spricht an ir ait, der ist schuldic der alten puze, daz ist dem rihter ain frevel und ie dem scheppfen zwelf eschillinge . . . ꝛc.

Ez ensol auch kain frager auf dem rat, swenne die genanten da sint, dehainer frage niht fragen, danne da die ratherren vor über mit einander ze rate worden sein, daz man ir da fragen sülle, daz sol er bei seinem aide tůn«.

Die Amtssprache Nürnbergs, wie sie hier zu Tage tritt, steht in der Mitte zwischen dem bairischen und fränkischen Dialekte; bairisch ist ai und anlautendes p sowie die häufige Abwerfung des tonlosen e; durch fränkischen Einfluß hinwieder erscheint anlautendes ch beseitigt. Dem neuhochdeutschen Gebrauch entgegen ist die Verbalendung -ent: si werdent. Die gleiche Sprache zeigen im fünfzehnten Jahrhundert Muscatblut, Rosenblut, Hans Folz und Michael Behaim, im sechszehnten Hans Sachs. Die Diphthonge uo und ie erscheinen allerdings zumeist als u und i, doch müssen wir uns daran erinnern, daß dieser Gebrauch auch in Baiern verbreitet ist, ohne daß daraus die zusammengezogene mitteldeutsche Aussprache folgte[2]). Daneben finden sich in unseren Verordnungen wie bei den genannten Meistersängern die alten Schreibungen půze, tůn, muot, vieng, sodaß kaum anzunehmen ist, daß Nürnberg sich hierin an's Mitteldeutsche angeschlossen habe. Der „Ackermann aus Böhmen" stimmt in den Vocalen mit dem nürnbergischen Gebrauche überein, im Consonantismus aber hat er das neuhochdeutsche b, in der Flexion die Bewahrung der schwachen Endungen[3]). Die Prager Kanzleisprache endlich, wie wir sie aus den Urkunden Karls IV. und Wenzels erkennen, hat gerade das nicht, was die Nürnberger von der neuhochdeutschen Schriftsprache unterscheidet;

[1]) Nr. III.
[2]) Vgl. ob. S. 137.
[3]) Vgl. ob. S. 151, Anm. 3.

von allen Dialekten jener Zeit ist sie es, die — vom jetzigen Sprachstandpunkte aus betrachtet — am meisten mundartlicher Kennzeichen ermangelt. Wir werden somit ihr für die Entstehung der heutigen Schriftsprache sowohl als für die Ausgleichung zwischen dem bairisch-österreichischen und dem mitteldeutschen Dialekte den Vorrang zuerkennen, auch können wir eine sprachliche Einwirkung des Nordgaues auf Böhmen nicht zugestehen; wir nehmen vielmehr an, daß beide Landschaften unabhängig von einander von Süden her die neuen Diphthonge überkommen haben, der Nordgau, entsprechend dem bairischen Grundstocke seiner Bevölkerung, früher und durchgreifender, Böhmen zögernder und das Neue, in der Kanzleisprache namentlich, mit seinen mitteldeutschen Eigenthümlichkeiten verschmelzend. Das Gleichgewicht zwischen einfachen Längen und Diphthongen, welches im bairisch-österreichischen Dialekte zu Gunsten der letztern, im mitteldeutschen ebenso einseitig zu Gunsten der erstern gestört ist, ist hier wieder hergestellt, freilich in anderer Weise als im Mittelhochdeutschen und Alemannischen und doch mehr als dieses die diphthongischen Laute begünstigend, sodaß der Grundton des Vocalismus im Neuhochdeutschen eher bairisch-österreichisch als mitteldeutsch ist:

Mittelhochd. (Alem.)	Bair.-Oesterr.	Mitteld.	Böhm. Kanzleispr. (Nhd.)
î	ei	î	ei
û	au	û	au
iu	eu	û	eu
ie	ie	î (ê)	î (orthogr. ie)
uo	uo	û	û
ei	ai	ê (ei)	ei
ou	au	ou	au
ae	ae	ê	ê.

Gegen die Uebereinstimmung im Ganzen gehalten und im Vergleich zum Alemannischen, Mitteldeutschen, oder gar zum Niederdeutschen sind die Unterschiede zwischen der Nürnberger und Prager Kanzlei eigentlich geringfügige zu nennen. Es konnte auch nicht anders sein bei der ähnlichen geographischen Lage beider Städte zwischen dem südlichen und mittleren Deutschland. Als dann im fünfzehnten Jahrhundert durch den Sitz der Hauptkanzlei Friedrichs III. in Graz die organische Entwicklung der Schriftsprache einigermaßen aufgehalten worden war, und die kaiserliche Kanzleisprache sich wieder entschiedener an die österreichische Heimath anlehnte, so zwar, daß wir in ihr wieder der Verschiebung des k zu kch, kh, kg; des b zu p, der Verhärtung der

Media im Auslaute, der Schreibung des alten ei als ai, der Vernachläßigung der Vocale in den End- und Vorsylben begegnen, fiel sie von selbst mit der Sprache Nürnbergs so gut wie zusammen, und indem auf diese Weise Reichssprache und Litteratursprache sich vereinigten, mochten sie wohl als „gemeines Deutsch" über die gesonderten Dialekte sich erheben.

Wir wiederholen hier, daß mit dem Begriff „Schriftsprache" im fünfzehnten Jahrhundert und später durchaus nicht die feste Begrenzung und Abgeschlossenheit verbunden war, wie wir sie uns heute unauflöslich damit verknüpft und als eine ihrer Grundbedingungen vorstellen; Gleichheit in den großen, hervorstechenden Zügen genügte damals.

Indem die Kanzlei der Luxemburger uo und üe aufgab und das ai einschränkte, bequemte sie sich dem Gebrauche des mittleren Deutschlands an, ohne Zweifel aus dem Beweggrunde, weil da die angesehensten und mächtigsten Fürsten waren. Umgekehrt fing man nun auch an, sich nach dieser böhmischen Hof- und Kanzleisprache zu richten, zunächst im Nordosten. ei, eu und au verbreiteten sich schon im vierzehnten und beginnenden fünfzehnten Jahrhundert nach Brandenburg, Schlesien, der Oberlausitz, dann nach dem Voigtlande, Meißen. Es scheint, daß die Umbildung des Dialektes östlich an der Elbe sich früher verbreitete als in den übrigen mitteldeutschen Landschaften, zumal in Thüringen[1]). Sie war um so leichter, als die Volkssprache auf diesem neu erworbenen Boden weder durch ihre Vergangenheit noch durch eine namhafte Litteratur gestützt wurde. Ein Lobgesang auf die heilige Maria aus den Jahren 1414—1423, aufbewahrt in einer Breslauer Handschrift der nämlichen Zeit weist völlig neuhochdeutsche Formen auf: weiplich, auf, auch, erleuchte Imper., erhöre (Imper.), zir, schir, (schiere), muter, tu, güte[2]). Ebenso verhält es sich mit einem un-

[1] Dm.², Vorr. S. XXIX. — Vgl. ob. S. 142 143.

[2] Hoffmann von Fallersleben, Gesch. d. dtsch. Kirchenl., S. 162 ff. Eine zusammenhängende Probe wird unser Urtheil bestätigen. Die letzte Strophe des Liedes lautet:

»Ach müterliche treue, unser hoffenung an dir leit,
hilf uns umb ware reue! zu unser letzten zeit
Jesum deinen son uns sende! kom Maria zu unserm ende,
alles leit abwende! Und hilf uns, daz wir ewiclich
mit dir müssen werden rich hie und in himelrich!« —

Daß in Schlesien das Hochdeutsche über das Niederdeutsche entschieden den Sieg davongetragen hat und Letzteres in der Mundart des Mittelalters bereits mehr zurücktritt als in den übrigen mitteldeutschen Dialekten, schreibt Heinrich Rückert Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im

gefähr gleichzeitigen Liede in einer Leipziger Handschrift[1]). Dasselbe bietet die Formen: vrom (frum), konig (künec), die (Nom. Sing. Fem.), mensche (Nom.), erde (Dat.) und keine Abweichung vom neuen Vocalverhältniß[2]).

Wichtiger ist zunächst das Verhalten der kursächsischen Kanzleisprache zur kaiserlichen, denn wenn die Kanzleien die wichtigsten Träger der Schriftsprache geworden, so fällt sofort in die Augen, welche Bedeutung Mitteldeutschland gewinnen mußte, wo sich die meisten und hervorragendsten Kurfürstenthümer befanden. Das mitteldeutsche Element mußte dadurch in der Entwicklung der Schriftsprache besondere Bedeutung gewinnen. Wir schließen uns im Folgenden an die mehrfach gelobten Ausführungen Ernst Wülckers, der die Kanzleisprache des ausgehenden Mittelalters zum Gegenstand eines besonders eingehenden Studiums gemacht hat[3]). Vergleichungspunkte, um den

---

Mittelalter, dem Einfluß der höfischen Kreise zu, in denen schon seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. deutsche Sitte und Sprache, und zwar hochdeutsche, sich eingebürgert haben. Die höfische Sprache ist hier während des ganzen 13. Jahrh. ein relativ sehr reines Mittelhochdeutsch geblieben, wie die Lieder des Herzogs Heinrich IV. bezeugen, in denen kaum ein leiser Anflug von mitteldeutschen Elementen bemerkt wird. Von diesen Kreisen der Gesellschaft aus hat sich nach allen Seiten die hier giltige Sprachform auszubreiten gesucht. Eigentliche Urkunden dafür sind auch hier wie anderwärts für dergleichen culturgeschichtliche Vorgänge fast nie vorhanden.

Aehnlich mag sich die Einwirkung des böhmisch-deutschen Dialektes vollzogen haben, zunächst nur innerhalb eines begrenzten Gebietes der deutschen Gesammtbevölkerung von Schlesien, diesem Kreise gehörten aber eben so unzweifelhaft die meisten derjenigen Männer an, deren Federn wir überhaupt das Dasein älterer schlesischer Sprachquellen verdanken. Unter dem Einflusse dieser Sprache der höheren Bildung hat sich dann auch die Volkssprache umgewandelt. — Der Unterschied zwischen der I. Sing. des Ind. u. Conj. ist in dieser Mundart und allen, die ihren Weg gehen, völlig verwischt wie auch im heutigen Schriftdeutsch: gebe, neme, spreche, werde. Desgleichen unterscheidet sich die III. Plur. Ind. und Conj. schon in den ältesten Denkmälern selten mehr, das -nt ist hier wie in anderen mitteldeutschen Mundarten sehr frühe verschwunden: geben, nemen. Daß mitteldeutsche Sprachdenkmäler schon im 13. u. 14. Jahrh. dieses t der III. Plur. Ind. abwerfen, hat bereits Hahn in seiner mhd. Grammatik bemerkt, aber schon das 12. Jahrh. ist überreich an Beispielen dafür. — Die II. Sing. Ind. Prät. zeigt schon in den ältesten Denkmälern die Neigung, sich von der eigenthümlichen ahd. und mhd. Form, die den Pluralablaut und einen vocalischen Ausgang, aber keine Personalendung hat, zu befreien und sich dem gewöhnlichen Schema des Sing. und der übrigen zweiten Personen des Sing. gleichzustellen. Im 14. Jahrh. häufen sich die Beispiele. (Vgl. ob. S. 153/154.)

[1]) Hoffmann, S. 164.

[2]) Vgl. auch ob. S. 154.

[3]) „Ueber die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache", Vortrag auf der Philologenversammlung zu Gera 1878, abgedr. in der Ztschr. d. Vereins

Einfluß der einen Kanzlei auf die andere zu constatieren, bietet eigentlich nur die Laut- und Flexionslehre: Stil, Syntax, Wortschatz sind fast von vorneherein dieselben in beiden, ebenso die formelhaften Redewendungen.

Bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde in den Kanzleien der Wettinischen Herzöge, nämlich der Albertinischen Linie zu Dresden, der Ernestiner in Torgau und Weimar, der thüringisch-meißnische Dialekt gebraucht. Diese Kanzleisprache ist die Fortsetzung der neufränkischen oder mitteldeutschen Hof- und Schriftsprache. Eine ihrer Eigenthümlichkeiten sind die uneigentlichen Diphthonge, das Einschieben eines indifferenten Lautes i oder e zum Zwecke der Verlängerung des Stammvocals: e^i, a^i, o^i, u^i; a^e, o^e, u^e[1]).

Bald nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir in meißnischen Urkunden den Beginn der Nachahmung der kaiserlichen Hofsprache. î und û werden ei und au, ebenso û (iu) zu eu oder au. î wird vielfach durch ie verdrängt, sonst ist das dehnende e und i ziemlich selten geworden. Der indifferente Laut in Nebensylben ist allermeist e statt des früheren i. Im Consonantismus finden sich die Schreibungen ß, anlautend cz und tz; Consonanthäufung nn, dt, ersteres namentlich in der Endsylbe -en sehr beliebt. — In den Urkunden der thüringischen Linie finden sich bis zum Jahre 1482 die dialektischen Eigenthümlichkeiten, und Nichts deutet auf fremden Einfluß in der Kanzlei, also noch î und û für ei und au (eu). Um so rascher vollzieht sich der Uebergang. Zunächst sind es die Urkunden, welche, im Namen der Fürsten ausgestellt, die fürstliche Sprache wiedergeben; in zweiter Linie sind es alsdann die Privaturkunden, Acten, Zins- und Rechnungsbücher, die, wenn auch etwas später, doch bald genug Torgauische Schreibung zeigen. Fast könnte man glauben, daß die Kanzler den Schreibern Instructionen ertheilt haben.

Es sind somit vom sechsten bis zum neunten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts die specifisch mitteldeutschen Formen verdrängt worden durch eine Reihe anderer Formen, die nicht speciell mitteldeutsch, sondern zugleich mitteldeutsches und oberdeutsches Gemeingut waren. In dem Bestreben, das Mitteldeutsche gegen das Hochdeutsche auszugleichen, hielt man im Allgemeinen an der Maxime fest, da, wo sich Schwankungen zeigten, die Form zu begünstigen, welche mit

f. Thüringische Geschichte, IX, 349 ff. — „Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzleisprache", Germania XXVIII, 191 ff. Vgl. noch Paul u. Braunes Beitr., Bd. IV, S. 1 ff.

[1]) Analog ist die S. 143 erwähnte Zerdehnung.

der oberdeutschen übereinstimmt, wo aber im Gegensatz zum Oberdeutschen die mundartliche Form feststand, die letztere nicht verdrängen. So entstand eine Schreibung, die der kaiserlichen ähnlich, aber nicht gleich war. Unsympathisch bleibt dem Mitteldeutschen der Umlaut von o und u, von â zu ae statt des beliebten mitteldeutschen ê, und uo statt û. Unsympathisch im Allgemeinen blieben auch die Verschiebungen von k zu kch, von b und g zu p und k. Dagegen festigte sich der Uebergang von p zu pf und von altem d zu t[1]). Neben dieser dem echt Mitteldeutschen näher stehenden Richtung geht eine zweite, an die österreichische Kanzlei eng sich anschließende Strömung her, welche altes ei zu ai und anlautendes b zu p verschiebt und den Auslaut nach oberdeutscher Art verhärtet. Beliebt ist nach dem Muster der königlichen Kanzlei die Vermehrung der Consonanten durch Verdoppelung, zunächst der Nachsylbe -en, wozu sich schon in der Kanzlei Karls IV. die erste Anläufe finden. Nebenher geht die Stützung der Consonanten durch einen nahe verwandten andern, also besonders gk, ck, gck, sz, ssz, cz, tz. Zu diesem Drange paßt die Anhängung eines stummen h an die verschiedensten Consonanten: jh, kh, lh, th, dh, rh u. s. w.[2]). Erst in späterer Zeit, da sich diese Schreibungen regelten, hat sich dieser Buchstabe aus solchen Verbindungen verloren, nur nach Vocalen und nach t blieb er mehrfach erhalten, Letzteres wohl darum, weil es aus den latinisierten Namen schon geläufig war[3]).

Aus den Urkunden drang die neue Sprache zuerst in die Rathschreibereien der kursächsisch-meißnischen Landstädte ein. Das achte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts ist hier die Zeit des Uebergangs. Dann wurde die kursächsische Kanzlei auch Gerichtssprache.

---

[1]) Müllenhoff Dm. [2], Vorr. S. XXX ist der Ansicht, daß die mitteldeutsche Mundart schon dadurch, daß sie die österreichischen Diphthonge annahm und das hochdeutsche t für d consequenter durchführte, sich der Reichssprache gleichstellte.

[2]) Der Kölner „Schriftspiegel" von 1527 (vgl. unt. S. 174 bemerkt zu diesem Gebrauche: »Zo dem vierden is aver wat neuwes hervur komenn. dat die neuwe schryver begynnen an tzo setzen dat h tusschen eym n oder m und eym vocail, miner meynung gantz unförmlich: als nhemen. mhanen. rhaten, dat ik niet weiß, warzo dat diene«. Ferner: »h wirt dick mißbrucht by den Sachßen. want wa ein e ader t hait. da moiß eyn h mit anfangen«.

[3]) Erst der Grammatiker Werner 1629 bestimmt, daß das Dehnungs-h hinter den Vocal zu treten habe: nahm. ohn. ihm. wohl ꝛc. — Bei der dreifachen Schreibung von Rath sind die verschiedenen Gesichtspunkte hinzugefügt: rhat nach dem Muster der Griechen, raht wegen der Dehnung propter pronunciationem, — rath mehr »ex consuetudine quam ex fundamento«.

Als die Universitäten Mitteldeutschlands das Latein als Geschäftssprache ablegten, benützten sie zunächst kurze Zeit den Volksdialekt, nahmen aber bald die fürstliche Kanzleisprache an. In Leipzig führten schon seit dem fünften Jahrzehnt die Rectoren deutsche Correspondenz. Bis zu Ende der sechziger Jahre ist diese Sprache noch mitteldeutsch; seitdem bürgert sich die Verbreiterung von î und û ein bis zur entschiedensten Nachahmung oberdeutscher Schreibweise. Ein Gleiches ist der Fall bei der Universität Wittenberg, welche sich eng an die Torgauer Kanzlei anschließt, während Erfurt als kurmainzische Freistadt und Sitz der humanistischen Richtung, die weniger Werth auf das Deutsche legte, bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts beim mitteldeutschen Dialekte verharrt. Aber auch in den Privatverkehr drang die Schriftsprache ein. Zunächst beginnen im Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts alle Diejenigen die neue Kanzleisprache zu schreiben, welche mit dem Hofe in Berührung standen, also die höheren Hofbeamten, die Kanzler, dann wieder die Privatsecretäre der Fürsten, die Gesandten u. s. w. So bürgerte sich die Geschäftssprache immer mehr in die Privatkreise ein und wurde weiter die Schreibsprache der Gebildeten und der Gelehrten.

Diese rasche Verbreitung der kursächsischen Kanzleisprache ist um so auffallender, als sie nicht den Vortheil hatte, mit dem Lautsystem der bisher gebrauchten Mundart sich zu decken, wie die gleichzeitige kaiserliche mit dem bairisch-österreichischen es ziemlich vollständig that. Thüringische Ortsnamen bieten meist die unverbreiterte Form — ein Beleg dafür, daß ei und au der Schrift-, nicht aber der Volkssprache zugehörte. Heute noch gibt es genug Strecken in Mitteldeutschland, wo man nur î und û hört.

Unter Maximilian nimmt die Verbreitung der Reichssprache einen gewaltigen Aufschwung. Wir finden sie wieder, wo immer königliche oder kaiserliche Schreiber im Namen des Herrschers Urkunden ausstellen, mögen dieselben nun in der Wiener Neustadt und Innsbruck oder in Gent und Brüssel schreiben. Nicht nur die große Ausdehnung seiner Herrschaft über Nieder- und Oberdeutschland mußte dem König das Bedürfniß einer gemeinsamen Schriftsprache nahelegen; auch die zur Regel erhobene Ausfertigung der Reichsabschiede durch die kaiserliche Kanzlei, die Einsetzung eines allgemeinen Obergerichtes, die Errichtung eines ständigen Reichsregimentes zwang dazu, gewisse Festsetzungen zu machen über die Sprache, in welcher die Beschlüsse dieser Behörden abgefaßt, die Protokolle geführt werden sollten. Auf einen weiteren sprachlichen Ausgleich führte endlich der jetzt zur Bedeutung

gelangende Buchdruck, der den geistigen Producten einen Wirkungskreis über die engere Heimath hinaus schuf.

Ueber diesen Ausgleich nun haben wir als hochwichtiges, viel citiertes Zeugniß den Ausspruch Luthers über seine Schriftsprache, den Wülcker in das Jahr 1545 setzt:

»Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene sprache im deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen sprache, das mich beide, Ober- und Niederlender, verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen cantzlei, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland; alle reichsstedte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unsers fürsten cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche sprache. Kaiser Maximilian und churfürst Friderich, hertzog von Sachsen, haben im römischen reiche die deutschen sprachen also in eine gewisse sprach gezogen.«

Zwischen der sächsischen und kaiserlichen Kanzlei hatte also eine Vereinbarung stattgefunden, und der daraus hervorgegangenen Sprache wurde allgemeine Geltung zugeschrieben. „Vergleicht man nun z. B. die Schreiben König Maximilians I. aus dem Jahre 1493 mit der Oberhofgerichtsordnung Friedrichs des Weisen von Sachsen, die nicht lange nach dem Jahre 1490 abgefaßt wurde, so wird man zwei Thatsachen nicht in Abrede stellen können. Erstens nämlich, daß um's Jahr 1490 die Sprache der kaiserlichen und die der kurfürstlich sächsischen Kanzlei sich so nahe gerückt waren, daß es nur noch geringfügiger Aenderungen bedurfte, um sie zu einer und derselben Sprache zu verschmelzen; zweitens, daß die Sprache der kaiserlichen Kanzlei schon um das Jahr 1490 so gut wie die der sächsischen im Wesentlichen neuhochdeutsch war". (Raumer.) Eine neue Reichssprache zu machen konnte natürlich den beiden Fürsten nicht in den Sinn kommen. Es galt nur, im Anschluß an die bisher schon so nahe gerückte Sprache der kaiserlichen und der sächsischen Kanzlei die noch vorhandenen Unterschiede möglichst auszugleichen, Zwiespältiges und Schwankendes festzustellen und das Ganze sowohl dem Niederdeutschen als dem Schwäbisch-Alemannischen gegenüber zur allgemein giltigen Sprache der Reichsgeschäfte zu erheben. Sicherlich ist mit diesen Einigungsbestrebungen jene oberdeutsche Richtung in der sächsischen Kanzlei in Verbindung zu bringen[1]). Wenn unser philologisch geschärftes Auge trotz alledem genug Verschiedenheiten wahrnimmt, so müssen wir uns aber und aber vergegenwärtigen, daß eine Einheit bis in das Kleinste erst das Ergebniß jahrhundertelanger

[1]) Vgl. ob. S. 162.

Entwicklung und Ausgleichung sein kann, und daß die Kanzlei nicht von höheren litterarischen und nationalen Gesichtspunkten aus darnach strebte, eine künstlerisch ausgebildete, sondern lediglich für den praktischen Gebrauch eine gemeinverständliche Sprache zu erzielen; für diesen Zweck aber genügte eine Uebereinstimmung im Großen und Ganzen.

Den Antheil Friedrichs des Weisen an der Regelung der Sprache festzustellen, sind wir nicht im Stande; mehr ist uns von Maximilians Bestrebungen auf diesem Gebiete überliefert, welches uns davon Zeugniß gibt, daß gerade er um die Gründung einer allgemeinen Sprache sich in hohem Grade verdient gemacht hat. — Der Rechtsgelehrte Wehnerus, der einer Verordnung Rudolfs I. vom Jahre 1273 über den Gebrauch des Deutschen als Urkundensprache gedenkt[1]), fährt fort: »Hanc constitutionem Rudolphi de lingua Germanica Maximilianus Primus in Comitiis Coloniae anno 1512 confirmavit, sequiturque usus quotidianus. Quo etiam pertinet constitutio Imperii, ne in Camera lites alia lingua intenderentur quam Germanica: adeo ut subditi Lotharingiae, Brabantiae, et qui in Camera agunt, acta Gallica in Germanicum vertere cogantur. Hujus siquidem linguae tanta est majestas, tanta dignitas, lepor et gratia, ut cum aliis vel omnibus, non tantum de elegantia, verum etiam de exquisitorum membrorum decenti amplitudine atque tractu certare possit«. — Daß Maximilian mit großem Eifer die Denkmale der deutschen Geschichte, Sprache und Litteratur aufsuchen ließ, ist bekannt. Im Jahre 1501 stiftete er zu Wien ein Collegium poeticum. Auf seine Bemühungen um eine einheitliche Schriftsprache bezieht sich die Nachricht Theodor Biblianders[2]): »Ferunt Maximilianum Imperatorem in animo versavisse emendationem sermonis Teutonici«. Diese Notiz wird ergänzt durch die Ueberlieferung, daß Hans Krachenberger, Rath und Secretär am Hofe Friedrichs III. und Maximilians I., eine Grammatik der Kanzleisprache unter dem Titel »Opus grammaticale de lingua Germanica, certis adstricta legibus« zu schreiben unternommen habe, über der Arbeit aber dahingestorben sei. Max war wohl Auftraggeber für diese Grammatik. — Die Entstehung der deutschen Grammatik hängt also zusammen mit dem Aufkommen einer Schriftsprache. Eine Schriftsprache, die sich von den Mundarten abhebt, ist nicht etwas von vorne herein Gegebenes, sie will erlernt sein. Ihr Zweck erfordert eine gewisse Stabilität und schematische Regelung. So ruft

[1] S. ob. S. 147.
[2] De comm. rat. omn. ling. pag. 27.

das Bedürfniß selbst eine Sammlung der für die Kunstsprache geltenden Gesetze, d. h. eine Grammatik hervor. Die Abfassung einer solchen war jetzt wesentlich erleichtert durch den methodischen Betrieb, welchen der Humanismus dem Studium des Lateins angedeihen ließ. Krachenberger selbst vereinigte in seiner Person beide Richtungen, denn er spielte nicht bloß in der Kanzlei eine Rolle, sondern war auch Humanist.

Einen Beweis für die kaiserliche Kanzleisprache gibt Albert Krantz in der „Saxonia", die jedenfalls vor 1517 verfaßt und 1520 zu Köln erschienen ist: »Superiores Germani et qui curiam sequuntur regis Romanorum«[1]). Die hochdeutsche und die Kanzleisprache werden hier der niedersächsischen gegenübergestellt. — Schon beinahe ein Jahrhundert früher, 1428, antwortete der kaiserliche Protonotar Kaspar Schlick dem Rathe von Frankfurt, welcher das Concept einer Urkunde, um deren Ertheilung er nachsuchte, eingesandt hatte, er (Schlick) habe das betreffende Privileg von den Kaiser erlangt, mit der einzigen Aenderung »indem ettlich wort an dem end underwegen gelassen sind, wann es die canczley zu hert daucht, die euch doch unschedlich sein«[2]). Ein ander Mal sendet Schlick ebenfalls an Frankfurt zwei zugesandte Urkunden zurück, von deren letzterer es heißt: »der (Brief) ouch ein wenig corrigirt ist«[3]).

Wie das Obersächsische von jeher sich nach Norden verbreitet hatte[4]), so geschah es seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, daß die Niederdeutschen in der Correspondenz mit dem Süden mehr und mehr ihre heimische Mundart zu Gunsten der Kanzleisprache aufgaben. Kurz vorher noch wurden selbst im mitteldeutschen Frankfurt aus Norddeutschland einlaufende Schreiben als fremdsprachige behandelt und mußten von kundiger Hand in die ortsübliche Schriftsprache übersetzt und in der Uebersetzung, nicht im Original, in der Sitzung vorgelesen werden. 1494 schrieb der Herzog Wilhelm von Jülich und Berg aus Düsseldorf noch in seinem niederrheinischen Dialekt; vom sechszehnten Jahrhundert an aber bemühten sich die niederdeutschen Höfe, in auswärtigem Verkehr hochdeutsch zu schreiben. Die Sprache ist, wenn auch noch arg mit Niederdeutschem versetzt, dem Oberdeutschen verständlich und aus dem Bemühen entstanden, der königlichen und den ihr sich anschließenden Kanzleien gleichzukommen. Zunächst mag ja

---

[1]) Sax. I, 1.
[2]) Ernst Wülcker in Paul u. Braunes Beitr., Bd. IX, S. 8, Anm. 1.
[3]) Ebd.
[4]) Vgl. ob. S. 143.

diese verhochdeutschte Sprache dem fürstlichen oder ständischen Schreiber als die der vornehmsten Kanzlei sich empfohlen haben. Dann aber machte doch auch schon der vermehrte Verkehr, das engere Zusammenschließen der Stände Deutschlands, die größere Concentration der Staatsgewalten zu gemeinsamen Zwecken unter Maximilian Ausgleichungen in der Sprache des Nordens und Südens zu besserer Verständigung nöthig[1]).

Ziemlich lange hielten die mittelrheinischen Städte am Dialekte fest, wohl weil ihr Verkehr in erster Linie auf die oberrheinischen Städte hinwies. In officiellen Rathschreiben und in Büchern findet sich in Frankfurt bis um 1500 î und û ziemlich strenge bewahrt. Ein Manifest des Erwählten von Mainz, Diether von Isenburg, 1462, welches in zahlreichen Exemplaren gedruckt und an die benachbarten Fürsten, Städte und Corporationen abgeschickt wurde, weist ebenfalls noch den alten Vocalismus auf[2]). Indeß mußte doch die Concentration des deutschen Binnenhandels auf die Städte Augsburg, Nürnberg, Breslau und Frankfurt hier zuletzt darauf hinführen, daß sich durch das Uebergewicht der österreichisch-bairischen und obersächsischen Gebiete immer mehr Formen der dortigen Mundarten an die Stelle der alten landesüblichen drängten. Die Vergleichung der Acten verschiedener am gleichen Orte gehaltener Reichstage bietet uns das Mittel, dieses Drängen und Streben nach einer einheitlichen Sprache zu erkennen. Nicht, daß diese Reichstagsberichte die Verbreitung der Kanzleisprache wesentlich gefördert haben[3]); auch beweisen sie nicht für die Sprache des Ortes, für den sie bestimmt sind, da z. B. die Frankfurter Reichstagsacten — abgesehen von den Berichten, die die Frankfurter selbst nach Hause schrieben, und in denen sich Frankfurter Dialekt findet — die Schreibweise eines Fremden zeigen; aber das Verhalten dieses Fremden in sprachlicher Hinsicht zeugt wenigstens für seine eigene und, wenn er aus der Reichstagsstadt selbst war, was gemeiniglich anzunehmen, auch für deren Stellung zur Reichssprache und für ihr Verständniß am auftraggebenden Orte, gibt mithin den höheren oder geringeren Grad ihrer allgemeinen Verbreitung an. So sind z. B. die Frankfurter Acten des Wormser Reichstags von 1497 in strengem Mitteldeutsch geschrieben. Man

---

[1] Vgl. ob. S. 163.

[2] Das seltene Schriftstück ist zu Mainz wahrscheinlich aus der Presse von Fust und Schöffer hervorgegangen. Ein Exemplar befindet sich im Staatsarchiv zu Basel.

[3]) Vgl. ob. S. 155/6.

kennt im Vocalismus fast noch gar nicht die Verschiebung von î und û zu ei und au, und der rheinfränkische Consonantismus ist überall festgehalten, nur p ist pf geworden. Ein ganz anderes Bild entrollt sich uns in den Wormser Reichstagsacten von 1509. Das lange î und û ist durchaus ei und au, altes ei ist in den betonten Sylben zu ai verschoben. Ja sogar der Umlaut bei u und o tritt manchmal hervor. Im Consonantismus zeigt sich die Verhärtung des Auslautes nach österreichischer Weise, in der Orthographie die Häufung der Consonanten. In den Acten des Wormser Reichstages von 1521 findet sich durchaus schriftdeutsche Sprache ohne dialektische Beimischung. Gleiches fortschreitendes Streben nach Verhochdeutschung der Sprache zeigt sich in den Frankfurter Reichstagsacten aus Köln von 1505. Noch näher dem Oberdeutschen stehen dann die Acten des Kölner Reichstags von 1512. — Bei oberdeutschen Reichstagsberichten gelangen wir zu gleichem Resultate, wenn wir in frühere Zeit zurückgreifen: Die Reichstagsacten aus Augsburg 1474 sind mehr im Dialekte geschrieben als die von 1500. In jenen findet sich z. B. das schwäbische au statt â: der legaut, nauch, bedaucht u. s. w. Das ist schon um 1500 nicht mehr zu finden.

Wir haben die Ausbildung der neuhochdeutschen Kanzleisprache in ihrer österreichischen Heimath und in ihrer Uebertragung auf Obersachsen, dann in ihrer Verbreitung über das ganze Gebiet von Mitteldeutschland verfolgt bis zu ihrem Eindringen in niederdeutsches und schwäbisches Gebiet. Im folgenden Abschnitte wird die Rede sein von ihrer Stellung zur Litteratur und von dem Widerstande des niederdeutschen und alemannischen Dialektes.

Fünftes Capitel.

Die Erhebung der Kanzleisprache zur gemeindeutschen Litteratursprache und ihr Kampf mit den Dialekten.

Die Vereinigung der kaiserlichen Kanzleisprache, als sie im fünfzehnten Jahrhundert ihr ursprünglich böhmisches Gepräge mehr und mehr dem österreichischen anglich, mit der litterarischen Sprache Nürnbergs, die daraus erfolgende Verstärkung ihres Ansehens, ihre natürliche Herrschaft in Oesterreich und Baiern und ihre weitere Förderung durch den Buchdruck, gerade an den Mittelpunkten des damaligen litterarischen Verkehrs, haben wir bereits angedeutet. Der Uebergang in die Litteratur muß sich bereits frühe vollzogen haben. Martin[1]) hat aus einer Uebersetzung des Hieronymus-Lebens, enthalten in einer Wiener Handschrift, folgende Notiz am Schlusse nachgewiesen: »Das gegenwürtig puch das ist verwandelt worden von latein zuo teutsch von einem pruoder Karteuser ordens auf Aller engel perg in Schnals nach Cristi gepürd MCCCC und im LXIII^to« u. s. w. Die Handschrift ist zwar Abschrift, aber Nichts zwingt dazu, das Datum 1464 bloß auf die Abschrift und nicht auf das Original der Uebersetzung zu beziehen. So darf man denn auch in's Jahr 1464 beziehen die Bemerkung des Uebersetzers: »Ich han auch das vorgenant puch verwandlet nach dem text und ettwen nach dem synne und das pracht zuo ainer schlechten gemainen theutsch, die man wol versten mag, die vernunfft brauchen wöllen; das setz ich herzuo, und han das erleutret, als vil ich han mügen und süllen«. — Der Ausdruck „das gemeine Deutsch" bezeugt allein schon das Vorhandensein einer über den Dialekten stehenden Sprache. Und zwar finden wir ihn hier drei Jahre nach dem Erscheinen des ersten gedruckten deutschen Buches fern im abgelegenen Tyrol gebraucht: es wird also die Behauptung, daß erst der Buchdruck diese Gemeinsprache hervorgebracht habe, nun auch durch ein ausdrückliches Zeugniß widerlegt.

Aber allerdings mußte der Wunsch, eine gemeinsame Sprache zu benützen, welche von weiten Kreisen verstanden wird und zu wissenschaftlichen Zwecken besser als die Dialekte vorgebildet ist, bei den Druckern lebhafter hervortreten als bei den Schreibern, und da man diesen Wunsch in der Geschäftssprache erfüllt fand, ist es natürlich,

[1] Im Anzeiger für deutsches Alterthum, Bd. VI, S. 316.

daß die Buchdrucker sich ihrer bemächtigten, da sie ihnen die Gewähr eines größeren Absatzes ihrer Bücher über den Bereich des heimischen Dialektes hinaus gab. Die Kanzleisprache ihrerseits erfuhr durch die Einführung in die Litteratur eine nicht zu unterschätzende Bereicherung und Erweiterung nach der Seite hin, auf welcher sie bisher in die engen Grenzen der Formel, der Schablone, der starren Tradition gebannt gewesen war: in Wortschatz, Syntax, Stil. Es läßt sich ja denken, daß ein Sprachgebrauch, der auf dem Grunde der Kanzlei, aus juristischen und administrativen Kreisen erwächst, zunächst noch recht dürftig ist; die Sprache ist eine Urkundensprache und braucht deswegen im Wesentlichen auch nur Rechtsausdrücke; da sie nur dem engen Kreise dient, für den die Urkunden und die Sendschreiben bestimmt sind, da die Gegenstände, mit denen sie sich zu befassen hat, in ihrer Anzahl und Mannigfaltigkeit keineswegs unbeschränkt sind, sondern regelmäßig wiederkehren, da endlich Gemessenheit und Gleichmäßigkeit als Kennzeichen jeder Amtssprache eignen, ist es begreiflich, daß auch in der kaiserlichen Kanzleisprache überall die nämlichen Ausdrücke, Wort- und Satzfügungen sterotyp sich wiederholen.

Die Bewegung aber, durch welche die Kanzleisprache über die Schranken des Gerichtssaales und der Amtsstube hinausgehoben wird, fällt ziemlich genau mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst zusammen. Die beiden bedeutendsten Druckorte des fünfzehnten Jahrhunderts, Augsburg und Nürnberg, haben sich von Anfang an, namentlich seit dem siebenziger Jahren, der Gemeinsprache bedient, hier wurden vor Allem die deutschen Briefslehren, Kanzleibücher und deutsch-lateinischen Wörterbücher gedruckt, die bei dem Mangel jeder anderen grammatischen Festsetzung einzig eine sprachliche Norm angaben. Die meisten Ausgaben der mittelalterlichen Bibelübersetzungen, deren Benützung durch Luther jetzt nachgewiesen ist[1], sind ebenfalls zu Augsburg und Nürnberg gedruckt worden. Dazu nehme man noch die deutschen Psalter und die zahlreichen deutschen Evangelien und Epistelbücher, die Unterhaltungsbücher bis zum Jahre 1500, die fast alle in Augsburg erschienen sind, und erwäge die wichtige Stellung Augsburgs und Nürnbergs als Handelsplätze[2] — so wird die Thätigkeit der Buchdrucker für die Verbreitung der Gemeinsprache nicht geringer anzuschlagen sein als der Einfluß der kaiserlichen und fürstlichen Kanzleien. — Die frühesten Drucke bezeugen den Anschluß der Buchdrucker an die

[1] Krafft, Die deutsche Bibel vor Luther, Bonner Universitätsprogramm, 1883.

[2] Vgl. ob. S. 167.

Kanzlei ausdrücklich. Eine 1473 zu Augsburg gedruckte, von Nicolaus von Wyle übersetzte History Enee Silui kündigt sich an als »gemacht in der kayserlichen Canczley«; der erste datierte Augsburger Bibeldruck (1473—1475) bemerkt am Schlusse: »Diß durchleuchtigost werck der ganczen heyligen geschrifft, genandt die Bibel, für all ander vorgedrucket teutsch biblen lauterer, klärer und warer nach rechter gemeinen teutsch dann vor gedrucket...« Die nämliche Bemerkung steht in den Ausgaben von 1477, 1480, 1487, 1490, 1507, 1518, in der Nürnberger von 1483 und der Straßburger von 1485. Interessant des bewußten Gegensatzes wegen ist die Abänderung, welche jene Schlußnotiz in einer Halberstadter Ausgabe von 1522 erfahren hat: »vor alle andere dudesche Bibeln lutterer und klarer na rechtem warem dudeschem und sessischer sprake..«[1]).

Die verschiedenen Ausgaben der vorlutherischen Bibelübersetzung bilden eine continuierliche Reihe von Nachdrucken; die erste von ihnen stimmt, was das Neue Testament betrifft, fast Wort für Wort mit dem Codex Teplensis überein. Wie weit dieser Codex und die drei ersten ohne Angabe des Druckers, des Ortes oder des Jahres wahrscheinlich zwischen 1466 und 1470 erschienenen Bibeldrucke häretischen, d. h. waldensischen Ursprunges, und wie weit diese Uebersetzung von der vierten Ausgabe an, also seit ungefähr 1470, in katholischem Sinne umgemodelt worden sei, kann hier nicht erörtert werden[2]; Thatsache ist, daß mit der vierten Ausgabe ganz unabhängig von dogmatischen Erwägungen eine Modernisierung der Sprache überhaupt stattgefunden hat, d. h. daß alterthümlich gewordene Ausdrücke wie michel, lützel, tougen, maere, eischen, winster, zese ersetzt sind durch die neuhochdeutschen gross, klein, heimlichheit, gerücht, bitten, linc, recht: dialektische durch allgemeiner verständliche, z. B. schwegler: pfeifer, kaste: stadel, siechtuom: krancheit[3]).

---

[1] Vgl. Kehrein: Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther. Nach Paul Beitr. XII, 559 bezeichnet in diesen frühesten Zeugnissen der Ausdruck „gemeines Deutsch" nur die lingua vulgaris als Gegensatz zum Latein.

[2] Der Codex Teplensis s. ob. S. 154 ist herausgegeben von Klimesch, Augsburg und München 1881 ff.; über die Freiberger Handschrift vgl. Rachel, Freiberger Gymnasialprogramm 1886; über die kirchengeschichtliche Streitfrage die S. 110, Anm. 3 aufgeführten Schriften. Das Alte Testament, handschriftlich enthalten in der zu Wien befindlichen sogenannten Kaiser Wenzel Bibel, steht nach Klimesch zu der gedruckten vorlutherischen Bibel in ähnlichem Verhältniß wie der Codex Teplensis.

[3] Vgl. Pietsch, in Zachers Zs. XIV, 113; Biltz, in Herrigs Archiv LXI, 372 ff. Eigenthümlicher Weise ist eben diese vierte, nach Biltz bei Johann Zeninchmidt

Nächst Süddeutschland sind es die obersächsischen Länder, in denen die Kanzleisprache in die Litteratur eindringt, hier zunächst in ihrer mitteldeutschen Färbung. Wir haben ja gesehen, wie sich in Meißen und Thüringen die Geschäftssprache immer mehr in die Privatkreise einbürgerte und weiter die Schreibsprache der Gebildeten und Gelehrten wurde[1]). Sicher ist, daß Luther nicht der Erste gewesen ist, der zuerst diese Sprache für litterarische Zwecke verwendete. 1490 erschien zu Leipzig ein Sachsenspiegel, »der mit grossem Vleiß zu Liptzk gecorrigiret und auf die meißnische Sprach gedruckt ist«; eine handschriftliche Chronik Spalatins, theils von einem Schreiber, theils von seiner eigenen Hand geschrieben und im Jahre 1513 vollendet, ist bereits in strengster Kanzleisprache verfaßt. Gewiß ist Spalatin der wichtigste Vermittler zwischen der Hofsprache und Luther gewesen. Vor Luther war allerdings die litterarische Production in Kursachsen und Meißen eine recht bescheidene. Mit den Universitätsstädten Erfurt, Leipzig und Wittenberg sind auch die Hauptstätten des mitteldeutschen Buchdrucks genannt. Da nun die Drucker jeder Stadt meist gerade die Kanzlei, die ihnen zunächst lag, zum Vorbilde nahmen, ward für diese die kursächsische und herzoglich sächsische Kanzleisprache Muster. Die Strömungen und Schwankungen derselben[2]) finden sich zwar in der Sprache der Bücher wieder, in Ganzen aber folgten letztere der dem Mitteldeutschen nahe stehenden Richtung, wenn auch Eigenthümlichkeiten der mehr oberdeutschen Strömung sich nicht selten vorfinden, ja Anklänge an die süddeutsche Bücherspräche sich Eingang verschafft haben, wie die ausdrückliche Bezeichnung der Umlaute ü und ö, ue als Ersatz des oberdeutschen uo.

Das westliche Mitteldeutschland, Frankfurt, Mainz und Worms, hatte die neue Kanzleisprache erst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts angenommen[3]), doch hatten diese Städte im Buchdrucke da-

in Nürnberg erschienene Bibel, neben der Modernisierung im lexikalischen Theile, in der Lautgebung auf den mittelhochdeutsch-schwäbischen Standpunkt zurückgekehrt, doch sind ihr die späteren Ausgaben hierin nicht gefolgt. Uebrigens findet sich schon im ersten Bibeldrucke die Glosse augfanen: oder schweisstuoch, ein Beweis, daß augfane des Codex Teplensis bereits unverständlich geworden war; in der dritten Ausgabe ist für das alte ambechtung Dienst anbettung gesetzt; das alte Wort wurde nicht mehr verstanden und als Druckfehler angesehen. Vgl. Biltz, a. a. O. S. 376, 383. Auch in der Freiberger Handschrift sind ältere Ausdrücke durch eine spätere Hand am Rande glossiert worden; vgl. Rachel, a. a. O. S. 7 u. 8. — Die am meisten verbreitete Ausgabe ist die neunte, vom Buchdrucker Koburger in Nürnberg, 1483.

[1] Vgl. ob. S. 163.

[2] Vgl. ob. S. 162.

[3] Vgl. ob. S. 167 f.

mals noch keine so große Wichtigkeit, daß sie auf die Gestaltung der Sprache hätten einwirken können. Als später Frankfurt Haupthandelsplatz für Bücher wurde, nöthigte der vermehrte Buchdruck, die obersächsischen Formen durchgängig in die Schrift aufzunehmen. In Mainz und Worms wurde bereits 1504 gemeindeutsch gedruckt, desgleichen in Metz im Jahre 1500 der Roman von Flore und Blanscheflore und 1513 ein lateinischer und deutscher Psalter.

So blieben zuletzt nur noch zwei Gebiete, die der Gemeinsprache gegenüber an ihrer alten Schriftsprache festhielten: der niederdeutsche Norden und Nordwesten und das alemannische Sprachgebiet: Schwaben, die Schweiz und Elsaß.

Es ist eigenthümlich, daß gerade in der Zeit, während deren die mittelniederdeutsche Litteratur ihre Blüthe erreicht hatte, das Obersächsische als Rechtssprache in Niederdeutschland Fortschritte machte[1]). Der augenfällige Gegensatz, in welchen die beiden Idiome nunmehr zu einander traten, brachte die Bezeichnungen „hochdeutsch" und „niederdeutsch" in Aufnahme. Der Ausdruck „hochdeutsch" in Bezug auf die gemeine Kanzleisprache wird zuerst gegen 1470 im Munde eines Westfalen nachgewiesen[2]), er gilt ihm für Ober- und Mitteldeutschland, während die Benennung „Oberländer", wie von Bruder Berthold und Hermann von Fritzlar bloß für die Alemannen gebraucht[3]), so noch bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts dem Binnendeutschen nur für die Nachbarn im Süden geläufig war[4]). Die zweitälteste Stelle, an der von „hochdeutscher" Sprache die Rede ist, bietet ein Straß-

---

[1] Vgl. ob. S. 143.

[2] DWB. IV, 2, 1610.

[3] Vgl. ob. S. 77 u. 111.

[4] Luther, wo er von Ober- und Niederländern spricht ob. S. 164 hat vielleicht auch nur die äußersten Gegensätze im Auge. — In der Verfassung des Schmalkaldischen Bundes heißen die dort aufgenommenen oberdeutschen Städte die „oberländische". — Im Süden hinwieder wird die Bezeichnung „Hochdeutscher" in geographischem Sinne synonym mit „Oberdeutscher" gebraucht S. ob. S. 20, Anm. 1. Der Ausdruck ist hier besonders in der kaiserlichen Kanzlei beliebt und nimmt daselbst, seitdem das Haus Habsburg Burgund und Holland in seinen Besitz gewann, einen Gegensatz gegen die Niederlande und Niederdeutschland an. Ja es wird sogar „hochdeutsch", z. B. in den Reichstagsacten von 1523, von österreichischen Schreibern mit „deutsch" ganz gleich gebraucht und wechselt ab mit letzterem Ausdrucke. Deutschland wird aber in denselben Acten als Land zwischen Ulm und Köln bezeichnet. Jenseits Kölns begannen die neuen Erwerbungen des Habsburgischen Hauses. So ist also hier im Westen Deutschlands der alte Besitz des deutschen Kaisers als hochdeutsch dem neuen niederdeutschen Erwerb gegenübergestellt. Weiter nach Osten hin verstand man Altsachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern unter Niederdeutschland. — Ernst Wülcker, Germania XXV, 381.

burger Druck vom Jahre 1493: »Wie man einem yeklichen, was würden und stands der ist, schryben soll: new practicirt rethoric und briefformulary des adels, stetten und ländern des hochteutschen yetzlauffenden stylums und gebruchs«[1]). Von „niederdeutscher" Sprache ist zuerst die Rede in einer Bremer Urkunde von 1482: »Praesens publicum instrumentum in vulgari Almanico basso de manu alterius fideliter scriptum exinde extrahendo confeci et in hanc publicam formam redegi«[2]). — In dem 1485 zu Antwerpen erschienenen und oft an den verschiedensten Orten nachgedruckten »Exercitium puerorum grammaticale per dietas distributum« heißt es[3]): „Da die Laien mancherlei Sprachen haben: Französisch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Schottisch, Gothisch, Alemanicum seu Teutonicum, et Teutonicum iterum diversificatur per altum, bassum et medium: so ist es unmöglich, für alle diese eine gleiche Bezeichnung jeden Casus, Temporis und Modi zu geben. Daher müssen die Schulmeister ein Jeder nach seiner Sprache die deutsche Uebersetzung (signa teutonicalia) oder sonst gemeinverständliche Bezeichnungen der Casus, Tempora und Modi erfinden und damit die Knaben unterrichten, entsprechend ihrer Muttersprache. So wird es am besten fruchten, sowohl zum Lateinsprechen als zu fließendem Uebersetzen." — Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Hochdeutsch werden also einander noch als vollkommen ebenbürtig gleichgestellt, von einer Nebenbedeutung des Hochdeutschen als einer höheren, über den Mundarten stehenden Sprache ist Nichts zu verspüren. — Auf diesem Standpunkt stehen auch die nächstfolgenden Zeugnisse. Die niederdeutsche Uebersetzung von Brants „Narrenschiff", zu Rostock 1519, weist sich aus als »nu upp dat nye uth demm hochdutzschen in sassche effte nedderlendesche sprake gesattet«. Noch der 1527 zu Köln gedruckte, im mittelfränkischen, also dem Niederdeutschen nahestehenden Idiom »na franckyscher und ander anstossender lande gewonheit und spraich« verfaßte „Schryfftspiegel des neuwen stylums", der erste Versuch eines Systems der deutschen Orthographie, fordert keine strenge Einheit der Schreibung: »Eyn schriver, welcher art der in duytzscher nacioin geboren is, sal sich zovur uyß flyssigen, dat

[1]. Panzer I, 203. — Vgl. unt. S. 183.

[2] Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, II, 25.

[3]. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh., S. 17 ff.

he ouch ander duitsch, dan als men in synk[1]) land synget, schriven, lesen und vur nemen moeg. Als is he eynn Franck, Swob, Beyer, Rynlender etc., sall (he ouch sassenscher, merckysscher spraiche eyns deyls verstandt haven: des gelichen wederumb, is einer eyn Saß, Merker etc., he sal sich des hochduytzschen myt flissigen. Dan eynem berömden schriver kumpt mancher leye volck zo hant, und wan als dan eynn ytlicher wulde ader sülde syngen, als ym der snavel gewassen were, so bedörfft men wail tussen eynem Beyeren und Sassen eyn tolmetsch . .« „Die Mundarten sind also hier noch nicht von der neuhochdeutschen Schriftsprache unterschieden und dieser untergeordnet“[2], der Verfasser will im Gegentheil ausdrücklich »eyns yderen lant art rechtlich leyden, uyßgeslossen die boese alde gewonheit und herkomenn in eym lande in övyng und doch unrecht gebrucht«[3]). Das Werk hat einen hochdeutschen Anhang, der durch folgende Worte begründet ist: »Dat dyt tractägen volgende in hochduytsch gedruckt, ist ursach die volgende synonyma rhetoricalia, die den gelich in düytzsche sprach nit wail mögen gebracht werden«. „Deutsch“ steht also hier für „Niederrheinisch“[4]). — Der gleichzeitige Albert Krantz lobt im Eingang seiner „Saxonia“ die niedersächsische Sprache wegen der Abwesenheit der Zischlaute und der Diphthonge des Hochdeutschen: »Saxonum lingua, si ad lucem veritatis res inspiciatur, sola servat sinceritatem suae vocalitatis, ut verba omnia puro sono denunciet: non inversa stridoribus, non contorta diphthongis etc. Dialectus Saxonica quam proxime ad antiquam illam accedit. Docent id infinita vocabula, quae Saxonicam dialectum ad amussim exprimunt . . .« Auch der gelehrte bairische Chronist Aventin gibt der niederdeutschen Sprache wegen ihrer Uebereinstimmung oder Verwandtschaft mit dem Griechischen den Vorzug vor der hochdeutschen: »Die Teutsch Sprach, und voraus die Sächsisch und Niderländisch, vergleicht sich fast in allen dingen Griechischer zungen, gehet fast auff die Griechischen art«: »ph sprechen die Hochteutschen grob auß, als wers pf. Die Sassen

---

[1]) synk = synt = mhd. sînez. Dieser Uebergang aus der Dental in die Gutturalreihe kommt heute noch im Kölnischen vor: wik, riken = wîd, rîden.

[2]) Müller, Quellenschr., S. 382 ff.

[3]) Hanns, in Flecteisens „Jahrbüchern 1881, S. 77, Anm. 213.

[4]) Hanns, a. a. O., S. 76, Anm. 181. — Diesen Gebrauch des Wortes „deutsch“ weist auch der Titel eines 1477 zu Köln durch Gerhard von Schüren verfaßten deutsch-lateinischen Wörterbuches auf: »Theuthonista: Duytschlender«. Vgl. ob. S. 19, Anm. 1.

wie die Griechen recht, als denn seyn soll. Niderländer brauchens p allein, wo das Oberland pf hat: Paltz Pfaltz, Pferdt Perdt, Pfaff Paff«; »t haben die Sachsen, wo die andern Teutschen s haben, nach dem Griechischen brauch: Wittenberg Weissenberg, Watter Wasser«[1]).

Ueber das Vorhandensein des Gegensatzes, in dem sich die Sprache der herrschenden Stände zu der des Volkes schon im fünfzehnten Jahrhundert auf niederdeutschem Boden befand, ist uns um 1477 ein merkwürdiges Zeugniß aus Halle überliefert in den Denkwürdigkeiten des Hallischen Rathsmeisters Marcus Spittendorf: »Zum ersten ließ der rath vor sich heischen die von der gemeinheit (Bürgerschaft) aus allen vier pfarren in die dörntzen (Rathsstube). Do hatte der ratsmeister Heddrichs angehoben zu reden, wiewol es dem andern seinen kumpen Karlen (der andere Rathsmeister) behorte zu reden, jedoch so mochten sie sich des im rathe underlangk haben vortragen (unter einander verabredet haben), das Hedrich redte, wenn er wuste und kunde wol reden uff sechsisch«[2]). Unzweifelhaft geht hieraus hervor, daß in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das Volk zu Halle noch niederdeutsch redete und sich seine Sprache deutlich unterschied von der Umgangs- und Geschäftssprache der höheren Stände, jenem Mitteldeutsch, wie es uns z. B. aus den Urkunden der Stadt jener Zeit entgegentritt[3]).

Wir sehen also die niederdeutsche Sprache, jedenfalls gestützt durch die Entwicklung ihrer Litteratur, ihr Gebiet gegenüber dem eindringenden Hochdeutschen noch kräftig vertheidigen. Jacob Grimm hat bemerkt[4], daß die heutige niedersächsische Volkssprache gewisse Feinheiten, die sie vor oberdeutschen Dialekten voraus habe, dem Umstande danke, daß sie einige Jahrhunderte länger in Schrift- und öffentlichem Gebrauch geblieben sei. Wir dürfen diesen Ausspruch mit um so größerer Berechtigung nun auch auf den alemannischen Dialekt anwenden, als Grimm selbst bei einer andern Gelegenheit sich dahin ausgesprochen hat, daß unter den Volksmundarten die schwäbische und schweizerische vorzüglich lebendig und sinnig erscheine, sodaß es ein Glück gewesen wäre, wenn unser Hochdeutsch sich mehr aus der alemannischen Sprache als aus der fränkischen und bairischen gebildet hätte[5]).

[1]) Rudolf von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 22 23.
[2]) Mitgetheilt von Bech, Germania XXVI, 351.
[3]) Vgl. ob. S. 143.
[4]) Gr. I², XIII.
[5]) In dem Aufsatz über dialektische Unterschiede im Präteritum, Germania III, 147 ff.

Die Berührung des Alemannischen mit der von Osten her andringenden Reichssprache mußte zunächst in Schwaben stattfinden. Augsburg, an der äußersten Grenze des schwäbischen Sprachgebietes, war durch seinen Buchdruck bereits eine wichtige Stütze für die Verbreitung der Gemeinsprache geworden[1]). Der Umschwung in der Volkssprache sollte bald nachfolgen. In den Annales Augstburgenses des Achilles Pirminius (gest. 1577) heißt es zum Jahre 1500[2]): Sub hoc saeculum coepit vernaculus Sueviae hujus sermo apud Augstburgum a simplicium vocalium tum prolatione tum scriptione ad Bojaricas Austriacasque dyphthongos declinare primulum et inde paulatim magis ac magis ad exterorum sonos accedere, adeo ut nostra hac aetate, jam sub Ferdinando Caesare, plane alio idiomate cives hic loquantur, quam majores soliti fuerint. Nam cum hi olim populariter tum literis tum voce tam in nominibus quam in verbis i et u rotundo expresserint ore, hodie omnes diductiore rictu ei et au pronunciant scribuntque«[3]).

Zu Ulm erschien 1473 die erste gedruckte deutsche Chronik, eine Weltchronik des bekannten Stadtarztes Heinrich Steinhöwel, in alemannischem Gewande; so wurde auch 1475 zu Blaubeuren alemannisch gedruckt. Schon 1486 aber wird zu Ulm eine gemeindeutsche Chronik gedruckt, verfaßt von Thoman Lirer, gesessen zu Rankweil. — Später erfolgte die Annahme des neuen Vocalismus im westlichen Schwaben. Der Widerstand gieng hier namentlich aus von Nicolaus von Wyle, der, aus einem aargauischen Geschlechte zu Bremgarten gebürtig, von 1449—1469 als Stadtschreiber zu Eßlingen, dann bis zu seinem Tode als zweiter Kanzler des Grafen Ulrich V. von Würtemberg zu Stuttgart wirkte. In seinen Translationen oder Tütschungen, die 1478 zum ersten Mal zu Eßlingen, und nachher wieder zu Stuttgart und Straßburg erschienen, stellt Nicolaus den Satz auf, daß der

[1] Vgl. ob. S. 170.

[2] I. B. Menckenii Scriptores rerum Germanicarum, Bd. I, Leipzig 1728, pag. 1727.

[3] In einer 1595 herausgegebenen Augsburger Chronik lautet diese Stelle zum Jahre 1501: »Umb diese Zeit begunden die Augsburger ihre sprache zu ändern und etwas verständlicher zu reden und zu schreiben, also daß sie zu unserer Zeit bey regierung Kaiser Ferdinandi ganz anderst reden denn die alten. Dann dieselben vor diesem in Aussprechung des i und u das Maul weit aufsperrten, brauchen sie jetzunder dafür das ei und au im schreiben und reden und sagen mit halbem Mundt allein für allan, auch für ach«. Hanns, in Fleckeisens Jahrb. 1881, S. 18, Anm. 82. Doch wurde noch 1532 zu Augsburg Hans Buisteters „Ernstlicher Bericht", ein Kriegsbuch, in der durchaus alemannischen Sprache des Verfassers gedruckt neu herausgeg. v. Peters und Birlinger, Bonn 1887.

deutsche Stil, »kain gewiß kunst noch regel habende, sich endert und verkeret nach wyte und gewonhait der landen und näch endrung der lüten, der löffen und der zyte. Deshalb schwer ist und nit wol muglich, das ützit hier von gesetzt werden mug gewisses belyplichs und yeder man gefelligs .... So ist unsers landes tütsche bißher gewesen zereden »»zwüschen dir und mir««, »»zwüschen üch und uns««, »»zwüschen im und mir««. Dar für wir yetz österrychisch sprechen: »»zwüschen die und min««, »»zwüschen üwer und unser««, »»zwüschen sin und min««. Item und als die fürsten unser landen bißher pflegen haben ain andern zeschryben und noch das merentails tünt: »»üwer lieb««, heben yetz etlich schriber an flemisch dar für ze schriben: »»üwer liebde«« und »»bequemlich«« für »»bekemlich«« und »»dejenen«« für »»die selben««. Und rinisch »»geet«« für »»gät«« und »»steet«« für »»stät««, »»rachtung«« für »»richtung««, »»gescheen«« für »»geschechen««. Und dero hunderterley. Item und das wunderbarer ist: so haben sich unser vätter und dero altfordern in Schwäben yeweltn her bis uf uns gebrucht in irem reden und schriben des diptongons ai für ei, »»burgermaister«« schribende, nit »»burgermeister««, »»nain«« und nit nein««, »»flaisch«« und nit »»fleisch«« etc. Aber yetz garnäch in allen schwebischen cantzlien der herren und stetten schribent die schriber ei für ai, »»burgermeister«« sprechende und nit »»burgermaister««, »»wysheit«« und nit »»wyshait««: daz ain große unnütze endrung ist unsers gezüng, dar mit wir loblich gesündert wären von den gezüngen aller umbgelegnen landen; das uns yetz laidet und fremdes liebet. Ich bin bürtig von Bremgarten uß dem Ergöw: und hab mich anefangs, als ich herus in Swäben kam, grosses flysses gebruchet, dz ich gewonte ze schriben ai für ei. Aber yetz were not, mich des wider ze entwennen, wo ich anders mich andern schribern wöllt verglychen. Das ich aber nit tün wil. Yetz ist aber ain nüwes gougelspiele entstanden, dz man in vil cantzlien und schriberyen pfligt zu schriben zway n, da des ainen gnüg wer und das ander überflüssig ist, mer die verstentnüß irrend dañ fürdernd ..... Und mich wundert, dz etlich stattschriber mir bekant solichs von jren substituten lyden tünt, so bald sy etwas nüwes sechen uß ains fürsten cantzlie usgegangen, ob es wol nit grundes hät und unrecht ist, noch dañ das bald uffassent und sich des gebruchent wie die affen. Und ist nit anders, dañ wie ir yetz sechent die jungen gesellen diser zyt beklaidet geen

und geschücht nach dryer oder vierer landen sitten, also findet man ouch selten me ainch gedichte, es syen dañ dar under viererlay oder fünfer sprache vermischet. Das jch nit rüm noch seer schilt: aber doch grösserm lobe gib, sich in gedicht gůter lands tütsch zierlich ze gebruchen, danne fremder sprachen worte ze sůchen, die unser fordern gebürlicher haben vermitten. Aber sich ze flyssen hüpscher worten, dero man sich ye zů zyten nach tütsche unsers lands gebruchet. Als yetz sind die wort: »»demnäch, deshalben, angesechen, ainbaren, billichten, abnemen«« etc. Und der gelychen vil . . .«[1]).

Wenn wir oben[2]) eine Schrift des Nicolaus in der kaiserlichen Kanzleisprache erwähnt haben, so setzt diese Handlung ihn mit seinen eben wiedergegebenen Worten durchaus nicht in Widerspruch, da er ja jeder Landschaft ihre Schriftsprache lassen will, und jenes Buch in Augsburg erschien, wo die gemeine Schriftsprache herrschte. Wichtig ist, daß wir hier die ausdrückliche Bestätigung erhalten von einer Sprachbewegung im Sinne der Ausgleichung der Mundarten. In dem Gebrauche der Consonanthäufungen ist das Eindringen des Einflusses österreichischer Kanzlei unverkennbar[3]), die Ersetzung des altschwäbischen ai durch ei kommt jedenfalls weniger von der Schweiz her als von den mitteldeutschen Kanzleien; diese Einwirkung ist wohl auch mit dem gemeint, was Nicolaus als „flämisch" und „rheinisch" bezeichnet. Daß endlich neben diesem mitteldeutschen der österreichische Sprachgebrauch als Vorbild genannt wird, ist auch bedeutungsvoll.

Entscheidend für die Bestimmung der Zeit, in welcher die neuen Verhältnisse in der schwäbischen Aussprache allgemein die Oberhand gewannen, ist, daß in einem in die Anfangszeit der Reformation fallenden Dialoge au, ai, ei, ao, aw als »wirtenbergische vocale« bezeichnet werden[4]); Johann Kolroß nennt bald darauf au für û und ou schwäbische Eigenthümlichkeiten, und später gibt Konrad Gesner den Unterschied zwischen Schwaben und Schweizern dahin an, daß die Erstern au für û, ei für î, ai für ei, eu für ü sprechen. Durch ganz Schwaben trat nunmehr ei an die Stelle des alten î, nur in Oberschwaben, in und um Rottweil, blieb noch in einigen Wörtern (mi^{n}, di^{n}, si^{n}, gsi^{n}) die alte einfache Länge. Der Unterschied zwischen dem neuen und dem alten Diphthongen dauert in der Aussprache in der Weise fort,

[1]) Müller, Quellenschr., S. 15 ff.
[2]) S. 171.
[3]) Vgl. ob. S. 161 2.
[4]) Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, II. 120, 11.

daß dieser ai oder oi, der aus î entstandene éi lautet, und noch lange, nachdem die schwäbischen Drucker ei für das alte î gesetzt hatten, gaben sie den alten Diphthong mit ai. — Ebenso verhält sich die Aussprache, aber nicht der Druckergebrauch, zwischen au und ou; Anlaß zu dieser ungleichen Behandlung hat wohl das Vorbild Augsburgs gegeben, welches ou auch nicht kennt. Einige alte û hat nur noch das Oberschwäbische vor r bewahrt: bûr, mûr, sûr. — eu wird bereits im fünfzehnten Jahrhundert in Drucken statt iu oder ü gesetzt. Die Baiern und Schwaben haben offenbar zuerst iu und û verschoben, die Elsässer und Schweizer eher î.

So schloß sich Schwaben, da es û, ü und ie beibehielt, in den Lauten der bairisch-österreichischen Aussprache an, ohne deren Abweichungen im Consonantismus, wie p für b, anzunehmen, während es sich anderseits von dem oberalemannischen ch für k und den elsässischen d für t freigehalten hatte; weniger büßte der Wortschatz das bisherige alemannische Gepräge ein, wenn schon die Drucker, nachdem sie in den Lauten der Gemeinsprache entgegengekommen waren, auch hier die stärksten Eigenheiten zu tilgen bestrebt sein mußten. — Dadurch, daß das Schwäbische auf diese Weise die Mitte hielt zwischen verschiedenen Dialekten, gewann es das Characteristicum der Gemeinsprache und fiel, zumal als Büchersprache, für Fernerstehende mit der Reichssprache zusammen, und so erleben wir das seltsame Schauspiel, daß, wie zur Hohenstaufenzeit dieser Dialekt die Mundarten beherrschte, er jetzt wieder als nachahmenswerthes Vorbild guter und vornehmer Sprache hingestellt wird, trotzdem er inzwischen eine so tiefgreifende Wandlung durchgemacht hatte. Etwelche Nachwirkung der Tradition mag für diese erneute Werthschätzung freilich auch in Betracht kommen. Eine Priamel des fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderts verlangt an einem schönen Weibe »die red dort her von Swaben«[1]; ein Druck von Taulers Predigten, 1508, trägt zu deren Empfehlung die Bemerkung: »die da neulich corrigirt und gezogen sind zů dem mereren Tail auf guot verstentlich Augspurger sprach, die da under allen Teutschen zungen gemeiniglich für die verstentlichste genommen und gehalten wird«. Im Elsaß galt es für herrischer, jene schwäbische Sprache in der Heimath zu sprechen, schwäbischen Brauch mitzubringen. In Paulis „Schimpf und Ernst" heißt es: »Er ist ein Zunftmeister worden, er ret nie me sein Sprach; er nimpt sich an, schwebisch zu reden und ist nie recht für das Thor kumen«. In Geilers Evangelienbuch steht: »Und wenn sie heim kumen, bekleiden sie

[1] Wackernagel, LG. § 93, Anm. 6.

sich als die Schwebin. Und haben etwan mit Schwaben gebadet, so wöllent dann ir auch schwäbisch reden« [1]). — Von einem Prediger in Augsburg sagt eine handschriftliche Chronik von 1634, „er habe eine grobe Allgäuerische Sprache gehabt“ [2]), d. h. wohl, er habe sich der alemannischen Volksmundart bedient. Der Gegensatz des Alemannischen zum schwäbischen Schriftdeutsch ist hier deutlich ausgesprochen. — Wo über die schwäbische Aussprache Tadel laut wird, betrifft er die ihr noch anhaftenden alemannischen Eigenthümlichkeiten. Johann Altensteig, der Herausgeber einer Sammlung verdeutschter grammaticalischer Kunstwörter, sagt in der Auflage seines Werkes von 1515: »Annexi Teutonicum sive vulgare secundum meam linguam, qui a quibusdam rudes, crassilingues et duriloqui Suevi dicimur«. — Oder es war, bei den Schweizern wenigstens, die seit den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts und den Kämpfen mit den Landsknechten angeborne Feindschaft gegen die Schwaben, welche sie diese als »ob linguam et mores allenthalben verachtett« darstellen ließ [3]).

Auf der andern Seite mußte die Gemeinsprache, nachdem sie den Mittelrhein eingenommen [4]) und gegen Köln vordrang [5]), sich auch am Oberrhein Bahn zu brechen suchen. — Als besonders bedeutsam fällt zunächst in's Gewicht, daß hier Straßburg und Basel als Hauptorte für buchhändlerische Unternehmungen ebenbürtig neben Augsburg und Nürnberg sich stellen konnten. Sodann ist wohl zu beachten, daß in diesen Gegenden die deutsche Litteratur seit drei Jahrhunderten in Blüthe stand, zuerst als Ritterdichtung, dann als Prosa der Mystiker, zuletzt als Geschichtsschreibung. Der alemannische Dialekt war hier vollständig zur Schriftsprache ausgebildet worden. Gerade jetzt, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, ist es der Oberrhein als Sitz des Humanismus, der Sodalitas Rhenana, und mit der kurz zuvor gestifteten Universität Basel als Sammelpunkt wissenschaftlicher Bethätigung, der durch Regsamkeit des geistigen Lebens, Frische der Entwicklung und Productivität ohne Wiederrede auf der Höhe der damaligen Cultur steht. Es ist nun freilich wahr, daß die eigentlichen Humanisten schon durch die ausschließliche Anwendung der lateinischen Sprache, auch wenn sie Gegenstände von allgemeinem Interesse behandelten, das Gebiet ihrer Wirksamkeit lediglich auf auserwählte Kreise beschränkten. Aber es gab doch auch unter ihnen Männer, welche die Weltanschauung der Gelehrten in verständlicher Form in

[1] Vgl. Birlinger, Die alemannische Sprache rechts des Rheins, S. 205 u. ob. S. 79, Anm. 4. [2] Birlinger, S. 25. [3] Vgl. Wackernagels Fischart, S. 27.
[4] Vgl. ob. S. 167, 172/3. [5] Vgl. ob. S. 174/5.

breitere Schichten zu tragen bemüht waren. Aus diesem Boden ist herausgewachsen das berühmteste aller deutschen Bücher vor der Reformation: Sebastian Brants „Narrenschiff", dem ein Ulrich von Hutten das Lob spendet, hier sei zuerst die „barbarische Sprache" in glattes Versmaß gezwungen.

So anziehend es ist, die Stellung der alemannischen Litteratoren: Brants, Geilers von Kaisersberg, Thomas Murners, Pamphilus Gengenbachs zur Gemeinsprache zu untersuchen, wichtiger ist für die Beobachtung des Ganges der sprachlichen Umwälzung zunächst das Verfahren der Buchdrucker, denn es liefert, weil lediglich von objectiven Gründen, Geschäftsrücksichten, bestimmt, hiefür den denkbar sichersten Maßstab[1].

Die Straßburger Drucke sind bis in das zweite Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts theils alemannisch, theils gemeindeutsch; beim Anbruch der Reformation ist der Sieg des Letzteren entschieden. Gemeindeutsch wurde bereits 1485 die zehnte vollständige deutsche Bibel in Straßburg gedruckt, 1488 ein Plenarium, 1507 ein deutschlateinischer Psalter. Die wahrscheinlich älteste deutsche Leichenrede im Elsaß, gehalten 1475, gedruckt zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, ist ebenfalls im gemeinen Deutsch[2]. — Alemannisch sind eine Uebersetzung des Ovid, 1484; liber de arte distillandi 1500, ein Kräuterbuch 1507, ein deutscher Decameron 1509, Nicolaus von Wyle Translationen 1510, ein Plenarium 1512. Ganz in alemannischer Sprache ist abgefaßt die erste deutsche Uebersetzung des Terenz: »getruckt in der keiserlichen und fryen statt Straßburg von Hanß grünynger und seliclich geendet uff zynstag vor sant Gregorien Tag nach Cristi geburt 1499«. Der Verfasser sagt am Ende der Vorrede, das Buch sei nicht so leicht zu lesen noch zu verstehen, »dann es besunder tütsch in ihm hat, wann da ist ein gemeine red wie teglich noch hüt einer mit dem andern redt«. Es folgt sodann ein alphabetisches Register der einzelnen in dem Terenz vorkommenden Episoden und darauf folgende Ueberschrift: »Item recht und verstentlich zelesen diß büch, so syen zemercken die nachergendē Regel, dann on die wie vorstot mag kum verstandē werdē diß tütsch, diewil es dick verzugkt und gebrochen ist«. Fünf Regeln, wie man das Buch lesen solle, machen in der That den Beschluß[3].

[1] Vgl. ob. S. 169/170.

[2] In Stöbers Alsatia 1858, S. 275 ff.

[3] Auf diese Aeußerung des Verfassers über seine Sprache hat schon Gottsched aufmerksam gemacht in seinem Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, S. 41.

Bezeichnend für die Stellung des Alemannischen als Litteraturdialekt ist, daß es selbständige Lehrbücher der Stilistik, d. h. Briefbücher, aufweist. So erschien 1483 ein Formularbuch und deutsche Rhetorik alemannisch in Straßburg; 1493: »Spiegel der waren Rhetorick. Uß M. Tullio C. und andern getütscht . . . menicher contract, seltzam, Regulirts Tutschs und nutzbar exemplirt . . .« verfaßt durch Friedrich Riederer zu Freiburg im Breisgau, 1509 zu Straßburg wieder abgedruckt.

Ueber die eigentliche alemannisch-elsässische Volkssprache haben wir einen Ausspruch Wimphelings, der als classisch Gelehrter ihrer Eigenthümlichkeit freilich nicht gerecht werden konnte: »Sic dicunt illi illepidi concionatores: Dixit Jesus, ibat, ambulabat, sanabat, docebat, respondebat: Der Herr was sprechen, er was gohn, er was wandlen, er was gesundt machen, er was leren, was antworten; sicque de innumerabilibus, ubi simplex verbum Germanicum sufficeret: Der Herr sprach, er gieng, er wandelt, er macht gesundt, er leret, er antwortet. Ille enim modus est Germanicus, praesertim in Helvetia, id est Alsatia, et in Germania ultrarhenana, quarum partes sunt Ortonavia et Brisgavia«[1]. — Mit der Schweiz, Elsaß, Ortenau und Breisgau umschreibt Wimpheling ganz richtig das nunmehrige Gebiet der alemannischen Mundart.

Für Basel ist 1472 das älteste bezeugte Druckjahr. Die ersten deutschen Bücher erschienen bei Bernhard Richel, nämlich der Sachsenspiegel 1474, Spiegel menschlicher Behaltnisse 1476 und Ein Bürdlin der zyt 1481. — Die sogenannte vierte deutsche Bibel, welche zwischen 1470 und 1473 erschien, gehört einer Mundart an, die sich der schweizerischen sehr nähert. Panzer schwankt hinsichtlich derselben zwischen Nürnberg und Straßburg. In der Basler Buchdruckergeschichte wird es dagegen wahrscheinlich gemacht, daß diese Bibel Basel angehöre[2]. Ist dies der Fall, so wäre für ihren alemannischen Lautstand[3] die ungezwungenste Erklärung gefunden.

[1] Aus Schobingers Anmerkungen zu Vadians Farrago; bei Goldast, Script. rer. Alem. III. — Ueber die Verbindung von sein mit dem Infinitiv, welche ähnlich dem lateinischen Imperfect die Dauer des Handlung ausdrücken soll und sich mit dem ungleich häufigeren Gebrauche des Participiums zu diesem Zwecke was lebende, getrüwende was eng berührt, vgl. Gr. IV, 5 ff., 92, 125, 129. Beispiele von der Abschleifung des deutschen Particípium Präsentis und seinem Ersatz durch den Infinitiv stellt zusammen Bech, Zeitzer Programm 1882.

[2] Panzer, Annalen der älteren deutschen Litteratur; Stockmeyer und Reber, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte — die bibliographischen Hauptwerke, aus denen wir unsere Angaben über die Straßburger und Basler Drucker vorzugsweise schöpfen.

[3] S. ob. S. 171, Anm. 3.

Der Aesop von Heinrich Steinhöwel: »schlecht und verstentlichen geteutschet, nit wort auß wort, sunder syn auß syn«, um 1490 bei Lienhart Ysenhuot, ist der früheste sichere gemeindeutsche Druck Basels. — In der gleichen Sprache erschien 1514, 1516 und 1518 Das Plenarium oder Ewangelybuoch: »darumb, das vil menschen seind, die das latin nit verstanden grüntlich und doch lesen können teutsch, so ist das gegenwertig bûch der ewangely mit irem zûgehör zû teutsch gesetzt«. „Das Basler Plenarium von 1514", sagt Panzer, „ist nichts Anderes als ein ganz in's Deutsche übersetztes Meßbuch, soweit es für den gemeinen Mann nöthig war, und schon dadurch unterscheidet es sich von den älteren Plenarien, die weiter Nichts als die Evangelien mit einer Glosse und die Epistel enthielten, wozu nachher noch der Introitus der Psalmen und die Collecte kamen. Dieses aber enthält auch alles Uebrige, was bei der Messe gewöhnlich gelesen oder gesungen wird. Ueber dieses ist hier den sonntäglichen Evangelien eine neue und weitläufige Glosse beigefüget und der Beschluß allezeit mit einer Historie oder Fabel gemacht worden. Die Uebersetzung der Evangelien und Episteln scheint neu zu sein, und dieser ist manchmal eine kurze Erklärung oder Umschreibung beigefügt worden." — Ueber den ungenannten Drucker gibt Aufschluß eine im Gegensatz zum Texte alemannisch abgefaßte handschriftliche Notiz in dem auf der Basler Bibliothek befindlichen Exemplare: »Diss Bûch gehört den Kartüsern in minderen Basel, so der ersam meister Adam Petri von Langendorff unserm gotzhuss geben hat Anno 1514«. Weniger der Umstand, daß der genannte Adam Petri aus Franken, einem Hauptsitze der Gemeinsprache[1]), gebürtig war, als weil der characterisierte Inhalt des Werkes dasselbe allen deutschen Stämmen gleich empfehlen sollte, mag zur Wahl dieser Form geführt haben. Damit war eingestanden, daß das »Teutsch« die eigentliche Litteratursprache des Reiches sei, also auch am Oberrhein Giltigkeit habe. — Schweizerdeutsch (»tütsch«) dagegen, zum Theil grob mundartlich, ist Petermann Etterlins Chronik der Eidgenossenschaft, 1507, alemannisch Murners Uebersetzung der Institutionen Kaiser Justinians 1519, Zasius' Stadtrechte von Freiburg im Breisgau und Erasmus' Auslegung des ersten Psalms, verdeutscht durch Leo Jud, Leutpriester zu Einsiedeln, 1520; Lutherische Tractate wurden in die landesübliche Sprache umgesetzt. Sogar niederrheinisch wurde 1517 »Dat Boek des Hillighen Evangelii« gedruckt, ein Fingerzeig, wie weit

[1]) Vgl. ob. S. 159, 170.

Basels Buchdruck über die Stadt- und Landesgrenzen hinausgriff. Eigenthümlich ist, daß Amerbach und Froben, „die Fürsten der Buchdrucker", keine deutschen Bücher druckten.

Hielt also Basels Buchdruck im Gegensatze zu Straßburg, das durch seine geographische Lage und bedeutende politische Rolle den Einwirkungen der Reichssprache stärker ausgesetzt war, vorzugsweise am Dialekte fest, so war vollends die Amtssprache der Stadt noch durchweg die alte. Schon Ochs[1]) hat in Missiven von 1199 Merkmale der Volkssprache beobachtet wie sig sei, sie hent, ich heig, ich lon, wir wend, sönd, ufneh, genon genommen, gen geben, erloubig Erlaubniß, allwen zu immerzu. Als dann nach dem Ausgange des Schwabenkrieges Basel in den Schweizerbund eintrat, war der Sieg des Dialektes noch einmal entschieden. Wenn der Uebergang Schwabens zur Reichssprache durch das Festhalten zum Kaiser gegen die Schweizer wesentlich beeinflußt oder beschleunigt wurde, so mußte die Eidgenossen der Widerstand gegen das Reichskammergericht und gegen die Kreiseintheilung Maximilians gerade zur Abneigung gegen die kaiserliche Kanzleisprache und zur zäheren Bewahrung ihrer angestammten Spracheigenthümlichkeiten als eines Mittels der Unabhängigkeit und der Scheidung von Deutschland hinführen[2]). Denn daß, um mit Scherer zu reden, die Sprache das treueste Abbild des Volksthums ist, das hauptsächlichste Band, das eine Nation umschlingt, und woran derselben ihre innere Einheit zum Bewußtsein kommt, daß mithin die Sprachenfrage eine politische Frage ersten Ranges ist, das haben die Völker wohl nicht erst in den heutigen Tagen empfunden; sie haben sich immer an ihre Sprache geklammert wie an das „kostbarste Gut, an den letzten Hort und Schirm ihrer Eigenart, an welchem ihre Existenz hängt". Wenn also die Gemeinsprache dennoch in die Schweiz eindrang, so war sicherlich nicht der Einfluß der deutschen Kanzleien daran Schuld, sondern das Bedürfniß der Buchdrucker; Einwirkung von dieser Seite aber machte sich vorerst auch nur in Basel geltend, da in der übrigen Eidgenossenschaft die Thätigkeit auf dem Felde des Bücherdrucks noch sehr unbedeutend war. Daß aber allerdings Basel an der Gemeinsprache Antheil nahm, ist ganz wohl

---

[1]) Gesch. d. Stadt u. Landsch. Basel, IV, 530—35.

[2]) Daß wirklich politische Motive für die Annahme oder Nichtannahme der Gemeinsprache in den verschiedenen alemannischen Gebieten mit ausschlaggebend waren, lehrt das Beispiel des schwäbischen Rottweil, welches als zugewandter Ort der Eidgenossenschaft auch an seinem alten alemannischen Vocalstande festhielt.

erklärlich durch seine vermittelnde Stellung zwischen dem Reiche und der Schweiz, seine Bedeutung als eines Mittelpunktes der Wissenschaft, des Buchdrucks und des Handelsverkehrs, und wenn man erwägt, daß gerade an einem solchen Orte das überwiegende und darum maßgebende Beispiel der Litteratur — Panzer verzeichnet über tausend Bücher, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1520 in deutscher Sprache gedruckt wurden — unmöglich spurlos vorübergehen konnte.

Daß noch später neben der gemeinen Kanzleisprache mindestens eine alemannische und eine niederdeutsche fortbestanden, lehrt das Verlangen König Franz' I. von Frankreich an den Rath von Solothurn nach einem Manne, der die abweichenden deutschen Mundarten in den Schreiben deutscher Fürsten und Städte an den französischen Hof deuten könnte. Der Rath empfahl ihm im Februar 1536 „einen guten und erlichen Mann", Pierre Chambrier, welcher erfahren wäre, dem Könige die Briefschaften, die von allen Theilen Deutschlands einliefen, erst in's „gemeine Deutsch zu übertragen und dann sie schriftlich in's Französische zu übersetzen" [1]).

Nach dieser Schilderung der allgemeinen sprachlichen Verhältnisse Alemanniens um 1500 wenden wir uns zu den bedeutenderen gleichzeitigen Schriftstellern des Oberrheins. Da hier die Litteratur nicht auf Einwirkung aus andern Theilen Deutschlands beruhte, vielmehr eine selbständige Richtung einschlug, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Sebastian Brant das „Narrenschiff", welches 1494 zu Basel bei Johann Bergmann von Olpe zuerst erschien, in der Sprache des Oberrheins verfaßte. Wir wählen absichtlich diesen allgemeinen Ausdruck, denn ob die Sprache des Narrenschiffs den Dialekt Straßburgs, des Geburtsortes des Verfassers, oder Basels vorstelle, ist bei dem Fehlen localmundartlicher Kennzeichen schwer zu entscheiden; wir haben eher eine Art oberrheinischer Schriftsprache vor uns, d. h. das Mittelhochdeutsche, versetzt mit den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des hier gesprochenen alemannischen Dialektes [2]). Zarncke stimmt in seiner Ausgabe mit diesem Urtheil ziemlich überein, wenn er den Dialekt, in welchem Brant schrieb, als denjenigen bezeichnet, der damals im Oberelsaß, von Straßburg bis Basel, gesprochen ward, „vielleicht Weniges zur Schriftsprache geläutert". Diese Anschauung wird bestätigt durch die oben angeführte Aeußerung Wimphelings über die Zusammengehörigkeit der elsässischen und schweize-

[1]) Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 9.
[2]) Vgl. ob. S. 132.

rischen Mundart[1]). Aeneas Sylvius bereits läßt in seiner Beschreibung Basels diese Stadt zwar in Elsatia regione, doch aber in der Mitte der beiden Gebiete gelegen sein; Wimpheling setzt 1498 Helvetici und Alsatici, unter welchen auch die Straßburger, gleich und bezeugt 1501 in seiner Germania: „Helvetien, das man auch das Elsaß nennt". Geiler von Kaisersberg sagt geradezu vom „Narrenschiff": »Ecce lingua nostra vernacula theutonica, ea, quam cum lacte in Alsatia superioris Germaniae suximus, conscriptum est«. Aus diesen Stellen geht mithin nicht sowohl die Zugehörigkeit Basels zum Elsaß hervor, sondern vielmehr, daß die Schweiz und das Elsaß eben wegen der Sprache gemeinhin als ein zusammengehöriges Ganze angesehen wurden.

Eine weitere Ausgabe des Narrenschiffs erschien bei Johann Bergmann noch im gleichen Jahr, bei ihm auch verschiedene lateinische Uebersetzungen durch den Humanisten Jacob Locher (Philomusus), ein dritter Basler Druck 1506; in Straßburg kam bald nach dem Erscheinen nicht nur ein Nachdruck, sondern sogar ein „erlengertes" Narrenschiff heraus unter dem Titel: „Das nüw schif von Narragonia" und ein fernerer Nachdruck des Originals 1512. — Von einer niederdeutschen Uebersetzung ist bereits die Rede gewesen[2]). — Zu einer Ausgabe, die zu Zürich 1563 erschien, ist schon von einem Gelehrten des vorigen Jahrhunderts der Umstand betont worden, daß die Sprache „etwas rauher" sei als im Brantischen Original[3]).

Aber gerade diese ungemeine Beliebtheit eines alemannischen Schriftwerkes mußte die Einsicht hervorrufen, daß der Erfolg sich noch gesteigert hätte, wäre es in der Gemeinsprache geschrieben worden. Zuerst, und zwar noch in dem gleichen Jahre 1494, wurde das Narrenschiff zu Nürnberg in's Gemeindeutsche umgesetzt; hier lebte um diese Zeit Kunz Hase, dessen Beschäftigung es war, poetische Erzeugnisse in die Sprache der dortigen Drucker zu übertragen. Diese Nürnberger Ausgabe wurde in demselben Jahr wieder nachgedruckt zu Reutlingen, ein weiterer Druck in der Gemeinsprache erschien zu Augsburg. So geschah es, daß die Nachdrucke in der Gemeinsprache nicht geringere Verbreitung erlangten als die alemannischen Originale. Diese Erfahrung mag neben der Rückkehr nach Straßburg für Brant mitbestimmend geworden sein, seine historischen Schriften, soweit sie nicht lateinisch waren, in der Reichssprache drucken zu lassen[4]) und

[1] Vgl. ob. S. 183.
[2] Ob. S. 174.
[3] Meister, Charakteristik deutscher Dichter I, 360.
[4] Vgl. Strobel, Beiträge zur deutschen Litteratur, S. 32 33.

seiner Bearbeitung des „Freidank", 1508, wenigstens die neue Vocalreihe anzupassen.

Neben dem Dichter Brant steht als Prosaist Geiler von Kaisersberg zu Straßburg, der letzte große Prediger des Mittelalters. Seine Predigtreihen sind als Tractate theils nach seinem Tode, theils schon bei seinen Lebzeiten, aber keine einzige von ihm selbst im Drucke herausgegeben worden. Er selbst entwarf seine Reden nur lateinisch und hielt sie dann, wie die großen Prediger vor ihm, frei reproducierend in deutscher Sprache. Freunde und Verehrer schrieben nach und noch eher erst nachher auf, zum Theil wiederum in lateinischer Sprache, sodaß z. B. die Predigten über das Narrenschiff daraus zurückzuübersetzen waren. Alle deutschen Schriften Geilers, soweit sie überhaupt echt sind, sind somit überarbeitet[1]). Jacob Other, Heinrich Weßmer, Johann Pauli veranstalteten solche Ausgaben. In seinen Briefen bediente sich Geiler wie Sebastian Brant der alemannischen Sprache[2]); wie er diese nennt, geht hervor aus der Einleitung zu einem Tractate „Der dreieckecht Spiegel", Straßburg um 1510: »Ist auß wälsch in latin und niderlendisch teutsch bracht. Hab ich understanden, das in oberlendisch oder hochteutsch zu bringen«. Unter diesem Oberländischen oder Hochdeutschen versteht er freilich nicht die gemeine Volkssprache, denn im Evangelibuoch, Straßburg 1515, werden ihre Ausdrücke getadelt: »Es ist ein nüw gewonheit hie uff gestanden: da oben im land sprechen die kind: wa ist mein muoter, oder wo ist unser muoter oder mein vater; aber hie so sprechen sie: wa ist der ete, wa ist die muoter; und darumb das ir die kind nit leren, so muoss sie der hencker leren«[3]). — Jacob Other gab 1512 bei Adam Petri zu Basel Geilers „Christenlich Bilgerschafft" im oberländischen Deutsch heraus, indem er zugleich in der Zuschrift, geben zů Fryburg 1511, meldet, daß er dieses Buch, nachdem es vorher »zuo dem dickeren mol getruckt ist unvolkomenlich und ungerecht«, »noch meynung und underwysung eygener handgeschrifft« des Verfassers dem Druck übergeben habe. — Wenn also

---

[1] Nachgewiesen von De Lorenzi, Ausgewählte Schriften Geilers, Trier 1881.

[2] Vgl. Strobel, a. a. O., S. 8 u. 9.

[3] Der Herausgeber Birlinger Alemannia III.; bemerkt hierzu: „Das ist überflüssiger Eifer Geilers, sich ob des guten alten, ja besten Wortes für Vater: Aette zu ärgern. Jetzt hat man sich freilich eines Andern besonnen: soll die sogenannte Sprachlehre in der Schule erfolgreich betrieben werden, so muß das Kind mit seinem eigenen Sprachschatze, seiner Mundart, auch mitwirken und zur Mitwirkung angehalten werden".

Geiler unbewußt und unbefangen am Sprachgebrauche seiner Landschaft festhielt, warum zeigen andere Tractate, z. B. der „Haas im Pfeffer", Straßburg 1511, die gemeindeutsche Lautreihe ei: ai, au, eu; warum hat das „Seelen Paradies", 1510 in Straßburg von dem nämlichen Other herausgegeben, wenigstens die Entwicklung von î zu ei[1], und warum streut die „Postille", »von Heinrich Wessmer mit grosser mueg, arbeit und hoechstem fleiss zuosammen gesammlet und angeschriben uss seinem mund« und 1522 zu Straßburg gedruckt, mitten in die dialektischen Formen und Ausdrücke ei und eu ein? Die Antwort ist einfach und ergibt sich aus den früheren Andeutungen eigentlich von selbst. Bei der Beurtheilung der Sprach-eigenthümlichkeiten in den Drucken dieser Zeit müssen wir immer im Auge behalten, daß, wie in der Kanzlei der Verfasser der Urkunde es sich gefallen lassen mußte, daß sein Schriftstück als ein vielfach in Dialekt und Orthographie umgeändertes schließlich in die Welt hinausgieng, so jetzt, in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, der Verfasser eines Buches keine Gewalt mehr über dasselbe besaß, sobald es die Studierstube verlassen hatte. Die Drucker und Correctoren modelten nach ihrer Hausorthographie oder auch nach ihren Geschäftsgrundsätzen die Schreibung der empfangenen Arbeit um, und der Schriftsteller ließ sie gewähren[2]. Daher rührt auch zum größten Theile die sonst unerklärliche häufige Sprachmengerei, wenn der Drucker selbst nicht recht sicher war, wo er ändern müsse, die Manipulation aber doch vornahm, um dem Buche auch in entfernteren Gegenden Verbreitung zu verschaffen. Nur wenige Werke, wie das „Narrenschiff", das Brant wohl selbst mit der peinlichsten Sorgfalt corrigierte, werden von dieser Behandlung in der Druckerei verschont worden sein. In der lebendigen Sprache und auch in der Gewöhnung der Schreibenden herrschte noch die alte Lautreihe, überall daher, wo das Manuscript eines namhaften Mannes zu respectieren war, finden wir sie ausschließlich. Dagegen rückte die neuere Schriftsprache von allen Seiten heran, drängte sich unwillkürlich auf, und man gewöhnte sich mehr und mehr daran, in Druckschriften nur sie zu finden.

Besonders augenfällig tritt die Einmengung der gemeindeutschen Orthographie in den Dialekt zu Tage in den Schriften Thomas Murners und Pamphilus Gengenbachs. Bei Beiden finden

[1] Vgl. ob. S. 180.

[2] Geiler selbst klagte, daß man sein eigenes Buch nicht mehr wiedererkenne, wenn es vom Drucker zurückkomme. Vgl. Pietsch, Martin Luther u. die nhd. Schriftspr., S. 101 u. 102.

sich mehrfach ei, eu, auch au für die alten einfachen Laute, bisweilen sogar falsch gesetzt. Dieses Uebermaß und die Reime beweisen, daß jene Vocale der Mundart gemäß ausgesprochen wurden. Murners „Schelmenzunft", die bei seinem Bruder in Frankfurt erschien, bietet ein wunderliches Gemisch von seinem Alemannisch mit dem Hochdeutsch des Setzers. Einzelne ei statt î, z. B. mein, zeigen auch seine Briefe an den Rath von Straßburg[1]); nur die „Gäuchmatt", die 1519 in Basel erschien, ist völlig und durchaus im alten Vocalismus gedruckt. Tritt ferner bei Murner die elsässische Färbung des Dialekts mehr hervor als bei Brant, indem er z. B. die Umlaute ü und üe der hellen Aussprache gemäß durch i und ie wiedergibt, so hat hinwieder Gengenbach baslerische Anwandlungen. Da er mehrere seiner Dialoge oder Dramen für die öffentliche Aufführung an der Fastnacht dichtete, mußte er darauf bedacht sein, dem Verständniß seiner bürgerlichen Darsteller und Zuhörer so weit als möglich entgegen zu kommen.

Das Latein, im vierzehnten Jahrhundert zurückgedrängt, machte in diesem Zeitraum wieder Fortschritte. Es ist bezeichnend, daß Thomas von Kempen für sein ascetisches Werk wieder die lateinische Sprache wählte. Wie Geiler selbst und seine Freunde das Deutsche nur als ein Mittel zur Verständigung mit den Massen vor dem privilegierten Latein betrachteten, haben wir gesehen. Ein Pamphlet von 1521 oder 1522 läßt sich über diese Bevorzugung des Lateinischen durch die Kirche also vernehmen: »Das sagen sie allein darumb, das nyeman die Bäpst, Bischoffen, Rhomanisten, Vicarien, ir geyzige unrechte ordenung, gemächt und gebrauch also teutschlich solt beschreiben und an tag legen. Der hochgelert doctor Kaiserssberger, ein Predicant in der loblichen statt Strassburg, hat wol teütsch geprediget. Darumb so magst du doctor Luthern gar nit verkeren, so er es noch teutschlicher an tag prediget und beschreybet: dann den teutschen sol man teutsch predigen, den Juden jüdisch«[2]).

Weit mächtiger aber als das kirchliche machte sich der Einfluß des durch den Humanismus zu neuem Leben erweckten classischen Lateins fühlbar. Heinrich Rückert, der die lateinische Gelehrsamkeit auf deutschem Boden als eine blutlose, unnatürliche Afterweisheit anzusehen geneigt ist, beklagt, daß durch den Humanismus eine Menge productiver Kräfte und Talente, die sonst die vaterländische Sprache gebraucht haben würden, zu ausschließlich lateinischen Poeten, Rhetoren und Historikern gestempelt wurden, und daß wiederum die Meisten,

[1] In Strobels Beiträgen.
[2] Birlingers Alemannia, III, 129.

welche deutsch schrieben, da sie eine lateinische Bildung im Sinne der Neoclassicität genossen hatten, in ihrem Stil immer mehr und mehr in die Abhängigkeit von den überschwänglich gepriesenen und daher auch gläubig verehrten fremden Mustern geriethen. So wurde ein „Krankheitsstoff" in die deutsche Sprache hineingetragen, indem die Gliederung und Reihenfolge der einzelnen Theile des lateinischen Periodenbaues nun auch zum Princip des deutschen Satzbaues erhoben und der Wortvorrath mit einem Ballaste von Fremdwörtern überschüttet wurde. Was hätten Trithemius, Celtes, Reuchlin, Pirkheimer, Bebel, Wimpheling, Hutten, allein auf die deutsche Sprache gestellt, ihr werden können, werden müssen[1])!

Daß Brants Narrenschiff sofort und mehrmals in's Lateinische übertragen wurde, gleich als wäre das Buch nur in diesem Gewande der Aufmerksamkeit gelehrter Leser würdig gewesen; daß Murners Eulenspiegel, Pauli's Schimpf und Ernst in keiner Weise trotz ihrer Berühmtheit und Beliebtheit etwas von dem Nimbus beanspruchen konnten, der die Facetien des Bebel, das Lob der Narrheit des Erasmus, die Briefe der Dunkelmänner, von selbst, weil sie lateinisch waren, umschwebte, kennzeichnet allerdings die Denkweise der geistigen Aristokratie damaliger Zeit; aber, mögen wir nun die Einführung lateinischer Ausdrücke und lateinisch geformter Syntax durch die Humanisten als „flosculöse Gespreiztheit" oder vielmehr als unvermeidlich ansehen für die Erhebung des Deutschen zu einer Sprache der Kunst und Wissenschaft, ein Verdienst auch in dieser Richtung ist dem Humanismus nicht abzusprechen: die Schulung und die grammatische Erkenntniß der deutschen Sprache an der ganz auf Regelmäßigkeit basierten, von logischen Gesetzen beherrschten lateinischen.

Gregor von Heimburg, der als Stadtsyndicus von Nürnberg (1435—1460) den classischen Studien in dieser Stadt eine Heimath zu bereiten suchte, war wohl der Erste, der die deutsche Sprache zu reformieren strebte durch solche Nachbildung der lateinischen: »Fürter hort ich eins mals, als ich tzů Nürenberg ratschriber was, von Gregorien Heimburg, das er sagt: das im yetlich tütsch, das uß gůten zierlichen und wol gesatzten latin getzogen und recht und wol getranßferyeret wer, ouch gůt zierlich tütsch und lobswirdig heißen und syn müst und nit wol verbessert werden möcht«. So schreibt Nicolaus von Wyle in der Vorrede zu seinen Translationen von 1478. Eifrig übertrug auch dieser die lateinischen Normen aufs

[1]) Gesch. d. nhd. Schriftspr. I, 191—193.

Deutsche, noch gewandter Heinrich Steinhöwel, von denen, um mit Lessing zu reden, unsere gedruckte deutsche Litteratur anfängt[1]).

Der große Humanist Rudolf Agricola empfiehlt in einem Briefe an Barberianus vom Jahre 1484 nicht bloß das Uebersetzen aus dem Lateinischen in's Deutsche, sondern auch, daß man Alles, was man lateinisch niederschreiben wolle, erst möglich vollkommen und richtig in der Muttersprache durchdenke und gestalte: »Si quid scribere voles, optimum erit, id ipsum quam plenissime rectissimeque patrio sermone intra animum tuum formare, deinde Latinis pure proprieque id significantibus explicare; sic fiet, ut omnia aperte et quam maxime plene dicantur. Omnes enim, si quid in dicendo est vitii, facillime in eo perspicimus sermone, ad quem sumus nati, et si quid vel dilucide parum vel brevius quam conveniat vel contorte nimium nec satis cum re proposita cohaerens dictum fuerit, in eo sermone expeditius annotabit quisque, quem notissimum habebit«[2]).

Ist der nächste Zweck dieser Uebungen auch der gewesen, die Kenntniß des Lateins zu fördern, ja bei einer Reihe von Lehrern kein anderer als der, die Schüler zu perfecten Lateinschreibern, womöglich Ciceronianern zu bilden, so dürfen wir diese Uebungen doch zugleich als eine wichtige Vorbereitungsstufe für eine unterrichtliche Behandlung des Deutschen betrachten. Sie wurden ausgesprochener Maßen auch in der Absicht gepflegt, um den Schülern den Unterschied der lateinischen Sprache von der deutschen (in grammatischer wie stilistischer Hinsicht) zum Bewußtsein zu bringen. Der Vorzug dieser Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische vor den umgekehrten springt in die Augen: es wird die Aufmerksamkeit der Schüler directer auf die Eigenartigkeit der Muttersprache gerichtet.

Neben diesen formalen Rücksichten war es indes auch die Begeisterung für die Sache selbst, welche die Humanisten zur Uebersetzerthätigkeit antrieb. So forderte Rudolf Agricola, daß die lateinischen Geschichtsschreiber in's Deutsche übersetzt und erklärt würden, damit „das Volk sie kennen lerne, und damit man sich in der Muttersprache übe und diese Sprache vervollkommne". Es ist auch sicher nicht zufällig, daß der Erste, der eine deutsche Grammatik zu fertigen unternahm, Hans Krachenberger, Humanist war[3]).

So sind wir wieder zurückgelangt zu den Anfängen der neuhochdeutschen Schriftsprache und zugleich der deutschen Grammatik. Halten

[1]) Müller, Quellenschr., S. 275 ff.
[2]) Ebd., S. 243.
[3]) Vgl. ob. S. 165/6.

wir hier, an der Grenze des altdeutschen Zeitraums, noch einmal Rückschau auf das scheidende Mittelalter und Ausblick auf die Anforderungen und Verhältnisse, unter denen die Neuzeit ihre sprachliche Erbschaft antrat und weiter gestaltete.

Zwischen dem Mittelhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen besteht kein enger Zusammenhang; es dauert lange, ehe sich nach dem Verfalle der mittelhochdeutschen Hof- und Dichtersprache und unter der Herrschaft der Mundarten die Anfänge des Neuhochdeutschen herausbilden, und sie bilden sich auf einem ganz anderen Boden heraus, eigentlich wie bildlich gesprochen, denn die Heimath des Neuhochdeutschen liegt nicht am Oberrhein, sondern im Osten, und nicht aus Dichterkreisen wächst es empor, sondern aus juristischen.

Die neuhochdeutsche Sprache leitet ihren Ursprung her von dem Schriftdialekt, wie er sich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Kanzlei der luxemburgischen Kaiser zu Prag herausbildete auf Grundlage der böhmischen Mundart, welche einerseits die neuen bairisch-österreichischen Diphthonge ei, eu, au, anderseits die mitteldeutschen Verengungen û, î und ê für uo, ie, ae in sich aufgenommen hatte. Diesem vermittelnden Charakter bleibt die Prager Kanzleisprache auch treu in der Durchführung des Umlautes, in der Bewahrung des tonlosen Vocals e und im Festhalten am fränkischen Consonantenstand, der von den Medien nur d zu t verschiebt, sowie im Sprachgebrauche, der nach Süden und Norden hin gleich gut verständlich war.

Von Böhmen aus, getragen durch die Hof- und Kanzleisprache, verbreiten sich die der neuhochdeutschen Sprache das erste Gepräge gebenden ei, eu und au zunächst in die deutschen Colonisationsländer östlich von der Elbe: Schlesien und Meißen, und nach diesem Vocalstande gestaltet sich die mitteldeutsche Kanzleisprache um, in Meißen nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in Thüringen etwa ein Menschenalter später. Indem ihr Gebrauch nun auch in den schriftlichen Verkehr überhaupt und in den Buchdruck dieser Länder eindrang, erhob sie sich zu einer allgemeinen obersächsischen Schriftsprache und dehnte als solche ihre Herrschaft über die angrenzenden nördlichen und östlichen Landstriche aus, wobei ihrer Verbreitung zu Statten kam, daß sie aus dem Gebiete des nach dem Kaiser mächtigsten Reichsfürsten hervorgieng. Natürlich ist in keiner Weise ausgeschlossen, daß einzelne Schreiber und Schriftsteller nicht schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sich der Prager Kanzleisprache bedient haben; zwingend wurde aber der neue Lautstand für Kursachsen erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, und erst von da an hält die neue

Schriftsprache und mit ihr die Verbreiterung der Laute den Eingang auch in die westlichen Gaue Mitteldeutschlands. — Besondere mundartliche Kennzeichen, wodurch die obersächsische Kanzleisprache von den südlichen Schriftdialekten sich abhebt, sind die Bevorzugung von ë und o vor i und u, Abneigung gegen den Umlaut der o- und u-Laute und gegen die Verhärtung der Medien im Auslaut, Gebrauch von e (in ie) und h als Dehnungszeichen.

Von der kaiserlichen Kanzleisprache bemerken wir in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wenig, dann aber tritt sie uns plötzlich als eine in großem Ansehen und Gebrauche befindliche Sprache entgegen, als „rechtes gemeines Deutsch", insofern sie ein Mittelglied sein will aller derjenigen Dialekte, die in den Gauen Deutschlands gesprochen werden, weil sie gemeinverständlich für alle Kanzleien Hoch- und Niederdeutschlands sein soll. — Der Uebergang dieser Sprache in weitere Kreise fällt ziemlich genau mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst zusammen, indem die bedeutendsten Druckerwerkstätten des fünfzehnten Jahrhunderts, Nürnberg, Augsburg, theilweise auch Straßburg, sie aufnehmen. — Sie ist indes nicht mehr identisch mit der Prager Kanzleisprache, sondern, da der Mittelpunkt der Regierung sich wieder im Süden befindet, trägt sie entschieden bairisch-österreichische Färbung. Sie behält die Diphthonge ú, ů und ie, unterscheidet ai und ei, liebt anlautendes p, Auslautverstufung, Consonantverdoppelung, und zeigt in ausgedehntem Maße Vernachlässigung der Nebensylben.

Das Neuhochdeutsche hat sich also in zwei Richtungen gespalten: die Reichssprache mit süddeutschem Typus und die obersächsische Geschäftssprache, diese zusammengeflossen aus angestammten mitteldeutschen Eigenthümlichkeiten und dem Gebrauche der Prager Kanzlei. — Unter Maximilian und wohl auf seine Anregung hin zeigen sich Versuche nach Ausgleichung der Verschiedenheiten in den beiden Kanzleisprachen, besonders in der sächsischen macht sich eine Strömung nach entschiedener Annäherung an die kaiserliche bemerklich, und so stehen auch die Buchdrucker unter dem Einflusse der Augsburger und Nürnberger Gemeinsprache. Die ersten Anfänge der grammatischen Regelung der Sprache fallen in diese Zeit.

Neben dem Neuhochdeutschen halten sich nur noch das Niederdeutsche und das Alemannische als Schriftdialekte, doch geht Schwaben unter dem Einflusse politischer Verhältnisse und des Augsburger Buchdrucks zur Reichssprache über. — Am Oberrhein, mit den beiden bedeutenden Druckorten Straßburg und Basel, bildet sich eine aleman-

nische Litteratursprache heraus, doch macht neben dieser die Gemeinsprache durch die Buchdrucker bereits Fortschritte, übermächtig in Straßburg, weniger in Basel; ganz unberührt von ihr bleibt die Eidgenossenschaft. — Durch die Thätigkeit der bedeutenden Schriftsteller, die aus seinem Gebiete hervorgegangen waren, hatte das Alemannische eine bessere stilistische Ausbildung erfahren und eine lebendigere Fülle alten Sprachgutes bewahrt als die vorzugsweise auf dem Kanzleigebrauch ruhende Gemeinsprache; es war daher noch immer nicht ausgeschlossen, daß der Südwesten gleich den Niederländern unter dem Einfluß seiner Trennung vom Reiche die eigene Mundart als Schriftsprache beibehielt. Außerdem trug der Humanismus mit seiner Bevorzugung des Lateinischen nicht nur als Sprache der Gelehrsamkeit, sondern auch der schönen Litteratur dazu bei, das Bedürfniß nach einer gemeinsamen deutschen Sprache weniger fühlbar erscheinen zu lassen.

Eine Einigung zwischen den beiden Richtungen der Gemeinsprache, die zwar das größte Gebiet umfaßte und das mächtigste Ansehen genoß, in ihrem Wortschatz aber, weil keine Blüthe der Litteratur sich an sie knüpfte, dürftig und trocken blieb, und ihr Sieg über die frischeren und poetischeren Litteraturdialekte Niederdeutschlands und Alemanniens konnte nur bewirkt werden durch eine Bewegung, welche die Schranken zwischen den einzelnen Stämmen niederriß, welche ein gemeinsames geistiges Interesse über dasjenige der engeren Heimath stellte; und im Mittelpunkte dieser Bewegung mußte ein Mann stehen, ausgerüstet mit sprachschöpferischer Begabung und zugleich mit einer hohen politischen Klugheit, die ihn einen Dialekt zum Ausgangspunkte wählen ließ, der sich bereits als Schriftsprache eingelebt, die mundartlichen Härten abgeschliffen hatte und deshalb über seine Grenzen hinaus verständlich war; und diesen Dialekt wiederum konnte erst die unanfechtbare Autorität jenes Mannes zum Kanon der neuhochdeutschen Schriftsprache machen. — Jene Bewegung ist die Reformation, und Luther, ihr Haupt, ist der Begründer der neuhochdeutschen Spracheinheit. Wie im geistigen Leben, nicht bloß seiner Nation, so knüpft auch in der deutschen Sprache eine neue Periode an Luthers Namen. Erst mit ihm beginnt recht und voll der neuhochdeutsche Zeitraum, denn er ist es gewesen, der die Sprache aus ihrem schwankenden Zustande herausgehoben und in die Bahn gewiesen hat, in welcher sie heute noch verharrt.

Luther fand die Sprache, deren er sich bediente, gerade in seiner Heimath als Sprache der Kanzleien und der Bücher schon vor; da nun

aber die Kanzleien nicht eine fertige Sprache hatten, sondern nur die ihnen überkommene mundartliche Redeweise dem Hochdeutschen anzuähnlichen bestrebt waren, und da die Gelehrten und ihre Verleger sich sich nach der Kanzlei ihres engeren Kreises richteten, blieb eine Vielgestaltigkeit, die nur dadurch gebessert wurde, daß eine gewaltige Autorität gesetz- und ausschlaggebend dazwischen trat; und daß sodann diese Schriftsprache an Kraft und Reichthum jeden einzelnen Dialekt weit überbot und deshalb ohne allen Zwang durch ihre bloße Vortrefflichkeit und mit dem zeitweilig ganz Deutschland durchdringenden Protestantismus sich ausbreitete, das verdankte sie dem Geiste, den der große Reformator ihr einhauchte. Luther hat nicht nur durch sein ganz außerordentliches Wirken und Eingreifen in die Litteratur der obersächsischen Kanzleisprache die Herrschaft vor allen anderen verschafft, sondern er hat sie aus einer noch vielfach unsicheren Sprache von Urkunden und Erbauungsbüchern ausgebildet und vervollkommnet zu einer festen, für alle Zweige litterarischer Thätigkeit ausgiebigen Schriftsprache durch die Bereicherung ihres Wortschatzes, indem er mit schöpferischer Kühnheit die Worte seines heimischen Dialektes nur umprägte, dadurch, daß er ihnen das Gewand der Gemeinsprache umhieng. — Hatte zwar bis jetzt die Gemeinsprache wohl auch zu dem Vorrath landschaftlicher Ausdrücke ihre Zuflucht genommen, so wurden diese, die selbst vielfach von einander abwichen, mehr und mehr verdrängt durch die von Luther eingeführten. Daher kommt es, daß in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache neben den obersächsischen, ihrerseits wieder an die Prager Kanzlei und den bairisch-österreichischen Dialekt anknüpfenden Lauten und Formen das thüringische Element im Wortschatz eine große Rolle spielt. — „So kehrte", sagt Müllenhoff am Schlusse seiner berühmten sprachhistorischen Untersuchung[1]), „die Entwicklung einer von den Volksmundarten gleichmäßig abstehenden Schriftsprache, die im achten und neunten Jahrhundert begonnen, dahin zurück, wo sie zuerst ansetzte, zu einem der mittleren Dialekte, einer Fortsetzung des fränkischen, der mit all seinen niederdeutschen Bestandtheilen in die neue Sprache aufgieng und nun mit Recht auch über das Niederdeutsche die Oberhand gewann". — Der letzte Schritt endlich, durch welchen eine Schriftsprache als solche zum Abschluß gebracht wird, die Herstellung einer bestimmten, für ihre Regeln Geltung fordernden Grammatik, knüpft sich ebenfalls vorzugsweise an die Schriften Luthers.

[1] Dm [2], Vorr. S. XXX.

Zweiter Theil.

Der neuhochdeutsche Zeitraum von Luther bis auf Jacob Grimm.

Erstes Buch.

Das sechszehnte Jahrhundert.

Erstes Capitel.

Die Einwirkung Luthers auf die Gestaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Es ist nicht erst der wissenschaftlichen und methodischen Sprachforschung unseres Jahrhunderts vorbehalten gewesen, Luthers „epochemachende Bedeutung in seiner Meisterschaft der deutschen Sprache" zur Anerkennung zu bringen, sie ihrer „edeln, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung" zu erklären, es auszusprechen, daß die „freiheitathmende Natur" dieses „protestantischen Dialektes" auch die Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens, ihnen unbewußt, überwältigt hat, und Luther vor Allen das Verdienst zuzuschreiben für das, was im Laufe der Zeit den Geist und Leib der Sprache genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat[1]). In der Widmung der Grammatik an Savigny hat Jacob Grimm auch dem Gedanken Ausdruck gegeben, an Luthers Verdeutschung der Bibel sollte geflissentlich kein Wörtchen geändert werden, weil sie dem Hochdeutschen männliche Haltung und Kraft gegeben habe; sie werde uns mit jedem Menschenalter köstlicher und zum heiligen Kirchenstil. — Das Lob der Lutherſprache ist bereits im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, und fast mit den nämlichen Worten, erklungen. Sleidan schon sagt von Luther: »Germanicam

[1] Gr. I², XI.

linguam et exornavit plurimum et locupletavit et primam in ea laudem obtinet, et ea vertit e Latino sermone, quae verti non posse putabantur, et significantissimis utitur verbis maximeque propriis et unica voce rem nonnumquam ob oculos ponit[1]"; und gleichzeitig (1556) Erasmus Alberus: „Dr. Martinus ist der rechte man, der wol verteüdschen kan, er ist ein rechter Teutscher Cicero. Er hat uns nicht allein die ware Religion gezeigt und alle stende mit Gottes wort gezieret, sondern auch die Teutsche sprache reformiert, und ist kein schreiber auff erden, der es ihm nach thun kan". Der gelehrte Hermann Conring urtheilt, die Deutschen hätten eigentlich erst aus Luthers Bibelübersetzung richtig schreiben und fein emendate sprechen gelernt[2]. Der Grammatiker Schottel heißt Luther „einen rechten Meister teutscher Wolredenheit und beweglicher Zier" und läßt die vierte Denkzeit der deutschen Sprache mit ihm beginnen, „der zugleich alle Lieblichkeit, Zier, Ungestüm und bewegenden Donner in die teutsche Sprache gepflanzet, die rauhe Bürde in Vielem ihr abgenommen und den Teutschen gezeiget, was ihre Sprache, wenn sie wollten, vermögen könte: und dieses Zeugniß ist Luthero von Denen, die ihm geneigt und sonst ungeneigt gewesen, gegeben, muß ihm auch noch itzo von Jedermann, er hasse oder liebe ihn, in diesem Stücke, nämlich in Vorzeigung der teutschen Sprache, beigemessen werden; ist auch zu spüren, wie von der Zeit allerwegen die teutsche Sprache zugenommen, ausgeschliffen und bereichet worden sei, wie solches allerhand Schriften, so von Jahren zu Jahren herauskommen, klärlich beweisen"[3].

Es entspricht erst in zweiter Linie dem Zwecke einer urkundlichen Geschichte der deutschen Sprache, und es kann nicht unsere Aufgabe sein, die gelegentlichen Andeutungen über Luthers sprachliche Ausrüstung, seinen in den angeführten Zeugnissen besonders betonten Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Wortschatzes, über die Verbreitung und Wirkung seiner Schriften des Näheren auszuführen, nachdem Rückert und Pietsch auf diesem Felde so reichliche Ernte gehalten[4]; wir begnügen uns mit der Aehrenlese.

Zunächst hatte Luther durch seine Autorität als Reformator des

[1] Lib. XVII.

[2] Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, S. 20.

[3] In der dritten Vorrede auf die deutsche Sprache, S. 48 u. 49. Aehnliche Aussprüche von Leibnitz in der „Ermahnung an die Teutsche": Megalissus, Der undeutsche Catholick, S. 26 — und im Folgenden bei den einzelnen Grammatikern.

[4] Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftspr., II, 1—137. — Pietsch, Martin Luther u. die hochd. Schriftspr., Breslau 1883.

ganzen geistigen Lebens der Nation einen Hintergrund für seine schriftstellerische Thätigkeit, wie er bisher Jedem, der in deutscher Sprache geschrieben, gefehlt hatte. Dazu aber standen ihm Eigenschaften zu Gebote, die es ihm möglich machten, für die deutsche Sprache das Entscheidende zu leisten: Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit in den Haupt- und Grundworten, die durch die Energie und Fülle der in ihnen enthaltenen Begriffe das ganze Seelenleben eines Volkes und einer Zeit in sich concentrieren. Daß in diesem eigentlichen Fundament und Grundstock der Sprache Luther das Größte und Dauerhafteste gethan hat, das verdankt er einer seltenen Vereinigung von angebornen und durch die Umstände herbeigeführten Eigenschaften. Einmal seiner Herkunft aus dem Bauernstande. Von diesem hat er die Mitgabe eines unerschöpflichen Schatzes der naivsten und gesundesten Sprachbilder. — Sodann brachte ihn sein bewegtes Leben nicht bloß mit unzähligen Individuen, sondern mit den verschiedensten Menschen- und Gesellschaftstypen in Berührung, die ihm eine Fülle von Material in lebendigster Fassung zuführten. In einem Briefe an Spalatin klagt er über Ueberschüttung mit Briefen, daß Tisch, Bänke, Schemel, Pulte, Fenster, Kasten und Bretter davon voll liegt. Der Gewinn, den Luther aus diesem Verkehr für die Sprache zog, muß geradezu unendlich genannt werden. — Drittens und hauptsächlichstens aber waltete Luther mit der sorgfältigsten Ueberlegung seines sprachlichen Berufes. „Da wir die Bibel verdeutschten", sagt er in seinen Tischreden, „gab ich ihnen, die mir holfen, diese Regeln: Erstlich: die hl. Schrift redet von göttlichen Werken und Dingen. Zum andern: wenn ein Spruch und Meinung mit dem Neuen Testament übereinstimmt, denselben nehme man an. Zum Dritten: daß man Achtung auf die Grammaticam habe". Er wollte so schreiben, daß er für Jedermann, der deutsch lesen konnte oder hörte, verständlich wäre. Wie er sich dieser Aufgabe entledigte, darüber gibt er uns mehrfach Auskunft, so im Sendbriefe vom Dolmetschen, 1530, wo er sagt, daß er im Verein mit Melanchthon und Andern oft vierzehn Tage lang, drei, vier Wochen ein einziges treffendes Wort gesucht und zuweilen dennoch nicht habe finden können, sodaß er von der Uebersetzung des Hiob in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen zu Stande gebracht. „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man solle deutsch reden; sondern man muß die Mutter im Haus, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch

mit ihnen redet“ [1]). Schon früher, 1522, da er zu Wittenberg mit der Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes beſchäftigt war, bittet Luther Spalatin, deutſche Wörter für fremde Ausdrücke mitzutheilen, es ſollten aber keine Hof- und Palaſtausdrücke, ſondern ſchlichte Bezeichnungen ſein, wie ſie der gemeine Mann verſteht. Dieſer bewußte Gegenſatz zur höfiſchen Sprache wird in der Vorrede zum Alten Teſtament von 1523 entſchieden ausgeſprochen. Die merkwürdige Stelle, welche auch in die 1525 zu Zürich dem ſchweizeriſchen Dialekte angepaßte, bei Chriſtoph Froſchower gedruckte Ausgabe übergegangen iſt, lautet im Zuſammenhange [2]):

„Ich aber, wie wol ich mich nicht rumen kan, das ich alles erlanget habe, thar ich doch das ſagen, das diſe deutſche Bibel leychter und gewiſſer iſt an vil ortten denn die latiniſche, das es war iſt, wo die trucker ſie mit irem unfleyß (wie ſie pflegen) nicht verderben, hat gewißlich hie die deutſche ſprach eyn beſſere Bibel denn die latiniſche ſprache, des beruff ich mich auff die leſer.

Nun wirt ſich auch der kat an das rad hengen, und wirt keyner ſo grob ſeyn, der hie nicht wölle meyſter über mich ſeyn und mich hie und da taddeln. Wolan, die las ich faren. Ich habs von anfang wol bedacht, das ich ehe zehen tauſent finden wolt, die meyne arbeit taddelen, ehe ich eynen funde, der mir das zwentzigſt teyl nach thett. Ich wolt auch gar gelert ſein und mein kunſt köſtlich beweyſen, wenn ich ſolt S. Hieronymus latiniſche Bibel taddeln. Aber er ſolt mir auch wol widerumb trotz bietten, das ichs im nach thet. Iſt nun yemant ſo faſt über mich gelert, der neme im die Bibel gantz für zu verdeutſchen, und ſage mir darnach wyder, was er kan. Macht ers beſſer, warumb ſolt man jn nicht mir fürziehen? Ich meynet auch, ich were geleret, und weys mich auch gelerter deñ aller hohen ſchulen ſophiſten von Gottes gnaden. Aber nu ſehe ich, das ich auch noch nicht meyn angeborne deutſche ſprach kan. Ich hab auch noch bis her kein buch noch brieff geleſen, da rechte art deütſcher ſprach innen were. Es achtet auch niemant, recht deütſch zu reden, ſonderlich der herren Cancelenen und die lumpenprediger und puppen-ſchreyber, die ſich laſſen duncken, ſie haben macht, deütſche ſprach zu endern, und tichten uns teglich newe wörtter: „„Beherzigen, behendigen, erſprießlich, erſchieslich““ und der gleychen; ja, lieber man, es iſt wol bethoret und ernarret dazu.

[1] Ein hübſches Beiſpiel der ſprachlichen Feinheit Luthers bei der Bibelüberſetzung gibt Braune, Beitr. XI, 520.

[2] Nach der Basler Ausgabe des Adam Petri, 1523.

Summa, wenn wir gleych alle zůsammen thetten, wir hetten dennoch alle gnůg an der Bibel zu schaffen, das wir sie aus Liecht brechten, einer mit verstand, der ander mit der sprach."

Wie kommt nun aber Luther dazu, zu erklären, er rede nach der sächsischen Kanzlei, der gemeinen deutschen Sprache[1]? Der scheinbare Widerspruch löst sich, sobald wir uns daran erinnern, daß die Kanzleisprache nur in Laut- und Flexionslehre maßgebend werden konnte, während in Stil, Syntax und Wortschatz Luther, was von ihm selbst hervorgehoben und von seinen Beurtheilern als das Bestimmende, die Quintessenz der Spracherneuerung erkannt wird, sich selbständig Bahn brechen und an die volksthümliche Rede sich anschließen mußte.

Wir haben die obersächsische Gemeinsprache verlassen, wie sie in der Kanzlei sowohl als bei den Buchdruckern mannigfache Schwankungen in der Orthographie, theils nach der süddeutschen Reichssprache, theils nach dem mitteldeutschen Dialekt hin zeigte. In diesen Wirrwar der Schreibungen tritt nun Luther hinein mit seinem Verständniß und seinem Interesse für sprachliche Entwicklungen. Freilich tritt uns bei der Bestimmung seines Verhältnisses zur Kanzleisprache gleich am Anfang eine Schwierigkeit entgegen. Luthers eigene Klagen über die Nachlässigkeit und Willkür der Drucker[2] bestätigen uns, daß es ein Irrthum ist, zu glauben, es sei uns mit Luthers Werken, wenigstens den Originaldrucken, auch dessen Schreibweise genau überliefert[3]. Aus den Handschriften des Reformators, nicht solchen, die einen familiären Charakter tragen, und in denen er sich sprachlich gehen ließ, sondern aus Aufsätzen oder Briefen an Männer, die an Rang über ihm standen, gewinnen wir eine Uebersicht über seine Sprache und Schreibweise, mit denen die zum Theil noch vorhandenen Manuscriptüberreste zu seinen Büchern übereinstimmen. Es ergibt sich daraus, daß Luthers Schreibweise in den frühesten Jahren sich sehr von der späteren Zeit abhebt; gewisse Eigenthümlichkeiten aber ziehen sich durch sein ganzes Leben hindurch. Zunächst steht er streng auf dem Standpunkt der Gemeinsprache; bei den zwei neben einander herlaufenden Entwicklungen in der kurfürstlichen Kanzlei hat er sich derjenigen Richtung angeschlossen, die dem Mitteldeutschen am nächsten steht, doch läßt sich auch hier schon von 1521 an ein successives Schwinden der mitteldeutschen Eigenthümlichkeiten wahrnehmen. So

[1] Vgl. S. 164.

[2] Vgl. ob. S. 202, Pietsch S. 102, Rückert II, 11. — Hagemann, Die Majuskeltheorie der Grammatiker des Rhd., Graudenzer Progr. 1876, S. 3 f.

[3] Vgl. Dietz, Wörterb. zu Dr. Martin Luthers Schriften, Vorr. S. IX.

erscheint z. B. a für o in den Schriften wie eigenhändigen Briefen bis zum Jahr 1520 ziemlich regelmäßig, von da an aber in den Manuscriptüberresten gar nicht mehr und in den Drucken nur noch ausnahmsweise, z. B. adder für odder, sal für sol. Der Umlaut a unterbleibt in lare, gelart, walzen, prachtig; dagegen erbeit, geweltig, werlich, offenberlich, senftmütig ꝛc. Den indifferenten Laut in den Endungen fixiert Luther in jüngeren Jahren oft noch durch i, später wendet er nur noch e an, ein Rest der mitteldeutschen Schreibweise hat sich in rosinfarbe bis heute erhalten. Für die Diminutivendung kommt in den frühesten Schriften -le vor, bisweilen -lein, später aber immer -lin. Das mitteldeutsche -chen oder das obersächsische -ichen gilt Luther noch familiär und kommt nur in den Briefen vor: liebchen, stühlchen, sönichen, vortheilichen, mäulichen[1]). — Bis in den Anfang der zwanziger Jahre schreibt Luther die Vorsylbe ver fast ausnahmslos vor, welche Schreibung seit dem Jahre 1522 bei ihm verschwindet. — Das Fehlen der Umlaute ö und ü ist in den Manuscripten Regel, die spätere consequente Durchführung dieser Laute scheint von den Correctoren, wenn nicht gar von den Setzern seiner Schriften herzurühren. Eben so dauernd hat Luther widerstanden der Verschiebung des alten ei zu ai, den oberdeutschen Diphthongen uo und ue, der Verhärtung der Medien im Auslaute und der Verschiebung von anlautendem b zu p. In der Orthographie verwirft Luther im Laufe der Zeit die Schreibungen tz und cz zu Gunsten von z und tz, altes s und z wird zusammengeworfen, sodaß Luther den Unterschied von daß und das noch nicht kennt, sondern immer letztere Schreibweise gebraucht[2]). — Ferner wendet sich Luther vor Allem gegen die Consonantenmehrung und gegen die willkürlichen Dehnungsvocale. Während er in jungen Jahren noch von den Geschmacklosigkeiten der damaligen Schreiber angesteckt ist, hat er später diesen unnützen Ballast selbständig abgestreift. Wir finden kein Dehnungs-e mehr außer ie, h wird unorganischer Weise fast nur noch in thun und dessen Ableitungen geschrieben[3]), die Verdoppelung aber ist auf ck und ff und auf die Fälle beschränkt, wo sie etymologisch berechtigt ist. — Luther hat also die dem Mitteldeutschen zunächst stehende Schreibweise der kursächsischen Kanzlei sich zwar angeeignet, dieselbe aber zum Theil selbständig weiter entwickelt. Besonders von der Zeit an, da er an sein großes Bibelwerk geht, ist er stets bemüht,

[1] Gr. III, 679.
[2] Frommann, in der Germania XXVI, 409.
[3] Vgl. ob. S. 162.

durch consequentes Festhalten an denselben dialektischen Formen und an derselben Orthographie der einzelnen Wörter und anderseits durch Wegwerfen aller unnöthigen Buchstaben seine Schreibung zu verbessern und zu verschönern.

Die Merkmale, durch welche unser jetziges Lautsystem von dem gemeinen Deutsch des fünfzehnten Jahrhunderts abweicht, sind also zum größten Theil auf Luthers Einfluß zurückzuführen. Unter seinen sämmtlichen Schriften wiederum haben auf die Bildung der Sprache am meisten die Bibelausgaben gewirkt, und zwar hauptsächlich die bei Hans Luft gedruckten, da sie die zahlreichsten sind. Es ist eine glückliche Fügung, daß gerade dieser Drucker und seine Correctoren sich an die Lutherschen Schreibungen ziemlich enge angeschlossen haben; nur die von den süddeutschen Buchdruckern überkommene Sitte, u und o umzulauten, gaben sie nicht auf; da nun die Lutherſprache in der Form maßgebend geworden ist, in welcher sie in den Drucken, vorab in den Bibelausgaben, an die Oeffentlichkeit trat, hat neben Luther auch Hans Luft an der Einigung der deutschen Schriftsprache einen gewissen Antheil, denn es ist kaum anzunehmen, daß diese letzte bedeutende mundartliche Eigenthümlichkeit Luthers Aussicht auf allgemeine Anerkennung gehabt hätte.

In der Formenlehre weicht Luther noch in mehreren Punkten von dem heutigen Sprachstande ab und nähert sich dem Mittelhochdeutschen. Er declíniert: der friede, des friedes; mond, monden; erde, erden. Manches Endungs-e ist beibehalten: der hane, narre, schmerze, bette, bilde, gesetze; deutunge, hoffnunge, meinunge, theilunge, dienerinne. — Bedeutender noch als die Declination steht die Conjugation von der jetzt üblichen ab. Im Allgemeinen gilt bei Luther die Regel, daß anlautendes e der I. Pers. Präs. Ind. überall gesetzt wird. Im Präteritum steht oft das pleonastische auslautende e: sahe, schluge, lase; im Imperativ: gehe, liese. Die Vorpartikel ge, welche man jetzt als nothwendig zur Flexion des Part. Prät. gehörig ansieht, fehlt bei Luther anfangs in der Regel und fängt erst seit 1524 an, häufiger zu werden. Aber auch später verwendet Luther dieselbe noch nicht so regelmäßig, wie dies heutzutage der Fall ist. In der Bibel von 1545 erscheint blieben neben geblieben, bracht neben gebracht, funden neben gefunden, geben neben gegeben, gangen neben gegangen. — Die Zeitwörter der ersten Ablautreihe haben bei Luther in der Regel im Plur. des Prät. noch das u: hulfen, bunden, funden, drungen, schwungen, sunken, trunken, wurfen, und demgemäß der Conjunctiv hülfe. Ebenso die i-Reihe: schreien

schrei, erscheinen erschein, bleiben bleib, schreib, treib, ergreif, streit, leid, beiß, schweig, entweich[1]). Neben that ist noch thet für den Indicativ gebräuchlich). — Adverbiales e hat Luther noch mehrfach: balde, ofte: häufiger ist jedoch der Wegfall desselben, wodurch der in der älteren Sprache bestehende formelle Unterschied des Adjectivs und Adverbs verloren gegangen ist[2]).

Indem Luther die Kanzleisprache von ihren Zufälligkeiten und Absonderlichkeiten reinigte und durch einen aus der lebendigen Volkssprache geschöpften Wortschatz verjüngte, traf er die Vermittlung zwischen Schriftsprache und Mundart um so glücklicher, als er sich bei diesem Vornehmen lediglich von der praktischen Rücksicht der Gemeinverständlichkeit und Prägnanz der Bezeichnung leiten ließ. Daß es dieser Beweggrund und nicht etwa Liebhaberei war, wenn er sich in Lauten und Formen nach der Kanzlei richtete, lehrt sein zorniger Ausspruch gegen die Sprachverderbniß durch die Schreiber. Auf der andern Seite aber glaubte er dem thüringischen Volksdialekt, in welchem er aufgewachsen war[3]), durch die Herübernahme seiner treffenden Ausdrücke genug gethan zu haben. Er stellte sich demnach auch einem weiteren Eindringen der Mundart in die Schriftsprache mit bewußter Absicht gegenüber. In seiner Schrift wider die Himmlischen Propheten, das ist gegen Karlstadt und die Bilderstürmer, erzählt Luther, wie er im Jahre 1524 zu Orlamünde persönlich mit jenen Schwärmern verhandelt habe, und bei dieser Gelegenheit führt er die Reden, die Einer aus ihrer Mitte vorbrachte, wörtlich in dessen eigener Mundart an: Er sprach: »Ihesus seit em Evangeli, wes nicht wu es steht, mine Brüder wissens wol, das die Brut muß das Hembd nacket uszihen,

---

[1] Doch finden sich Ansätze zur Ausgleichung des Ablauts bereits im ersten Neuen Testament von 1522 der „Septemberbibel“ : erschyn, später in erschein ungeändert, anderseits schreyen sie schrieen. Zachers Zs. XIX, 242.

[2] Zu den vorstehenden Ausführungen über Luthers Sprache vgl. die Abhandlung von Wülcker im XXVIII. Bande der Germania und das ausführliche, die Eigenheit der Sprache Luthers behandelnde Vorwort von Ph. Dietz zu seinem Lutherwörterbuch.

[3] „Luther war von Geburt und Mundart ein Obersachse. In Eisleben und in der ganzen Grafschaft Mansfelden herrschte vorlängst die oberdeutsche Mundart, die aber wegen der nahen Verwandtschaft mit Niedersachsen etwas von der niedersächsischen Mundart mit einmischte. Vielleicht kommt dies daher, daß die Mansfeldischen Bergwerke von einer Colonie aus Franken angebauet und betrieben worden sind. Da Luthers Vater bekanntermaßen ein Bergmann war, so schrieb und übersetzte er auch in seiner Muttersprache, doch lernte er auch in Erfurt die thüringische Mundart und auf seinen Reisen das Niedersächsische“. Kinderling, Gesch. der niedersächs. oder sog. plattd. Spr., vornehmlich bis auf Luthers Zeiten Magdeb. 1800), S. 389 ff.

sol sie py dem Brutgam schloffen". Daß zwischen dieser Sprache, dem thüringischen Volksdialekt, der noch auf der Stufe der mitteldeutschen einfachen Vocale verharrte, und der Sprache Luthers ein bedeutender Unterschied ist, lehrt der Augenschein[1]).

Ueber die deutschen Dialekte hat sich Luther noch mehrfach geäußert. Sein praktisches Verständniß erkannte die Nachtheile der sprachlichen Zersplitterung Deutschlands recht wohl. Rückert nennt es ein instinctives Gefühl, daß die oberdeutsche Mundart zum sprachlichen Ausgleich weniger berufen sei, wenn Luther sie entschieden zurücksetzte gegen die mittel- und niederdeutsche[2]). An der gleichen Stelle, wo Luther über seinen Anschluß an die sächsische Kanzleisprache und die Regelung der Gemeinsprache durch Maximilian und Friedrich den Weisen redet, fährt er nämlich unmittelbar fort: „Die märkische Sprache ist leichte, man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet; sie übertrifft die sächsische". — Weitere Aussprüche von ihm sind: „Ich gläube, Engeland sei ein Stück Deutschlandes, denn sie brauchen der sächsischen Sprache wie in Westfalen und Niederlande, wiewohl sie sehr corrumpiert ist. Ich halte, die Deutschen sind vor Zeiten hinein transferiert und gesetzt ..... Die dänische und englische Sprache ist sächsisch, welche recht deutsch ist. Die oberländische Sprache ist nicht die rechte deutsche Sprache, nimpt den Mund voll und lautet hart. Aber die sächsische Sprache gehet fein, leise und leicht ab".

„Deutschland hat mancherlei Dialectos, Art zu reden, also daß die Leute in dreißig Meilen Weges einander nicht wohl können verstehen; die Oesterreicher und Baiern verstehen die Thüringer und Sachsen nicht, sonderlich die Niederländer. Ja, jutha, ju, ke, ha: solch Verfahren ist mancherlei und eines anders denn das ander."

„Dr. Martin Luther gedachte auch der deutschen Sprache, daß sie mancherlei Unterscheid hätte, zog aber die hessische Sprache den andern allzumal für, als die Worte pronuncierte und redete mit einem accentu, gleich als sängen sie dieselbigen. Oesterreicher und Baiern hielten keine diphthongos, sagen uwer, fuhr, brout für euer, Feuer, Brod.

---

[1]) Spuren des mundartlichen Lautstandes finden sich noch in Luthers Wittenberger Postille von 1521: uß, do, gegenroch aemulatio, glicherwyp, schribt, schriben, bewisen, derglichen, uffsatzung, uferlich, neging, daruff, rub (raub), abtriben, verzwiflet, glicheit, usdrucken, ußschutz, bruch (Brauch) ꝛc. Kinderling, a. a. O.

[2]) Gesch. d. uhd. Schriftspr. II, 10.

Also redeten auch die Franken grob mit ungehofelter Zunge: ko, jo ꝛc.“

„Anno 38, den 19. Dec. ward mancherlei geredet von den Ländern deutscher Nation, welche allzumal einfältiger wären und Wahrheit lieber hätten denn Franzosen, Italiener, Spanier, Engeländer ꝛc. Welches auch die Sprache und Ausreden genugsam anzeigte, daß sie läppisch und zischend die Worte pronuncieren und reden. Drümb sagt man von Franzosen, sie schreiben anders, denn sie reden, und reden anders, denn sie es meinen. Aber die deutsche Sprache ist die allervollkommenste, hat viel Gemeinschaft mit der griechischen Sprache . . . . . Es sind aber in der deutschen Sprache viel Dialecti, unterschiedene Art zu reden, daß oft Einer den Andern nicht wohl versteht, wie Baiern Sachsen ꝛc. nicht recht verstehen, sonderlich die nicht gewandert sind, ja die Baiern verstehen bisweilen Einer den Andern nicht recht, was grobe Baiern sind. Alle Nationen gegen Sachsen sind einfältig“ [1]).

Ist in späterer Zeit da, wo von Luthers Sprache die Rede ist, fast ausschließlich an die Bibelübersetzung gedacht worden, so wirkten auf die Zeitgenossen wohl eben so stark seine eigenen religiösen Schriften und deren Nachahmung. Zunächst das geistliche Lied. Nirgends, sagt Rückert [2], erklingt die Sprache Luthers, soweit sie sich ein Anderer aneignen konnte, so unmittelbar als hier. Das protestantische geistliche Lied knüpfte aber so vielseitige Beziehungen zu allen Ständen,

[1] Sämmtliche Stellen sind gezogen aus Luthers Tischreden, im 62. Band von Irmischers Ausgabe. — Auch weiter abliegenden sprachlichen Dingen schenkte Luther seine Aufmerksamkeit. Die Umsetzung des Gengenbachschen Bettlerordens in Prosa, zuerst gedruckt in Wittenberg 1528, versah er mit einer Vorrede, in der er über die Gaunersprache bemerkt: „Es ist freilich solch rottwelsch Sprache von den Jüden kommen, denn viel ebreischer Wort darinnen sind, wie denn wohl merken werden, die sich auf Ebreisch verstehen“. Luther ist ferner der quidam antiquitatis studiosus, der 1537 zu Wittenberg eine Erklärung deutscher Eigennamen herausgab unter dem Titel: »Aliquot nomina propria Germanorum ad Priscam Etymologiam restituta«, eine Schrift, die bei den Zeitgenossen wohl bekannt und sehr gelobt war. Auch in den Tischreden versucht er sich in der Erklärung von Eigennamen. Veesenmeyer, Kl. Beitr. z. Culturgesch. d. dtsch. Spr. (1802), II, 6, spricht die Vermuthung aus, die in Ickelsamers Grammatik vorgelegten etymologischen Proben haben Luther zu einem Versuch auf diesem Felde veranlaßt. Hierauf bezieht sich wohl auch die ungenaue Nachricht Schottels (Ausf. Arbeit von der teutschen Hauptspr., S. 146), daß Luther selbst angefangen habe, „eine Grammatik den Teutschen zu schreiben und einen richtigen Weg zu zeigen, wie das Vermögen dieser Hauptsprache nach kunstmäßiger Anleitung einzupflanzen, und also in Kirchen, Schulen und Gemeinwesen viel Gutes dadurch zu stiften“.

[2] Gesch. d. nhd. Schriftspr. II, 149.

Bildungskreisen und Individualitäten der deutschen Nation an, wie es keiner anderen Gattung litterarischer Production in deutscher Sprache weder damals noch später auch nur annähernd gelungen ist. Was die reformatorischen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts bezweckten, Verdrängung des weltlichen Gesanges durch geistlichen, war im siebenzehnten Jahrhundert zu einem guten Theile schon erreicht[1]). — Wie das Kirchenlied, so riefen die Erbauungsschriften Luthers eine steigende Fluth von Nachahmungen hervor, die in die neuere deutsche Prosasprache eben so kräftig eingegriffen haben, wie das Kirchenlied in die deutsche poetische Sprache. Diese Nachahmer, zum Theil Niederdeutsche, haben nicht sowohl Hochdeutsch als Lutherisch-deutsch gelernt. — Jeder Prediger suchte ferner Luthers Sprache, so gut und so eng sich daran schließend, als ihm möglich war, zu sprechen. Locale Rücksichten führten allerdings zu einer gewissen Beschränkung, doch betrafen diese nur das aller Aeußerlichste der Sprachform, alles mehr Innerliche und Wesentliche, gerade das, worin der eigentliche Geist und das Leben der Sprache Luthers beschlossen ist, wurde heilig gewahrt und immer wieder reproduciert. Wenn man bedenkt, wie oft damals gepredigt wurde, und wie die Predigten besucht waren, so wird man die Wirkung der Lutherspracbe nach dieser Seite hin nicht gering anschlagen. — Noch stärker reizte Luthers polemische Litteratur zur Nachahmung, freilich auch zur Ueberbietung[2]).

Die gewaltige Steigerung im Druck deutscher Bücher ist somit lediglich eine Folge des Auftretens Luthers. Einzig schon in den Jahren 1518—1523 sind mehr deutsche Bücher gedruckt worden als in dem halben Jahrhundert vorher seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, und unter 1446 deutschen Büchern aus jenen fünf Jahren tragen 556 Luthers Namen[3]). Diese Hälfte wiederum übertraf die andere bei Weitem an Verbreitung, und wenn die Auflagen der eigenen Schriften Luthers nach Tausenden von Exemplaren zählen, so stehen sie immer noch in keinem Verhältniß zum Absatz der Bibelübersetzung. Allein aus der Druckerei des Hans Luft in Wittenberg sollen von 1534—1584 100,000 Exemplare der Gesammtbibel hervorgegangen sein[4]).

Daß nun der Kunst des Lesens, obschon sie bereits vorher ziemlich

[1] Wackernagel, LG. § 113.
[2] Vgl. Rückert, II, 150—155; Pietsch, S. 67—69.
[3] Vgl. ob. S. 186.
[4] Pietsch, S. 52—60.

verbreitet gewesen war[1]), ein erhöhter Eifer zugewendet wurde, ist begreiflich. Die deutschen Schriften Luthers und seiner Anhänger, von Haus zu Haus colportiert, wurden am eifrigsten begehrt, und das Verlangen nach solcher Lecture und nach dem Besitze der Lesefertigkeit erwachte so mächtig, daß immer neue deutsche Schulen entstanden, besonders private, und selbst Erwachsene noch privatim sich ausbildeten. Selbst seitens Derer, die eine höhere Bildung erstrebten, wurde das Deutsche unter Zurücksetzung der classischen Studien bevorzugt[2]). „Lesen können", sagt Ickelsamer, „hat inn langer zeit nie so wol seinen nütz gefunden als itzo, dweyls seer ein yeder darumb lernet, das er Gottes wort und etlicher Gotgelerter menner außlegung darüber selbs lesen und desto bas darinn urteylen möge. Da zu kan itzo nichts kundwirdigs in der gantzen welt geschehen, es kumbt schrifftlich durch den Truck zu lesen"[3]). Während in Braunschweig 1478 das Lehren dudescher bouke unde breve noch auf die Schreibschulen beschränkt ist, werden von 1528 an solche Uebungen auch in den Lateinschulen getrieben[4]). Der Humanist Heinrich Glareanus zu Freiburg klagt in einem Briefe an Willibald Pirkheimer in Nürnberg, 1524: „Sie schreien mit großem Gebrülle, es sei nicht nothwendig, Latein oder Griechisch zu studieren; es genüge, wenn man Deutsch und Hebräisch verstehe"; und ähnlich der Leipziger Schulrector Johann Musler, 1529: „Es ist fast zu wundern, was doch die eltern darzů bewegt, so vil fleis auff das teutsch zů wenden, das jre kinder vor lateinischer und kriechischer Zung das teutsch zů lernen mit solcher kost bevolhen werden". — Luther selbst sah sich veranlaßt, den Irrthum zu bekämpfen, daß es „genug sei zu einem Prediger, daß er Deutsch lesen künde"[5]). In seinem Schreiben an die Rathsherren, 1524, meint er ironisch: „Ja sprichstu abermal, ob man gleich sollt und müste Schulen haben, was ist uns aber nütze, lateynisch, kriechisch und ebreyisch zungen und andere freye künste zu leren, künden wir doch wol deutsch die Bibel und Gottes wort leren". Noch 1530, im „Sermon, daß man solle alle Kinder zur Schule

---

1. Pietsch, S. 49 ff.

2. Müller Quellenschr. S. 412 macht darauf aufmerksam, daß gerade Anhänger der deutschen Mystik im 16. Jahrh. es sind, welche sich um die Hebung des deutschsprachlichen Unterrichtes besonders bemüht haben: Ickelsamer, Fuchsperger, zu denen sich der Schweizer Arzt und Basler Professor Theophrastus Paracelsus, 1493—1541, gesellt, der seine Vorträge in deutscher Sprache hielt.

3. Müller, Quellenschr. S. 53.

4. Monum. Germ. paedagogica. Bd. I, 6, 33.

5. Vgl. ob. S. 190.

halten" schreibt Luther: „Der gemeine Geizwanst veracht itzt die Kunst so hoch und spricht: ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er gnug, ich will ihn zum Kaufmann thun". Die günstigen Handelsverhältnisse jener Zeit förderten allerdings diese Neigung[1]). — Mit diesem gesteigerten Lehrbedürfnisse und dem Aufschwung der deutschen Schulen hängen die ersten grammatischen Anweisungen für das Deutsche zusammen.

Zweites Capitel.

Die süddeutsche Reichssprache im sechszehnten Jahrhundert.

Der Tadel, welchen Heinrich Rückert[2], über Karl V. ausspricht, weil er es gewesen sei, der durch seine auffällig zur Schau getragene Bevorzugung der französischen Sprache die Verachtung und Verdrängung der Muttersprache in den Hofkreisen angebahnt habe, mag für die Person des neuen Kaisers berechtigt sein; dem Kanzleigebrauche des Deutschen hat diese Neigung indes nur wenig Abbruch gethan. Im Gegentheil, der Gebrauch des Deutschen als der öffentlichen, der Staats- und Gerichtssprache, ward neu befestigt, als auf dem Reichstage zu Augsburg der Kaiser die Bekenntnißschrift der Evangelischen nicht lateinisch, sondern deutsch verlesen ließ und

[1] Müller, Quellenschr. S. 378. — Ueber die nach und nach wieder überhandnehmende Pflege des Lateinischen in den Schulen des 16. Jahrh. vgl. noch Wild: Der Stand des deutschsprachl. Unterrichts im 16. Jahrh., S. 11—25, 28—36. Melanchthon verlangt Pflege des Lateins vor dem Deutschen, Griechischen und Hebräischen um der Concentration des Unterrichts willen. Sturm stellt die gleiche Forderung auf wegen der allgemeinen Giltigkeit des Lateins, und weil man einen Rückfall in die Barbarei des Mittelalters verhüten müsse. Das Griechische dürfe dem Lateinischen also nicht Abbruch thun. Wenn Sturm daneben auf die Wichtigkeit der grammatischen Erlernung der Muttersprache aufmerksam macht, so geschieht dies nicht um ihrer selbst willen, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen. Schon mit neunjährigen Knaben, verlangten die humanistischen Pädagogen des 16. Jahrh., solle der Lehrer lateinisch reden, und auch in ihrem Verkehr außerhalb der Schule sollten die Schüler sich nur dieser Sprache bedienen. In der That legen eine ganze Anzahl von Schulordnungen auf diesen Punkt Gewicht. Vgl. Wild, S. 32. — Zeugnisse über den schulmäßigen Betrieb des Deutschen in der zweiten Hälfte des Jahrh. s. unten im fünften Cap.

[2] Geich. d. nhd. Schriftspr. II, 206 f., 214 f.

eben derselbe zwei Jahre nachher, 1532, die Peinliche Gerichtsordnung, die zuerst der Freiherr Johann von Schwarzenberg, der Verdeutscher des Cicero, entworfen hatte, zum Reichsgesetz erhob. Unvermeidlich war freilich, weil das römische Recht nun allgemein war, daß die Amtssprache durch zahlreiche Fremdworte und daneben durch die alte beschwerliche Weitläufigkeit des Stils entstellt ward.

Eine bei Weitem werthvollere Förderung erfuhr aber die Gemeinsprache durch die Litteratur, wie sie in den süddeutschen Reichsstädten aufblühte. Hans Sachs, Sebastian Frank, Johann Fischart, dieses litterarische Dreigestirn des sechszehnten Jahrhunderts, haben sich einer Sprache bedient, wie sie sich zunächst in der kaiserlichen Kanzlei, dann durch den Buchdruck Nürnbergs und Augsburgs ausgebildet hatte. Grammatisch hat die Reichssprache ihre eingehende Darstellung gefunden in dem Werke des Laurentius Albertus Ostrofrancus, 1573 zu Augsburg erschienen. Ohne unserer zusammenhängenden Schilderung des Verhältnisses der Grammatiker zu den verschiedenen sprachlichen Richtungen des sechszehnten Jahrhunderts vorgreifen zu wollen, stellen wir hier zusammen, was in dem Werke als allgemein giltig, nämlich die Formenlehre, vorgetragen wird.

Die Declination zerfällt nach Albertus in drei Abtheilungen, deren erste unserer schwachen entspricht. Schluß-e wird meist weggelassen: der knab, die reb, die stud (equa), die kuff, der aff, die kräh; beck, mück, der will, die pfann, supp, die wis oder mat. Als auf e endigend werden angegeben: omnia nempe adjectiva foeminina: ein todte (mortua). Den Masc. kann im Gen. s angefügt worden, wenn sie ohne Attribut stehen, also zwar: des jungen knaben, des milten Herren, des krancken menschen; aber auch: des knabens, herrens, menschens. Die Feminina endigen auch im Sing. in den obliquen Casus in der Regel auf -en: der stuben (Gen., Dat. Sg., die stuben Acc.), der brücken, die brücken, der schnecken (Gen., Dat. Sg.), die schnecken (Acc.)[1]. Dagegen werfen die Adjectiva -n weg: die kleine (haec parva) und: die kleine (hanc parvam).

---

[1] Den gleichen Gebrauch haben wir bei Sebastian Brant beobachtet ob. S. 133, Anm. 3: die obliquen Casus haben entweder die mhd. vollen Formen: der kappen Gen., Dat. Sg., die kappen Acc. Sg., uff der gruben, under der sunnen, der selen. der harpffen, in synr teschen, die klusen Acc. Sg., der heylgen kirchen Dat., synr frowen Dat., usz der büchsen, die büchsen Acc. Sg., in der hellen. Von da drängt sich -en sogar in den Nom., wie dies bei den Masc. später ganz gewöhnlich wird: karren; kappen, glocken, katzen. Oder die Endung -en wird ganz apocopiert: mit synem glych, frow, kapp, sunn, karwuch, hell Dat., den schad, den galg, glock,

Die zweite Declination begreift unsere starken Masc. und Neut. Im Gen. Sing. wird e gerne syncopiert: leibs, weibs, Gotts, Vaters ꝛc. Im Dat. wird immer apocopiert: dem Gott. Ebenso im Nom. und Acc. Pl., sofern derselbe nicht wie: leiber, männer, räder auf -er endigt: die sümpff, käuff, häring, sträng, schwein, schmidt. Der Gen. und Dat. hängt n an: dern, denen Göttern, reisern, männern, schmidten ꝛc.[1]).

Die dritte Declination umfaßt nur Feminina, und zwar diejenigen, welche im Mittelhochdeutschen stark sind. Die mhd. Endung e wird im Sing. ausgestoßen, sodaß derselbe also unveränderlich lautet: farb; Plur.: die farbe, dern farben, denen farben, die farbe.

Bezüglich der in der mittel- und neuhochdeutschen Schriftsprache geltenden Endung e belehrt uns eine allgemeine Bemerkung, daß dieselbe zur Unterscheidung angefügt werden könne, z. B. die leffle (Metathesis). Ferner leiste dieses „paragogische" e, z. B. die rede für red, in der Metrik gute Dienste.

Verba: Interessant ist die Bildung von Inchoativen: mich trinckert (bibiturio), ich fließle (fluesco), ich ältle incipio adolescere, ich brensle (ardesco). »Nemo prohibetur, ex necessitate hujusmodi vocabula fingere.« — Imitativa in er exeunt, als: ich vetter mich (patrisso), ich weinser oder weiner (oleo vinum), ich älter oleo vestustatem); de farina, vino, frumento et aliis id genus rebus dicitur: ich meichsner (misnisso), ich lateiner (latinizo): mores vel linguam Misnensium et Latinorum sequor.

In der Conjugation wird das auslautende e ausgeworfen: ich hab (neben haben ist noch han gebräuchlich), ich sing: observandum, quod omnia simplicia primitiva verba in prima indicativi praesentis tempore persona monosyllabica sint: ich red, ich ler, ich streit, quibus vel propter orationis numerum, vel propter rithmos et nostrum genus versuum, aut etiam in cantilenis et nonnunquam ex consuetudine littera e accedit, als: ich rede, lere, streite ꝛc., quae litera in communi quotidianoque usu dicendi non exprimitur, nisi orationis gravitas requirat. Idque servatur in aliis omnibus verborum temporibus et personis et in omnibus orationis partibus.

---

sytt Acc.). Gegen die bloße Endung e scheinen die südlichen Dialekte eine Abneigung zu haben. Bei Luther ist die eigenthümliche, im Nhd. völlig durchgedrungene Mischung der starken und schwachen Femininumdeclination, der zufolge bekanntlich nhd. alle Sing. der nicht Umlautenden stark, die Plur. schwach gehen, noch stärker ausgebildet. (Vgl. ob. S. 205.).

[1]) Vgl. ob. S. 90.

als: unde als er ihne eigentliche gefraget hette, ſprache und antworttete jener ihme hinwider, quae ita simpliciter leguntur: und als er jhn eigentlich gefragt hett, ſprach und antworttet jener jhm hinwider ꝛc.

Die Gemeinſprache kennt bereits die mit haben umſchriebenen Tempora: Perfect und Plusquamperfect. Das Imperfect von haben lautet: ich hett, hetteſt oder hetſt, hettet oder hett, wir hetten oder hettn, hettet oder hett, hetten oder hettn.

Terminatio imperfecti ut plurimum t est, exceptis paucis, als: ich ſchlieff, ich vergaß ꝛc., non raro autem e litera in fine accedit, als: ich theilte, ich ſchlieffe.

Die ſtarken Verba der a-Reihe haben in der I. Sg. Präſ. Ind. noch den mhd. Vocal: ich ſprich, brich, triff.

Ueber die Vorſylbe ge im Part. Prät. wird geurtheilt: Suevi, Bavari et Austriaci augmentum ge in peregrinis libenter omittunt, als: ich hab ſtudiert, judiciert, atque etiam in nostratibus verbis, quae peregrinorum formas habent, als: ich hab gehofiert, und hofiert . . . Verbis a g litera incipientibus jam nominati populi raro praefigunt augmentum ge; quod enim aliqui dicunt: ich hab geglaubet, ich hab gegrinnen, gegrüſſet, gelungen, illi simpliciter efferunt glaubet, grinnen, grüſſet, glungen; quod si augmento uti velint, per syncopen literam e saepissime elidunt, et quod analogice effertur geleret, gefaſſet, illi figurate dicunt gleret, gfaſſet ꝛc.

Das Futurum wird vermittelſt des Hilfsverbums werden gebildet. Letzteres conjugiert: ich werd, du werſt, der werd oder wird, wirſt, wirt.

Der Plur. Präſ. Ind. des Verbum substantivum heißt: wir ſein, ihr ſeind oder ſeit, die ſeind. Imp.: biß oder ſey. Der Conj. Prät. entbehrt des Umlautes: ich wurde, wir wurden. Neben war wird noch was aufgeführt.

Affigierung des Pronomens: ich willn = ich will ihn, du klagſtn = klagſt ihn, er hats = hat ſie oder es, hab ichn = hab ich jhn, ſagſtus = ſagſt du es, nimbſtus = nimbſt du ſie.

Adverbia: Saepe requirit numerus et gravitas orationis, ut adverbiis in -lich syllabam -en annectas, als: Chriſtus iſt kläglichen gepeinigt worden.

Erwähnenswerth iſt dann noch folgende Bemerkung:

Enallagen Saxones et Belgae nonnunquam immiscent nobis inusitatam neque ab aliis discendam, ubi infinitivum pro imperfecto ponunt, als: Er aber immer zu ſchlafen, die nechſten zu lauffen,

sie schreien pro: er aber schlug immer zu, die nechsten zuliessen (oder usitatius liessen zu), und sie schrien.

Ueber die Prosodie sagt Osterfrank: Syllabarum quantitates a nostris hactenus observatae non fuerunt . . Carminum nostrorum ratio non a dimensione pedum sed numero syllabarum sumitur. Als lang werden erklärt die Sylben mit Diphthong und mit Position. »Breviter autem syllaba poni et judicari potest, si in brevem consonantem exeat, etsi proxima dictio etiam a consonante incipiat.«

Diese Abweichungen der hochdeutschen Reichs- oder Gemeinsprache von der Lutherschen, namentlich aber die Unterschiede im Wortschatz sind schon den Nicht-Grammatikern unter den Zeitgenossen aufgefallen. Mehrere der von Heinrich Steiner in Augsburg am Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts veranstalteten Nachdrucke von Luthers Neuem Testament tragen die Bemerkung: „Dazu der ußlendigen wörter auff unser teutsch anzaygung"; „mit Anzaygung Außlendischer wörter auf hoch Teutsch". Vier von den Straßburger Nachdrucken, und zwar solche von Johann Knoblouch, 1524—27, tragen ebenfalls auf dem Titel den Vermerk: „Der außlendigen wörter auff unser teutsch anzeygung". Das von Adam Petri in Basel seinen ersten Nachdrucken, 1523—25, angehängte Glossar werden wir später zu besprechen Gelegenheit haben; die angeführten Wörterverzeichnisse scheinen alle in dem seinigen ihren Ursprung genommen zu haben. Eine Nürnberger Ausgabe von 1526 druckt es sogar einfach nach, obschon es nur für Schweizer verfertigt war. Später hören diese Verzeichnisse auf, sie fehlen insonderheit in den Nachdrucken der vollständigen Lutherbibel von 1534, 1541, 1546, namentlich in den zahlreichen Frankfurter Nachdrucken[1]). — Charakteristisch äußert sich der Straßburger Richel in seinem Nachdruck des Lutherschen Neuen Testaments: „Ich hab mich beflissen, seine besondere Wörter und Orthographie, so mehr auf meißnisch denn unser hochdeutsch gebraucht, eigentlich bleiben zu lassen"[2]).

Die mitteldeutschen oder, wie die Zeit sie nannte, „meißnischen" Idiotismen Luthers, die heute in Fleisch und Blut der Schriftsprache übergegangen sind, galten also damals den Hoch-, d. h. Oberdeutschen noch als „außlendig". Den localen Ursprung der Lutherisprache betont sogar sein Landsmann, Johannes Mathesius, in einer der Predigten, in denen er das Leben und Wirken seines geliebten Lehrers zum Gegen-

[1] Panzer, Entw. einer vollst. Gesch. d. dtsch. Bibelübers. Dr. Martin Luthers, v. Jahr 1517 an bis 1581.

[2] J. Grimm, Kl. Schr. VII, 118.

stand der Betrachtung macht: „Meichsner, sagen auch die auslender, wenn sie untern leuten gewesen und irs landsmanns vergessen, reden ein gut deutsch. Drumb erwecket der Sone Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war, und die Biblien Gottes in Meichsnische zung brachte“ [1]). Der Zusatz, „wenn sie untern leuten gewesen und irs landsmanns vergessen“ bezieht sich, wie aus dem ganzen Sinn und dem folgenden Satze hervorgeht, auf die Meißner; Mathesius will damit sagen, daß, wenn die Meißner ihrer Landesart, d. h. ihrer besonderen mundartlichen Eigenthümlichkeiten sich entäußern, alsdann ihr Deutsch das beste ist. Obersächsische Schriftsprache und Mundart werden mithin, wie von Luther selbst, geschieden. — Am Ende des Jahrhunderts spricht diesen Gedanken ein Spanier, Laurentius Villavincentius, aus in einer lateinischen Schrift De formando studio theologico. Die reine Landessprache, äußert er, müsse man aus dem Umgang mit den Gebildeten schöpfen, oder aus den Büchern, die in der angesehensten Mundart verfaßt seien, wofür in Deutschland nach Vieler Urtheil der meißnische Dialekt gelte. — Rühmend nennt Justus Joseph Scaliger die meißnische Landessprache als eine hervorstechende Ehre Leipzigs in einem Gedichte, worin der Glanz der Leipziger Messe geschildert wird.

Für die Schwankungen, wie sie innerhalb der neuhochdeutschen Schriftsprache selbst im sechszehnten Jahrhundert sich noch geltend machten, lassen sich, ganz abgesehen von der später gesondert zu behandelnden grammatischen Theorie, noch eine Anzahl Zeugnisse anführen, die gerade in ihrer Unabsichtlichkeit doppelt beweiskräftig wirken.

Der kaiserliche Rath Caspar von Niedbruck, ein namhafter Gelehrter des sechszehnten Jahrhunderts, schreibt 1555 an Kölner Gelehrte, er wünsche das zu Bonn gedruckte Neue Testament zu kaufen »propter idioma Coloniense, quo versum testamentum cognovi: nam cuiusque idiomatis libros cupio mihi servare: nam post annos mutatur aliquid semper non tantum in rerum natura et moribus, sed etiam linguis« [2]). — An einer Stelle im Gargantua („Geschichtsklitterung“, 1575 [3]) häuft Fischart die landschaftlichen Synonyma für den Begriff Wiese: „Und fügten sich hiemit auf das grün Bruch, oder auf die Schweizermatten, die Reinisch Wiesen, und die Schwäbisch Au“. Der bairische „Anger“ scheint ihm zu weit abgelegen zu haben.

[1]) Wackernagel, LG. § 93, Anm. 4.
[2]) Haupts Zs. f. dtsch. Alterth. XXIII, 61.
[3]) S. 3 a.

Zu den Zeugnissen über den bewußten Gebrauch einer bestimmten landschaftlichen Sprache gehört auch die gereimte Vorrede des Siebers und Pritschenmeisters Benedict Edelbeck zu seiner Beschreibung des im Jahre 1575 in Zwickau abgehaltenen Armbrustschießens. Der nach Zwickau aus Böhmen und aus dem Dienste des Erzherzogs Ferdinand gekommene Dichter ersucht seine Leser, an der ihnen ungewohnten österreichischen Sprache keinen Anstoß zu nehmen; zweifelhaft aber bleibt die Ansicht Pfeiffers, daß der Dichter dabei noch nicht daran gedacht habe, durch die Entschuldigung, daß er der meißnischen Art unmächtig sei, dieser Mundart irgend einen Vorzug einzuräumen, und daß dieselbe Entschuldigung, daß er nicht nach schwäbischer oder österreichischer Art rede, umgekehrt ein nach Süddeutschland gekommener und dort als Gelegenheitsdichter auftretender Obersachse eben so gut hätte machen können, ohne seine angeborne Mundart deshalb geringer zu achten:

„... Wem dis büchlein kompt zuhandt,
Den bit ich, wolt mir lassen nach,
Mich nicht urteiln in meiner sprach,
Die ist nicht nach der Meichsnischn arth,
In Osterreich ich teudsch glernt wart:
Drum bit ich euch mit allem fleis,
Welches wort nicht ist auff ewer weis,
Geschrieben recht nach jedes sinn,
Derselbig der gedenck dahin,
Das jedes Landt sein sprach und arth,
Darum zu bringn ist schwer und hart,
Dann jeds Landt hat sein brauch und sitt,
Das es sich nicht nach einem nitt[1]).
Dis bitt ich hirmit weitter ebn,
Jr wolt mir in dem was nach gebn.
Dann es wer mir ein schwere sach,
Solt ich gefolgt habn jedes Lands sprach,
Das wer mir ja nicht müglich gwesn,
Drumb wolt Ostrreisch für Meichsnisch lesn.
Nach dem sprichwort, so geht im schwang,
Ein jeder Vogl singt sein gesang,
Und lest sich schwerlich darvon fürn,
Ich bitt, last euch mein spracht nicht irn..."

Johann Rasch, aus Pöchlarn in Nieder-Oesterreich gebürtig, spricht sich in seiner „Kirch Gottes", Wien 1581, über die Sprache seiner Heimath folgendermaßen aus:

„Erweise leicht, das unser red
Der hiesign landsart und hêf, Stêt

[1]) Mhd. sich eines dinges nieten = sich befleißigen.

In Norica Germania
Sey zum verstand und reimen ja
Wil aigentlicher deitlicher,
Der regul nach auch leidlicher
Weder[1] die sprach der andern land,
Darinn der Luther hat gewohnt;
Er wolt ein güter teütscher sein,
Sein zung jhr vilen dunckt gar fein,
Auch manch katholisch sich drauf gebn,
Das die teütsch sprächten zierlich ebn.
Erachte, sie verstehens nitt,
Sunst bliben sie bey unserm sitt;
So ist jhr sprach gleich wie jhr lehr,
Sich und jhr witz selbst loben s' sehr;
Das ich deß grob exempel geb,
Damit all gspött und main[2] aufheb:
Wir haben vor ver für; saitt seitt; [saitt Saite, seitt Seite]
Vor geht der maist[3], vergeht die zeit,
Für geht wer nit eingeht zum thor,
Bey jhnen ist's nuer alles vor;
Sie haben gar khainn unterschayt:
Laim laybn leim leem lebn; leid das layd;
[laim Lehm, laybn übrig lassen, leim Leim, leem Lähmung, lebn Leben, leid leide, layd Leid]
Rut, ruten (fisch) — ruet, rueten (gärt);
Lueg auff die lug, das d' nit werdst gefährt;
Spis spiesz; bruch bruech, zu zue; nein nain;
[spis Spießbraten, spiesz Spieß, bruch Bruch, bruech Hose, nein hinein, nain nein]
Roßtzigel (halffter) — tziegelstain;
Des fürmans leser — weinlöser;
[leser Schnapphaken einer Fuhrmannstasche. DWb. VI, 1196; weinlöser Weinleser]
Untzehlig deß exempel mehr
Die teütsch grammatic geben wird,
Was unser Jung discriminiert,
Sey differentz so wol in red
Als in 'm schreiben, das man's versteht[4]."

Der Sieg der Lutherschen, d. h. der mitteldeutsch-obersächsischen Schriftsprache über die österreichisch-süddeutsche Reichssprache war nicht mehr zweifelhaft, sobald, wie von Rasch angedeutet wird, die Katholiken sie nachzuahmen anfiengen. Schon ein Zeitgenosse und heftiger Gegner Luthers, Hieronymus Emser, den Luther den „Sudler zu Dresden" nennt, mußte bekennen, daß Luthers Deutsch (in der Bibel-

[1] weder als, in der Comparation.
[2] main Frevel, Schimpf.
[3] der maist maximus.
[4] Vgl. Bechstein und Pfeiffer, in der Germania VIII, 462 ff.

übersetzung „süß und gut" sei. Emser übersetzte seinerseits einen Theil des Neuen Testamentes in katholischem Sinne. Auch Johann Dietenberger, ein anderer katholischer Verdeutscher der Bibel zu jener Zeit, benützte Luther in ausgiebigem Maße. Dr. Johann Eck dagegen, der ebenfalls die Bibel in die deutsche Sprache übersetzte und sich bezüglich des Neuen Testamentes an Emser hielt, änderte denselben, „wo er Wörter gebraucht, uns hochteutschen nit gemain, oder wenn er ein Lümpli auß Erasmus Translation hinzu than". Er sagt selbst, er habe den Emser „auf hochteutsch mit worten und syllaben verstelt"[1].

Die Vertheidiger der katholischen Kirche erkannten die Gefahr wohl, die mit dem Eindringen des protestantischen Dialektes für ihren Glauben verbunden war. Von einem Jesuiten stammt das Zeugniß, daß Luthers Gesänge viel mehr Seelen zum Evangelium hingezogen als alle Predigten und andere Schriften: »Hymni Lutherici animas plures quam scripta et declamationes occiderunt«[2]. Um diesen nicht mehr zu unterdrückenden Einfluß wenigstens unschädlich zu machen, setzten in der Folge die Jesuiten viele von Luthers Liedern in ihre eigenen Gesangbücher[3]. War also der Anstoß für die Gläubigen vermieden, so wurde durch ein solches Verfahren die neue Schriftsprache unvermerkt, aber um sicherer auch in diesen Kreisen eingepflanzt.

Als Nachfolger Luthers auf dem Gebiete dieser religiösen Liederdichtung, deren Wirksamkeit von den Gegnern so sehr gefürchtet war, nennt Cyriacus Spangenberg in seinem Tractat von der Musica und den Meistersängern, gewidmet der Gesellschaft der Meistersänger zu Straßburg, 1598[4]: Justus Jonas, Paulus Speratus, Michael Stiefel, Adam Kraft, Lazarus Spengler, Andreas Knopken, Dr. Wenzel Link, Antonius Corvinus, Johann Walter, Johann Hildstein, Ambrosius Lobwasser u. a. m. In dem Werke findet sich unter der Ueberschrift „Reiner Teutscher sprach author" die Bemerkung: „Nach deme auch der seelige Luther die Teutsche sprach widerumb gereiniget unnd in rechten versprach unnd gebrauch gebracht, haben die, so sich nach seinem Teutschen richten und zuforderst seiner Teutschen Bibell unnd seinen Außlegungen folgen, ein großen vortheill, die rechte meinung

[1] Vgl. Panzer, Versuch einer kurzen Gesch. d. röm. kath. deutschen Bibelübersetzung, S. 41, 121, 123.

[2] Adam Conz, Politicorum lib. VI, cap. XIX.

[3] Megalissus, Der undeutsche Catholik, S. 79.

[4] Wieder herausg. v. A. Keller in der Bibliothek des Stuttgarter litterar. Ver. LXII, 138 ff.

unndt den verstandt der Schrifft darzugeben, so sie ettwas darauß in ordentliche reymen fassen wollen, sonderlich wann die Töne unnd Melodeien, darauff sie ihre Lieder setzen, ahn ihnen selbst fein ernst und dapffer seindt, dann dadurch werden die Bewegung deß Glaubens uñd die Krafft oder Energie der Wortt sehr arttlich außgetrucket uñd die Epiphonèmata oder Hauptsprüchlein wol uñd fein rundt gegeben. Summa, rein Deutsch und ein guetter Ton gibt einem Lied oder Psalm gleich seine Crafft und leben, so mann auch mit Ernst unnd Andacht singet" ꝛc. — Hier wird also Luthers Sprache als die zum richtigen Ausdruck religiöser Gedanken allein geeignete hingestellt. Daß aber die Meistersänger, wenigstens des sechszehnten Jahrhunderts, in ihren Tabulaturen die Wahl des Dialektes noch ausdrücklich frei ließen und Adam Puschmanns (1571) Lehrsatz, wonach alle Meisterlieder in der hochdeutschen, d. h. in der Sprache der Wittenberger, Nürnberger und Frankfurter Bibeldrucke oder in der Kanzleisprache gedichtet sein sollten, ein willkürlicher sei, hat Pietsch eingehend nachgewiesen[1]).

So die Richtungen innerhalb der Gemeinsprache des sechszehnten Jahrhunderts. Wir wenden uns nunmehr zu den von ihr unabhängigen Dialekten, der niederdeutschen und der alemannischen Schriftsprache.

Drittes Capitel.

Die Litteraturdialekte und ihr Kampf mit der Gemeinsprache.

Daß das Hochdeutsche auf niedersächsischem Gebiete längst als die vornehmere Sprache anerkannt wurde, dafür haben wir aus dem Mittelalter mehrfache Zeugnisse erbracht; sein vollständiger Sieg als Schriftsprache entschied sich aber erst in diesem Zeitraum, als mit der Lehre auch die hochdeutsche Sprache des Reformators allenthalben in Niederdeutschland durchdrang, und um so leichter, da dieses Hochdeutsch an das Niederdeutsche die meisten Anklänge zeigte. Die Einheit des Glaubens, das geistige Uebergewicht der hochdeutschen Litteratur wirkten mächtiger als die Liebe zur angestammten Muttersprache.

[1]) Martin Luther u. d. hochd. Schriftspr., S. 89—93.

Daß der Uebergang zur hochdeutschen Schriftsprache nicht von einem Tag auf den andern sich vollzog, ist begreiflich, immerhin ist er rascher und gründlicher erfolgt, als bei der großen Ausdehnung des niederdeutschen Sprachgebiets und der nachwirkenden Tradition der niederdeutschen Litteratur anzunehmen wäre. „Seit 1500", sagt Lübben in seiner Charakteristik der mittelniederdeutschen Litteratur[1], „ist ein merklicher Rückgang wahrnehmbar; die Formen werden unreiner, die Orthographie verwildert, die Darstellung wird unzarter, die syntaktischen Fügungen, die früher leicht, gefällig und durchsichtig waren, werden unbequemer . . . man hört den Wurm bohren, der in das Mark der niederdeutschen Sprache sich hineinzunagen beginnt".

Niederdeutsche Bibelübersetzungen sind schon vor Luther verschiedentlich gedruckt worden, die eine vermuthlich zu Köln um's Jahr 1480, die andere zu Lübeck 1494. In ihrer Vergleichung mit den oberdeutschen Uebersetzungen hat Göze[2] schon einige Spuren von „Verbesserung" der Sprache angetroffen. Eine dritte vollständige niedersächsische Bibel ist zu Halberstadt 1522 gedruckt[3]. Von der Lutherischen Bibelübersetzung erschien das Neue Testament 1522 niedersächsisch zu Wittenberg und in den folgenden Jahren bis 1532 an fünfzehn Orten nachgedruckt. Von den vollständigen niedersächsischen Lutherbibeln, deren Göze vierundzwanzig angibt, ist die Lübeckische Ausgabe von 1534 die älteste. Man nimmt an, dieselbe sei, wenn nicht von Luthers Freund, Johannes Bugenhagen aus Pommern, selbst, doch unter seiner Leitung in's Niedersächsische übersetzt worden[4]. In der kleinen Erinnerung, die dieser Bibel sofort nach Luthers Vorrede vorgesetzt ist, sagt Bugenhagen: „De uthleggynge Doctoris Martini Luthers, mynes leven heren unde vaders in Christo, yd jn dysh Sassesche düdesch uth dem höchdüdeschen vlitich uthgesettet, uth jnnem bevele". Diese Stelle hat aber auch für Luthers eigene Meinung um so mehr Gewicht, weil jene niederdeutsche Uebersetzung in seinem Auftrag und, was Bugenhagens Zugaben betraf, mit seiner ausdrücklichen Bestimmung verfertigt wurde. — Eine neue niedersächsische Bibelübersetzung veranstaltete 1596 David Wolder, Pastor zu Hamburg. Als Ursache gibt er an, daß er in den neunzehn Jahren, die er zu Hamburg seinen Landsleuten das göttliche Wort in ihrer und

[1] Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung, 1875.
[2] Geschichte der niedersächsischen Bibeln, S. 99.
[3] Vgl. ob. S. 171.
[4] Diederich von Stade in seinem Wörterb. zu Luthers Bibelübers., 3. Aufl. 1737, S. 18 der Vorr.

seiner Muttersprache gepredigt, an der sächsischen Bibel nicht ohne Seufzen und Schmerzen wahrgenommen habe, daß dieselbe an sehr vielen Orten zum Theil mit Dr. Luthers Bibel nicht übereinstimme, zum Theil auch gegen der sächsischen Sprache freie Natur und Art gezwungen (nödtlyck) und seltsam in aller vernünftiger Niedersachsen Ohren klinge[1]). Seine Leser nennt Wolder „mine leven Sassen" und verspricht, seine Uebersetzung in der „purreinen Sassischen Sprake" zu liefern. — Die letzte niedersächsische Bibel ist zu Goslar 1621 gedruckt, das Neue Testament besonders zu Stettin 1604, zu Lübeck 1615, zu Hamburg 1605, 1619 und 1620 und der Psalter zuletzt vermuthlich ebendaselbst 1621. Kinderling in seiner Geschichte der niedersächsischen Sprache findet in diesem plötzlichen Aufhören der niederdeutschen Schriftsprache eine Bestätigung seiner Muthmaßung, daß die niedersächsische Mundart vornehmlich durch den dreißigjährigen Krieg aus den Schriften verdrängt worden ist. Wenn später wieder Dichtungen in niederdeutscher Sprache erscheinen, so ist das Verhältniß ein ganz anderes als früher. Der Dichter bedient sich jetzt absichtlich einer Volksmundart im Gegensatz zu der auch in Niederdeutschland geltenden hochdeutschen Schriftsprache.

Von den Genossen Luthers schrieb neben Bugenhagen noch Erasmus Alberus niederdeutsch, der aber auch in hochdeutscher Sprache Andere an Reinheit und Sprachrichtigkeit übertraf. Johannes Agricola, ein Landsmann Luthers, gab seine Sprichwörtersammlung zuerst, im Jahre 1528, auf niederdeutsch und gleich im folgenden Jahre auf hochdeutsch heraus, ebenso setzte Thomas Kantzow seine Pommersche Chronik (1532) später in's Hochdeutsche um. Je mehr das Niederdeutsche als Schriftsprache zurückgedrängt wurde, prägte sich der Charakter der Heimath wieder denjenigen Werken auf, welche im Volke ihren Leserkreis suchten, wie des Rostocker Predigers Niclaus Grise „Spegel des Antichristischen Pawestdomes" von 1593.

Daß hochdeutsche Predigt an manchen Orten Niederdeutschlands wohl verstanden wurde, bezeugt Luther selbst in einem Schreiben an den Rath von Göttingen[2]). In einem Streit, der 1584 zu Nordheim bei Hildesheim zwischen zwei Geistlichen über die Wahl des Niederdeutschen oder des Hochdeutschen zur Kanzelsprache geführt wurde, greift der Verfechter des Niederdeutschen seinen Gegner gleichwohl auf hochdeutsch an mit den Worten: „Du bist ein großer Fürstenprediger gewesen, führest hohe meißnische Sprache, bist freilich wohl in Meißen nie gewesen,

[1] Stade a. a. O.

[2] Vgl. Pietsch, S. 75.

sondern hast die Sprache etwan aus einer Postille gefasset“[1]. — In Mecklenburg weicht das Niederdeutsche um 1600 durch den Einfluß mitteldeutscher Kanzler und der Universität aus dem kirchlichen Gebrauche; nur schleswig-holsteinische Pastoren lassen in den von früher her bekannten Officinen ihre niederdeutschen Predigten weiter drucken[2]. Die niedersächsischen Kirchen- und Polizeiordnungen, wie sie in Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Stettin, Rostock, Magdeburg ꝛc. noch bestanden, machten nach und nach ebenfalls der hochdeutschen Amtssprache Platz[3].

Länger erhielt sich die niederdeutsche Sprache im Kirchenliede, durch Uebersetzung sowohl als schon bei der ersten Abfassung. Diese sonst auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung dadurch, daß die Reformatoren mit dieser Gattung in höherem Maße denn anderswo darauf bedacht waren, an das Volk heran und unter das Volk zu treten, denn nicht bloß den Gottesdienst sollten diese Lieder erwecken und heben, sondern auch daheim und über der Arbeit gesungen werden. Das älteste bisher bekannt gewordene niederdeutsche Gesangbuch gab Joachim Slüter 1525 zu Rostock heraus[4].

Daß die Jahre 1530—1555, vom Augsburger Reichstag, wo die evangelische Confession deutsch verlesen wurde, bis zum allgemeinen Religionsfrieden, die für den Sieg der hochdeutschen Schriftsprache eigentlich entscheidenden waren, lassen mehrere Zeugnisse aus späterer Zeit über das Zurückweichen des Dialektes erkennen. — In den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) redet der Schalk stets niederdeutsch und öfters sonst auch die geringeren Personen in der oder jener anderen Mundart: meißnisch, thüringisch, schwäbisch u. a. Nur in dem Acte, wo der Schalk auch Hauptperson ist, spricht er ebenfalls hochdeutsch. Auch in andern, selbst lateinischen Spielen findet sich dieser Sprachwechsel, und bezeichnend für die tiefe Stellung nach unten, die man ihm jetzt nur noch gönnte, ist es fast immer nur das Niederdeutsche, das sich so einmischt. Damit begann auch der Name „hochdeutsch“, der bisher so viel als oberdeutsch, also nur zum Niederdeutschen der Gegensatz gewesen, in den Gegensatz des Erhabenen zum Gemeinen, der herrschenden Schriftsprache zu der tiefer liegenden und wandelbaren Volksmundart hinüberzuspielen.

[1] Vgl. den Aufsatz von Rud. Hildebrand: „Sachsens Antheil an der Ausbildung der nhd. Schriftsprache“, im Jahrg. von 1860 der „Grenzboten“.

[2] Litt. Bl. 1886, S. 136.

[3] Pietsch, S. 76.

[4] Vgl. Wackernagel, LG. § 103.

Georg Torquatus, Pastor zu Magdeburg, schrieb 1567—1574 in lateinischer Sprache Annales Magdeburgensis et Halberstadensis diocesium. In diesem Werke befindet sich eine Stelle, in der Torquatus von der Umgangssprache in den genannten Diöcesen handelt[1]). Er gibt an, daß daselbst die sächsische Sprache gebraucht werde, aber eine viel weniger barbarische als die im Westen und Norden übliche, wie sie früher allerdings nach den litterarischen Denkmälern auch in Magdeburg geherrscht habe und bei den untern Ständen und Bauern noch gesprochen werde. Er meint ein Niederdeutsch, das schon unter der Zucht, unter mannigfachen Einflüssen des Hochdeutschen steht, ihm immer ähnlicher zu werden strebt. Dahin zu wirken, daß dieses Sächsisch dem Hochdeutschen immer mehr gleiche, das verlangt er auch wohl, wenn er die zukünftigen Hüter und Diener der Kirche ermahnt suscipere aliquam Saxonicae linguae excolendae curam et ad Misnicam dicendi venustatem se a primis statim annis adsuefacere. »In regione Salingorum (im Saalkreis) huius Episcopatus Mysorum lingua passim viget, cum haud longe supra nostrum aevum Saxonica ibidem principatum obtinuerit. Cives enim aliquot Halenses γεγραμένοι καὶ ἀξιόπιστοι saepe affirmarunt, sua aetate et memoria primum Misnicam in ista loca introductam, ipsi pure Saxonice loquentes«. — Torquatus selbst setzt den ersten Anstoß zur Einführung der hochdeutschen Sprache in Halle in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und zwar so, indem die Erzbischöfe meistens hochdeutsch redende Leute an sich gezogen und an die wichtigsten Posten gestellt hätten. Der Sitte und Sprache der Hofleute wären seine (des Torquatus) Landsleute (nostri gefolgt und hätten allmählig angefangen, sich von der barbarischen Muttersprache abzuwenden. Ferner führt er den Einfluß der hochdeutschen Universitäten Wittenberg und Leipzig auf die sie besuchenden Studenten an. Gelehrte und durch Reisen Gebildete könnten nur mit größter Schwierigkeit das Sächsische anwenden und nur mit größtem Widerwillen es angewendet sehen[2]). — Reisen trugen also zur Verbreitung des Hochdeutschen unter den Niederdeutschen wesentlich bei. So ließ im Jahr 1572 ein Maler aus Mecklenburg, der bei Lucas Cranach in Wittenberg gelernt hatte, seinen Bruder von der Schweriner Schule zu sich nach Meißen kommen, damit er besser die Meißnische Sprache erlerne; man wird annehmen dürfen, daß das ein Gewinn war für das Fort-

[1]) Lib. II, cap. XII.
[2]) Tümpel, in Paul und Braunes Beitr. VII, 100. 102.

kommen des jungen Mecklenburgers, und daß dieser Fall nicht der einzige und wohl nicht der erste war.

Ein Grund für das Aufgeben der niedersächsischen Sprache ist sicherlich auch das Fehlen einer gelehrten Litteratur gewesen: „Nicht das kleinste Hinderniß für die Studien, besonders hierzulande, ist der Umstand, daß alle deutschen Erklärungen der Classiker nicht in unserer Sprache abgefaßt sind, sondern auf Meißnisch, Schwäbisch oder Elsässisch. Wenn nun unsere Knaben ohne einen eigentlichen Führer auf diese fremden Dialekte peregrina idiomata gerathen, so haben wir in unserer eigenen Schulzeit zu unserm großen Schaden erfahren, wie unglücklich der Fortgang der Studien ist“ [1]). In der Braunschweiger Schulordnung wird wohl aus ähnlichen Gründen gefordert, daß man die Knaben „zur oberlendischen sprach gewehne, das sie die epistolen und evangelien in derselben sprach konnen fur dem altar lesen“ [2]). Hochdeutsch wurde hier schon 1545 ein Vertrag über Schulangelegenheiten abgefaßt, er gieng von einem aus Wittenberg berufenen Rector aus. Die Schulordnung von 1547, ebenfalls von einem aus Luthers Kreise kommenden Gelehrten entworfen, erscheint gleichzeitig in hoch- und niederdeutscher Fassung. Das gleichzeitige Gutachten der Kastenherren ist niederdeutsch, der Dienstvertrag des Rathes mit dem deutschen Schreib- und Rechenmeister 1570 hingegen bereits hochdeutsch, und von da ab tritt in Schulangelegenheiten das Niederdeutsche nicht mehr auf [3]). — In Rostock schrieb noch im Jahre 1582 der Professor Nathan Chyträus seinen Nomenclator Latino-saxonicus wohl mit dem Bewußtsein, daß er sich eines anderen Dialektes bediene als des oberdeutschen, doch in der Ueberzeugung, daß man sich dieses Dialektes in einem gelehrten Schulbuche ganz mit dem gleichen Rechte bedienen könne wie die Oberdeutschen des ihrigen: „Ad vocabula Saxonica quod attinet, dedimus operam, ut quam maxime propria et his nostris regionibus usitatissima inquireremus. Quo sane ipso studio neque a rusticis neque a nautis neque a laniis neque a cujuscunque generis opificibus, imo ne a mulierculis quidem discere nos puduit“. Im Jahre 1625 erschien dieser Nomenclator zum vierten Mal, dann nicht wieder.

So geschah es durch Luthers Einfluß, daß die neuhochdeutsch obersächsische Schriftsprache, während sie bei den Katholiken nach und nach einheimisch wurde, sich frühe durch den Zutritt von Nieder

[1] Stralsunder Schulordnung von 1591. Fleckeisens Jahrb. 1881, S. 19, Anm. 93.

[2] Mon. Germ. paed. I, 127.

[3] Haupts Zs. Bd. XXX, S. 124 des Anz.

deutschland verstärkte und damit über die größte räumliche Ausdehnung und zugleich über die verbreitetste, allmählig auch über die reichste Litteratur, nicht bloß in theologischer Hinsicht, gebot. Einem Johannes Arnd, Jacob Böhme und Martin Opitz hat Oberdeutschland keinen ebenbürtigen Zeitgenossen an die Seite zu stellen.

Wir haben die oberen Lande verlassen, wie sich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine alemannische Litteratursprache festgesetzt hatte, neben der aber auch schon die Gemeinsprache in den Buchdruck Straßburgs und Basels eingedrungen war. Nunmehr trat durch die reformatorische Thätigkeit Zwinglis und seiner Freunde Zürich an die Spitze der schweizerischen Litteratur. Hatte sich hier im vorigen Zeitraum die Wirksamkeit des Buchdrucks nur spärlich geäußert, so war es jedenfalls nur in der altheimischen Sprachform geschehen. Dies ist ein Grund zur Erklärung der Thatsache, daß Zwingli als deutscher Schriftsteller ebenfalls an sie sich anschloß. Vielleicht fühlte er auch, daß das Aufgeben der Schweizersprache mit seinen politischen Bestrebungen, der Bekämpfung des Fremdwesens im Vaterlande, in Widerspruch gestanden hätte. Selbst da hat Zwingli den Dialekt nicht verläugnet, wo er sich mit Sendschreiben an deutsche Fürsten wandte. Und für sein Ziel, eine gemeinschweizerische Schriftsprache zu schaffen, war ja Zürich besonders geeignet als Mittelpunkt eines ziemlich einheitlichen Sprachgebietes. Daß aber diese sprachliche Sonderung auch ein Grund war, weshalb seine Lehre in Deutschland sich nicht festzusetzen vermochte, hat er selbst wohl noch nicht bemerkt[1].

Das wichtigste Denkmal nicht bloß der zürcherischen, sondern der altschweizerischen Schriftsprache überhaupt, ist die Zürcher Bibelübersetzung. In ihren zahlreichen Ausgaben von Zwinglis bis in die neueste Zeit veranschaulicht sie, wie nirgends ein Schriftwerk, den Kampf und das allmählige Erlöschen der Mundart gegenüber dem Hochdeutschen[2]).

[1] „Zwingli hat nicht jenes Strömende, mit sich Fortreißende der Beredsamkeit, vielmehr etwas gelehrt Beschwerliches, das die Eingänglichkeit verkürzen mußte. Und so wird es nicht bloß aus hinderlichen Verhältnissen der Politik zu erklären sein, daß die Kirchenbesserung in der Schweiz viel weniger durchgegriffen und überwältigend gewirkt hat als in anderen Theilen des Reichs. Einfluß aber auf die Beredsamkeit des evangelischen Nordens konnte die Schweiz schon deshalb nicht üben noch selbst auch hebenden und belebenden Einfluß von daher in reicherem Maße erfahren, weil sie auch hier durch Festhalten an der heimathlichen gewohnten Art des Sprechens sich von all den Ersprießlichkeiten einer litterarischen Wechselwirkung ausschloß." Wackern., LG. § 109. — Mit Anspielung auf Zwinglis Festhalten am Dialekte sagt Luther in seiner Schrift vom Abendmahl, Zwingli thue großen Fleiß, bös deutsch zu reden, so er doch ohne solchen Fleiß dennoch undeutsch genug wäre.

[2] Dieses Denkmal hat denn auch eine seiner Bedeutung würdige Beschrei-

Die Zürcher Bibeldrucke beginnen mit dem Jahre 1524, in welchem nach einander drei Abdrucke des Lutherschen Neuen Testamentes erschienen. Wenn wir nun auch hier noch durchgehends die Lutherische Uebersetzung vor uns haben, so unterscheiden sich doch die Zürcher Ausgaben wieder wesentlich durch ihre Spracheigenthümlichkeit. Die Vocalisation ist die schweizerische: huß statt haus, zyt statt zeit, fhür statt feuer, lüchten statt leuchten, licht statt leicht, wynsuffer statt weinsäufer. Die II. und III. Pers. Pl. haben noch das d, z. B. grabend, stählend, samlend, fressend, trachtend. Es kommt auch eine ganze Reihe schweizerischer Provincialismen vor, z. B. Matth. 5: „Wo nun das salz sin räßi verlürt", Matth. 9: „Niemant bützt ein alt kleyd mit einem bletz von neuwem tuch"; Sohnsfrau (Luther: Schnur), Glychsner (Heuchler), Krüsch (Träbern). Ausdrücke, welche dem Schweizer ganz unbekannt sein mußten, sind umgeändert, z. B. Röm. 13 stür statt schoß (Luther). Alle Aenderungen sind sprachlicher Natur. Es handelte sich vorerst nur darum, dem Volke eine ihm verständliche Bibel zu geben.

Auch für das Alte Testament griffen die Zürcher Gelehrten, nur um das dringende Bedürfniß zu befriedigen, zunächst zur Lutherschen Uebersetzung, soweit dieselbe bereits herausgekommen war. Die drei Theile dieser Ausgabe erschienen nach einander im Jahre 1525. Auch hier beziehen sich die Veränderungen nur auf den Dialekt. — Eine weitere Ausgabe dieser Schriften Alten und Neuen Testaments in kleinem Format wurde 1527 gedruckt. Auffallend erscheint, daß in dieser die Vocalisation wieder mehr der Lutherschen sich nähert, z. B. Ps. 23,3 mein statt myn, seines st. synes, V. 4 bey st. by, V. 6 bleiben st. blyben, Ps. 25,20 trauwen st. truwen, Ps. 38,5 erbauwen werden st. erbuwet werden, Ps. 29,7 fheur st. für. Schon auf dem Titel des Alten und Neuen Testaments steht »verdeutschet«, wo die Folioausgabe von 1525 »verdutschet« hat. Auch einige Provincialismen sind verändert, z. B. Matth. 9: „Niemand flickt ein alt kleyd mit einem stück von neuwem tuch"; Luc. 15 kleyen statt krüsch. Es liegt die Vermuthung nahe, daß die Zürcher durch die der Lutherschen Sprache sich nähernde Uebersetzung dieser selbst wohl eine weitere Verbreitung zu geben suchten, während sie durch die andere Uebersetzung doch dem näherliegenden Bedürfnisse dienen wollten.

---

bung erhalten in J. J. Mezgers „Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerischen reformierten Kirche von der Reformation bis zur Gegenwart" Basel 1876. Das dialektologische Moment ist in diesem Werke vollauf gewürdigt.

Der lebhafte Verkehr zwischen Zürich und den süddeutschen Städten mußte den Wunsch erwecken, auch diesen das neue Uebersetzungswerk zugänglich zu machen. Dazu kommt, daß der Drucker Froschower selbst wiederholt die Messe in Frankfurt besuchte und neben seinem lebhaften reformatorischen Eifer auch ein buchhändlerisches Interesse haben mochte, den bei ihm herausgekommenen Schriften auch in Deutschland Verbreitung zu schaffen.

Die Einheit unter den evangelischen Schweizern einerseits, die immer weiter gehende Trennung von Luther anderseits ließen indes das Bedürfniß einer eigenen deutschen Bibelübersetzung immer lebhafter hervortreten. Im März 1529 erschien das erste selbständige Uebersetzungswerk der Zürcher Theologen, zugleich die Ergänzung des bisher Gedruckten, die Propheten und die Apokryphen. Die ersteren kündigten sich als „ein Werk der Prädicanten zu Zürich" an, letztere als die Arbeit Leo Judäs. Dieser, Zwinglis Freund und Studiengenosse, aus Rappoltsweiler im Elsaß gebürtig, war die Seele der zürcherischen Uebersetzungsarbeit. Die Folioausgabe dieses „vierten Theils des Alten Testaments" zeigt die schweizerische, die Sedezausgabe im Anschluß an die von 1527 die neuhochdeutsche Lautreihe. Zürich genießt also vor allen anderen Städten, selbst vor Wittenberg, den Ruhm nicht allein der ersten, sondern auch einer doppelten vollständigen protestantischen Bibelübersetzung, insofern dieselbe neben den Schweizern auch dem sprachlichen Verständnisse der Deutschen Rechnung zu tragen bestimmt war. — Die gemeindeutsche Ausgabe wurde schon im folgenden Jahre, 1530, wiederholt. Ferner ist die Wormser Bibel von 1529 einfach die Uebertragung der Zürcher Ausgabe „mit gemeiner teutscher Sprach". Die am Schlusse beigefügte „Außlegung etlicher dunkeler schwärer wörter" betrifft diejenigen Ausdrücke, welche ein unterscheidendes Merkmal der Zürcherbibel sind [1]).

Vorzüglich das Bedürfniß einer noch berichtigteren Uebersetzung veranlaßte die Zürcher Gelehrten zur Herausgabe des im Jahre 1531 in zwei Foliobänden erschienenen Bibelwerks: „Die gantze Bibel der ursprünglichen Ebraischen und Griechischen waarheyt nach auffs aller treuwlichest verteutschet". Die Vorrede der Prädicanten von Zürich sagt ausdrücklich, daß die Herausgeber in den fünf Büchern Mosis, im Josua, den Richtern, Ruth, den Büchern der Könige und der Chronik der Wittenbergischen Uebersetzung gefolgt seien, „außgenommen daß

[1]) Panzer, Entw. einer vollst. Gesch. d. dtsch. Bibelübersetzung Dr. M. Luthers, S. 281.

wir eins teils etliche wörtly (so vil die spraach betrifft) nach unserem oberländischen teutsch auf bitt etlicher geenderet haben". Die Vorrede ist wahrscheinlich von Zwingli selbst verfaßt und hat in allen unmittelbar darauf folgenden Ausgaben eine fast wörtliche Wiederholung gefunden. „Die Zürcher Ausgabe von 1531", urtheilt Mezger [1]), „ist in sprachlicher Beziehung von hohem Interesse. Weicht sie auch in der Vocalisation gleich der Sedezausgabe von 1527—29 und der Octavausgabe von 1530 von der ersten Folioausgabe von 1525 ff. ab, so trägt sie doch das Gepräge des damals von den schweizerischen Schriftstellern, z. B. Tschudi, gebrauchten Dialektes, allein da die Uebertragung aus einer anderen Sprache und aus dem biblischen Gedankenkreise dazu nöthigte, aus dem schweizerischen Sprachschatze eine Menge neuer, bisher für die Schriftsprache nicht angewendeter Wörter und Formen aufzunehmen, so ist die genannte Bibel eine wahre Fundgrube für die Erforschung des alemannischen Dialektes. Dazu kommt, daß eine große Anzahl von Ausdrücken, welche in dem hochdeutschen Sprachgebiete ganz bekannt waren, und die uns jetzt geläufig sind, den Schweizern ganz unverständlich waren und gegen andere vertauscht werden mußten. — Hatte dieses einerseits zu jenen Glossarien geführt, welche den in Basel gedruckten Neuen Testamenten vorgedruckt wurden, anderseits auch dazu mitgewirkt, eine ganz neue Uebersetzung herauszugeben, so verdanken wir auch diesem Umstande die Erhaltung einer großen Anzahl von Wörtern des alemannischen Dialektes. Gewiß gehört zur Würdigung der Zürcher Uebersetzung wesentlich die Kenntniß der damaligen Schweizersprache, die sich theilweise bis in unsere Zeit erhalten hat. Vieles von dem, was als „„hart und schwerfällig"" oder gar „„platt"" bezeichnet wird, hängt nun eben einmal mit der sprachlichen Eigenthümlichkeit zusammen. Die confessionelle Trennung zwischen der deutschen lutherischen und der schweizerischen reformierten Kirche trug wesentlich dazu bei, auch sprachlich abgesondert zu bleiben".

Eine namentlich in Bezug auf das Alte Testament revidierte Ausgabe des ganzen Bibelwerkes erschien in den Jahren 1539 und 1540, mit einer Vorrede Leo Judäs versehen. Nach seinem Tode aber trat in der Bearbeitung der zürcherischen Bibelübersetzung ein ähnlicher Stillstand ein, wie er beinahe um dieselbe Zeit in der Lutherschen Uebersetzung durch den Tod ihres Urhebers erfolgte. Schon Johann Heinrich Hottinger bemerkt, daß die bis zu seiner Zeit,

[1] A. a. O. S. 106.

d. h. bis um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erschienenen Ausgaben mehr nur sprachliche als sachliche Aenderungen erfahren haben. Dem Umwandlungsproceß, den die schweizerische Bücherſprache allmählig durch den Einfluß der deutschen Lutherschen erfuhr, konnte sich auch die Zürcherbibel nicht entziehen. Einzelne unverständlicher werdende Wörter des schweizerischen Sprachidioms verschwanden vollständig. Die öfter noch gebrauchte Form des zusammengesetzten Perfectums in der erzählenden Redeweise wich immer mehr dem einfachen Präteritum, und an Statt der früher vielfach angewendeten Umschreibung des Genetivs durch die Präposition „von" trat die wirkliche Genetivform des Substantivs ein. In der Ausgabe von 1589 ist in der III. Pers. Pl. auch das d am Schlusse weggefallen: keeren, hören, laufen statt keerend, hörend, laufend. In anderen Formen tritt indessen der Dialekt immer noch entschieden heraus: biß = sei, gang = geh u. a. m.

Mezger hat seinem Werke ein Verzeichniß eigenthümlicher Ausdrücke der ersten Zürcher Ausgaben des Alten Testaments, 1529—34, beigegeben. Ein großer Theil dieser Wörter, beinahe die Hälfte, sind der Mundart heute fremd. Eine Anzahl davon sind Ausdrücke, die dem Alt- und Mittelhochdeutschen geläufig sind: benotzogen nothzüchtigen, böfel Pöbel, cörpel Körper, dartsche Schild, dören dürfen, entschütten eine Festung entsetzen, fürpündig trefflich, glefe Spieß, sich öugen offenbar werden, pfulmen Pfühl, phymmet fulcimentum, fundamentum, sam wie, schwäglen pfeifen, flöten, urstende Auferstehung, vernüwgernen die Luſt büßen, überdrüſſig werden, vilen vermehren, weerd Inſel, würsen schmerzen. Wer versteht aber noch ohne gelehrte Hilfsmittel die Wörter: bichen ausschroten, bitschelring Siegelring, darafter dahinter, durcht fem. Sinn (eines Wortes), erkelen stumpf werden (von den Zähnen), erhummen erschrecken, erklupft erschrocken, ersychen versiegen, fächung Meſſung, fetzen verlachen, funst Fauſt, füßen mit Füßen treten, gnüchtig ergiebig, gouff Fauſt, gyselfräßer Geißeltreiber, helmhaus Vorhalle, himmelküster Sternkundiger, hölwen Halm, laußen lauern, nachleibscheten, nachleibeten Ueberbleibſel, räterschen masc. Räthſel, rinfertig gewandt, schletzrägen Platzregen, schmützen schmähen, tropfschlägig, gutschlägig apoplektisch, vergoumen warnen, verkamet niedergedrückt, verhuchzen fluchen, wetty Teich, widerăferung Deuteronomium!

Alle diese Begriffe müſſen wir jetzt durch die hochdeutschen Wörter oder durch Umschreibung ausdrücken. Aus dieser kleinen Auswahl läßt sich ermeſſen, wie groß der Verluſt ist, den der Dialekt innerhalb

dreier Jahrhunderte an altem Sprachgut durch die Schriftsprache erlitten hat. — Echt mundartlich sind jetzt noch Worte wie: ägerte wüstes Land, anken Butter, ankuchen anhauchen, bescheyßen betrügen, bletschen herunterfallen, brunz Urin, erwütschen erwischen, gmeinder Genosse, görpsen rülpsen, gumpen springen, güsel Kehricht, hön böse, erzürnt, höwstöffel Heuschrecke, jüntly kurzes Kleid, klöpfen knallen, kommlich zweckmäßig, lätsch Knoten einer Schlinge, lurzgen undeutlich reden, mase Flecken, metzgen schlachten, milttow Mehlthau, pärlensiech lahm, pfausen schnauben, pfätzen kneifen, ryteren sieben, sägysen Sense, schaben fem. Motte, summerlauben Corridor, schweinen verschwinden, stalden Damm, süttig siedendheiß, tolder Baumkrone, tölle Schönheit, tratzen zum Trotz thun, trotte Kelter, trümmlen taumeln, ürte Zeche, verschoppen verstopfen, verschupfen verstoßen, wümmend Weinlese, zerknütscht zusammengedrückt, zermürsen zerstoßen, zyt neut. Uhr, zulugen zuschauen.

Im Lautstande weicht die zürcherische Schriftsprache mehrfach von der oberrheinischen, d. h. baslerischen ab, Abweichungen, die noch heute beide Mundarten scheiden. Die Zürcher verdumpfen gemeiniglich ä nicht zu ô, dagegen tritt gerne Tonsenkung ein von e zu ä oder ö und i zu ü: läben, läser, rächt, gesähen: frömbd, wöllen, sömlich: gwüss, zwüschen. Zur Bezeichnung der Länge dient in ausgedehntem Maße der Doppelvocal: maal, spraach, waar: ee, eer, geleert, seer: blooss; î wird gerne durch y ausgedrückt, ein zweckmäßiger Gebrauch dieses Buchstabens, der sich bis in die neueste Zeit erhalten hat[1]). ú und ü bleiben, auch wo die gemeindeutsche Lautreihe angenommen ist. Dagegen wird in dieser ein Unterschied zwischen ai und ei nicht gemacht, altes î wie ei hat gleichmäßig letzteres Zeichen. Wohl aber ist in solchen Schriften bisweilen eine Unterscheidung von ou und au zu beobachten, insofern dieses für den neuen Diphthong gilt, also ouch, köuffer gegenüber auff, auss. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beginnt ou aus den Drucken zu schwinden.

Zwingli liebt der Mundart gemäß Kürzung der Vorsylben be und ge: brichten, bsaß, gfangen, ggangen, gheissen, gmacht, gnuog, gschrifft, gspricht[2]). Tritt dabei g mit anlautendem s zusammen, so wird die Schreibung vereinfacht: xin, xind, xund.

Auslautendes schwaches e ist, wie allen südlichen Dialekten, auch dem zürcherischen zuwider. So fehlt im Plur. der Subst. oft die

[1]) Vgl. unt. im vierten Cap. das Zeugniß des Kolroß.
[2]) Ebd.

Endung, z. B. die gött (Götter), die wort, die küng. — Daß in der Conjugation zur Bezeichnung der Vergangenheit die in volksthümlicher Rede wohl schon damals überwiegende zusammengesetzte Form bevorzugt wird, ist bereits hervorgehoben worden, doch fehlt auch das alte Präteritum nicht ganz, z. B. er schrey er schrie, er leyd er litt, sie zugend sie zogen; ich hort ich hörte. Indicativ und Conjunctiv werden dergestalt unterschieden, daß jener im Plur. auf -end, dieser auf -ind ausgeht: wir wöllend, ir erscheynend, sie brennend: wandlind, zerträttind, beschämind, kommind, sygind. Dem Part. Prät. fehlt die Vorsylbe ge oft gänzlich: frässen, worden, uffbracht, anzündt, geben. Die II. Pers. Imp. Sing. ist stets ohne e: gang, sag, schrey und frolock, erwig erwäge, verstopf.

Auch in syntaktischer Hinsicht finden sich manche Alterthümlichkeiten, z. B. die böum sind wachsende, eines külins gläben (von einer Kuh das Leben fristen, Jes. 7), fragend radt (fraget um Rath, Jes. 8), lichtes mangeln, mir schücht (ich scheue mich, Jes. 34), sich der gesetze halten (sich an die Gesetze halten, Jes. 42).

Christoph Froschower in Zürich hat sich neben der Verbreitung der Bibel auch den Ruhm erworben, daß aus seiner Presse die meisten Schriften von Zwingli und Bullinger sowie auch die bedeutenderen Arbeiten des gelehrten Leo Jud, Rudolf Gwalther, Bibliander, Pellican, Peter Marthr u. s. w. hervorgiengen. Das Verzeichniß der in den Jahren 1521 bis 1595 in der Froschowerschen Officin gedruckten Werke umfaßt 865 Nummern[1]). Von diesen sind etwas mehr als die Hälfte in lateinischer Sprache verfaßt. Zu Zwinglis Lebzeiten ist die Druckerthätigkeit am bedeutendsten, und es werden bei Weitem überwiegend deutsche Schriften herausgegeben. Von da an halten sich lateinische und deutsche Bücher ungefähr die Waage, die theologischen Schriften erscheinen jetzt häufiger in Latein und sind mehr gelehrten dogmatischen Inhaltes, während es im Anfange sich vor Allem darum gehandelt hatte, den neuen Glauben unter dem Volke zu verbreiten, namentlich durch die Bibelübersetzung. Allmählig kommen auch andere Zweige der Gelehrsamkeit, namentlich die Philologie, die Naturwissenschaften (Konrad Gesner), die Historie zu ihrem Rechte. Mit dem Anfang der neunziger Jahre nimmt die litterarische Thätigkeit Zürichs bedeutend ab.

Der Sprache nach lassen sich für die deutschen Schriften Zürichs — abgesehen vom Alten und Neuen Testament — zwei Perioden unterscheiden.

[1]) Vgl. Rudolphi: Die Buchdruckerfamilie Froschauer in Zürich. 1869.

Die erste Periode, Vorwiegen der mittelhochdeutschen Vocalreihe, reicht bis in die fünfziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts. Die Litteratur ist fast durchgängig eine theologische und wird vertreten durch die Schriften Zwinglis, Leo Judäs, Utz Eckfteins und Bullingers. Von weltlichen Büchern wurden 1545 Sebastian Franks Sprichwörter in die altzürcherische Schriftsprache umgesetzt, besondere Verbreitung erhielt dieselbe aber durch die für weitere Kreise des Volkes bestimmte Litteratur: Spottlieder und Satiren auf die Gegenpartei, Kalender, Loosbüchlein: Lassbüchlin sampt der Schrybtafel, Mässen und Jarmarckten, von 1544 ab; eine Menge Schauspiele, unter denen das bedeutendste Jacob Ruofs »Eidgnoschaft« ist, Katechismen, Nüw gsangbüchle 1540 — als Liederdichter zeichnete sich Zwinglis Freund, Ambrosius Blaurer aus Constanz, aus —, Kinderzucht, Ordnung unnd brüch der kilchen Zürich 1535.

Dieser Masse von Schriften im alemannischen Dialekte gegenüber nehmen sich diejenigen Bücher, welche sich an die Reichssprache anlehnen, im Vocalismus wenigstens, ganz vereinzelt aus. Meistens sind es zudem Schriften von Nicht-Zürchern, so Hedios Verdeutschung einer Predigt des Oekolampad 1524, Hätzers Uebersetzung von Oekolampads Schrift über die Eucharistie 1526, eine Schrift Schwenkfelds über das Abendmahl 1528, die Augsburger Confession 1530, Stumpfs Beschreibung des Constanzer Concils 1541, dessen Schweizerchronik 1554 — die Ausgabe von 1546 war schweizerdeutsch —, Historia Kaiser Heinrichs IV. 1556. Die Zürcher Theologen selbst bedienten sich nur höchstens dann des Gemeindeutschen, wenn die betreffende Schrift für nicht-schweizerische Leser bestimmt war. In dieser Sprache veröffentlichte Leo Jud unter dem Namen Ludovicus Leopoldi, Pfarrer zu Leberau, 1526 ein Schriftchen über des Erasmus und Luthers Ansichten vom Abendmahl, dem Kaspar Nagolt, Bürger zu Nördlingen, gewidmet, und im gleichen Jahr die Uebersetzung der dem König von Frankreich gewidmeten Schrift Zwinglis vom wahren und falschen Glauben, endlich die Uebersetzung von Erasmus Auslegung des Neuen und Alten Testamentes 1535 und 1542. Hiebei ist zu erinnern, daß Leo Jud selbst kein geborener Schweizer, sondern ein Reichsangehöriger (Elsässer) war.

Von der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts an bewegt sich die zürcherische Litteratur nicht mehr in ausschließlich theologischem Fahrwasser, und damit mag auch das allmählige Aufkommen der Reichssprache in zürcherischem Gewande zusammenhängen. Zwar die Theologen, vorab Bullinger, Rudolf Walther, Ludwig Lavater halten

in ihren zahlreichen Abhandlungen und gedruckten Predigten bis spät in die achtziger Jahre an dem Vorbilde Zwinglis beinahe ausnahmslos und, da der Drucker nicht zu ändern wagte, wohl mit bewußter Absichtlichkeit fest, ebenso bleibt der kleine Katechismus (1563, 1567, 1580, 1581, 1585) und die Kirchenordnung (1563, 1570, 1581) von der Neuerung verschont, ja 1563 wird Brants Narrenschiff[1]) und 1564 des Basler Schulmeisters Johann Kolroß Orthographiebüchlein auf das Zürichdeutsche übertragen; aber auf der andern Seite tritt die Anlehnung der weltlichen Gelehrsamkeit an das Gemeindeutsche — wofern sie sich nicht des Lateins bediente — nicht minder deutlich hervor. Abgesehen vom Historiker Stumpf sind es drei zürcherische Gelehrte, die dieser Sprachrichtung zum Siege verhelfen: Johann Frisius, Verfasser eines mehrfach gedruckten lateinisch-deutschen Wörterbuches, Konrad Gesner und Josua Maaler. Gesner hat sich zwar stets der lateinischen Sprache bedient, auch wenn er sich, wie im „Mithridates" und in der Vorrede zu Maalers Deutschem Wörterbuche, über die deutsche Sprache ausließ, aber die Uebersetzer seiner naturgeschichtlichen Werke haben der Gemeinsprache den Vorzug gegeben, nämlich Konrad Forer, der das „Thierbuch" 1555, 1563, 1583, und 1593 das „Fischbuch" verdeutscht herausgab, ferner Rudolf Heußlin, Uebersetzer des „Vogelbuchs" 1555 und 1581, und Jacob Carronus im „Schlangenbuch" 1589. Der erstgenannte Forer berichtet, wie man es unternommen habe, das Original Gesners »dem Teutschen läser zů gůtem zů vertolmätschen und in die anerborne, verstentliche und Lantliche spraach zů bringen«. Daß das Gemeindeutsche als die angeborene Landessprache bezeichnet wird, könnte befremdlich erscheinen, wüßten wir nicht, daß die ganze Neuerung gegenüber dem Dialekte in der Einführung der neuen ei, eu und au besteht. Daran aber mochte der Leser sich allmählig gewöhnt haben. In dem neuen Lautstande wurde auch gedruckt der Schaffhauser Katechismus von 1569 und der Mülhauser von 1580. Das sicherste Zeichen aber für das Durchdringen der neuen Art ist, daß das Loosbüchlein, d. h. der Kalender, nachdem er gerade ein Menschenalter der Zwinglischen Regel gefolgt war, von 1574 an auch derselben sich anpaßte. — Nichttheologische Werke, die in der alten Schreibweise erschienen, sind des Hans Blum Schrift über die Architectur: Von den fünff Sülen 1558 und 1567, Josias Murer: Der uralten wytbekannten Stadt Zürych gestalt und gelägenheit 1576, Burkard Leemanns Anweisung: Sonnen-

[1] Vgl. S. 187.

uhren zů ryſſen nach mancherley art 1589. Dieſe, Otto Werdmüllers „Houptſumma der waren Religion“ 1587 (ſchon 1551 und 1552 und lateiniſch 1559 erſchienen, Rudolf Walthers Predigten über die Auferſtehung (von 1560 wiederholt) 1586 und Ludwig Lavaters „Bericht von Geſpänſten, unghüren, fälen und anderen wunderbaren Dingen“ 1578 ſowie deſſelben Lebensbeſchreibung Heinrich Bullingers 1576 mögen zu den letzten Ausläufern dieſer Richtung gehören, während anderſeits Johann Konrad Ulmer 1583 die Erneuerung einer Bullingeriſchen Schrift unter dem bezeichnenden Titel herausgab: „Symbola oder oder der alte Glaub, das iſt die fürnemſte Bekanntnuſſen deß Glaubens, auß dem Latin in gut hochteutſch gebracht“.

Einen ſtarken Rückhalt fand die Schweizerſprache auch an Bern. Dieſe Stadt, im Herzen des Schweizerlandes gelegen, deren Blicke von jeher mehr nach Weſten denn nach Norden gerichtet, und die nicht durch litterariſche Thätigkeit das Aufſehen des Auslandes zu erwerben bemüht war, hatte keinen Grund, die altgewohnte Schriftſprache zu ändern. Dazu kam die zähe Anhänglichkeit ihres Volkes an das Hergebrachte, in dieſem Falle um ſo berechtigter, weil die Berner Sprache in der That bis heute durch Kraft und Reichthum ſich auszeichnet und von allen Dialekten dem Mittelhochdeutſchen am meiſten ſich nähert.

Die Zürcher Bibelüberſetzung fand in Bern weniger Eingang, als man nach der Uebereinſtimmung in der neuen Lehre vermuthen ſollte. Weniger die geographiſche Entfernung von Zürich als die bedeutende Machtſtellung Berns bewirkten, daß ſein Kirchenweſen ſich unabhängig fortentwickelte. Das ganze Reformationsjahrhundert hindurch behalf ſich Jeder mit derjenigen Ueberſetzung und Bibelausgabe, die er ſich am leichteſten verſchaffen konnte. Immerhin überwog die Lutherſche[1]). — Vom Heidelberger Katechismus, der dem Religionsunterrichte meiſt zu Grunde gelegt wurde, ließ die Regierung für den Landesgebrauch beſondere Exemplare drucken. Dieſes war auch geſchehen gegenüber dem wichtigſten Denkmal der Reformation in Bern, dem Berner Synodus: „Ordnung wie ſich die Pfarrer und Prediger zu Statt und Land Bern, in leer und leben, halten ſollen, mit wyterem Bericht von Chriſto und den Sacramenten, beſchloſſen im Synodo daſelbſt verſamlet, am 9. tag Januarij. Im MDXXXII“. An der Abfaſſung dieſer Schrift betheiligte ſich in hervorragendem Maße der Straßburger Reformator Wolfgang Fabricius Capito. Dieſe

[1]) Mezger a. a. O. S. 183, 190.

Thatsache erklärt den auffälligen Unterschied zwischen dem reinen rauhen Berndeutsch in dem Vorwort des Raths und der fließenderen Sprache im Synodus selber, der übrigens auch vollkommen das Gewand des alemannischen Dialektes trägt. Mehrere spätere Auflagen, in Bern gedruckt, wiederholten den alten Text, so 1608, ferner 1728 und 1775. Noch die letztere Ausgabe haben wir als eine obrigkeitliche zu betrachten. Das Verständniß der altbernischen Sprache wurde also noch in ganz später Zeit ohne Weiteres vorausgesetzt, wie denn überhaupt in der Amtssprache der Dialekt sich bis tief in's siebenzehnte Jahrhundert hinein erhielt, nachdem er in den Büchern längst ausgestorben war[1]).

Aus Bern stammt endlich das schönste Denkmal mundartlicher Poesie aus der Reformationszeit: die Fastnachtsspiele und Lieder von Zwinglis Zeit- und Gesinnungsgenossen Niclaus Manuel. Der Dialekt, so wie er als Schriftsprache gebraucht wird, und die Sprechweise des täglichen Lebens gehen hier in einander über. Der Mundart sind z. B. durchaus entlehnt die vielen Sprichwörter und volksthümlichen Ausdrücke, ferner die Menge der Diminutiva auf -li: geltli, helgli, hölzli, hüsli, kilchli, mennli, pfeffli, pürli, völkli. Für die Kunde der älteren schweizerischen Volkssprache bietet Niclaus Manuel weitaus die reichste Fundgrube.

Die Bemerkung, daß die Vielgestaltigkeit in der Durchführung der schweizerischen Reformationsordnungen mit der mehr oder minder unabhängigen Stellung der einzelnen Orte zusammenhänge, trifft in vollem Maße auch für Basel zu. — Der Basler Buchdrucker Adam Petri war überhaupt einer der Ersten, welche Lutherische Uebersetzungen nachdruckten. Von 1522—25 erschienen nach Panzer im Ganzen in Basel theils bei Adam Petri, theils bei Thomas Wolf nicht weniger als zwölf Nachdrucke der Lutherschen Uebersetzung des Neuen Testaments. Von Luthers Uebersetzung des Alten Testaments erschien der erste Theil zu Wittenberg im September und bald darauf bei Adam Petri und Thomas Wolf der zweite und dritte Theil 1524.

Für die Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache und ihres Verhältnisses zu den Mundarten bietet nun der Petrische Nachdruck des Neuen Testaments von 1523 ein wunderbares Zeugniß. Gleich der

[1]) Erst die 1830 in Basel erschienene, nicht mehr amtliche Ausgabe trägt auf dem Titel den Vermerk: „In die neuere Sprache übersetzt". Der ursprüngliche Text ist nach der Ausgabe von 1728 der Uebersetzung zur Vergleichung beigedruckt. Die neueste Ausgabe, durch Johann Christoph Riggenbach, Basel 1870, vermeidet die Weitläufigkeiten der vorigen Uebersetzung und bringt die dialektischen Ausdrücke der Ausgabe von 1532 am Fuße des Textes.

Titel trägt den Vermerk: „Die außlendigen wörter auf unser teutsch angezeigt"; und so ist denn auch der Ausgabe ein acht Seiten starkes kleines Wörterbuch beigefügt, dessen Einleitung also lautet: „Lieber Christlicher Leser, So ich gemerckt hab, das nicht yederman verston mag etliche wörter im yetzt gründtlichen verteutschte neuwe Testament, doch die selbigen wörter nicht on schaden hetten mögen verwandelt werden, hab ich lassen die selbigen auff unser hoch teutsch außlegen und ordenlich in ein klein Register wie du hie siheſt, fleißlich verordnet." Man hat längere Zeit geglaubt, daß diese Bemerkung den ältesten Beleg für das Wort „hochdeutsch" (= oberdeutsch) biete. Daß dem nicht so ist, haben wir aus dem ziemlich häufigen Vorkommen des Wortes seit den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts bis in die Reformationszeit hinein nachgewiesen [1]). Das Wort, dessen Verständniß auf ober- wie auf niederdeutschem Gebiete vorausgesetzt wird, muß also damals schon sehr weit verbreitet und seit geraumer Zeit im Gebrauch gewesen sein.

Daß Adam Petri die Laute der Gemeinsprache beibehielt, hatte damals für Basler Leser schon nichts Auffallendes mehr [2]); sonst würde er, der für die Gemeinverständlichkeit seines Druckes sehr besorgt ist, sicherlich auch hierüber eine Bemerkung gemacht haben. Er druckt also unbedenklich meynen (meum), deynen (tuum), seine (suos), zeit, gleich, steigen, bey, reych (regnum); hinauß, aufflöse, auß, auff, unsauberer; euch (vos), teutscht (verdeutscht) u. s. w. Das Register der unverstandenen Wörter aber ist zunächst ein Beweis für das Ansehen der Lutherschen Verdeutschung, an deren Texte man nicht zu ändern wagte, obwohl der Name Luthers auf dem Nachdruck eben so wenig genannt ist als im Wittenbergischen Original, sodann aber dafür, daß die lexikalische Seite der Sprache Luthers den Zeitgenossen

[1]) Vgl. ob. S. 20, Anm. 1; 173 4, 215. — Einem Exemplar des im selben Jahre von Adam Petri nachgedruckten ersten Theiles des A. T., welches er gleich anderen seiner Erzeugnisse des Karthäusern schenkte, ist folgende handschriftliche Notiz vorangestellt: „Diß büch, so da zugehörtt den Carthüsern zu mindren Basel, hat inen umb gotswillen geschenkt der erber, fürnem meister Adam Petri, Druckerher und Burger zu Basel. Unnd innhaltet die fünff bücher Moysi das ist den rechten, waren ursprung und Brunnen der heiligen geschrifft, nüwlich vertütscht. Und uß Hebreisch und Kriechisch sprach in das hochtütsch den merteil transferiertt. Wie wol vast vil hier inn funden wirt besunder in den eygennammen oder wörttren, die in den alten Biblien gar vil anders stond. Darümb ouch gar eben warzunemmen ist, das man sich nit zu vil mit sölch nüwerung bekümmern, noch den nebenglößlinen zuvil glouben gebe. Wer weißt, was darhinder stëckt. Doch wen gott leyt, mag nit zergon".

[2]) Vgl. ob. S. 184. — Abweichendes Verhalten der ersten Zürcher Nachdrucke, ob. S. 227.

als das eigentlich Hauptsächliche und Entscheidende in derselben erscheinen mußte. Je unnützer eine einfache Wiedergabe des Verzeichnisses erscheint, nachdem dasselbe durch Rudolf von Raumer allgemein zugänglich gemacht worden ist[1]), desto zweckmäßiger dürfte eine Scheidung der Wörter in drei Gruppen sein, je nachdem sich noch heute wie damals die Lutherschen und die alemannischen Ausdrücke als hochdeutsch und mundartlich entgegenstehen, oder daß die Lutherschen Wörter sogar in den Dialekt übergegangen sind und die einheimischen verdrängt haben, oder aber daß sie nicht durchgedrungen sind, während die oberdeutschen sich in der Schrift erhielten. Eine ganz genaue Grenzlinie zwischen den drei Gruppen läßt sich begreiflicher Weise nicht ziehen, von den in die Schriftsprache übergegangenen mitteldeutschen Ausdrücken kann mancher, zumal in jüngster Zeit, auch in mundartlicher Rede gehört werden, wie anderseits neben den neuen viele der alten Ausdrücke in der Schriftsprache geduldet sind. Das Verzeichniß mit seinen hundertundfünfundneunzig Wörtern erschöpft übrigens den fremden Sprachschatz durchaus nicht; die oft wenig treffenden Uebersetzungen lehren, daß es auf eine ziemlich oberflächliche Durchsicht hin angefertigt ist, und es läßt sich hienach ermessen, wie bestimmend erst die ganze Lutherbibel, die 1534 erschien, für den Wortbestand des Neuhochdeutschen gewesen sein muß. — Bei Weitem die Mehrzahl der Belege entfällt auf die erste Kategorie, Wörter, die in die Schriftsprache, nicht aber in die Mundart eingedrungen sind:

ánlich: gleich.
alber (seit dem 18. Jahrh. albern): nerrisch, fanteschtisch.
auffschub: verzug.
bang: engstig, zwang, gedreng.
beben: bidmen. — bidmen ist der Mundart nach und nach fremd geworden.
befragen: zancken, zweystreytig seyn. — DWB. I, 1269 sub 2.
befrembden: verwundern.
beruckung: vahung. — vahung ist nur der alemannischen Schriftsprache, nicht mehr der Mundart eigen.
bestrickten (Prät.): fahen, binden.
besudlen: verunreinen, beflecken. — Die heutige Mundart kennt statt dieser edleren Ausdrücke »versudlen«.
betaget: alt, hat vil tage.
betewben: truncken, krafftloß machen.

[1]) In Frommanns Ztschr. f. dtsch. Mundarten VI, 39 ff.

betrauwen (bedrohen): verbieten, treuwen. — Die Form trawen ist aus einer gleichzeitigen Basler Chronik belegt. Vgl. Heynes Glossar zum ersten Bande der Basler Chroniken.

betretten: radtschlagen, underreden. — Wenn diese Glosse sich unzweifelhaft auf Ap. Gesch. 5,24 bezieht: „Da diese Rede hörten die Hohepriester, wurden sie über ihnen betreten διηπόρουν = waren in Verlegenheit), was doch werden sollte", so entspricht die Uebersetzung nicht dem Lutherschen Sinne. Doch kommt διαπορεῖν thatsächlich auch im Sinne von Rathschlagen vor. Der Gebrauch von „betreten" im übertragenen Sinne als „betroffen" war dem Erklärer augenscheinlich so fremd, daß er das Wort erst mit Hilfe des griechischen Urtextes herauszubringen vermeinte, dabei aber gerade die unrichtige Bedeutung traf. Dieser Uebersetzungsfehler wirft Licht auf die Kluft zwischen den einzelnen Mundarten.

bewüst (Luther bewust): erkant, erfaren. — Zur Form bewüst vgl. DWB. I, 1787.

blehen: hochmůtig sin.

blotzling (plötzlich): gehling, schnelliglich.

braussen: rauschen, sausen.

darben: nott, armůt leyden.

empoeren: erheben, strensen. — Auch der Mundart ist strensen jetzt unverständlicher als empoeren.

entkamen: enttrunnen, entlieffen.

enlich: glich.

entwandt: entzogen, entwert. — entweren ist ausgestorben, entwenden hat dagegen der Zürcher Josua Maaler.

erhaschen: erwischen, fahen.

erndten: schneiden. — Der Mundart ist das mhd. ernen, diu erne gemäß.

erregen: entporen, auffrür machen. — „empören", das selbst einer Uebersetzung bedürftig geschienen hat, wird hier zur Erklärung verwendet!

ersauffen: ertrincken. — Mundartlich versaufen, vertrinken.

eyttel: wan, lär, unnütz. — wan ist jetzt ausgestorben.

ferne: so ferr, so weyt.

fale (Plur.): missethat, sünde. — Zürcherische Belege des 16. Jahrh. für fäl DWB. III, 1419. Heute ist „Fehl" als edler Ausdruck den Dichtern überlassen und in Prosa überall durch „Fehler" verdrängt.

fal: mangel, gebresten. — Die Ueberſetzung iſt ungenau; vgl. DWB. III, 1273 sub 2 b.

fewr eyfer: furiner ernst.

flehen: bitten, ernstlich begeren.

flicken: bletzen.

freyen: weiben, eelich werden.

frummen: nutz, gewin.

fůlen: empfinden.

gebür (Subſt.): billich, gemeeß. — Verhochdeutſchtes ſchweizeriſches gebeur im 16. Jahrh. DWB. IV. I, 1, 1883 sub f.

geborsten: gebrochen, zerrissen.

gedeyen: wachßen, zůnemen.

gefess: geschir.

gehorchen: gehorsam, underthenig sin.

gelindigkeit: gůtig, senfft, milt.

gepfropfft: gepflantzt.

gerücht: geschrey, leumed.

getreyde: korn, frucht.

getümmel: ungestümb, auffrůr.

getünchte wand: geweißte, bekleibte.

gichtprüchig: gichtsüchtig.

grüntzen: grimmig seyn, zürnen, kurren.

harre: ward, beytte. — Das jetzt verſchwundene Subſt. harre findet ſich in basleriſchen Quellen des 16. Jahrh. mehrfach; das Verbum hat Maaler (DWB. IV. II, 494).

haschen: erwischen, fahen, ergreiffen.

hermeten sich: bekümmerten sich, waren engstig. — Hebel wagt bereits: »und het me chrüütz und harm, sen isch me ringer arm«. (Marktweiber in der Stadt).

heuchler: gleißner, trüger.

hönen: spotten, schmähen, schenden.

hügel: gipffel, bühel.

khan: weidling, nachen, kleinschiff.

kerich (im ſpäteren Nhd. kehricht : feget, staub, kutter.

klufft: kling, krufft, hüle. — kling und krufft ſind der Mundart fremd geworden, doch beſitzt ſie, um dieſen Begriff zu bezeichnen, noch verſchiedene Wörter, als chlack, chrachen, rüfe, runs, tobel.

knochel: knod, gleich.

kostet: versůchet, schmackt, kieset.

küchlin: huncklen, junge hünlin. — Die alemannische Mundart hat das Wort hunkel nicht mehr und gebraucht dafür bippeli, weiseli.
kündig (seit dem 17. Jahrh. kundig): wissend, erfaren. — Der altschweizerische Dialekt braucht kündig abgeleitet in Sinne von sparsam, karg: DWB. V, 2629. Hebel (Habermus 43): »und 's het gar chündigi nârig«.
lägert sy bey schichten: hauffenweiß.
lippen: lefftzen.
lappen: stuck, pletz, lump.
lencken umbkeren, umbwenden. — Mundartlich renken.
malmen: zermalen, zerknütschen.
marckt: fleck, dorff. — DWB. VI, 1649, 10. Gebräuchlich ist „Marktflecken".
meuchel mörder: heimlich mörder.
miedling: gedingter knecht, taglöner.
mietten: bestellen, dingen. — Das Subst. miet findet sich in den Basler Chroniken.
morgenlandt: auffgang der sonnen.
mutten (Motten): schaben.
näff: schwester son, vetter.
preyss: lob, rhům.
pubelvolck (Pöbel): heiloß, unnütz volck. — Altschweizerisch böfel, vgl. ob. S. 230.
quall: pein, kranckheit.
quelen: peinigen.
raben: rappen.
rasen: toben, unsinnig, fast zürnen. — Vgl. ob. S. 120.
rasseln: braspeln, rauschen, roßlen.
rawm: weite, platz.
rügen: schenden, schand entecken.
ruchtpar: außgerůfft, lautprecht.
rüstzeug: werckzeug.
schawbrot: heilig brot, geweiht brot.
schawtragen: offentlich tragen, zeigen.
scheel: schylen, glunen, übersichtig.
schâffel: sester, symmerin.
schlachttag: metzeltag, tag der wirtschafft.
scherfflin: ôrtlin, halber heller.
schmucken (schmücken): zieren, auffmutzen.
schnawbet: trâwet, anschnaubet.

schranckenlauffen : zum zil lauffen.
schwelgerey : überfluß in essen und trincken.
schwulstig (ſchwülſtig) : auffgeblasen.
sehnet sich : begern, begird haben.
semptlich : miteinander. — Dialektiſch sammthaft.
sichten : seyhen, reutteren. — In der heutigen Mundart hat seyhen einem seechten weichen müſſen.
soller (Söller) : saal, summerlaub.
splitter : spreyß.
storrig (ſtörrig) : widerspennig, streytig.
stuffen :staffel, steig.
tadlen : stroffen, berafflen, nachreden.
taugt nit : zimpt nit, ist unbillich.
tauchen : tuncken.
teppich : gautter, golter, sergen. — gautter oder golter = Polſter hat die alemanniſche Mundart nicht mehr, serge wird als franzöſiſches Wort aufgefaßt. Das gemeine Wort für teppich iſt bodentuch.
teuschen : betriegen.
topfferen (Adj. zu „Topf") : erdengeschir.
triestern (Treſtern) : grüsch, treber.
uberrücht : überantwort, gegeben.
verhüllet : verbunden, umbwickelt.
verschmachten : verkamen, erligen, verderben. — Mundartlich muchtlos.
ufer : gestad. — Mundartlich bort.
umbringeten : umbgaben, umbkreyseten.
untüchtig : ungeschickt, unnütz.
unthadelich : unstrefflich.
vorhaut : unbeschnitten.
wetterwendisch : unstet.
weyland : etwan, vorzeiten.
wichtige (Plur.) : schwere, lastig.
zerrutten (zerrüttet) sin̄ : böse, verkerte sin̄.
zygenfell : geyßfell, kitzenfel.
zurschellen (zerſchellen) : zerkloben, zerspalten.

Hieran reihen ſich diejenigen im Verzeichniß als fremd aufgeführten Wörter, die jetzt nicht nur durchaus ſchriftgemäß ſind, ſondern auch, die meiſten freilich erſt ſeit der neueſten Zeit, in der Mundart ſelbſt unbedenklich gebraucht werden:

anstoß : ergernuß, strauchlung.

brachtig (prächtig) : hochmûtig, hochfertig. — »in dîner guldige lockepracht« (Hebel im „Morgenſtern"), »und wenn der tag verwacht, was isch's nit für e pracht!« (Hebel, „Marktweiber in der Stadt"), »'s isch wôr, es isch e pracht, was so en öpfel lacht« (Hebel, „Mutter am Chriſtabend").

brûfen : merken, erkennen. — Einfluß der Schulſprache.

deutlich : offentlich, mercklich.

erdbeben : erdtbydem. — Während das einfache beben (ſ. o.) der Mundart fremd iſt, bildet ſie von dem neuen erdbeben ſogar ein eigenes Verbum erdbebnen.

eyffer : ernst.

gegent : landtschafft. — Daneben hat ſich das mundartliche gegny, gegnig erhalten.

geheymniß : heymligkeit, Sacrament.

gesteupt : mit rûtten gestrichen. — Das mundartliche »einen steuben« lehnt ſich an staub an, während in Wirklichkeit das Wort vom niederdeutſchen staupe, Zuchtruthe, herkommt.

götzen opffer : abgötter opffer. — Schon in der Chronik des Baslers Fridolin Ryff, noch in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, findet ſich das Lutherſche Wort götze zweimal.

grentz : gegny, umbkreiß. — Die Mundart braucht grenze indes nur, wo es ſich um politiſche Landesgrenzen handelt; die Scheide von Grundſtücken wird durch das alte march, zelg, bann bezeichnet.

hal : vorlaub, fürschopff, ingang.

hauchen : blosen, wehen. — Vgl. ob. S. 231.

helfft : halb.

heyradten : mannen, eelichen.

lerman : aufflauff, auffrûr. — Das Wort bürgerte ſich ſchon im ſechszehnten Jahrhundert in der Schweiz ein. DWB. VI, 203. 204.

monsüchtig : mönig, lunig.

narben : wunden, malzeichen. — »mal« iſt in der Mundart noch überwiegend.

spaltung : zanck, zwitracht.

stachel : eisene spitz an der stangen, scherpffe.

steupen : mit rûtten außstreichen. — Vgl. oben.

trenen : trehen, zehern.

vertritt : verspricht, verwesen.

undeutlich : unverstentlich.

außgerottet : von der rott abgesündert, ausgerüt.

Dagegen haben sich nicht eingebürgert folgende Wörter:

affterreden : nachreden.

altvättelisch fabel : alter weyber märlin. — Das weniger verächtliche »altväterisch« hat sich erhalten.

anbiß : morgen essen. — Dagegen ist Zimmis (Imbiß) = Mittagessen stark mundartlich.

anfal : anteil, loß, zůfal.

anfurt : der schiff anlendung.

auffrucken : verweysen, beschuldigen.

beschickten (Prät.) : begrůben, volgten, bestatten.

betüngen : tüngen mit mißt.

beylag : verstrawt, hindergelegt gůt.

blasstückerey : böß, tückisch, listig.

darb : notturft, armůt.

dürstig : keck, kůn.

erbschichter : erbteiler, erbscheider.

fahr : ferligkeit, sorligkeit. — An Stelle aller dieser Ausdrücke ist in der Schriftsprache wie in der Mundart das gemeinsame gefahr getreten.

feynantzer : newfündig zů bösen. — finanz = Betrug ist der altalemannischen Mundart wohlbekannt. DWB. III, 1639.

feyl : nachlesigkeit, versümniß. — Gleichbedeutend mit fäl (s. o.).

feltweg (vielmehr der zur Bezeichnung der Ferne den Zahlen beigefügte Accusativ feldweges — στάδιον; DWB. III, 1491) : rast, roßlauff.

gezichte : geschlecht.

gleichbertig : gleichförmig.

inthan : geben, überantwort.

kretzmerey : krämerey, merckten.

lass : mied.

liechtstar : leuchtern, lutzern.

macht : schleyer. — (DWB. VI, 1405, sub 13).

mintz : bachmintz.

ottergezücht : ottergeschlecht. — Vgl. ob. gezichte.

panier : baner, venle.

pfal : anfechtung des fleisches.

rüchtig : nähaftig, eins großen růmß.

rüsttag : bereittag, heiliger obent.

sawret : sawr, gehefflet.

schnůr : sunßfraw.

schoß : zinß, steur, rent. — Vgl. ob. S. 227.
schüttert : betriebt sich. — Dagegen hat sich das abgeleitete erschüttert in dieser Bedeutung eingelebt.
seymß : ungeleutert hönig, waben.
spügniß : gespenscht.
stachel lencken : sich gegen dem spitz keren.
tümmel : gethön, geschrey. — Vgl. ob. getümmel.
ubertaubet : ertruckt, tempfet. — Schriftsprachlich übertoben.
verbanneten sich : machtē ein bundt miteinander.
verforteilen : schedigen, betriegen. — Schriftsprachlich übervortheilen.
verstortzt : verirret.
unverruglicheit : unbeweglich, unerstörlich.
unerwelcklich : allweg grünend, nit welck. — Schriftsprachlich unverwelklich.
urbittig : bereytt, willig. — Schriftsprachlich erbietig, erbötig.
wad : gewandt, kleyd.
wegeren : sich widern oder weren.

Die häufige Nachahmung des Petrischen Wörterbüchleins in Straßburger, Nürnberger und Augsburger Drucken[1]) beweist, wie sehr dasselbe dem Bedürfniß oberdeutscher Leser entgegenkam, sodann aber auch, daß die Reichssprache dem Wortschatz nach dem alemannischen Dialekte näher stand als dem mitteldeutschen. Daß es Luthers Sprache gelungen ist, diesen Anstoß zu überwinden, die früher fremdartigen Worte theilweise auch da, wo sie vorher unerhört gewesen, dauernd einzubürgern, ist einer der besten Beweise für die Macht seiner Autorität.

Unter den Ausdrücken, die sich keine Geltung haben erringen können, waren mehrere der alt- und mittelhochdeutschen Sprache ganz geläufige: darb, dürstig, fahr, lass, wad. Also da, wo Luther wirk-

[1] Vgl. ob. S. 215. „Auch im Basler Drucke des ersten Theiles des Lutherschen A. T. von 1523 folgt dem Texte die Erklärung von Wörtern, die dem Schweizer Leser unverständlicher waren" Mezger. Sind mit dieser Bemerkung vielleicht die Glossen zur Erläuterung wichtiger Stellen gemeint? Vgl. unt. S. 246, Anm. 1. In Panzers Entwurf wird bemerkt, daß Thomann Wolf in seiner ersten Ausgabe von 1523 hin und wieder Wörter nach der Schweizer Mundart abänderte. — „Die Nachdrucke in Basel geben keinen dem schweizerischen Dialekte sich nähernden Text. Auch die zum Verständniß der ersten Nachdrucke dienenden Glossare hörten bei den letzten Ausgaben gänzlich auf. Ohne Zweifel gewöhnte man sich in Basel, der hart an das deutsche Reich grenzenden Stadt, bald an die Lutherische Sprache." Mezger S. 50.

liche Archaismen, von denen weder die Gemeinsprache noch die Mundarten etwas wußten, hervorsuchte, da ist auch er nicht mächtig genug gewesen, wirklich Todtes wieder zum Leben zu erwecken [1]).

Trotzdem die Buchdruckereien von Adam Petri und Thomann Wolf für ihren Druck und ihre Ausbreitung so thätig waren, wurde die Lutherſche Bibelüberſetzung in Baſel zunächſt noch nicht die allgemein gebräuchliche. Daß Oekolampad ungeachtet ſeiner ununterbrochenen Verbindung mit Zwingli dem hochdeutſchen Sprachidiom näher geblieben iſt, läßt ſich zwar von vorneherein annehmen; in ſeinen liturgiſchen und homiletiſchen Arbeiten aber tragen die angeführten Bibelſtellen das Gepräge einer ſelbſtändigen Uebertragung an ſich. Das

[1]) Rückert, Geſch. d. nhd. Schriftſpr. II, 109. — Luther ſelbſt hat übrigens hin und wieder ſolche Ausdrücke, die zu Zweifeln Anlaß geben konnten, in den Randgloſſen erläutert. In Adam Petris Nachdruck des A. T. 1523/24 finden ſich u. a. folgende offenbar auf das ſprachliche Verſtändniß abzielende Anmerkungen: zeyttungen ſind die beſtympten tag zeytten als bey uns von S. Michael uff Johannes, Pfingſten, und wie fern oder nahe man dieſelben ſtymmen wil. Moſ. 1.1. nod heyſt flucht. Moſ. 1.4. entsündigen: das iſt abſolvieren und los ſprechen. Moſ. 2.29. entwarffs: das iſt er malet es jn vor. 2. Moſ. 32. steur: das iſt die collect oder ſamlung, da man zuſammentrug und gab den Armen als in ein gemein beutel. Moſ. 3.22. nachman heißt, der ſeines Bruders oder neheſten Freiern des nachgelaſſen Weib mußte zu der Ehe nehmen, dem Verſtorbenen ein Samen zu erwecken. Ruth 3. leybrock: das waren prieſterliche Kleider. Sam. 2. zertlich: das iſt ſtellet ſich kecklich und muthig. Sam. 14. frůe: das iſt er ſagts ihnen zeitlich zuvor. Chron. 2.36. segnen: das iſt fluchen und läſtern. Hiob 1. heuchler: heißt in dieſem Buch allenthalben einen falſchen Menſchen. Hiob 27. mit verſtandt: das iſt klüglich. Pſ. 78. eyffer nicht: das iſt denke nicht in nachzufolgen in ihrem guten Leben. Spr. Sal. 23. gluu: hell, klar, poliert. Dan. 10.6. Jm N. T. nach dem Straßburger Druck von Johann Knobloch, 1524; vgl. ob. S. 215: rugen: zu ſchanden machen, widerſtreben: ſich ſelb rechen, fynantzer: die vil neuwer fündle auffbringen, als under kauffleuten, Juriſten und hoffſchrantzen geſehen wirt. langmůtigkeit: Langmütigkeit iſt, weñ einer langſam iſt zůr zürnen. die wal: die erwelt ſind im volck gottes. gemein: iſt eben ſo vil als unrein, als das da nicht geweihet oder heilig iſt. erforscher: forſcher der welt ſeind die natürliche meiſter, die mit vernunfft wöllen die natur und warheyt finden. bann: Anathema auff kriechiſch, iſt ein ding. — Wir erinnern uns, daß Luther Kanzleiausdrücke wie „beherzigen", „behändigen", „erſprießlich", „erſchießlich" als neu erfundene tadelt. Vgl. ob. S. 202. „Beherzigen" im Sinne von beherzen, animum firmare findet ſich in der That im Kanzleiſtil Maximilians (DWB. I, 1340); „behändigen" braucht Luther ſelbſt mehrfach (DWB. I, 1326, 1338), vielleicht iſt „beihändig" gemeint, das allerdings ein echtes Kanzleiwort Maximilians iſt (DWB. I, 1373); „erſchießlich" findet ſich in den Reichstagsabſchieden (DWB. III, 962), die Grundwörter erschiessen und beschiessen = proficere ſind dem Mhd. und dem alemanniſchen Dialekt eigen. Von den vier angeführten Ausdrücken ſind drei, „beherzigen" allerdings in veränderter Bedeutung, der heutigen Schriftſprache durchaus geläufig; mithin auch nach dieſer Richtung ein Beiſpiel, daß alles Zureden wider einen eingewurzelten oder zweckmäßigen Sprachgebrauch Nichts vermag.

von seinem Nachfolger Myconius im Jahre 1537 revidierte Agendenbüchlein zeigt wieder die schweizerische Mundart (i für ei, u für au). Auch die vier unter der Amtsführung des Lutherischen Antistes Sulzer herausgekommenen Agenden von 1569, 1572, 1578, 1584 sowie die spätere Ausgabe von 1591 halten noch fest an dem Texte des Myconius. 1552, kurz vor dem Tode des Myconius, erschien eine zürcherische Bibelübersetzung in Basel und 1556 bei Nicolaus Brylinger ein lateinisch-deutsches Neues Testament, bei welchem ganz der Text der zürcherischen Uebersetzung von 1535 sich findet. Der Herausgeber, Heinrich Pantaleon, bemerkt in seiner Zuschrift an Wilhelm von Belmund, Domherr zu St. Ursitz und Mömpelgard, zwar Nichts davon, daß er die Zürcher Uebersetzung aufgenommen habe, sondern redet nur von der Nützlichkeit eines zweisprachigen Testamentes, »quo dialectos linguarum cognoscere possent«. Es seien jetzt im deutschen Gebiet überall viele studierende Italiener, Franzosen, Engländer und Leute anderer Nationen zerstreut: »dum sacris immorantur lectionibus, paulatim quoque usitatam hujus regionis linguam conferendo addiscunt«.

Eigenthümlich ist, daß die Thätigkeit Basels für Luthers Bibelübersetzung aufhörte, bevor die Stadt selbst zur Reformation übergetreten war. Thomas Wolf druckte vom Alten Testament nur den ersten Theil, 1523, die Fortsetzung überließ er aus unbekannten Gründen seinem Collegen Adam Petri. Aber auch dieser vollendete nicht einmal den Druck der Wittenberger Bibelübersetzung. Ob der Tod dieses Mannes (zwischen 1525 und 1527) die Fortsetzung, der nur noch die Propheten fehlten, verhinderte, oder ob seine Söhne kein ähnliches Interesse an der Verbreitung der Schriften des deutschen Reformators hatten, oder ob die massenhafte Concurrenz anderer Nachdrucke, zumal von Frankfurt, die Ursache davon ist, läßt sich nicht ermitteln. Gewiß ist, daß weder der so fleißige Panzer noch irgend ein Verzeichniß der Schriften schweizerischer Buchdrucker aus dem dritten bis fünften Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts eine baslerische Fortsetzung der Lutherbibel melden. Aber auch andere schweizerische Druckereien füllten die Lücke nicht aus. Ja es tritt sogar die auffallende Erscheinung zu Tage, daß während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts beinahe keine vollständige Lutherbibel auf dem Boden der reformierten Schweiz gedruckt worden ist[1].

Die baslerische Reformationsordnung von 1529 wie überhaupt

[1] Vgl. Mezger, S. 51.

die von der Obrigkeit ausgehenden Schriftstücke sind in der alemannischen Sprache abgefaßt. Erst von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ab wechseln alemannische Amtserlasse mit solchen in der hochdeutschen Lautreihe. Mit dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts hört die alemannische Sprache auf[1]).

Wie in Zürich so trägt auch Basels schöne Litteratur nach der Reformation einen vorwiegend biblischen Charakter. Das übermüthige Leben, wie es zu Anfang des Jahrhunderts in satirischen Gemälden religiöser Vorstellungen, in üppigen Liedern und Aufführungen sich geäußert hatte, machte jetzt einer strengen Kirchenzucht Platz[2]), und die geistlichen Schauspiele, wie sie von der Bürgerschaft aufgeführt wurden, dienten dazu, diese Richtung zu bekräftigen. Valentin Boltz, ein eifriger Prediger, und Sixt Birk (Xystus Betulejus), Professor an der philosophischen Facultät, verfaßten um die Mitte des Jahrhunderts solche Schauspiele. Dieselben sind ihrem Zwecke gemäß in der Mundart geschrieben und tragen als wesentliches Merkmal ihrer Herkunft die beliebte Tonsenkung von â zu ô: gôn, stôn, jô, wôr, jôr, brôten. Daß vorab der Ortsgebrauch maßgebend war, lehrt der Umstand, daß Valentin Boltz 1539 zu Tübingen eine Uebersetzung des Terenz hochdeutsch herausgab. — Gemeindeutsch sind zu Basel — abgesehen von Werken Fremder — zwei hochwichtige Werke geschrieben: Sebastian Münsters Kosmographie 1544 und Wurstisens Basler Chronik 1580. 1574 erschienen bei Sebastian Henricpetri Geilers von Kaisersberg Predigten über das Narrenschiff (Weltspiegel) »erstlich in lateinischer sprach beschrieben, jetzt aber mit fleiß auß dem latein in das recht Hoch-Teutsch gebracht«. Als Uebersetzer nennt sich Nicolaus Höniger von Tauber-Königshofen.

Die chronikalischen Aufzeichnungen von Fridolin Ryff, Peter Ryff und Diebold Ryff, die bis in die Mitte der achtziger Jahre reichen, die Aufzeichnungen eines Karthäusers aus der Reformationszeit[3]), die Autobiographien Thomas Platters 1572 und seines Sohnes Felix 1612 sind alle in baslerischer Mundart geschrieben, die nicht nur in der mhd. Lautreihe î, û, ü, ûo, ü, ou, und ô für â, ô für e, sondern auch in der häufigen Ersetzung von ü und û durch i und ie

---

[1]) Nach den Rechtsquellen von Basel Stadt und Land I¹, 465; II. 94 sind ein Verbot von 1600 wegen des Bezugs der Windfälle und eine Erkenntniß von 1691 wegen Einreißens alter Häuser die letzten Zeugnisse für die altalemannische Amtssprache.

[2] Ochs, Gesch. d. Stadt u. Landsch. Basel V, 275; 736.

[3] Herausg. im ersten Bande der Basler Chroniken, 1872.

sich kundgibt. Alle diese Aufzeichnungen aber waren nicht für den Druck bestimmt. Bei den Späteren, insbesondere bei Felix Platter, dem weltgewandten, über die Schweizergaue hinaus viel gesuchten Arzte, finden sich bereits einige neue ei und eu; au steht für ou, vertritt auch bisweilen das alte û, wogegen das schwäbische ai in der Schweiz keinen Anklang gefunden zu haben scheint. Ferner hat Felix Platter die Verbalendung -en statt des schweizerischen -ent.

Spärlich ist, was wir über die Stellung der übrigen schweizerischen Orte zur Schriftsprache des sechszehnten Jahrhunderts wissen; da ihre litterarische Thätigkeit gering war, sind sie Zürich, Basel und Bern in der Aneignung der Gemeinsprache jedenfalls nicht vorangegangen. — Oskar Schade überliefert uns in seiner Sammlung von Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit eine größere Anzahl solcher aus der Schweiz und dem Elsaß, ganz aus dem Anfang der Reformation. Die meisten der stets ungenannten Verfasser bemühen sich, hochdeutsch zu schreiben, allerdings mit vieler Einmischung landschaftlicher Elemente, an denen man erst die Heimath der Stücke erkennt. Entweder bedienten sie sich des fremden Idioms in Nachahmung Luthers, oder weil sie ihren Erzeugnissen allgemeine Verbreitung zuschrieben, oder das sprachliche Gewand rührt von den Buchdruckern her. Da Druckorte nirgends genannt sind, ist schließlich auch Nachdruck in Gegenden, die sich der gemeindeutschen Sprache zugewendet hatten, nicht ausgeschlossen.

Als der Schaffhauser Theologe Konrad Ulmer, dessen Neigung zum Lutherthum auch eine entschiedene Neigung zur hochdeutschen Sprache mit sich geführt zu haben scheint[1]), eine neuen Katechismus ausgearbeitet hatte, wurde mit dem Inhalt auch die hochdeutsche Sprache, in der das Buch abgefaßt war, heftig angegriffen. Das Ergebniß des Streites war, daß mit der zürcherischen Bibelübersetzung auch das Schweizer Idiom wieder für die neue Arbeit gerettet wurde 1569[2]). Ja selbst den Ausdruck „Trinkgeschirr" statt des in der Schweiz weniger bekannten „Kelch" mußte sich Ulmer gefallen lassen. Ziemliche Zeit später (1592) wurde eine neue Liturgie, wahrscheinlich auf Ulmers Betrieb, bearbeitet. In dieser Ausgabe hatte sich Ulmer erlaubt, das ihm näher liegende Hochdeutsch zu gebrauchen, aber schon 1596 wurde eine neue Ausgabe veranstaltet, wo wieder der Schweizerdialekt erscheint[2]). Auch der Schaffhauser Chronist Jacob Rüeger verfaßt seine 1605 vollendeten Aufzeichnungen noch im alemannischen

[1]) Vgl. ob. S. 235.
[2]) Mezger, S. 176.

Dialekte[1]), ebenso zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Luzerner Cysat seine Collectanea chronica. Dagegen mischt die Luzerner Handschrift eines Osterliedes von 1597 schon neuhochdeutsche Formen ein[2]).

Daß zur durchgreifenden Anwendung der süddeutschen Büchersprache im Elsaß berühmt gewordene Werke wie Johann Paulis „Schimpf und Ernst", Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein", namentlich aber Fischarts zahlreiche Schriften mächtig beigetragen haben, ist oben berührt worden[3]). Dialektisches erlauben sich freilich jene Schriftsteller noch genug, aber eben als Ausnahme. So bilden sie beim Verbum die II. Pers. Pl. nach der Mundart: ihr hab**en**, ihr könn**en**, ihr lach**en** u. s. w. Reime Fischarts beweisen, daß, wenn auch ei und au gedruckt steht, bei den Lesern die mundartliche alemannische Aussprache vorausgesetzt wurde; ô für â scheut er auch in der Schrift nicht: gnod, krom, losen (lassen), mol, mon (mhd. mâne, nhd. mond). Sonst finden sich bei ihm Ausdrücke wie: fläschen, täschen, öpffel, kirsen; grempler, läz, raess, pletzen, hindersich (rückwärts). — Ein Straßburgisches Liederbuch von 1592[4]) reimt stimm: mein, bitten: zeytten, sinn: gesein. i wird, ganz der heutigen Aussprache gemäß, gebunden mit ü, ie: üe, ei: eu, e: ö; ütt: zeytt, neutt: leutt (nüt: lütt); umgekehrt hat die Schreibung ü für i Spuren zurückgelassen: würst, würdt. â wird ô: nôth: gôth: rôth, gôhn: tôhn, underthôn: krôn. Als Diminutivendung herrscht -lîn: euglîn, liedtlîn; biss (sei). — Ueber die elsässische Volkssprache des ausgehenden sechszehnten Jahrhunderts gibt der Chronist Hertzog eine Notiz: „Das Volck am Kochelsperg gebraucht sich noch alter Kleidung und Sprachen, daher man sie auch zu einem gemeynen Sprüchwort führet, wann man einen groben Bäuerischen unerfahrenen Menschen will anzeigen"[5]).

Gelegentliche Aeußerungen über die deutsche Sprache haben wir im Vorstehenden mehrfach beigebracht; es erübrigt uns noch, das bunte Sprachbild zu vervollständigen durch die Beleuchtung der Stellung, welche die Theorie zu ihm einnahm, d. h. durch die Samm-

---

[1]) Vgl. Zs. Germania XXXI, 437.

[2]) Paul und Braunes Beitr. XI, 198.

[3]) Ob. S. 212.

[4]) Abgedruckt im ersten Bande von Birlingers Alemannia.

[5]) Edelst. Cron. III, 20. Vgl. schon Murner, Gr. Luth. Narr 1805: „Wie man schwert am Kochersperg", die Derbheit der Sprache meinend. — Der Kochersberg ist die Ackerlandschaft westlich von Straßburg.

lung von Aussprüchen der gleichzeitigen Grammatiker oder Solcher, die in absichtlicher Weise das Verhältniß von Schriftsprache und Mundarten erörterten. Die Vergleichung aller Thatsachen wird uns endlich ermöglichen, das weitläufige und wirre Material zur Sprachbewegung des sechszehnten Jahrhunderts in einem übersichtlichen Rückblick zusammenzufassen.

Viertes Capitel.

Die Grammatiker des sechszehnten Jahrhunderts und ihre Stellung zu den sprachlichen Richtungen.

Wenn die Bemerkung Rudolfs von Raumer[1], daß das Gebiet, auf welchem der Grammatiker wenigstens einen Antheil an der Entscheidung über die Richtung in der Ausbildung und Entwicklung der Sprache hat, sich in demselben Maße verengt, als die Litteratur sich erweitert, kaum wird angefochten werden können, so sind die schüchternen und unvollkommenen Versuche des sechszehnten Jahrhunderts, die deutsche Sprache in bestimmte Regeln zu bannen, vom Standpunkte des Sprachhistorikers aus betrachtet eingehendster Aufmerksamkeit eben so würdig als die lediglich das Werden und Wachsen der Sprache ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Tages in's Auge fassenden grammatischen Werke der Neuzeit.

Das Bedürfniß nach einer feststehenden grammatischen Darstellung der Sprache machte sich geltend, sobald das Neuhochdeutsche im fünfzehnten Jahrhundert sich als Schriftsprache über die Mundarten erhoben hatte, und es ist schon aus diesem Grunde wahrscheinlich, daß Hans Krachenbergers erster Versuch mit den sprachlichen Einigungsbestrebungen Kaiser Maximilians im Zusammenhange steht[2]. Nicht aus gelehrtem Interesse, sondern aus dem Dienste der Kanzlei ist also die deutsche Grammatik hervorgegangen; sie knüpft direct an an die deutschen Formulare und Kanzleibücher. Dieser Art sind der Schriftspiegel von 1527[3], Fabian Franks Orthographia 1531, Meichsners Handbüchlein 1538. — Neben diesen durch die Ausbildung der neu-

[1] Ges. sprachw. Schr. S. 157.
[2] Vgl. ob. S. 165.
[3] Vgl. S. 174 5.

hochdeutschen Schriftsprache hervorgerufenen und den Zwecken der Schreiberei dienenden Büchern läuft eine zweite Richtung der Grammatik her, die dem Aufschwunge der deutschen Schulen ihre Entstehung verdankt. Wir haben gesehen, wie durch Luthers litterarische Thätigkeit das Lese- und Unterrichtsbedürfniß des gewöhnlichen Volkes lebhaft geweckt und gesteigert ward[1]). „Wie man aber die büchstaben recht nennen sol, ist nicht bey vilen im brauch und wissens auch vil nicht; die es aber wissen, die sind so gerne allein gelert, damit geacht und gesehen, daß sie es niemands getrewlich leren, und behaltens nur in jren Schulen und köpffen“[2]). Zu diesen Werken, die dem deutschen elementaren Leseunterricht dienen und besonders der Lecture der Bibel vorarbeiten wollen, die auch durchwegs als selbständige Arbeiten erscheinen, gehören Ickelsamers Anweisung zur Lesekunst und Deutsche Grammatik und Kolroß' Enchiridion 1530.

Beide Richtungen treffen um 1530 zusammen, jene erstere geht mehr auf die Mundarten und Schreibweisen ein, diese zweite mehr auf das zur Erleichterung des Lesens Dienende; beide aber sind von großer Wichtigkeit für den deutschsprachlichen Unterricht, insonderheit für deutsche Phonologie und Orthographie. — Diese Gebrauchsbestimmung erklärt es uns, warum alle diese Werke kaum mehr bieten als eine Lautlehre, sie sind, nach dem heutigen Maße gemessen, nichts anderes als Orthographiebüchlein.

Erst nachdem diesem Bedürfnisse Genüge geleistet war, gieng man in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts über zur Darstellung der Formenlehre, verbunden mit einigen syntaktischen Bemerkungen, wesentlich zu dem Zwecke, Ausländern bei der Erlernung des Deutschen behilflich zu sein. Nach dem heutigen Gesichtspunkte sind deshalb die Werke von Laurentius Albertus und Albert Oelinger, 1573 und 1574, die ersten wirklichen deutschen Grammatiken. Für die Anordnung des Stoffes hielt man sich an das lateinische Vorbild, und zwar an den fast ausschließlich herrschenden Donat. Freilich wurden dabei die Eigenschaften der deutschen Sprache vielfach verkannt oder stiefmütterlich behandelt, ja durch das Lateinische gemaßregelt, die Einsicht in den Organismus der deutschen Sprache und in die organische Entwicklung des Sprachgeistes gehemmt. Die deutsche Sprache wurde eingezwängt in den hergebrachten Schematismus der lateinischen, sodaß man z. B. einen deutschen Ablativ, ein deutsches

---

[1]) Vgl. ob. S. 210.
[2]) Ickelsamer. — Müller, Quellenschr. S. 53.

Gerundium, Supinum u. s. w. bildete. In pädagogischer Hinsicht ist indes die Uebereinstimmung in der grammatischen Behandlung des Deutschen und der classischen Sprachen keineswegs zu bedauern, mögen auch die Ansichten darüber auseinandergehen, ob die Schulung des deutschen Stils an dem streng logischen Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Satzglieder im Lateinischen der Sprache zum Vortheil oder zum Nachtheil gereicht habe.

Die widerstreitenden sprachlichen Richtungen, die wir in der Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts beobachtet haben, spiegeln sich in ausgeprägtem Maße und mit bewußter Absicht bei den Grammatikern wieder, sie sind der treue Abdruck des Zustandes, aus welchem sich damals die deutsche Schriftsprache erst herausarbeitete. Luther, die Reichssprache, der alemannische Schriftdialekt — alle finden ihre Verfechter. Nur das Niederdeutsche ist auffallend arm an grammatischen Werken[1]).

Einer der ersten Grammatiker, der die neuhochdeutsche Schriftsprache zur Grundlage und Norm der Aufstellung genommen und jedenfalls zuerst Luther als sprachliches Vorbild hingestellt hat, ist Fabian Frangk in der „Orthographia" vom Jahre 1531. Frangk stammte aus Schlesien; er unterrichtete von 1520—1525 einen brandenburgischen Prinzen im Schreiben und Lesen. Im Jahre 1531 finden wir ihn als „Burger zum Buntzlaw". Hier verfaßte er zwei deutschsprachliche Werke, von denen namentlich das eine in der Geschichte der deutschen Sprache einen bleibenden Namen erworben hat: „Ein Cantzley- und Titelbuchlin" und eine „Orthographia"; beide widmete er einem Edelmann in Böhmen „als einem hochberümbten liebhaber derjhenigen, die sich befleissen, geschicklich und gebreuchlich zu reden". — Diese Schriften fanden sehr großen Beifall und schnelle Verbreitung. Eine neue Ausgabe veranstaltete Frank 1539 „jnn sonders den discipeln jnn deudschen schuln" zum Gebrauche, als er auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg nach Frankfurt an der Oder gegangen war, „eine ordentliche deutsche Schul für die gemein jugent anzurichten". Beide Ausgaben wurden zu Wittenberg gedruckt. Von der „Orthographia" verzeichnet Müller von 1531 bis 1538 im Ganzen fünf Drucke[2]).

Da schon aus diesen Andeutungen über die Herkunft und Stellung Fabian Franks ersichtlich ist, daß die Sprache, die er lehrt, die mitteldeutsche ist, und zwar in der Form, wie sie als Schrift- und Hof-

[1]) Vgl. ob. S. 225.

[2]) Vgl. Müller, Quellenschr. S. 388 ff.

sprache galt, sind bei der maßgebenden Bedeutung, welche dieser Dialekt einzunehmen berufen war, seine Aeußerungen doppelt wichtig.

Das Kanzlei- und Titelbüchlein enthält wesentlich nichts Anderes als die früheren derartigen Werke, abgesehen natürlich von den im Laufe der Zeit sich immer etwas ändernden Titeln.

Die Orthographia ist dem Titel nach zunächst bestimmt für deutsche Schreiber als Ergänzung zum Kanzlei- und Titelbüchlein, doch spricht Frank in der Vorrede von 1539 auch die Benützung in der deutschen Schule geradezu als Zweck der neuen Ausgabe aus. Das Buch ist ferner das erste, in welchem klar und bestimmt ausgesprochen ist, daß es „hoch von Nöthen wäre, daß ein ganze Grammatica der deutschen Sprache beschrieben würde, wie in griechischer, lateinischer und anderen Sprachen geschehen". Frank wünscht dies um ihres Gehaltes und ihrer Schönheit willen, und um ihr Ansehen gegenüber dem der Gelehrtensprache zu heben; das Deutsche soll eine den fremden Sprachen ebenbürtige grammatische Behandlung erfahren.

Ueber die deutsche Schriftsprache und ihr Verhältniß zu den Mundarten entnehmen wir dem Buche folgende Stellen:

„Von Deutscher Sprach und jrem misbrauch jnn gemein. Anfenglich ist zu mercken, das die Deutsche sprach hie geteilt wird in zween underschied, das Ober- und Niderlendisch. Was nu hie gehandelt oder geschrieben, wird von oberlendischer verstanden. Und wiewol diese sprach an jr selbs rechtfertig und klar, so ist sie doch in vil puncten und stücken auch bey den hochdeutschen nicht einhelich, denn sie in keiner jegnit oder lande so gantz lauter und rein gefurt nach gehalden wird, das nicht weilands etwas straffwirdigs oder misbreuchiges darinn mitliefft und gespürt würde .. Wer aber solche misbreuch meiden und rechtförmig deutsch schreiben odder reden wil, der mus deutscher sprachenn auf eins lands art und brauch allenthalben nicht nachfolgen. Nützlich und gut ists einem jdlichen, vieler Landsprachen mit jren misbreuchen zu wissen, damit man das unrecht möge meiden. Aber das fürnemlichst, so zu dieser sach förderlich und dienstlich, ist, das man gutter exemplar warnehme, das ist, gutter deutscher bücher nnd verbriefungen, schrieffilich odder im Druck verfaßt und ausgangen, die mit vleisse lese und jnen jnn dem, das anzunehmen und recht ist, nachfolge.

Under welchen mir etwan des tewern (hochlöblicher gedechtnis) Kaiser Maximilianus Cantzelej und dieser zeit D. Luthers schreiben neben des Johan Schönsbergers von Augsburg druck die emendirsten unnd reinisten zuhanden komen sein, besondern,

wenn sie mit vleis jnngrossirt, übersehen und corrigirt befunden werden, darzu aus jren Cantzleyen odder werckstetten erstlich new ausgangen, von andern unvleissigen und unverstendigen nicht anderwert umbgeschrieben odder nach gedruckt sein. Damit aber wil ich niemands, der es vielleicht so gut odder auch besser denn die obvermelden wisten zumachen odder gemacht hett (drumb das er mir unbekant), veracht haben nach zunahen komen sein.

Und ab denn auch dieser angezeigtenn Deutsch einem jdlichen jnn seinen ohren nicht kling odder allenthalben gnug thet, wollen wir sie dennach (die wir der verbesserung mangeln) nicht veracht nach jnn winckel werffen. Denn weil wir sehen, das sich viel jnn kurtzen jaren auff diese sprache bevleissigen, bey vielen auch merglich gewachssen und zugenohmen hat, wollen wirs, die weil jnn dem es tauglich, für lieb und dankbar annehmen und gentzlich darfür halten, sie werd nach von tag zu tage jhe scheinbarer, auch endlich gantz rein balirt und ausgestrichen werden ꝛc. . ."

„Die Rechte deutsche sprach helt Sechs schlechte, drey duplirte und drey halp duplirte stimmer[1]). Es ist aber kein lant noch Nation, die sie allenthalben durchaus rein hielte, das sie nicht ettliche verwechsselt odder versetzte und ander (es sein recht odder unrechte) an jre stat einfürete. Wollen dis mit zweyen odder dreyen Exempeln scheinbar machen; die andern wird ein vleissig auffmercker durch diese angezeigte leicht erkennen. Als die Francken jnn jrer angebornen sprach nemen das o für das a, das e fürs i und das k fürs y: als wenn sie sprechen: ko sog mer, was est dos, für: ya sag mir, was ist das. Und die Bayer, wo das k fürm r stehet, setzen sie an stat des k das tsth (1538: tsch) als: tsthristel ist ein guts tsthreutlin für: Cristoffel ist ein gut kraut odder kreutlin ꝛc. Ettliche Schlesier brauchen das u fürs a und das i für ö, ü. Jnn den und der gleichen worten: Yu rimische minche mygen ꝛc. für: ya Römische mönche mögen ꝛc. Und: priese die mintz, für: prüfe die müntz. Item iu fürs u, das eau fürs au, als: giuder briuder für: gutter bruder, treawen, beawen, teawben ꝛc. für: trawen, bawen, tawben. Und bey den alden findt man geschrieben: Den Jrbirn, weisin, eren libin (frinden) ꝛc. für: Den Erbarn, weisenn, yren lieben (freunden) ꝛc. Nehmen das i fürs e und a und widderumb das e fürs i.

Der Meichssner nimpt auch das öy, der Schlesier aber das ay für ag oder age. Als wenn der Meichssner spricht: die möyt söyt, der wöyn, zöyl und nöyl ꝛc., sagt der Schlesier: die mayt sayt,

[1] Einfache Vocale, Diphthonge, Umlaute.

der wayn, zayl und nayl ꝛc. für: die magt sagt, der wagenn, zagel und nagel ꝛc.

Die Döringer und Hartzlender, darumb das sie zwüschen den Ober- unnd Nidderlendern wohnenn, halten sie sich auch jnn der sprache beider seits, das ist halp und halp, weil sie jnn ettlichen buchstaben und worten mit der Oberlenndischen sprache stymmen, jnn ettlichen aber zu der Nydderlenndischen treten, als hie und an der gleichen rede gemerckt wird. Es spricht der Oberlender:

Bezal mir mein wein und gehe mir aus meinem hause.

Der Döring:

Zal mir myn wyn und geh mir uß mym huse.

Der Niderlender:

Tal my myn wyn und ga my ut mym huß.

Dies sihet nu ein jder, das der Döring hie mit den duplirten stimmern, als au, ey, von den Oberlendern weicht, nimpt da für diese eintzelig stimmer, als u, y und steht da mit bey den Niderlendern, und widderumb im r, s, z bleibt er beim Oberlender, weicht aber da mit vom Niderlender ꝛc. . . ." [1]). „Auch ist zu mercken, das diese duplirte stimmer (äy, oy, öy), wenn sie ausserhalb der eigenen nahmen (wie gesagt) befunden, werden sie zu unrecht an stat des ag odder age braucht, wie jnn den worten: hait, hail, erschlain (beim Schlesier) zu verstehenn ist, weil von rechte also stehen solt: jagt, hagel, erschlagen. Und was vom ay der gestalt geredt, das mag auch vom öy am Meichssner verstanden werden . ."

„Die Francken und Schwartzwälder haben jnn jrem schreiben wie auch in reden diesen sonderlichen misbrauch, das sie das m fürs w (wie droben das k fürs y) setzen, und jre Nachbarn die Vogtlender das b fürs w. Des gleichen die Schweitzer ettwann das l fürs r verwechsseln, als: Ko, mir bollen ken s. tsthristels kilchen gan, für: Ya, wir wollenn gen S. Cristoffels kirchen gehen. Und dis sey itzundt hie zu einer warnung des ubrigen gnug."

„Dis aber wird mir ein jder jhe leichtlich zugeben, das dis ein mercklicher missestant an einem gelerten geachtet würd, so jnn Latinischer als frembder auslendischer sprache studirt hett und incongrue

---

[1]) In der Frankfurter Ausgabe von 1531 steht außerdem: „Es ist auch nit ein geringer underscheyd under dem i und y, welches am laut und meynung des wort zu mercken ist, das man nit eins fürs ander nem, als reyn für rein, mein, meyn, meynung, reise, reyse, weiß, weyß ꝛc.". — ei soll nach diesem Passus offenbar das aus î hervorgegangene, ey altes ei bezeichnen, entsprechend der Scheidung von ei und ai in den Augsburger Drucken.

schrieb odder redte, das ist, unbekwemer und unfüglicher weise zu viel zu wenig ein wort (odder auch nur einen buchstaben) an stat des andern unordentlich im schreiben wie auch im reden braucht und versetzte, also und nicht weniger, ja viel mehr wirds nicht allein bey rechts Deutschs verstendigen, sondern auch bey einem jdlichen schlechten Deutschkündiger für eine grob unschickliche vergessenheit geachtet, so einer jnn seiner eigenen angebornen sprache strauchlet, wes unförmlichs im schreiben odder reden von sich mercken odder verlauten ließ, da mit er offtmals einen gutten wolgegründten synn odder meinung seiner rede odder auch einen gantzenn brieff verderbet odder zum wenigsten besudelt und seinen unverstant an tag gibt, welchs doch leichtlich verwaret, wo er der sprache leufftig odder recht kündig gewest weer. Derhalben acht ichs nicht für unnütz, sondern nöthig, so vern wir andere sprachen recht grüntlich und wol lernen odder andern nation nicht zum spot sein wollen, inn deme das wir zum teil andere sprachen ergründen und meistern wollen, die wir unnser eigene nach nicht gelernt nach verstanden habenn. Dem selben nach sol dis kleine büchlin alle den jenigen, denen dis thun hertzlich und angenehm ist, auch hie mit angezeigt sein zu einer erinnerung, jme weiter mit ernst nachzudencken, und den newen, ungeübten odder unwissenden Deutschen zu einem anfang, muster und regel, wie sie recht rein Deutsch von sich schreibenn sollen, fürgestelt haben."

Frank ist der Erste, welcher bewußt und sicher die Schriftsprache, „das rechte reine Deutsch", den Landsprachen, dh. den Mundarten, gegenüberstellt und davor warnt, deren locale Eigenthümlichkeiten, die er als Verirrungen zu betrachten geneigt ist, in die allgemeine Sprache herüberzunehmen. Die Schriftsprache steht vielmehr von allen gleich weit ab. Keine Mundart wird als besonders bevorzugt genannt, Frank sagt nur, daß diese allgemeine Sprache das Oberländische ist, dh. das Hochdeutsche. Da innerhalb des Hochdeutschen selbst aber die Mundarten, wie die schlesische, meißnische, fränkische, bairische, schweizerische tadelnswerthe Abweichungen zeigen, stellt Frank Normen auf, an welchen die Richtigkeit der landschaftlichen Aussprachsweisen gemessen werden solle, und bezeichnet als Autorität für die Schriftsprache in Kanzlei und Schule: die kaiserliche Kanzlei, Luthers Schriften und die Augsburger Drucke in originali, alle drei als identisch betrachtend. Hiemit hat sich Frank, zumal seine Schrift sofort eine ungeahnte Aufnahme und Verbreitung erlebte, in der Geschichte der deutschen Sprache und in der deutschen Schule bleibend einen Namen gesichert: er ist der Vater der neueren Schulsprache, des Lutherischen Deutsch.

Wir erinnern uns, daß auch Luther den Kaiser Maximilian als Beförderer einer regelrechten deutschen Sprache nennt[1]), und vielleicht mochte ihm hiebei der Ausspruch Franks vorschweben; die Augsburger Bücherſprache haben wir schon im Anfang des Jahrhunderts als das beſte Deutſch bezeichnen hören[2]); Luther ſelbſt wird hier, lange vor dem Beſchluß ſeiner Laufbahn, zum erſten Mal als claſſiſches Muſter angezogen. — Dagegen kennt ein 1531 zu Erfurt gedrucktes Orthographiebüchlein von Meiſter Hans Fabritius, Rechenmeiſter und deutſchem Schreiber zu Erfurt, eine ſolche Norm noch nicht. Der Verfaſſer ſagt nämlich: „Ich weiß ſchier nicht, was daraus werden wil zu letzt, ich zu meinem theyl wais ſchier nicht, wie ich meine Schulers leren ſol, der urſachen halben, das yetzunder, wo unſer drey oder vier Deutſche ſchreibers zuſammenkoment, hat yeder ein ſonderlichen gebrauch, der ein ſchreibet ch, der ander c, der dritt k, wolte Gott, das es darhyn komen möchte, das die Kunſt des ſchreibens einmal wieder in ein rechten prauch komen möchte, es muß doch zu letzt dahin komen.“[3]). — Dieſe Klage iſt uns bereits im Kölner Schriftſpiegel begegnet[4]). In den grammatiſchen Verſuchen eines anderen Kölners aus dem ſechszehnten Jahrhundert kehrt bei der Analyſe des Namens Weinsberg eine ähnliche Anſchauung wieder: »Petrus Hompheus dicit, quod ei diphtongus apud antiquos in frequentissimo usu fuit, nunc autem pene exolevit.« . . . „im hochdützen ſacht man wein, nit win,“ „wie wol der gmein man deß i oder y anſtatt dieſer braucht.“ Mehrfach iſt die Rede von bairiſchem Gebrauche. Es wird verboten, p für b zu ſetzen. Ebenſo ſei zu ſchreiben berg oder berch, nicht gh, ck, gk oder c. Etliche Kanzleien bei den Hochdeutſchen gebrauchen ſtatt Paulus von Weinßberg: Paulus Weinßbercher oder Weinßberger[5]).

Im Jahre 1544, alſo ebenfalls noch zu Lebzeiten Luthers, wiederholte Paul Rebhun, Pfarrer zu Oelsnitz, ſein 1536 zuerſt aufgelegtes geiſtliches Spiel von der gottesfürchtigen und keuſchen Frauen Suſanna. In der neuen Vorrede ſpricht der Verfaſſer davon, daß er eine „Grammatica auf die Deutſche ſprach, wie dieſe durch gewiſſe Regel in rechte art und analogiam gefaſſet und auch darin mög gehalten werden, hab geſtellet, aber noch nicht volendet, zum teil aus

---

[1]) Vgl. S. 164.
[2]) Vgl. S. 180.
[3]) Gottſched, Grundlegung einer deutſchen Sprachkunſt, 1748, S. 35.
[4]) Vgl. ob. S. 162, Anm. 2; 175.
[5]) Germania XIX, 94 ff.

groſſer Verhinderung meiner andern nötiger Amptsgeſchefften, zum teil, das ich noch mit mir im Zweiffel ſtehe, ob unſere teutſchen diß werckh werden zu Dank annehmen und zu Beſſerung der ſprach, auch zu erhaltung des feinen, artigen und hochberedten der teutſchen Zungen, unſers lieben Vaters, Doctor Martin Lutheri ausgelaſſener teutſcher ſchrifften (dahin dieſe Grammatica fürnemlich gericht) werden gutwillig gebrauchen wollenn. . . ." Der Tod ſcheint Paul Rebhun an der Verwirklichung ſeiner Abſicht verhindert zu haben.

In den Grammatiken von Laurentius Albertus und Oelinger iſt von Luther nicht die Rede, wohl aber bald darauf in einem dritten Werke, das durch ſeinen Erfolg lange Zeit das Feld beherrſcht und dadurch nicht wenig zur Anerkennung der ſprachlichen Autorität Luthers beigetragen hat. Es iſt die Grammatica Germanicae linguae M. Johannis Claij Hirtzbergensis: Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta, Leipzig 1578.

Clajus, aus Herzberg in der Nähe von Wittenberg gebürtig, hatte die Fürſtenſchule zu Grimma beſucht und zu Leipzig ſtudiert. Er war neun Jahre lang Lehrer der Muſik, der Poetik und des Griechiſchen auf der Schule zu Goldberg in Schleſien, ferner Leiter der Schule in Nordhauſen und Schulmeiſter in ſeiner Vaterſtadt Herzberg. Die an den Rath zu Erfurt gerichtete Vorrede zur Grammatik iſt datiert aus Bendeleben in Thüringen. Aus ihr geht zugleich hervor, daß Clajus Verfaſſer einer ganzen Anzahl theologiſcher, grammatiſcher und dichteriſcher Schriften war. Was für uns einzig in Betracht kommt, ſind diejenigen Stellen der Vorrede, in denen Clajus ſeine ſprachlichen Theorien entwickelt. Den Urſprung der Sprache ſetzt er vom Thurmbau zu Babel an, vorher habe man unzweifelhaft auf der ganzen Welt Hebräiſch geſprochen. Dann heißt es: »Praeter cognitionem rerum sacrarum et ad salutem nostram pertinentium, quae in libris Lutheri planissime et plenissime explicantur, disci potest ex iisdem libris etiam perfecta et absoluta linguae Germanicae cognitio, tam indigenis quam exteris nationibus utilis et necessaria. Quam quidem ego Grammaticis regulis hoc libro complexus sum, ex Biblijs alijsque scriptis Lutheri collectis, cuius ego libros non tam hominis quam Spiritus sancti per hominem locuti agnosco, et plane in hac sum sententia, Spiritum Sanctum, qui per Mosen caeterosque Prophetas pure Ebraice et per Apostolos Graece locutus est, etiam bene Germanice locutum esse per electum suum organon Lutherum. Absque hoc enim esset, fieri non

potuisset, ut unus homo tam pure, tam proprie, tam eleganter Germanice loqueretur, sine cuiusquam ductu et adminiculo, cum praesertim lingua nostra Germanica habita sit semper difficillima et nullis Grammaticorum regulis comprehendenda.« Nicht allein, daß Clajus die Schriften Luthers, vorab die Bibelüberſetzung[1]), für die einzige und vollkommenſte Quelle deutſcher Sprachrichtigkeit erklärt, ſeine Begeiſterung verſteigt ſich bis zu dem Ausſpruch, daß aus Luthers Munde nicht bloß dem Sinne, ſondern auch den Lauten nach der heilige Geiſt deutſch geredet habe.

Da die Grammatik ſich ſtreng an die genugſam von uns beſprochene Lutherſprache hält, können wir uns darauf beſchränken, einige charakteriſtiſche Punkte hervorzuheben.

Vom thüringiſchen Dialekt wird in der Vorrede geſagt: »Ex antiquissimis ac laudatissimis una et Thuringiae, quam ego inter dialectos linguae Germanicae non ultimam censendam existimo, metropolis est et ad versionem bibliorum Lutheri Germanicam prima principia dedit et maximum adjumentum attulit.« — pag. 9: »Praetereo dialectos, quibus diphthongi conciduntur, ut Kraut herba: Krut, Wein vinum: Win, Zeichen signum: Zechen, bleich pallidus: blech«. — Ebenda wird die Auslautverſtufung ausdrücklich verboten. Für den Endlaut des Nom. Sing. ſei maßgebend die Ableitung von einem Verbum oder die Pluralform. — pag. 11 wird lebendig in mhd. Weiſe, mit dem Hochton auf der erſten Sylbe, gemeſſen. — pag. 81: »In lein desinentia diminutiva et neutra sunt omnia, ut: das Menlein, Frewlein, Megdlein, Kneblein, Kindlein, Büchlein, Tüchlein. Haec ab aliis per lin, ab aliis per le, a vulgo per chen praecedente i efferuntur, ut: das Menlin, Menle, Mennichen. Das Kneblin, Kneble, Knebichen.“ Die Diminutivendung -chen galt alſo im ſechszehnten Jahrhundert noch für vulgär, und Luther braucht ſie in der That nur in ſeinen Briefen, da, wo er ſich gegenüber ſeinen Angehörigen kann gehen laſſen. In edler Redeweiſe und im gehobenen Stil herrſcht durchaus -lein[2]). — pag. 190 werden für die Aphäreſe bei Adverbien folgende Beiſpiele gegeben: nauff, rauff, drein, rein, nein, rab, nab, runder, nunter, raus, naus, hieraus, danaus, dortnaus.

Nicht unwichtig ſind die Bemerkungen über Metrik. Daß auf dieſem Gebiete durch den Einfluß des claſſiſchen Studiums ein Umſchwung ſich vorbereitete, zeigt der regelmäßige Wechſel von Hebungen

---

[1]) Vgl. ob. S. 208.
[2]) Vgl. ob. S. 204.

und Senkungen bei Sebastian Brant[1]; der vorhin erwähnte Paul Rebhun baut seine Verse, allerdings nicht ohne Tadel zu erfahren, jambisch und trochäisch, Konrad Gesner versucht sich bald darauf in der Nachbildung antiker Versmaße, und Laurentius Albertus erwähnt wenigstens der Sylbenmessung nach dem Princip der Quantität[2]. Aehnliche Bemerkungen finden sich bei Clajus; bei ihm erscheint die erste Spur der Theorie, welche die betonten Sylben als Längen betrachtet, und welche bald nachher durch Opitz zum Princip der neuhochdeutschen Metrik erhoben worden ist: pag. 261: »Germani ut Ebraei carmina scribunt observantes in fine rhythmum, id est ὁμοιοτέλευτον, ut: Du Jesu Christ / Mein Hoffnung bist.

Versus non quantitate, sed numero syllabarum mensurantur. Sic tamen, ut ἄρσις et θέσις observetur, juxta quam pedes censentur aut Jambi aut Trochaei, et carmen fit vel Jambicum vel Trochaicum. Syllabae enim, quae communi pronunciatione non elevantur, sed raptim tamque scheva apud Ebraeos pronunciantur, in compositione versus nequaque elevandae sunt, sed deprimendae. Et contra syllabae longae et accentum sustinentes nequaquam deprimendae, sed elevandae sunt, ut:

Im Gesetze stēht geschrīebēn,
Du solt Gott den Herren lieben."

pag. 272: Possunt et ad Latinorum Graecorumque imitationem carmina scribi heroica et alia in lingua Germanica . . . In fine versus nihilominus servari potest rythmus, et in Heroicis ac Pentametris etiam in medio.«

Die langjährige Mühe des Clajus ist reichlich belohnt worden durch die Verbreitung und den Einfluß, dessen sein Werk in der Folge sich erfreute[3]. Dafür liefert nicht nur die Menge der Auflagen und die Dauer ihres Ansehens den Beweis, sondern mehr noch ein ganz besonderer Umstand. Die Grammatik hat sich nämlich nicht bloß den Beifall des protestantischen Deutschlands erworben, sondern sie hat auch, obwohl ausdrücklich auf Luthers Schriften gegründet, in dem katholischen Theile Deutschlands eine rasche und dauernde Anerkennung gefunden. Rudolf von Raumer entdeckte auf der Hauptbibliothek zu München ein in dieser Hinsicht sehr merkwürdiges Exemplar von der ersten Ausgabe des Clajus. Es trägt auf dem vorderen Deckel des

[1] Vgl. ob. S. 182.
[2] Vgl. ob. S. 215.
[3] Vgl. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst 1747, S. 49.

Einbandes die eingeklebte Inschrift: »Liber Collegii Societatis Jesu Monachii. Catalogo inscriptus Anno 1595.« Die Worte des Titels »Ex Bibliis Lutheri« sind stark durchstrichen, und die Praefatio, in der jene begeisterte Stelle über Luther steht, ist sorgfältig herausgeschnitten. Die Gesellschaft Jesu war zwar sehr gegen die Einführung der Volkssprache in den Gebrauch der Schule, aber dazu war jener kluge Orden viel zu praktisch, um sich die Vortheile entgehen zu lassen, die Luther und seine Genossen durch ihre Handhabung der deutschen Sprache errungen hatten[1]).

Die weitere Geschichte des Buches bestätigt diese Wahrnehmung. Die Grammatik des Clajus hat nämlich in den Jahren 1578 bis 1720 nicht weniger als elf Auflagen erlebt, eine Verbreitung, mit der sich keine deutsche Grammatik des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts auch nur entfernt vergleichen läßt; sie wurde sogar in's Dänische übersetzt. Und was diese verschiedenen Ausgaben noch besonders merkwürdig macht, ist der Umstand, daß die Herausgeber offenbar immer mehr Rücksicht auf die Zulassung des Buches in katholischen Landen nahmen. Wir finden nämlich in den späteren Ausgaben alle die Dinge beseitigt, welche die Jesuiten in dem Münchner Exemplar gestrichen oder herausgeschnitten haben. Die vierte Ausgabe (Eisleben 1604) läßt wenigstens auf dem Titel das anstößige »Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris« weg und vertauscht es mit den Worten »Ex optimis quibusque autoribus collecta.« Dagegen behält sie die für Luther begeisterte Vorrede des Verfassers noch bei. In der achten Ausgabe (Leipzig und Jena 1651) bleibt dann auch diese Vorrede weg, sodaß der Inhalt des Buches ganz dem Exemplar des Münchner Jesuitencollegiums entspricht. Die polemischen Citate innerhalb des Buches selbst, die von der Censur der Jesuiten unangetastet geblieben waren, bleiben auch hier stehen und ebenso in der zehnten Ausgabe (Frankfurt a. M. 1689). Noch einen Schritt weiter aber geht die elfte Ausgabe, die im Jahr 1720 »Norimbergae et Pragae« erschienen ist und zum Gebrauch der Böhmen mit veranstaltet worden zu sein scheint. Hier wird nämlich das schlimmste der Citate („Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord") beseitigt und durch einen andern Achtsylbler ersetzt: „Herr Gott von großer Gnad' und Treu, erhör' mich, wenn ich zu dir schrei'"[2]). Dagegen bleiben andere

[1]) Vgl. ob. S. 219.

[2]) Die Katholischen benützten freilich auch ihrerseits das Mittel von Grammatiken zu solchen Zwecken. Der Père Bense du Puis, der in der Mitte des

Citate aus Luther, auch die Strophe von „Ein' feste Burg", unberührt [1]).

Rudolf von Raumer schließt seine Besprechung des Buches mit folgenden Worten: „So war also schon um's Jahr 1600 Luthers Sprache die Bücherſprache sowohl der Katholiken als der Protestanten geworden. Nicht, als wenn die kleine Grammatik des Clajus dieses großartige Resultat hervorgebracht hätte. Dies hieße der Grammatik überhaupt und zumal der des Clajus eine viel zu hohe Wichtigkeit beilegen. Der Geist, dessen Sprachgewalt sich Deutschland unterworfen hat, war vielmehr kein anderer als Luther. Aber einerseits als äußerliches Kennzeichen, anderseits als Träger dieser Ausbreitung von Luthers Sprache ist auch das unscheinbare Buch des Bendelebener Pfarrers von nicht geringem Interesse."

So unanfechtbar uns indes heute, nachdem die von Luther angenommene und ausgebildete Richtung der Gemeinsprache längst zum Kanon des Neuhochdeutschen sich erhoben hat, die Aussprüche von Fabian Frank, Paul Rebhun, Johannes Mathesius und Johannes Clajus — lauter Mitteldeutschen oder engeren Landsleuten Luthers — erscheinen mögen, so überwiegen doch für das ganze sechszehnte Jahrhundert diejenigen Stimmen, welche der süddeutschen Bücherſprache den Vorzug geben. Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache hat erst das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert herbeigeführt, in jenem die Blüthe der deutschen Litteratur im Norden und Osten, zumal in Schlesien, während die breiten Striche des deutschen Landes unter den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges darnieder lagen, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts das Vorgewicht Meißens, in beiden Jahrhunderten aber die emsige und fast ausschließlich vom protestantischen Norden ausgehende grammatische Regelung der deutschen Sprache.

An der Spitze der Grammatiker der Reichssprache steht Valentin

---

17. Jahrh. zu Paris eine deutsche Grammatik für die Franzosen herausgab, brachte als Beispiel der Participialconstruction ein Exempel, das in französischer Sprache lautet: »Martin Luther naquit en une ville nommée Eiszleben, laquelle est située dans la Comté de Mansfeld en Sax; sa mère le conçeut d'un malin esprit, lequel en forme d'un jeune garçon vint souventefois à elle et dormit avec elle«! Der Jesuit Perenfelder warnt vor Schulbüchern von Protestanten, „weil die Unkatholischen ihre irrigen Lehren in dergleichen Bücher da und dorten einrücken, um den unerfahrenen und unvorsichtigen Leser, wenn er's auch nicht merkt, zu verführen". Megalissius, Und. Cath., S. 79.

[1] Rudolf von Raumer: „Der Unterricht im Deutschen" in K. v. Raumers „Geschichte der Pädagogik", Bd. III, Thl. 2, S. 45 46.

Ickelsamer. Er war von Rothenburg an der Tauber und studierte in Erfurt. Daß der dort herrschende Geist des Humanismus eine mächtige Wirkung auf ihn ausübte, beweist nicht nur sein Werk, das von einer gründlichen lateinisch-grammatischen Bildung Zeugniß gibt, sondern er selbst wird von seinen Zeitgenossen als „gelehrter Latinus", vir doctissimus und vir humanissimus bezeichnet. Theologisches Interesse zog ihn gen Wittenberg; doch entsprach der lebensfreudige Luther seinen schwärmerischen Zielen weniger als vor Allen Karlstadt. Müller[1]) glaubt, daß diese Abneigung gegen Luther ihn gehindert habe, die Sprache des großen Schriftstellers für maßgebend zu erklären, mochte er sich auch darüber bereits zur Klarheit durchgerungen haben und seiner Stimme Nachdruck zu geben wohl im Stande gewesen sein. — Zu Anfang des Jahres 1524 treffen wir Ickelsamer als „tewtschen schülmaister" zu Rothenburg wieder, und es mag diese Schulthätigkeit ihm die erste Anregung geworden sein, über die Methode des deutschen Sprachunterrichtes nachzudenken. Der Bauernkrieg, in den er verwickelt war, setzte seinem Unterricht ein frühzeitiges Ende. Er scheint daraufhin in Erfurt eine deutsche Schule gehalten, dann in Augsburg Privatunterricht, sowohl deutschen elementaren als auch gelehrten, gegeben zu haben. In Augsburg wenigstens erschien wahrscheinlich 1534 die Schrift, die ihm den Hauptruhm verschafft hat, die „Teutsche Grammatica", die Anweisung zum Lesenlernen hatte er schon früher, nach seiner Flucht aus Rothenburg, veröffentlicht. Die letzte Nachricht über ihn stammt aus dem Jahre 1537.

Von der „teutschen Grammatica" sind drei Ausgaben bekannt, die letzte von 1537. Ein Zeitgenosse (Fuchsperger) betont, Valentin Ickelsamer sei der Erste, der deutsche Grammatik gelehrt habe[2]). Das Buch ist allerdings keine wissenschaftliche Grammatik im heutigen Sinne, welche die Laut-, Formen- und Satzlehre umfaßt: er beschränkt sich in seinen genaueren Ausführungen noch auf das beim Sprachunterricht zunächst in Frage kommende Gebiet, die Rechtschreibung, und sucht für diese bestimmte Regeln zu geben.

Für die Sprachgeschichte sind folgende Stellen der Grammatik wichtig:

„Von den teutschen Diphthongen, das ist zwilautenden silben. In anderen sprachen gehört auch zům lesen, das man die silben recht lesen könne, die von zweyen lautbüchstaben zůsamen ge-

[1]) Quellenschr. S. 419.

[2]) Ueber den pädagogischen Werth des Buches vgl. Beesenmeyer im zweiten seiner Beiträge zur Culturgeschichte der deutschen Sprache, Ulm 1802.

setzt sein, deren hatt ein yede sprach etliche im brauch. Die Lateiner haben jr fünf, aber sie können die zwen nimmer lesen noch nennen; die Teutsche haben jr auch etlich, als au, eu, ei, oi, ou, aber diese werden nit an allen orten zugleich gebraucht, etlich brauchen die Schwaben, etliche die Francken, Beyrn ꝛc., als: Augspurg, eul, auch, aier, Kayser, da man anders wa sagt: eier, Keyser, moider, ougspurg, gouch ꝛc." . .

Von der Etymologie: „Es ist in allen sprachen, glaub ich, kaum ein lieblicher ding, dann die Etymologias und Composition der wörter erkennen und verstehen . . . Aber es ist so gar in unbrauch, unverstand und vergeß kommen, das ich glaub, das nitt ain Nation sey, die jrer wörter und sprach weniger verstand und ursach wisse und geben künd, dann die Teutschen. — Und ist solches zwar bei den puren Teutschen, der fremden sprachen unerfahren, kein wunder, dieweil schier der halb teil der teutschen sprache jren ursprung auß anderen fremden sprachen hat, wie dann sunst auch kein sprach lauter, sonder all durch einander vermischt sein; wie können dann die Teutschen solcher frembder wörter ursprung und bedeutung wissen? Darzů so sind auch die rechten alten teutschen wörter durch dz falsch schreiben so unbekandt worden, dz sie wenig auch der gelerten verstehn." (Erste Ausgabe). „Unnd so man schon solchen vleis ann die teutschen sprach leget, sol sy dannoch wol nymmer mer wider zů recht kommen und verstentlich werden, also gar ist sy verwüstet, verfelschet und verderbt, das wir freylich unter hundert dingen nit ains nennen mit seinem rechten namen, damit es ursprünglich genennet ist worden. Unnd die man schon recht nennet, weis man dennocht sollicher Namen und wörter grundt und bedeütung nit. Wie der geleert unnd diser ding liebhaber Beatus Rhenanus des etzliche Exempeln in seyner Geographia, das ist beschreybung etlicher örter teutschs landes anzaygt, nämlich das etwa der recht und nitt on sonderliche ursach genannt der Concorßberg yetzt den Teutschen hayst der Kochelßberg" . . .

„Es ist ser unrecht, das die teutschen Schůlmaister nit mehr künden oder thun wöllen, dann ainen jungen lesen, schreiben und rechen leren und jn dar nach nit höher im teütschen künden füren oder leren. Dann was ists anders, das sich ainer auß thut, ain teutscher schůlmayster zu sein, dann ainen lerer der teutschen sprach zu sein? Da nit allain lesen, schreiben und rechen zůgehört, sonder ain künstlicher verstand der gantzen teutschen wörter sprachart unnd weiß? Man solt denn erst auß dem teutschen schůler ainen Grammaticum machen und jn leren alles, was zů ainer teutschen Orthographia,

Etymologia unnd Syntaxi dienet, und das wer ser nutz sonderlich denen, die etwa gemaine schreiber solten werden oder in den andern sprachen hernach wolten studieren, darzů sy gar leichtlich möchten kummen, wa sy zůvor jren verstand in ainer sollichen teütschen Grammatic geyebt hetten."

Für die historische Entwicklung der Sprache hat Ickelsamer noch kein Verständniß, die Sprache ist für ihn nicht ein Gebilde, das sich aus sich selber heraus gestaltet, sondern der Grammatiker soll die Befugniß haben, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. — Welche Regel hat ihm nun aber bei diesem Verfahren als Richtschnur zu dienen? An einer Stelle ermahnt Ickelsamer, „von langgewohntem Brauch der deutschen Wörter" nicht abzuweichen, und „daß man schreiben und reden soll, wie es nach gemeinem Brauch lautet". Fragt man aber weiter, wo nun die „gemeine deutsche Sprache" und der gemeine Brauch zu finden sei, so sucht man vergeblich nach Antwort. Ickelsamer kennt die große Verschiedenheit auch der oberdeutschen Dialekte unter sich recht wohl. Aber wie man sich dazu verhalten soll, wenn man das Deutsche schreibt, läßt er unentschieden. Denn seine Anweisung, man solle seine Ohren und Zunge fragen, wie das Wort klinge, reicht hier offenbar nicht aus, und ebenso würde ihn die Erfahrung bald belehrt haben, daß die Kinder keineswegs in ganz Deutschland auf gleiche Weise „von der müter lernen, wie sy sagen und reden sollen: Ich schreib, ich hab geschrieben"[1]).

Johann Elias Meichsner, „Wirtenbergischen hofgerichts Secretari" zu Stuttgart, veröffentlichte 1537 zu Tübingen das „Handbüchlin gruntlichs berichts recht und wolschrybens der Orthographie und Grammatic" . . . „nitt allein jrs kurtzen begriffs halb allen jungen Schrybern und liebhabern der waren kunst recht teutsch schrybens, besonder ouch andern, so sich der schrybery underfahen wöllen, nutz uñd lustig zů lesen". Fünf Ausgaben erschienen zu Tübingen und Straßburg, die sechste bis zehnte, besorgt von seinem Sohne, zu Frankfurt. — Meichsner ist der Erste, welcher zum Zwecke des deutsch-sprachlichen Unterrichts den Schematismus und die Terminologie der lateinischen Formenlehre auf das Deutsche überträgt.

Nicht allein, daß Meichsner auf dem Standpunkte der Gleichberechtigung der verschiedenen Dialekte steht, seine Sprache selbst ist noch

---

[1]) Rudolf von Raumer, Der Unterricht im Deutschen Gesch. d. Päd III, 2. 39).

zu einem Theil beim mittelhochdeutschen Vocalismus geblieben, wie Solches zugleich der folgende Auszug beweist:

„Nach dem ich aber vilvaltig befunden, das merernteils by allen jungen schrybern (die dannocht der schrybery zimlich bericht), ja ouch andern gelerten ein gemeiner mangel, das sie der Orthographie und rechten büchstabens nit wissens oder doch zům wenigsten nit flyß haben, sonder machen on underscheid yetz zu vil, dann zů wenig buchstaben, also das man mer dem verstand weder den büchstaben nach lesen můß" . . .

„Und erstlichs by den vocalen anzufahen, wiewol die selbigen allen wörtern die kraft jrer stymmen geben, so will doch darinn by den wörtern der spraach nach eins yeden lands art kein entliche maß zů setzen sein. Als im land zů Swaben schreibt man: Die weisen hern vom Raut haben den waisenpfleger geordnet, jre güter zů hanthaben. Item: ains, zway, ailffe, zwaintzige. Aber am Ryn und in landen, da die spraachen etwas subtiler und mit ringerer Arbeit uß zů sprechen sind, sagt man: Die wysen herrn vom Rat haben den weisen ꝛc. Item: eins, zwey, eilff, zwentzig, und wurdt also gemeinlich das a in das e verwandelt und für das ei ein y gewonnen" . . .

„Unnd dwyl in allen teutschen landen an keiner art die sprach so reyn, das nit etwas mißgebruchs darinn gefunden werd, so ist zů raten, das man gůter exemplar warneme, wie man deren yetzo vil im truck findt".

Ein werthvolles und eingehendes Zeugniß über die Verschiedenheit der Mundarten, nicht der geschriebenen Sprache, im Deutschen ist uns überliefert in dem Werke des Wiener Gelehrten Wolfgang Lazius: De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis, 1557. Im dritten Buche, De Marcomannis, wird die Sonderstellung der Oesterreicher durch eine Vergleichung der österreichisch-bairischen mit der schwäbisch-schweizerischen Mundart nachzuweisen versucht. Gleichzeitig ist die Rede von Dialekt-mischung oder -schwächung, deren Ursache dem großen Verkehr und der starken Einwanderung von Schwaben und Franken in den bedeutenderen österreichischen Städten, zumal in Wien, zugeschrieben wird:

»Verisimile est, in dialectis inter Suevos et Marcomannos hoc pene fuisse discriminis, quod hodie cernitur inter Suevos et Austriacos. Quippe a litteram durius Austriaci, remissius mollius-que Suevi pronunciant: et quando ei diphthongo Suevi utuntur,

Austriaci ai loco illius usurpant diphthongum. Item ubi Suevus i littera utitur, Austriacus e adhibet. Ad haec diphthongum ei Suevorum Austriaci interdum simplici e exprimunt; denique pro o littera Suevus a subinde utitur. Sunt tamen multa peculiaria vocabula Suevis, quae longe aliter Austriaci, Marcomannorum Bojorumque propago, exprimunt:

Gelten : Quae Austriaci paulo aliter pronunciant : Schaff.
Quae Romani dicere solent in sua lingua : cadum.

Peil : Hamer : } securim.
Ax : Hakhen : }

Scheyren } : Mueshaus : vestibulum.
Tenne }

Züber : Amper : amphoram.
Ammann : Amtman : villicum.
Vogt : Pfleger : praefectum.
Schulthais : Richter, Haubtman : judicem.
Medlen : Diernle : virginem.
Khüeffer : Pinter : doliatorem.
Schenkhl : Fues : pedem.
Fauſt : Hand : manum.
Hembt : Pfaiten : camisiam.
Gurren : Mehren oder Gumel : equam.
Pfitzen : Mos : palustre.
Waier : Teicht : piscinam.
Haßlich : Scheitlich : odiosum.
Antlitz : Angeſicht : faciem.
Saugen : Datten : lactare.
Ammen : Amel : nutricem.
Lutzel : Wenig : parum.

Lůgen } : Gaumen : ecce.
Gukhen }

Pas : Maumb : amitam.
Geſchwaig : Schwägerin : sororiam.
Zornig : Gering oder Haderich : iracundum ꝛc.

Habent et Austriaci, Marcomanorum Bojorumque posteritas, in suo idiomate peculiaria quaedam vocabula, caeteris Germaniae populis incognita. Ut Goſchen pro ore, Hauer pro vinicola, vinitore, pentzen pro stomachari, pankhart, Huornkhynd pro spurio, Gerhab pro tutore, aliis Germanis Vormünder; beſcheiſſen pro decipere, feyen pro molestare, Gött pro susceptore, compatre, Poßhayd

pro malitia, Schertz pro lictore, Bittl Suevis, haben pro suspendere. caeteris Germanis henckẽ, aigen pro districtu pagi, ayren pro messe, Paukhen pro tympano, aliis Germaniae populis Drummel; achterin pro mensura vini, můt pro modio tritici, alias Malter; schneydet pro bono vini gustu, quod alii räß dicunt, gaymle pro egregio, et similia, quae longum esset enumerare. Sunt tamen quaedam ex his ubique nota.

Porro nec illud ignorandum est, Suevos, ac praecipue interiores, clausa finali uti gſyn pro eo, quod est Latinis fuit, quod Bojarii et exteriores Suevi geweſen dicunt. Sic quoque pro significatu vocis Romanae ait Suevi proloquuntur singulare illis vocabulum geiehen, Austriaci ac caeteri Marcomanorum Bojorumque soboles geſagt, geſayt dicunt, in vetustioribus quoque Austriacae linguae literis reperimus ſcholl pro ſol, gerayigſen pro regiren, daige pro der, dieſer.

Illud denique interest inter dialectos Suevorum hodiernorum et Austriacorum caeterorumque a Marcomanis Boiisque descendentibus populis, quod pro u vocali Suevis familiari Austriaci au diphthongum usurpant, exempli gratia Mul, Buch: Maul, Bauch, et pro e finali Austriacis Bavarisque in terminatione dictionum frequenti Suevi syllabam ang pronunciant, veluti gee: gang. Iidem diphthongum au in a vocalem contrahunt, Auſpurg: Aſpurg. Apud majores nostros majus erat inter hos populos discrimen, antequam Suevi Austriacis se commiscuissent, qui hodie frequentissimi Austriacis cohabitant et mixtum provinciae idioma efficiunt. Nam pro el et er in vocibus Austriaci pronunciabant al, ar. Iidem r literam subinde in dictionibus aut obliterabant aut pro illa d substituebant: ausfahren: ausfaden; praesaepe, quod paren Suevi dicunt, Austriaci padn vocabant; filum, quod fadn ceteri efferunt Germaniae populi, farn Austriaci dicebant. Talia innumera erant et sunt adhuc in lingua Austriaca, quae non item reperias in aliis, sive illa a sola Marcomannica, ut quidam putant, sive a confusione Marcomanicae, Bojaricae Francicaeque, ut ego autumo, defluxerint. Essent multa alia in medium adducenda, quae discrimen nostra memoria Suevici Austriacique sive Bojarici idiomatum ostendunt: quemadmodum sunt ſchaffen, horchen, wandlich, Biderman, gien, gwen, eber, pflaumen, gaden, angſter, fuerling, desjenig etc. Quas res nos Austriaci non aliter Teutonico sermone proferimus: arbaiten, horen, flux, Dapferman, geben, gweien, Wildſchwein, Zweſpen, Boden, Glas, Duſſel, Viertel etc.

Illud insuper prioribus adjiciendum, cujus mihi Lector candidus obiter est commonefaciendus: Suevos in consonantibus u frequenter delere, p, l, r contra subjicere et voculas ut plurimum per syncopen decurtare. Ut exempli gratia Aſpurg pro Auſpurg, Dror pro Auror, Ulrich pro Ulrich, Kilch pro Kirch. Cum contraria ducti Austriaci ratione vocabulis plures adjicere consonantes adsueverint: Ulreich, Friedereich pro Ulrich, Fridrich, Haus pro Hus, Maul pro Mul, Deup pro Dieb id est fure etc. Atque ut tandem finiam, illud in dialectis Austriacorum fuit admodum familiare, ut in vocibus Teutonicis r literam subinde delerent. Sic enim quae vocabula reliqui Germaniae populi pronunciant Varen id est proficisci, Herberg, Harnaſch, Ahorn veteres Austriae incolae proferre soliti erant vaden, hebrig, hadnaſch, kheuden ꝛc. Sunt denique multa peculiaria vocabula, quorum supra quaedam numeravimus, caeteris Germaniae populis incognita, qualia sunt Telpel pro nebulone sive ignavo, Hurnhund, Hurneskind pro malo, launig pro tristi. Hic non possum silentio transire, quod Austriaci non magis quam reliqui Germaniae populi vim Latini sermonis exprimimus. Suntque hac in re peculiaria vocabula, atque adeo propria vocabula, quae alterius terrae Germanus sane non intelligeret. Fyndtlich enim vocant quod alii waidlich et Latini valde, ab vi hostili, ut arbitror. Sic malos nos unnendtlich, quasi innominatos, non dignos nomine, itemque alia non dissimili voce, magis barbare, unnamer. Similiter et tertio vocabulo Niemanutzer, quod videlicet nemini sit utilis, appellamus. Est et quarta vox, qua Austriaci malitiam hominis exprimunt, Romanum non inepte sermonem sequentes, verhärter frayhet, tamquam diceret: populator, liberrimae vitae homo. Huc pertinet et quintum vocabulum, ad natales obscuras educationemque male institutam adludens, ſelbswagſes Khynd. Solent praeterea non inepte per Iovis fulmen jurare, etsi satis barbare id exprimant, Sumer Gotts Gluet, daß dich Gotts Gluet ſchend. Tale est, cum dicunt illi: wills ott thon pro illo quod caeteri Germani dicere solent wils halt thon, wils aber thon. His possunt jungi hotten pro incipere, yberhohen pro eo, quod est praeoccupare, Gamen pro videre. — Quae non ob aliam causam hocce libro adducere voluimus, quam ut pateret, quo idiomate majores nostri Marcomani Bojariique sint usi. Nam nostra tempestate, ob magna commercia, quae sunt in Austria ac praecipue Viennae, omnis generis mercatorum, et quod nos Austriaci ex Suevis ut plurimum Francisque parentibus nascimur, idioma loquendi ac dialectos Suevicas

paulatim addiscere incipimus, saltem qui urbes colimus celebriores. Ruri tamen, oppidis ac castellis vetus lingua illa, de qua loquimur, pronunciandique antiquae illae rationes adhuc manent, a caeteris Germaniae populis, ut praefati sumus, longe diversissimae«.

An einer andern Stelle beruft sich Lazius auf die Mundart der Gottscheewer in Krain als einen Rest des Altschwäbischen.

Die Wichtigkeit der Grammatik des Laurentius Albertus als Quelle für unsere Kunde der süddeutschen Reichssprache haben wir durch die ausführliche Besprechung desjenigen Theiles, welcher dem Werke den Charakter der frühesten vollständigen deutschen Grammatik gibt, nämlich der Formenlehre, bereits hervorgehoben [1]). Ebenso beachtenswerth sind nun auch die Aeußerungen des Verfassers über die Norm der reinen deutschen Sprache und die Abweichungen der Dialekte. Der vollständige Titel der Grammatik lautet: „Teutsch Grammatik oder Sprach-Kunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum sive Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per Laurentium Albertum Ostrofrancum. Cum gratia et privilegio Imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michaël Manger. 1573«. Daß der Verfasser ein Katholik und ein ziemlich gelehrter Mann war, zeigen verschiedene Stellen des Werkes. Den damaligen Bischof von Würzburg, Friedrich, nennt er seinen gnädigsten Herrn; die Vorrede ist unterzeichnet: Würzburg, den 20. Sept. 1572. Zu alle dem stimmt der Zuname Ostrofrancus. In der an Johann Egenolf von Knöringen, apostolischen Protonotar und herzoglich bairischen Rath, gerichteten Vorrede wird ein ganz anderer Ton angeschlagen als bei Ickelsamer, der noch darüber geklagt hatte, daß die Deutschen keine Lust, Liebe oder Freude an der Grammatik haben und keinen Fleiß daran wenden, eine solche zu verfassen. Hier wird vielmehr auf die Frage der Fremden, ob bei der großen Pflege und Einbürgerung aller Sprachen und Wissenschaften in Deutschland die Deutschen sich die Ausbildung ihrer eigenen Sprache auch angelegen sein lassen, und an welchen Orten dies geschehe, oder aber ob dieselbe im Schmutz und Staube, verachtet und vernachlässigt, ganz vorkomme: die selbstbewußte Antwort gegeben, daß der Ausbildung unserer Sprache die größte Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Fleiß gewidmet werde bei den gelehrten und beleienen Männern und an den Höfen und in den Familien der Höchstgestellten und Vornehmsten,

[1]) Ob. S. 212 ff.

in deren Archiven und Kanzleien man auf's Eifrigste bestrebt sei, treffende, deutliche und gewichtige Ausdrücke zu finden, oder die von den Vorfahren gefundenen und gebildeten der Vergessenheit zu entreißen und zu einer neuen Anwendung geschickt und geeignet zu machen. So liege die Pflege der Muttersprache solchen Männern am Herzen, welche, da sie selbst eine zierliche, angesehene und glänzende Lebensweise beobachten, die Vernachlässigung und Verkommenheit der Sprache nicht dulden. Außerdem biete nun der mündliche Verkehr gerade an dem Orte, wo der Angeredete sich meistens aufhalte, vollauf Gelegenheit zur Aneignung einer zierlichen Sprache: Augsburg, die in ganz Deutschland berühmte und von den Spitzen des römischen Reiches bevorzugte Stadt der prächtigsten Gebäude, reichsten Kaufmannsschätze, ein Ort des Friedens und der Ruhe, an Umfang die weiteste, durch Feinheit der Sitten und eine stattliche und würdevolle Bürgerschaft ausnehmend hervorragend und prangend.

„Mit Unrecht," heißt es sodann in der Einleitung, „werfen uns die Fremden Geringschätzung und Nachlässigkeit in der Erforschung der Gesetze unserer Sprache vor. Allerdings schreiben sie dies der barbarischen Art der Sprache selbst zu, ein boshafter und schimpflicher Vorwurf gegen eine so leichte und alte Sprache, da es auf dem ganzen Erdboden außer der hebräischen kaum eine kürzere, gedrungenere und leichtere Sprache gibt, die zugleich selbstgewachsen ist, ex se nempe nata et per se ipsam constans, und die nach sicheren Eintheilungen und Regeln so zusammengefaßt, gelehrt und erlernt werden kann wie kaum irgend eine andere." — Nun werden eine Reihe weiterer Einwendungen gegen die deutsche Sprache erörtert: „Ich wundere mich nicht über den häufigen Wechsel der Wörter im Deutschen: neue entstehen alle Tage, ursprüngliche veralten und gehen unter, treffende und bezeichnende gerathen sehr oft in Vergessenheit, dafür tauchen nüchterne und kalte auf und setzen sich an deren Platz. Außerdem besteht eine bunte Ausartung und Zersplitterung in Mundarten, wie sie kaum eine Sprache hat über sich müssen ergehen lassen. Doch wäre dieser Wechsel und diese Unbeständigkeit in den Ausdrücken nicht eingetreten, wären bei Zeiten grammatische Vorschriften aufgestellt worden. Auch wären die meisten deutschen Stämme nicht in eine so verschiedenartige Aussprache und Wortgebrauch der gemeinsamen Muttersprache gerathen, wenn man bei Zeiten ihrer Aussprache und Sprachgebrauch ein gewisses Maß und Ziel gesetzt hätte; man hätte es nicht geduldet, daß sie in eine solche Zerfahrenheit, die beinahe unheilbar ist, sich spalteten.

Daher rührt in der That der jämmerliche und beklagenswerthe Mißbrauch der altüberlieferten vaterländischen Sprache bei den Deutschen: nachdem nämlich so viele Mundarten sich unter uns eingenistet haben, ohne aber auf alle Fächer angewendet werden zu können, ist es gekommen, daß Deutschland davon einen doppelten Schaden genommen hat. Erstens betrifft derselbe den gegenseitigen Spott über die mundartlichen Ausdrücke, womit die Deutschen sich wunderlicher Weise selber fangen, aufziehen und ausspotten; leichtlich wird nämlich, was die Sachsen ganz ehrlich meinen, von den Hochdeutschen (a superioribus Alemannis) zur Herabsetzung und zweideutigen Auslegung verdreht, und so geschieht es unter den anderen deutschen Mundarten. Sodann hat sich, entgegen dem Brauch der Väter und den Vorschriften der Kirchenversammlungen, nach welchen die göttliche Offenbarung in keiner anderen Sprache als in der lateinischen behandelt und vorgetragen werden soll, eine Art vorwitziger Begierde eingeschlichen, daß alle Völker, auch die wildesten unter den wilden, die hl. Schrift und deren Erklärung in ihren Mundarten und Ausdrücken sollen lesen, erforschen, auslegen und verbreiten dürfen. Daraus entsteht aber eine unsägliche Verdunkelung der hl. Schrift und Uebermuth gegen das Wort Gottes. Denn wie sollen diese stammelnden Barbaren die hl. Schrift auslegen können, da sie nicht einmal einander selbst verstehen, auch wenn sie über alltägliche Dinge reden? Diese wagen es dann, uns reiner sprechende Deutsche (nos puriores Germanos) über die Art und Eigenthümlichkeit unserer Sprache belehren zu wollen, sie, die selber von deren richtigem Gebrauch und Aussprache am weitesten entfernt sind; sie, in deren Bibel und anderen Religionsbüchern ein so verworrener Sinn und dunkle Sprache zu Tage tritt, daß die nun in so viele Mundarten umgesetzten Bibeln, wenn man sie vergleicht, auf keine Weise einander gleichen noch übereinstimmen; in welchen sie gar lächerlicher Weise Christum bald duzen, zuweilen aber auch ihrzen — so ungewiß sind manche Stämme Deutschlands über die Tragweite, Art und richtige Bedeutung der Wörter, und um ihnen zu helfen, thäte Nichts mehr Noth als eine wahrheitsgetreue Schilderung unserer Sprache von ihren ersten Anfängen an. Dann würde das Verständniß der in unsere Dialekte übersetzten hl. Schrift ein klareres werden, und die vielen Streitigkeiten unter den Gelehrten würden aufhören. Viele haben bis jetzt über die Wörter leib, kirch, gemeinschafft, ist udgl. vergeblich und in's Blaue hinein gestritten, da sie nicht einmal diese kinderleichten Sachen wußten, nämlich was für ein Rede-

theil, wes Geschlechts, Begriffs, Beugung das eine oder andere dieser Wörter sei.

Im übrigen will ich nicht leugnen, daß Manche zierlich, erhaben und voll reden, immerhin nicht vollkommen deutsch. Was nämlich die Lateiner oft thun, daß sie sehr häufig Griechisches unter ihre Sprache mischen, das ist auch bei den Deutschen Brauch, daß sie die eigene Sprache so wenig ausbilden und vervollkommnen, daß sie sowohl in den alltäglichen als in Staatsgeschäften der griechischen, lateinischen, französischen und manch anderer Sprachen auf keine Weise entrathen können. Wie sollten sie aber auch ihre Sprache in allen Theilen vollkommen machen können ohne die Grundlage einer Grammatik? . . . Die Erfahrung lehrt, daß je mehr Einer lateinisch, griechisch oder hebräisch gelehrt ist, er desto schlechter deutsch spricht."

Nach diesen Auseinandersetzungen definiert Albertus die Aufgabe der Grammatik wie folgt: „Sie ist ein solche kunst, die ohne mangel, fehl und jrthumb nach jrer art und fürgeschribnem brauch reden und die wörter mit jren gebürlichen buchstaben völligklich schreiben leret."

Als besonders beachtenswerth stellen sich in den wiedergegebenen Ausführungen folgende Punkte dar. Als ein wichtiges Kennzeichen für die Mundarten wird deren gegenseitige Verachtung hervorgehoben, während die Schriftsprache wegen ihrer Allgemeinheit durch keine lächerlichen Merkmale auffällt; als Sitz der zierlichsten deutschen Sprache wird Augsburg gepriesen, überhaupt der Süden, das Gebiet der Reichssprache, als die „reineren Germanen" bezeichnet. Die Anspielung auf den Abendmahlsstreit läßt erkennen, daß der Vorwurf dunkler und unreiner Sprache nicht nur die Zürcher-, sondern auch die Lutherbibel treffen soll. Die Anerkennung der sprachlichen Autorität Luthers wird also rundweg abgelehnt.

In der Explicatio literarum, der Lautlehre, finden sich manche Bemerkungen über mundartliche Verschiedenheiten, die wir hier zusammenstellen: »Franci et Misnenses a obscurum plerumque rotundo ore enunciant, Suevi vero a subtile, purum et clarum.« Es ist offenbar die Verdumpfung des kurzen a zu einem o-ähnlichen Laute gemeint.

Die Sachsen sprechen das doppelte s hart, gleichsam mit vorgeschobenem t aus: dats, während die Schwaben es gerne wie sch aussprechen, so daß das einfache s bei ihnen ziemlich selten ist. — Albertus weiß auch, daß die Sachsen für z t setzen, indem sie z. B. sagen temen für zemen (domare). Ferner bemerkt er, daß man im In-

und Auslaut jetzt in gewissen langen Sylben anfange, y für i zu schreiben, als verzeyhen.

Zum Capitel von den Diphthongen wird gesagt: „Dieser Art haben wir viele verschiedene und schwierige Diphthonge, aber durchaus nicht alle von den Vorfahren überkommen, sondern, wie mir scheint, von andern Völkern entlehnt und zu uns — wie wir denn nicht ohne Schimpf einer gewissen Neuerungssucht bezichtigt werden — von anderswoher eingeführt; auch vermeinen unsere Schriftkundigen sich zu verstoßen, wenn sie nicht unter Zurücksetzung und Verachtung der Alten die zu unseren Zeiten gebräuchlichen und weit weniger vortheilhaften Sprachen lernen, durch deren Studium, Verschiedenheit und Menge sie die unserige nicht wenig zu zerstören und zu entstellen oder doch wenigstens geringzuschätzen und zu mißachten scheinen".

„Die gute alte Zeit, wenn sie Bücher schrieb, vermied in der Regel die Diphthonge in der lateinischen wie in der deutschen Sprache." So habe man früher einfach geschrieben: sur, die mur, der silberschum, das hus. Aber das Präsens bleib, treib, schreib wird vom Imperfect blib, trib, schrib unterschieden, während bekanntlich im Mittelhochdeutschen gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. — ai setzt Albertus dem ei gleichwertig, doch »non est admodum usitata«.

Bezüglich des ie wird gesagt: »Observandum est, quod e non tam clare efferatur quam litera i, propterea in medio a plerisque scribis omittitur, als „liben, diselben". »Observavimus etiam diphthongum oi, qua Boii ut plurimum utuntur, sola tamen pronunciatione, namque scriptum non vidimus, als noi idest new novus. Misnenses quoque dicunt oi, quod valet öy vel ey, quae est admirantis vox.«

ou wird nicht gedruckt, sondern nur ausgesprochen, und zwar bei den Franken, als wou für wo, strou für stro. — »Non communiter recepta est ua, sed ex iis saltem auditur, qui u simplex pure non possunt efferre, ut simpliciores et incultiores solent, pro fuß enim dicunt fuas (pes), pro rus ruas (fuligo) etc.« »Sed ů usitatior est, cuius pronunciationem duplicem esse observavi, namque inculti et agrestes indigenae nostri utramque vocalem pure et discriminatim efferunt, als: der fues (pes), quasi dissyllabum esset. Item der beschlues pro beschluß (conclusio).« Für die Gebildeten dagegen sei ů was das französische u, also ich glů candeo, ich üb usito ꝛc. ü halte die Mitte zwischen u und i, als die grüb und grüb, die kürtz, der münch ꝛc.

»Est nobis etiam û diphthongus, als: das bûch (liber), die kûw oder kû, die grûb, der schûch, der hût, das gût«.

»Notandum: sicut aliis vocalibus alii delectantur, ita etiam aliis atque aliis diphthongis uti malunt.«

Die Wahl zwischen der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Vocalreihe wird also noch ausdrücklich freigestellt.

Ein zusammenhängender Abschnitt verbreitet sich über die Eintheilung und den Werth der Dialekte: »Sicut Germani communiter et large in duas gentes hodie dividuntur, Superiores et Inferiores, ita generaliter dividitur lingua nostra in duo Idiomata, in Oberländisch unnd Niderlendisch oder Sächsisch Teutsch. Teutsche sprach wird getheilt inn:

Oberländisch, huc spectant dialecti invicem intelligibiles, quibus utuntur: Rhenani, Franci, Misnenses, Silesii, Turingi, Norici, Suevi, Austriaci, Septemcastrenses, Baioarii, Tirolenses et omnes illi montani, Helvetii etc.

Niderlendisch teutsch, et subdividitur in superiorem nobisque propiorem linguam, qua utuntur: Hassi, Westphali, Ubii, Belgae citeriores, Saxones superiores, Marchiaci, Prutini, Pomerani etc. ... inferiorem, qua utuntur omnes populi, qui ad maris littora propius haeserunt, atque horum idiomata et dialecti inculti adhuc et vicini sunt primae origini.

Idioma vero, quo in his institutionibus utimur, commune et intelligibile erit omnibus superioris Germaniae populis, quo etiam scripta constant ex praecipuis typographiis edita, quae sunt Moguntiae, Ingolstadii, Norinbergae, Augustae, Basileae, Francofurti, Witebergae. Hoc si quis extraneus uti didicerit, satis ac pro necessitate etiam ab inferioribus intelligitur.«

Die Meißner (Misnenses) werden genannt »populus nempe cultissimus«.

Liegt in den letzten Worten einer der Hinweise auf das Ansehen des meißnischen Dialektes, die von nun an immer häufiger auftreten, so haben wir Albertus doch ganz und voll als einen Vertreter der süddeutschen Gemeinsprache zu betrachten, denn diese ist es, welche die als Muster der Sprachrichtigkeit bezeichneten Drucke von Mainz, Ingolstadt, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, theilweise auch von Basel beherrscht, und was die Wittenberger, also die Drucke der Lutherschen Schriften betrifft, so wurden diese, insofern sie den Gegensatz zum Alemannischen und Niederdeutschen darstellen, immer zur Reichssprache gerechnet.

Fast gleichzeitig mit dem Werke des Albertus erschien 1574 zu Straßburg die zweite vollständige deutsche Grammatik: „Underricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu institutio verae Germanicae linguae .... Alberto Oelingero Argent. Notario publico Auctore". — In den dem Texte vorausgeschickten lateinischen Gedichten beklagt sich der Verfasser über ein Plagiat an seiner Handschrift, und in der That stimmt z. B. der Abschnitt über die Ureigenheit der deutschen Sprache neben der griechischen, hebräischen und lateinischen wörtlich mit dem entsprechenden Passus bei Laurentius Albertus überein[1], nur dieser kann also mit dem Vorwurfe gemeint sein. Rudolf von Raumer, der zuerst auf das merkwürdige Verhältniß aufmerksam gemacht hat, kommt zu dem Schlusse[2]), daß die Grammatik des Albertus, obschon ihre Dedication um ein Jahr früher als die des Oelinger unterzeichnet ist, in den übereinstimmenden Stücken ein Plagiat aus dem Letzteren ist, bemerkt aber anderseits, daß nach vorausgegangener Ausbeutung des Oelinger durch Albertus eine nachträgliche Benützung des gedruckt vorliegenden Albertus durch Oelinger nicht ganz unwahrscheinlich sei. Trotz dieser seltsamen Verquickung bieten beide Autoren genug selbständige Einzelheiten, und während bei Albertus die Gemeinsprache des katholischen Deutschlands ihre grammatische Darstellung findet, ist es bei Oelinger dasjenige Hochdeutsch, wie es in den Straßburger Bücherdrucken gebräuchlich war, allerdings ein kaum in die Augen fallender Unterschied, der nur durch eine gewisse Färbung der Straßburger Büchersprache nach der elsässisch-schweizerischen Mundart hin sich bemerklich macht.

„Hochteutsche Spraach": vera Germanica lingua — dieser Titel bietet den ersten Beleg für die neue Bedeutung, die der Ausdruck „hochdeutsch" durch den Gegensatz der Gemeinsprache zu den Mundarten nach und nach erhalten hatte[3]). Gleich Albertus bezeichnet Oelinger am Schlusse seines Buches die oberdeutschen Mundarten im Gegensatz zu den niederdeutschen, und dadurch, daß er auf die in Oberdeutschland gedruckten Bücher verweist, scheidet er eine oberdeutsche gemeinsame Büchersprache von den landschaftlich abgetheilten Mundarten. Da nun aber diese Büchersprache selbst mancherlei Schwankungen aufwies, blieb, um eine feste Norm für die deutsche Schriftsprache zu gewinnen, noch der weitere Schritt nöthig, daß man die Sprache eines bestimmten deutschen Schriftstellers für maßgebend er-

[1]) S. ob. S. 272.
[2]) Der Unterricht im Deutschen Gesch. d. Päd. III, 2. 37, Anm. 3.
[3]) Vgl. ob. S. 223.

klärte, und dieſen mächtigen Schritt that die Grammatik des Clajus, indem ſie den größten und bei Weitem verbreitetſten, nämlich Luther, zum allein ausſchlaggebenden Claſſiker erhob.

Ueber die Veranlaſſung zu ſeinem Werke ſpricht ſich Oelinger in der Epistola dedicatoria ad illustrissimum principem Calabriae et Lotharingiae ducem folgendermaßen aus: „Als ich vor fünf Jahren etliche junge Edelleute, vornehmlich Franzoſen, zur Erlernung der deutſchen Sprache annahm, mußte ich befürchten, meinen Schultern eine größere Laſt aufgeladen zu haben, als ſich mit meinem Lobe und meiner Schüler Vortheil vertragen konnte. Da ich nämlich die Läden der Buchhändler durchſtöberte, ob ich vielleicht durch Nachfragen eine Grammatik fände, die unſerem wichtigen Vorhaben genügte, zeigte es ſich wider meine Erwartung, daß ſie keine käuflich hatten, und meiſt gaben ſie mir zur Antwort, ſie zweifelten, ob die deutſche Sprache angeſichts ihrer Schwierigkeit und Schwerfälligkeit leicht in beſtimmte grammatiſche Regeln gebracht werden könnte; daher komme es, daß, wenn auch anderswo ſolche in unſerer Sprache gedruckt worden ſeien, dieſelben doch vom Gutdeutſchen (a Germano sermone, hoc est vero) ſo ſehr abweichen, als zwiſchen dem doriſchen α und dem ioniſchen η ein Unterſchied ſei". Das Oelingerſche Werk verdankt alſo rein praktiſchen Unterrichtszwecken ſeine Entſtehung; auch auf dem Titel wird angegeben, es ſei verfaßt »in usum juventutis maxime Gallicae«.

„Ich habe dieſen grammatiſchen Abriß um ſo getroſteren Herzens der Oeffentlichkeit übergeben, damit an demſelben Alle, die eine reine deutſche Sprache erſtreben, eine kurze Wegleitung und ein Syſtem haben, welches ſie nachher durch den täglichen Sprachgebrauch leichter befeſtigen können."

Die Grammatik zerfällt in folgende Theile: De literis; Etymologia: de nomine, de pronomine, de verbo, de participio, de adverbio, de praepositione, de conjunctione, de interjectione; Syntaxis; Prosodia. — Am wichtigſten ſind, wie bei Albertus, für die Sprachgeſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts die Bemerkungen zur Lautlehre:

»Quidam literam a praeposita a, u, w vel h eadem in syllaba sicuti o et ante i vel y ac si esset e pronunciant, ut apud nos Helvetii et alii. Exempla: der aal, die ahl, der baum, die haw, der lay, ac si scribimus ool, ohl, boum, how, ley etc. Sic et Bavari fere in omnibus locis efferunt, quod experti Germani non omnino approbant.«

»Sunt etiam qui abusive literam a in diphthongo au vel aw in pronunciando et scribendo omittunt, veluti in his: das hauſe,

der baur, die maur, auf, auß et similibus. quod ab elegantiae studiosis in sermone nostro reprehenditur.«

»b apud Boios inter vocalem positum profertur abusive ut w consonans et saepe indifferenter scribitur. veluti aber, haben, knaben, bueben, legunt awer, hawen, knawen, buewen.«

..»Illud quoque notandum est, veteres Germanos in quibusdam locis scripsisse dh et deh loco t. Hinc saepenumero reperitur in antiquis et libris et instrumentis dhein, dehein, dheinerley pro kein et keinerley, quod etiamnum quibusdam placet.«

»e plerumque locum occupat in fine dictionis, saepissimeque omittitur. Veluti ich lebe, sage, das hause, die Statte etc.«

ei vel ey: »Hujus diphthongi loco Suevi utuntur ai vel ay et Bavari oi vel oy. Helvetii et quidam alii plerumque omittunt e. quod non approbamus«.

»Abusive scribitur euwer pro ewer, et Helvetii üwer vel uwer; sic et in caeteris.«

»Diphthongus ů vel ue profertur medio u et e, ut: das gůt, der huet etc.«

»Diphthongus üe vel ú profertur medio ü et e, veluti: die güetere, die hüet, et ab initio dictionum plaerumque sic formatur üe, ut üeben.«

»Nostrates solent nonnumquam gg et gk in fine syllabarum loco ck scribere, uti der Türgg, Marggrafe, agker, Jungkherr, Jungkfraw, volgk pro Türck, Marckgraf, acker, volck etc.«

»Diphthongus, triphthongus et tetraphthongus ou, ouw, öuw Helvetiorum propriae sunt, sed in aliis Germaniae partibus non sunt in usu, ut die touf, der trouwen, die tröuwen pro tauf, trauwen, trewen etc.«

s: »In quibusdam Germaniae locis praecipue ante consonantem, eadem in syllaba, apud Helvetios et alios effertur sicut seh, uti in his: faſten, der ſtande, fürſten legunt faichten, ichtand, fürichten etc., quod abusive fit.«

Aus der Lehre von der Wortbildung iſt hervorzuheben:

»Quaedam diminutiva, quae diminutionem significant, formantur a primitivis addito lein et mutata litera mutabili, veluti das büchlein, das ſteinlein, das knäblein etc. Quae Helvetii nostri abusive in lin formant, ut das wyblin, hüslin pro weiblein, heußlein etc.«

»Et Saxones in -ichen, veluti das weibichen, bübichen etc.[1].«

[1] Vgl. ob. S. 260.

„Waſer, waſe, waſes, qualis et quale, in paucis locis Germaniae utimur, Saxonicum est usitatius was für, sed verba plerumque interponuntur, ut in his: Waſe fraw iſt das, vel: Was iſt das für ein fraw? Was für leut ſeind das?" „Waſes lands biſtu? vel: Waſer Lands art biſtu?"

»Quaedam meditativa seu desiderativa, quae apud Latinos in -rio desinunt, Germani plaerumque in -ren formant et impersonalia sunt, ut ab hungeren fit tertia persona es hungert mich, esurio. Sic es dürſtet vel es dürſtet mich; es lauffert, weinert, dantzert, reittert jhn, id est er hat ein luſt zů lauffen, weinen, dantzen, reitten etc.[1]«

»Quaedam verba dicuntur diminutiva, quae ut apud Latinos in -lo, sic apud Germanos in -len desinunt, ut sorbillo ich ſüpfle a ſupfen. Jch ätle, id est das alter kompt mir ein wenig; ich ſchnitzle; es brentzlet, id est es brentzet ein wenig; ich näne cantillo, id est ich ſinge linß etc.[2]«

»Denominativa imitativa aliquando in -len desinunt, ut weinlen, büeblen etc.«

Jn der Declination gibt Oelinger dem Genetiv und Dativ ſchwacher Feminina die Endung -en: frawen, dagegen dem Acc. Sing. die Form des Nominativs: fraw[3]).

Oelinger meidet den bequemen Pfad mancher Späteren, nur die ſchwache Conjugation für regelmäßig zu erklären, dagegen die ſtarke für anomal. Er nimmt vier formae regulares conjugandi apud Germanos an, deren erſte drei er ſtarken, die vierte den ſchwachen Verbis zutheilt. Für die Geſchichte der Sprache bietet auch dieſer Abſchnitt manches Anziehende:

»Omnia verba apud Germanos desinunt in infinitivo in en vel n tantum per syncopen, ut tragen, ſagen. Sed legimus quoque ſton, gan, thůn, lon, han pro ſtehen, gehen, thuen, laſſen, haben etc.«

Von lesen wird als I. Perſ. Sing. Jnd. Präſ. lise gebildet, von werfen und helfen: wirffe, hilf. Zu essen wird als Participium geessen aufgeführt.

»Helvetii et quidam alii plaerumque infinitivo vel participio praeteriti temporis utuntur pro tertia persona pluralis praesentis

---

[1]) Vgl. ob. S. 213.

[2]) Ebd.

[3]) Vgl. ob. S. 212: Albertus bevorzugt auch für den Acc. die Form auf -en.

temporis, veluti Jhr haben das gesagt pro habet, jhr wöllend das thuen pro wollet etc.«

»In quibusdam locis Germaniae tempus plusquamperfectum per praeteritum perfectum verbi auxiliaris et participium praeteriti temporis ita conjugatur, ut et apud Gallos in ejusmodi exemplis: j' ay eu escrit etc., ut Jch hab geschrieben gehabt, ich bin kommen gewesen pro ich hatte geschrieben, ich war gewesen etc., id quod non omnes approbant.«

Ueber die Prosodie: »In hac nostra lingua loco versuum varios rythmos conficere solemus, non a dimensione pedum, sed numero syllabarum[1]).«

So manches Alterthümliche Oelinger namentlich in der Formenlehre noch aufweist, in so entschiedeneren Gegensatz stellt er sich gegen die Mundart seiner Heimath, indem er î für ei, ü oder u für eu, û oder ou für au, ô für â, die Aussprache des st als scht, -lîn für -lein als Mißbräuche und expertis et elegantiae studiosis Germanis nicht angemessen erklärt[2]).

Die lateinische Grammatik des Johannes Rivius: Institutiones grammaticae, 1578 herausgegeben von dem schwäbischen Schulmanne Hieronymus Wolf, ist bemerkenswerth dadurch, daß das erste Buch und einige spätere Abschnitte vorwiegend in deutscher Sprache geschrieben sind, ferner enthält dasselbe auch eine Reihe von Anmerkungen, welche entweder auf die Wichtigkeit des rechten Gebrauches der deutschen Sprache im Allgemeinen hinweisen, oder geradezu Regeln der deutschen Grammatik enthalten. Es heißt u. a., es sei schimpflicher, in der Muttersprache zu radebrechen als in der griechischen oder lateinischen, desgleichen wird de cacographia vulgari geklagt, darüber, wie das gemeine Volk die deutschen Wörter corrumpiere; weder Buchdrucker noch Schreiblehrer seien berufen, hier die Norm anzugeben, sondern dieses Recht komme einem vernünftigen Grammatiker zu (pag. 584). Beiläufig fällt (pag. 16) über die deutschen Wörter die Bemerkung: Pleraque et verba et nomina in e desinunt[3]).

Wichtiger ist die Abhandlung De orthographia Germanica ac potius Suevica nostrate, welche Wolf dem Werke als Anhang beigegeben hat. Wolf weiß recht wohl von einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache, die sich von allen landschaftlichen Mundarten unterscheidet, aber obwohl ein Lutheraner und in Wittenberg selbst gebildet,

[1]) Vgl. ob. S. 215.
[2]) Vgl. ob. S. 278/9.
[3]) Vgl. ob. S. 279.

weiß er dennoch, im Jahre 1578, also zweiunddreißig Jahre nach Luthers Tode, nichts davon, daß Luther der Gründer dieser Schriftsprache sei. Vielmehr ist ihm der kaiserliche Hof die hauptsächlichste Richtschnur der deutschen Schriftsprache. pag. 595 ff. spricht sich Wolf hierüber folgendermaßen aus: »Galli a quibusdam perstringi solent, quod aliter loquantur, aliter scribant, atque etiam aliter sentiant, quam aut loquantur aut scribant. Atque utinam postremum haec non etiam in Germaniam nostram invasissent! Primum certe illud omnino negare non possumus. Germanici enim scriptores plerique longe aliter scribunt quam loquuntur, idque maxime faciunt aut geminandis aut inculcandis quibusdam litteris, cum minime est necessarium ac potius valde vitiosum. Scriptura enim pronunciationem elegantem debet imitari. Etsi autem dialecti apud nos longe plures sunt quam apud Graecos — et vix ulla est, quae non ab aliis, et merito quidem alicubi, propter quasdam ineptias rideatur[1]) — una tamen quaedam communis lingua est Germanorum, quae ex omnibus optima quaeque et minime aspera deligit eaque tam in scribendo quam loquendo sequitur, idque fit potissimum in aula Caesarea, cuius multa politissima scripta extant. Vulgus autem (id est homines imperiti et patriae suae fines nunquam egressi) et inapte multa pronunciat atque ineptius etiam quam pronunciat et aliter scribit multaque commiscet maxime diversa«.

Aber wie wir an dieser Stelle das ganze sichere Bewußtsein von der einen gemeinsamen deutschen Sprache ausgedrückt finden, so zeigt uns eine andere Stelle derselben Schrift, wie schwankend und unsicher dieses Bewußtsein nichtsdestoweniger um jene Zeit noch war. Trotz der scheinbar so klaren und sicheren Erkenntniß über die pronunciatio elegans, die vornehmlich am kaiserlichen Hofe zu finden sei, und nach welcher sich die Schrift richten müsse, führt anderseits die von Wolf vertretene phonetische Theorie des Quintilian, daß die Buchstaben als Hüter der Laute keine andere Aufgabe haben, als die Aussprache zu veranschaulichen, zu dem Ausspruche (pag. 598): »Nec impedio quenquam, quominus suam dialectum non vitiosam in scribendo sequatur. Scribat Helvetius templum Chilch, si ita placet; Suevus Kirch, Belga Kercke, alius denique aliter, ut quisque pronunciat. Crassissima tamen quaeque vitia vitentur: neque scribat Almanganus Memmingam Meamingen aut Miemingen, ut nonnulli pronunciant,

[1]) Vgl. ob. S. 273.

nec Norici matrem Mouter, aut Jacobulum Gouckala, nec Bavarus Monacum Mienchen, nec Suevus summum et infimum obergoſt, undergoſt, nua, nagga pro non, nec Wirtebergicus Meat pro hydromelite, nec auwai, ouwai pro vae, ouae, vitenturque omnia, quae vel oculos vel aures elegantiores absurditate literarum sonive offendunt, quae infinita sunt«. — Die phonetiſche Schreibweiſe muß zur Zerſplitterung führen, ſo lange ſie nicht eine einheitliche Ausſprache vorausſetzt. So ſcheint alſo der Begriff einer gemeinſamen Schriftſprache faſt wieder ganz beſeitigt und an ſeine Stelle die Mahnung getreten, nur das Aergſte aus der Volksmundart zu meiden. Merkwürdig aber bleibt dabei, daß die Beiſpiele von erlaubten Provincialismen gerade aus den Gebieten genommen ſind, die um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſich der Reichsſprache erwehrten, nämlich aus der Schweiz und den Niederlanden, während die zu meidenden crassissima ſämmtlich ſolchen Ländern angehören, über welche die Reichsſprache bereits ihre Herrſchaft ausbreitete.

Wie die Grundlage, ſo muß natürlich auch die Erörterung des Einzelnen in der Orthographie des Hieronymus Wolf ſchwankend werden. Sie verliert ſich in Bemerkungen über die verſchiedenen Dialekte. Vorzugsweiſe findet der ſchwäbiſche Dialekt Berückſichtigung. Nach der Ueberſchrift De orthographia Germanica ac potius Suevica nostrate und der Art, wie er Jedem geſtattet, ſeinem nur nicht fehlerhaften Dialekt auch im Schreiben zu folgen, könnte es ſcheinen, als wolle er eigentlich den ſchwäbiſchen Dialekt lehren. Hält man ſich aber anderſeits an die Stelle über die communis lingua Germanica und über den Ausſchluß aller crassissima des ſchwäbiſchen Dialektes, ſo ſieht man, daß Wolf doch weit davon entfernt iſt, die ſchwäbiſche Volksmundart zur Schriftſprache erheben zu wollen. Vielmehr wird man alle dieſe ſcheinbaren Widerſprüche und Unklarheiten dahin zuſammenzufaſſen haben, daß Wolf diejenige Spielart der deutſchen Reichsſprache, der communis lingua Germanorum, zu ſchreiben lehren will, welche nach ſeiner Anſicht im nordöſtlichen Schwaben gelten ſollte. Statt dies aber auch im Einzelnen ſcharf und klar durchzuführen, begnügt er ſich, bald einen Laut als ſchwäbiſch zu bezeichnen, bald von crassiores Suevi zu reden, bald zu ſagen, ein Laut ſei den meiſten oder auch faſt allen Stämmen gemein. Er gibt uns alſo ein merkwürdiges Beiſpiel von dem eigenthümlichen Zwiſchenzuſtande, der beim Vordringen der Reichsſprache und ihrer theilweiſen Verletzung mit den Volksmundarten in einzelnen Ländern ſich bildete. So heißt es z. B. (pag. 604): »Ea Suevica diphthongus est, plus mear-

Aliter certe sonat, quam cum dico der, unſer etc.«. Dagegen (pag. 603): »au alias communis est fere omnibus nationibus, ut cum dicimus auff, auß. Nonnulli tamen abjiciunt a et dicunt uff, uß, alii mutant in a crassum, semicluso ore, ut cum Suevi pro Aug dicunt Ag, alii in a subtile et hians, ut Franci, qui dicunt Ag, alii ou, ut Helvetii Oug«.

»Ei communis vocalis est plerisque nationibus, ut mein, dein, Wein. Ab Helvetiis et aliis quibusdam mutatur in i productum: min, din, Win.« Dagegen ſagt Wolf von ai: »ai est Suevica diphthongus, ut ainer. Hanc alii mutant in ei: einer, alii in a subtile et hians: aner; crassiores Suevi ita pronunciant, ut haud sciam, an scribi possit, fortassis per oa aliquo modo exprimi potest: oaner«[1]).

Die dritte Hauptgruppe der Grammatiker des ſechszehnten Jahrhunderts gehört der Schweiz an. Hier haben wir zunächſt eines der vollſtändigſten unter den zahlreichen Formularien oder Briefſtellern des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts Erwähnung zu thun, der „Rhetorica und formulare teutſch, dergleichen nie geſehen iſt, beinach alle ſchreiberei betreffend“ von Alexander Hug, Baſel 1528. Dem Buche iſt ein Schutzbrief Karls V. beigedruckt; der Verfaſſer war Katholik, und die Sprache, die er lehrt, iſt die Reichsſprache. In dem Abriß der Rhetorik, der das Werk einleitet, wird unter den „Redezierungen“ die mutatio aufgeführt: „Mutatio leert jegklichen artickel durch ſynonyma und andere gebürliche wort verwächſeln, das, die zu hohem hoflichem teutſch dannocht ein meinung bedeuten, verkert werden“[2]). Den Ausdruck „höfiſches Hochdeutſch“ braucht faſt gleichzeitig Johann von Schwarzenberg[3]).

Wenn wir von dieſer Rhetorik, von dem ähnlichen und gleichzeitigen Kölner Schriftſpiegel und von Ickelſamers Leſebüchlein als von Uebungsbüchern abſehen, ſo ſtammt das erſte deutſche Werk, welches tiefer in die deutſche Grammatik, zunächſt durch eine ſyſtematiſche und nahezu vollſtändige Behandlung der Orthographie, einführt, und welches noch vor Fabian Franks „Orthographia“ und Ickelſamers Grammatik fällt, ebenfalls aus Baſel, nämlich das 1530 erſchienene „Enchiridion“ des Johann Kolroß, deutſchen Lehrmeiſters zu Baſel. Kolroß iſt bekannt als Dichter von Kirchenliedern und geiſtlichen

[1] Vgl. Rudolf von Raumer, Germania I, 160 ff.

[2] Vgl. den Aufſatz von Hanns in Fleckeiſens Jahrbüchern, 1881, S. 69, Anm. 180.

[3]) Vgl. ob. S. 155.

Spielen, denen er, wiederum als einer der Ersten, künstliche antike Versmaße einflocht. Seine Thätigkeit als deutscher Lehrmeister und die Abweichungen der andringenden neuhochdeutschen Schriftsprache von den in seiner Umgebung noch herrschenden alemannischen Lauten mögen Kolroß zu einer sorgfältigen Betrachtung der deutschen Orthographie angeregt haben. Vom Enchiridion sind vier Drucke bekannt, darunter ein hochdeutscher Nürnberger von 1534 und einer in der zürcherischen Schriftsprache, 1564. Ueber die Veranlassung zu seinem Werkchen sagt Kolroß in der Vorrede: „Diewyl es Gott dem allmechtigen in diser letzten zyt also gefallen, die heylig gschrifft (sins göttlichen worts) dem einfaltigen leyen zů heyl unnd trost, ouch in verständiger vätterlicher spräch, durch den truck an das liecht zu kummen lassen, werdend nit wenig gereyzt, jre kynd, so zů den ursprünglichen sprächen heyliger biblischer schrifft als Hebreisch und Kriechisch oder ouch Latinisch nit gantz touglich, in die tütdsche schůl und leer ze schicken, ja ettlich der elltern selbs, ouch handtwercksgsellen und jungkfrowen (welche das wort Gottes behertzigt) tütdsch schryben und läßen ze lernen sich bemühend, die zyt usserthalb jrer arbeit in erlustigung heyliger gschrifftn ützlich zů vertryben“ [1]).

Das Büchlein lehrt „nach hachtütdscher sprach artlich unnd recht tütdsch schryben ... Den jungen aber, so yetzt zimmlich schryben können, doch der gerechtigkeit und art recht und verständtlichs schrybens manglen, mags ein Leermeyster sins gefallens zů zyten im jor läsen unnd vor ougen practicieren, auch minderen oder meeren ye nach gelegenheyt des lands unnd der spräch. Dann diß ist fürnämlich für die hochtütdschen gemacht, würt doch in vylen dingen ouch andern tütdschen nit unnützlich sin. Darumb, was eim yeden zů siner spräch dienstlich, welle er annemen ...“.

Aus dem Texte heben wir folgende Abschnitte heraus, die zugleich die feine sprachliche Beobachtung des Verfassers erkennen lassen:

Von den Diphthongen: „Da werdend ettlich über einander gesetzt, als å, á, ó, û, ú, ü“. Von ersterem Laute werden folgende Beispiele gegeben: „nåch, gåb, gåch, schmåch, råch, håch“. „Doch solt du wissen, das man gemelte und der glychen wörter ouch mit zwyfachen aa oder oo schryben mag, ye dem land nach, als in der Eydgnoßschafft sagt und schrybt man: spraach, schaaf, gaab, schlaaf ꝛc. Also ouch an ettlichen enden schrybt man zwey oo, als: schoof, schloof, sprooch ꝛc.“

---

[1]) Vgl. ob. S. 210.

„Von den doppelstimmen gründtlich zů reden, soll man wissen, das die, so übereinander gehörend, keiner sin vollkumne stimm behalt, sonder bricht ye einer dem andern sin gantze stimm, also das yetwederer nur halb gehört würt, darumb sy ouch wol gebrochen oder geflochten stimmen heißen, diewyl einer dem andern sin stimm bricht und also in und durch einander geflochten werden wie nachfolgt:

Zů dem ersten: So ein silb oder wort ein stimm erfordert, in welcher weder a noch o volkumlich gehört würt, sonder halb und halb, so solt du ein a schryben und ein halb o oder ein ganz klein o drob, a, å . . .“

„So ein silb halb nach dem u und halb nach dem o gestimmet würt, die selbig solt du mit einem u unden und eim kleinen o drob, also ů schryben. Exemplum: ůlrich, ůtz, Cůnradt, Cůntz, Můt, Gůt, blůt, růt, hůt, glůt, blům 2c. Da lůg, das du das o nit näben das u, also uo schrybest, als offt uß unwissenheyt geschicht in denen und der glichen worten: Ruodolff, Ruoprecht, Stuodtgart 2c., sonder schryb ein klein o (wie gesagt) drob, also ů . . . So ein silb sich halb nach dem u und halb nach dem e stimmet, also das es weder u noch e volkummen ist, do schryb ein u und ein klein e drob (also ů). Exemplum: ůlin, Cůntzlin, Růdin, růtlin, blůtlin, můtlin, růffen, fůß, fůß, wůst, kůffer, hůner 2c.“

„Es würt aber ouch an vil enden für das ü eü geschriben, welches ouch düdtlicher und gemeyner tüdtscher spraach bequämlicher. Exemplum: Eül, feür, steür, heür, teütsch, theür, heürling, leüß, meüß 2c. . . .“ „Es sind noch andere stimmen, die man ouch mit zweyen stimmbůchstaben schrybt, uñd die gehörend näben einander, als ai, ei, oi, ie, au, eu, ou unnd öi. Dise söllend nimmer ob einander, sonder allweg näben einander gesetzt werden, dann under sölchen allen behalt ein yeder stimmbůchstaben sin stimm, so mans langsam uß-spricht, und bricht nit einer dem andern sin volkummen stimm, wie in vorgemelten geschicht. Nun dise also näben einander gesetzt, mögen ouch wol geflochten stimmen genant werden, dann sy ouch in einander geflochten, doch der massen, das yede stimm vollkummen und unzerstört für sich selbs gehört werden mag, so mans (wie gesagt) langsam redt. Exemplum: mayster; aid, laid 2c. oder also mit dem zweifachen und langen y: ayd, layd 2c. Welcher nun eben waar nimpt uff das uß-sprechen angezeygter worten, würt er underscheydlich yede stimm eygentlich vernemmen, und werden der glychen wörter mit dem ay fürnämlich in Schwaben geschriben, dann in andern landen würt gemeinlich ey für ay gebrucht, als: meyster, eyd, leyd. Und wie

von dem ay gesagt, also sol von den andern allen verstanden werden, so näben einander gesetzt. Doch so wirt zů meermalen dz lang y an vil enden für ey geschryben, als in nachgenden worten: myden, lyden, tryben, schryben, blyben, rych, glych, schyn, syn, glyßner, lyb, wyb, schyb ꝛc. Disе und der glychen werden den meererntheyl tütsch lands mit dem ey geschriben als: meyden, leyden, treyben, schreyben, bleyben, reych ꝛc. Doch so sind gar vil wort, die man allenthalben mit dem ey schryben můß (ußgenommen Schwabenland, da schrybt man ay für ey, wie gesagt) als: Eychboum, weychseytten, leytter, beytten, geleytten, spreytten, bleych, seyger ꝛc. Es gibt sich aber alles selbs zů verston, wann zwey stimmbuchstaben näben einander gehören. Darnach sy dann jr ußsprechen uß dem mund haben, darnach sol mans setzen. Darumb ichs eim yeden heym stell, syner spraach nach die selbigen zů setzen und schryben . . ."

Bezüglich des au wird gesagt: „. . . schrybt man an vil enden (und sonderlich in Schwaben) au, da andere tütschen ou schryben. Exemplum: Augspurg, frauw, glaub, laub, gauch, auch, rauch, gaugkler ꝛc. Söliche und der glichen wörter werden anderßwo mit dem Diphthong ou geschryben, als: Ougspurg, frouw, gloub, loub, ouch, rouch, gougkler ꝛc."

„Es wirt aber ouch in Schwaben und sunst an vilen orten das au gebrucht, da an ettlichen enden allein das u geschryben wirt. Exemplum: hauß, mauß, lauß, auß, strauß, haut, braut, kraut, maur, saur, laur, paur." „Disе uñd derglychen schrybend ettlich, und der meertheyl, mit dem u allein, also: huß, muß, luß, uß, struß, hut, brut, krut, mur, sur, lur, pur ꝛc."

„Diewil zweyerley underscheidliche i im abc gelernt werden, namlich eins kurtz, das ander lang (das kurtz also: i, das lang also: y gestaltet), sol man ouch yetweders underscheydlich bruchen, dann nit wenig daran gelägen: wo sy artlich und recht geschriben, gebend sy gůten verstand dem läser, herwiderumb, wo eins für dz ander gesetzt, můß der läser die bedütung für sich selbs ersinnen und suchen. Sölichs aber fürzekummen, solt du hie ein gemeyne regel nemmen. In allen silben und worten, darinnen das i sin ußsprechen kurtz und behänd hat, do solt du allweg das kurtz und einfach schryben; herwiderumb, wo die red starck und langsam uff das y godt, do solt du das lang unnd zwyfach y schryben, wie sölichs disѕ hienach gesetzt exempel erklärt. Exemplum:

Gond yn durch die äng porten ꝛc. Kumm ynhär in min huß; wie du hast gestritten, so můß ich ouch strydten und mich lyden, wie

du dich haſt gelitten. Der do rydtet flücht mir den ritten. Wäreſt du bliben, ſo hätte ich ouch mögen blyben. Ich hab geſchriben und můß meer ſchryben. Uff dem acker ſind zwentzig ſchnitter in eim ſchnit, darunder ſind ·iiij· ſchnyder. Der uff der lincken ſydten hat an im böſe ſitten. Tryb als lang, als ich hab getriben. Mit dem ryben hab ich blodtren geriben. Der Pfyffer hat gepfiffen. Ich můß gon uff die wiſen (das iſt matten), den mäder wyßen. Laß mich wiſſen, wann du die mur wilt wyſſen (das iſt wyß machen). Ich wil mich flyßen, wie du dich haſt geflyſſen. Ich hab dich gebrißen, dann du biſt zů bryßen. Du haſts ergriffen, und kan ichs nit ergryffen. Gůt ding will wyl haben. Die ſpyß ſtäckt am ſpiſs. Liß lyß (dz iſt hübſchlich). Ich iis uff dem yß. Der Schwytzer ſchwitzt ꝛc. — By gemelten worten magſt du nun wol abnemmen, wann du das kurtz oder lang i ſchryben ſöлleſt, und das nach hächtüdtſcher ſprach, dann ſunſt an vil enden für das lang y ei geſchriben würt . . . . .“

„Das i vor dem e behalt ouch offt ſin ſtimm, als in nachgenden worten: Yedermann lůgt ſiner ſchantz. Das iſt ye und ye gewäßen. Lieben, ſchieben, fliegen, fliehen, kriegen, liegen ꝛc.“

Ueber die Kürzung der Wörter: „Es gſchicht aber diße kürtzung nit allein mit den rhymen, ſonder ouch zů meermalen gantz zierlich und lieplich in andrem ſchryben unnd reden, und das der meerentheyl mit den ſilben be und ge, ſo im anfang, ſo in mitten, ſo ouch in der letſten ſilben eines worts; doch ſo geſchichts gemeynglich nnd der meertheyl im anfang, und thůt man nit meer dann das e (ſo nach dem b und g ſtodt) hinwäg, ſo würt das wort umb ein ſilb kürtzer. Exemplum: Jm anfang: bſchnitten, bſchriben für beſchnitten, beſchriben. Jtem: gmacht, gſagt für gemacht, geſagt ꝛc. Jn mitten: unbſähen, unbſchnitten für unbeſähen, unbeſchnitten. Jtem: ungſtalt, ungſchaffen für ungeſtalt, ungeſchaffen. Jn der letſten ſilben: trybt, ſchrybt für trybet, ſchrybet. Jtem: klaget, ſaget, maget thun das e darvon, ſo ſtadts alſo: klagt, ſagt, magt ꝛc.“

„By diſzer kürtzung ſolt du ouch wiſſen, das offt der büchſtab ſ allein für ſich geſchriben würt, und daſſelbig geſchicht gemeingklich in den worten, in welchen nach dem ſch diße büchſtaben, namlich l, m, n, r und w von ſtund an volgend . . .:

ſlahen, ſlemmen, ſlyffen, ſläffen,
ſmacken, ſmeltzen, ſniden,
ſnarchlen, snyder, ſnätzlen,
ſrädten, ſräpffen, ſrydten,
ſwager, ſweſter, ſwiger ꝛc.

Diße und der glychen wort werden in hochtüdtschen landen alle mit dem sch geschriben, also: schlahen, schlemmen, schlyffen, schlaffen, schmeltzen, schnyder, schrädten, schrydten, schwager, schwester ꝛc."

Kolroß kennt eine gemeinsame deutsche Schriftsprache im Gegensatz zu den Mundarten noch nicht, sondern überläßt es einem Jeden, die Laute nach seiner Sprache zu schreiben. „Hochdeutsche Sprache" ist ihm gerade das Gegentheil der „gemeinen deutschen Sprache", der er Vorliebe für die Diphthonge ei und eu zuschreibt, nämlich der oberrheinische oder alemannische Dialekt. ai und au für ou oder û erwähnt er als schwäbische Eigenthümlichkeiten, nicht als gemeinsprachliche Kennzeichen, ein Beweis, daß die Diphthongisierung des û den Alemannen mehr widerstrebte als diejenige des î und iu. Die Unterscheidung von i und y als Kürze und Länge und danach die Schreibungen bliben, geschriben, getriben, geriben, gebrißen, liß gegenüber strydten, rydtet, sydten, wyß, flyßen, ergryffen, Schwytzer lehren, daß der Basler Dialekt im sechszehnten Jahrhundert die mittelhochdeutschen kurzen Stammsylben noch festhielt und von Natur lange Sylben den prosodisch allerdings gleichwerthigen mit bloßer Position vorzog[1]). — Die Orthographie des Kolroß gibt uns ein treues Bild des zu seiner Zeit in der Schweiz herrschenden Schreibgebrauches.

In maßvoller und verständiger Weise handelt der berühmte schweizerische Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi von Glarus in seiner „Rhaetia", Basel 1538, von dem allmähligen Uebergang aus der lateinischen zur deutschen Schriftsprache und von der im Laufe der Zeiten eingetretenen Umwandlung des Deutschen. Auch für ihn ist „hochdeutsch" noch so viel als oberdeutsch, der Dialekte erwähnt er nicht, tadelt dagegen das mit dem römischen Recht von den Kanzleien eingeführte Fremdwörterunwesen. Die wichtigsten Stellen des Capitels lauten[2]): „Wiewol die elteſt anfengklich gſchrifftlich tütſch yetz (so die geleſen) kum verſtanden würd, iſt zů achten: die anfengklichen, ſo tütſch zu ſchryben ſich underwunden, habend uß ſchwere der ſpraach die wort kum mögen nach rechter prolatz in büchſtaben begryffen, oder, uß ungewonheit des nüwen ungeübten bruchs, rechte art der ſylben nit lichtlich erfaſſet, welcher dingen ſidhar ſtäte übung und die ſinnrich geſchwindigkeit der tütſchen zů volkomner erfarung und eigentſchafft ge-

[1]) In der heutigen Basler Mundart ist nämlich das Verhältniß gerade das umgekehrte wie bei Kolroß, Stammsylbe auf einfache Consonanz, also bliben u. s. w., wird nämlich nach hochdeutscher Weise lang gesprochen, während in stritten streiten, ritten reiten, sitten Seiten Vocalkürzung eingetreten ist.

[2]) Dasselbe ist vollständig abgedruckt in Wackernagels Lesebuch III, 1. 381 ff.

bracht ... Jn dem cloſter S. Gallen iſt ein alt bermentin Evangelibůch vor ſechßhundert jaren geſchriben, vaſt in denen zyten, als tütſch zů ſchryben wenig zyts darvor den anfang gehebt, ein ſyt latin, anderſyt die tütſch dargegen, welchs dennocht diſes hoch tütſch ſol ſyn, aber under fünff worten merckt einer kum einß, wo nit das latin darneben ſtůnd, daruß einer, ſo latin verſtat, die meinung der worten nemmen můß. Sölche enderung gebirt hinſchlychende zyt ...."

„Und ſo nun tütſche ſpraach zů eigner gſchrifft gebracht, ouch aller dingen worten an iro ſelbs volkommen gnůg iſt, ſo wöllend yetz die tütſchen Cantzler, ouch die Conſiſtoriſchen ſchryber uns wider zů latin bringen, könnend nit ein linien one latiniſche wort ſchryben, ſo ſy doch der tütſchen genug hettend, machend, das menger gemeiner man, ſo kein latin kan, nit wiſſen mag, was es bedüt, oder wie ers verſten ſoll, wöllend alſo unſer tütſch, ſo ein erliche ſpraach iſt, verachten, bruchind ouch etwa wälſche wort, ſo doch all ander ſpraachen die unſer nit anſehend; daruß kompt, das nach und nach man nit weißt, was tütſch iſt. Jn den alten tütſchen find man kein latin, ſonders alles tütſcher worten, allein die nüwen Cantzler ſind ſo naswyß .... miſchlend alſo latin und tütſch under einandren; were nützer gar latin oder gar tütſch." —

Ein durchweg philologiſches Jntereſſe iſt es, welches den allgelehrten Zürcher Konrad Gesner der deutſchen Sprache ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden läßt. Es geſchieht dies zunächſt in dem Werke, durch welches die gelehrte Welt auf ſo manche verſchollene Sprache, z. B. das Gothiſche[1]), wieder aufmerkſam gemacht wurde, ein Werk, durch welches Gesner nicht nur der Begründer der Sprachvergleichung geworden iſt, ſondern welches uns gerade durch die vom Verfaſſer als Nebenſache betrachteten Mittheilungen über die ſprachlichen Zuſtände ſeiner Zeit noch werthvoller wird: »Mithridates: De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt Conradi Gesneri Tigurini Observationes.« Zürich, bei Froſchower, 1555.

Obwohl Gesner Fabian Franks Bemerkungen über die Mundarten kennt und citiert, iſt er doch weit enfernt, gleich Jenem Luther oder die kaiſerliche Kanzlei als Norm der deutſchen Sprache zu erklären. Jndem er nämlich den Verſuch macht, das Vaterunſer in deutſche Hexameter zu bringen, bezeichnet er den zürcheriſchen Dialekt, in welchen die Umſetzung geſchieht, als »lingua Germanica communis vel Helvetica« — deutſche oder ſchweizeriſche Gemeinſprache — und fährt

[1]) Vgl. S. 12/13.

fort: »Huic et Suevica in plerisque similis est, nisi quod pro u vocali longa profert au et pro i longo enunciat ei et pro diphthongo ei habet aliquando ai, pro ü vero eu, pro a in verborum infinitivis ponit â. In quibusdam contra. Verba quaedam plenius effert, ubi nos consonante aliqua vel syllaba abjecta syncopen facimus, cum alibi tum in plurali numero, et in iisdem, ubi Helvetii d vel t addunt, ipsi omittunt. Verbum »habeo« aliter formant. Aphaereses quasdam faciunt, ubi nos plene proferimus, et pauca quaedam vocabula prorsus a nobis diversa habent, cum alia tum rerum praesertim substantiva, ut animalium quorundam, stirpium etc., in quibus et aliae linguae utcunque affines multum differre solent«.

»Vulgus etiam nostrum saepe ch profert ubi alii, plerique omnes, k, ab initio praesertim dictionum, chranck pro kranck, chrut pro krut. Scribendo tamen ut et alia quaedam linguae nostrae vitia emendamus, ut in omnibus linguis fieri solet. Commune est Germanis, articulorum quorundam aliquando finales tantum literas vel initiales proferre, ut 's Hanſen, 'ſ Huß, d' frow, imm huß, ubi scribimus: des Hanſen, das huß, die frow, in dem huß. In praeteritis, quae ge augmento praeposito fiunt, nostri saepius vel e vocalem tantum vel augmentum totum omittunt: geſſen, gangen pro geeſſen, gegangen [1]). Solemus etiam gg scribere et proferre ubi alii ck, ut mugg pro muck, egg pro eck [2]), et vulgus mir pro wir. Item ch ubi alii qu: Chechſilber pro quekſilber.«

Die ſchweizeriſche und die ſchwäbiſche, die Reichsſprache, ſind ſomit für Gesner gleichberechtigt. Wenn er die Schriftſprache in Gegenſatz zur Mundart ſtellt, ſo iſt es nicht, wie z. B. beim Straßburger Oelinger, der Gegenſatz zweier verſchiedener Dialekte, ſondern der natürliche Unterſchied der geſchriebenen Sprache von der nachläſſigeren des täglichen Lebens. Als ſolche Eigenthümlichkeiten der bloßen Mundart werden bezeichnet mir für wir und das ſeit dem vierzehnten Jahrhundert aus dem alemanniſchen Schriftdialekt endgiltig verbannte anlautende ch [3]).

Gesner ſtellt ſodann zur Veranſchaulichung des Gegenſatzes folgende Beiſpiele ſchweizeriſcher und ſchwäbiſcher Sprache einander gegenüber:

[1]) Vgl. ob. S. 288.

[2]) Vgl. ob. S. 279.

[3]) Fiſchart im Gargantua von 1582 charakteriſiert einige ſchweizeriſche Ausdrücke abſichtlich durch dieſen Kehllaut: die frommen Cheiben die Eydgnossen, botz Chûwunden, Abbezeller chnaben. Wackernagel, LB. III, 1. 489.

Mul	Maul
Wyn	Wein
heilig	hailig
Lüt, düten	Leut, deuten
ſtan	ſteen vel ſtân
lan	laſſen
trägen	tragen
ſägen, treit, ſeit	ſagen, tragt, ſagt
wend, witt, wott, ſott, giſt, kan, lan	wellen, wilt, wolt, ſolt, gibſt, kommen, laßen
ich han, du haſt, wir hend, wir hend ghan, han, häb	ich hab, du habſt, wir haben, wir haben ghabt, haben, hab vel halt
ich läb oder ich läben (indifferenter)	ich läb
hinab, hinuff	nab, nauff
herab	rab
Her	Herr
giyn	gwäſen
Oepfel	Apfel
ſpülen	brinnen
Chrye	Kran
Kilch vel Chilch	Kirch
Trüſch	Rugget
Brüntzel	Bruntz, Harn
Kleider	Häß
loſen	horchen
nüt	nichts
Anken	Schmaltz, Butter
nun	nummen.

»Bavarorum lingua Suevicae similis est, sed etiam crassior, ut audio: crassissima in Austria, vel aliqua ejus parte. Frow pronunciant fraw; heuw: hauw etc.«

Eine Reihe von Mittheilungen bezieht ſich auf niederdeutſche Dialekte. Allgemein wird bemerkt, daß die Niederdeutſchen gleich den Schweizern ei und au für î und û nicht haben, während bei den Schwaben, Baiern und den meiſten andern Deutſchen Ueberfluß davon ſei. »Brabantica lingua inter caeteras Belgicas sive inferioris Germaniae circa Rhenum et ad Oceani litora sitarum regionum elegantior hodie habetur propter Lovanium metropolim, in qua

literarum studia florent, et Bruxellas primariam Imperatoris (nunc Archiducum Austriae) aulam«[1]).

»Frisii quondam plane peculiari, dura et multum a vicinis distante dialecto usi sunt, qua contractus omnes et negotia transigere et describere solebant. Hodie autem occidentales Frisii in civitatibus praecipue ad Brabanticum et Holandicum sermonem proxime accedunt, cum propter Hollandorum negotiatorum commercia, tum quod Caesar (hodie Archiduces Austriae) ibi principatum obtinentes in summa eorum Curia Brabantos plerumque constituunt, qui sua lingua et jus dicunt et res controversas contractusque omnes plebi conscribunt. Orientales autem Frisii ad Saxonum linguam proxime accedunt, nisi quod pro s plerumque t proferunt, quamvis idem et Saxones quidam faciunt.«

In der zweiten, von Kaspar Waser 1610 besorgten Ausgabe des „Mithridates" sind alle die deutsche Sprache betreffenden Bemerkungen unverändert geblieben.

1561 erschien bei Froschower „das erste wahrhafte deutsche Wörterbuch": »Die Teütsch spraach: Alle wörter, namen und arten zů reden in Hochteütscher spraach, dem ABC nach ordenlich gestellt und mit gůtem Latein fleißig und eigentlich vertolmetscht, dergleichen bishär nie gesähen. Durch Josua Maaler, burger zů Zürich«. Es scheint, daß Josua Maaler das lateinisch-deutsche Wörterbuch eines andern Zürchers, Johann Frisius, welches von 1541 bis 1574 viermal erschien, zum Vorbilde nahm. Frisius sagt in seiner Vorrede von der Verdeutschung der lateinischen Vocabeln: »Germanicam versionem, veram tamen illam et quae ad nostrae linguae idioma quam proxime accedat, adscribimus atque attribuimus . . .« Diese Sprache ist der dem Gemeindeutschen angenäherte zürcherische Dialekt, und so befolgt auch Josua Maaler die neue Lautreihe, wogegen der Wortschatz noch durchaus der schweizerische ist. — Konrad Gesner versah das Werk Maalers mit einer Vorrede über die deutsche Sprache im Allgemeinen, ihre Dialekte, ihr Gebiet, ihre Verwandtschaft mit der gothischen und gallischen, ihre ältere und neuere Litteratur und grammatische Darstellung. In dieser Vorrede ist ein Beispiel iambischen Versbaues gemeindeutsch wiedergegeben, doch kann diese Fassung auch von Josua Maaler herrühren. Wichtiger ist deshalb eine Andeutung, die wir im „Mithridates" gänzlich vermissen, eine Aeußerung nämlich über den Sitz der besten deutschen Sprache:

[1] Vgl. S. 13.

»Cum diversae sint dialecti linguae Germanicae, aliae plus aliae minus inter se differunt, quaedam adeo, ut se invicem colloquentes non intelligant: cum in pronunciatione fere solum et paucis literis mutatis discrimen existat. Ex his illam, qua superiores Germani utuntur, aliqui optimam et praecipuam minimeque corruptam esse judicant. Sunt qui tractui circa Lipsiam elegantioris sermonis (quo Lutherus etiam libros suos condiderit) primas deferant, alii potius Augustanis, alii Basiliensium linguam magna ex parte probant. A nostra quidem, id est superioris Germaniae et veluti communi Germanica lingua, quantum et in quibus diversae dialecti differant, pluribus in Mithridate nostro ostendi.«

Wie im Mithridates wird die oberdeutsche, dh. die schweizerische Schriftsprache „gleichsam das Gemeindeutsche" genannt[1]), daneben wird aber doch auch die Meinung Derjenigen aufgeführt, welche die obersächsische Sprache Luthers, oder die Reichssprache Augsburgs, oder die Bücherſprache Basels, dessen Drucker sich mehr und mehr dem Neuhochdeutschen anschlossen, als solche bezeichneten. Wie der Classicist Wolf, so ist der große Zürcher Gelehrte von der sprachtheoretischen Einseitigkeit des Matheſius und Clajus weit entfernt, er begnügt sich, den thatsächlichen Stand der Frage darzulegen. — Daß als einer der Sitze guter Sprache gerade Leipzig genannt wird, ist nach Hildebrand neben der Universität namentlich der Messe zuzuschreiben, die jährlich Tausende aus allen Landschaften hier zusammenführte, und die auch damals schon nächst Frankfurt den wichtigsten Büchermarkt darstellte; „ein wirklicher Vorzug Leipzigs mag aber daraus doch auch zu entnehmen sein."

Diese drei Spielarten der hochdeutschen Schriftsprache des sechszehnten Jahrhunderts, die mitteldeutsche, die süddeutsche und die alemannische, sind nun auch genannt in dem 1593 zu Freiburg im Uechtland erschienenen „Teutschen Syllabierbüchlein" des Sebastian Helber, Schulmeisters und kaiserlichen Notarii zu Freiburg im Breisgau[2]). Helber theilt die „gemeine hochdeutsche Sprache" in drei Schriftdialekte: die mitterteutsche, dh. die fränkisch-obersächsische; die donauische, dh. die bairisch-österreichische; und die höchstrheinische, dh. die schweizerische Druckersprache. Dadurch, daß die mitteldeutsche Schriftsprache zuerstgestellt wird, soll wohl ihr Vorgewicht angedeutet werden, während anderseits das Aufhören der höchstrheinischen, dh. der ale-

[1]) Vgl. ob. S. 290.

[2]) Neu herausg. v. Gustav Röthe, Freiburg i. Br. 1882.

mannischen, im Buchdruck ebenfalls betont wird. Dem fränkisch-obersächsischen Dialekt legt Helber auch die wenigsten vom gemeinen Brauch abweichenden Kennzeichen bei, er hebt hervor, daß derselbe die Schreibung ei mit dem alemannischen theile, während der bairische und schwäbische ai bevorzuge, dagegen habe dieser mit dem alemannischen die Diphthonge û und ô — von Helber nach der neueren Bezeichnungsweise ue und üe geschrieben — gegenüber den mitteldeutschen Einlautern u und ü und i für ie gemein. Als schweizerische Eigenthümlichkeiten sind genannt die Längen y, û, ü und die Diphthonge ou und öu. Diese vollkommen zutreffende Charakteristik findet sich im fünften Capitel:

„Viererlei Teütsche Sprachen weiß ich, in denen man Bücher druckt, die Cölnische oder Gülichsche, die Sächsische, die Flämmisch oder Brabantische, und die Ober- oder Hoch Teütsche. Unsere Gemeine Hoch Teütsche wirdt auf drei weisen gedruckt: eine möchten wir nennen die Mitter Teütsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst Reinische: (dan das Wort Oberland nicht meer breüchig ist.) Die Drucker, so der Mittern Teütschen aussprach, als vil die Diphthongen ai, ei, au ꝛc. belangt, halte, verstee ich die von Mainz, Speier, Franckfurt, Würzburg, Heidelberg, Nürnberg, Straßburg, Leipsig, Erdfurt und andere, denen auch die von Cölen volgen, wan sie das Ober Teütsch verfertigen. — Donawische verstee ich alle in den Alt Baierischen und Schwebischen Landen, den Rein unberürt. (Alt Baierische seind die, so vorzeiten all under eim Fürsten waren, nemlich jeziges Hörzogthumb Beieren, Öst- oder Oesterreich nid und ob der Ens, Kärnten, Steier, Tirol, Krain, Saltzburgerland, samt der Ambergischē oder Obern Pfaltz mit iren anstößen ꝛc.). — Höchst Reinische leztlich die, so vor iezigen jaren gehalten haben in Drucken die Sprach der Eidgenossen oder Schweitzer, der Walliser, und etlicher Beigesessener im Stifft Costantz, Chur uñ Basel."

„Der Diphthong AJ oder äi ist gemein in den Landen, die ich hiervor hab Donawische genennt. Nun Erstlich: Wan die Donawischen nach irer Landen aussprach die nechstvolgende Wort mit ei schreiben, so wöllen sie etwas anders darmit anzeigen, als wan sie dieselben also mit ai schreiben und drucken."

„Die Wörter, so von Mitter Teütschen Buchsetzern (von denen auch hiervor gemeldet) mit EJ gedruckt werden, seind zweierlei. In schreibung etlicher dahergehörender Wörtern komen nur die Donawischen mit den Mitter Teütschen übereins: in andern aber halten es nur die Höchst Reinischen (die auch erclärt) mit den Mitter Teütschen. Dan

ein teil Wörtern, die von Mitter Lendern mit ei gedruckt seind, ist bisher bei Donawischen allzeit mit ai gedrucket wordē (es sei dann der frembde Setzer aus der gemeinen weis getretten:), ein teil nur mit ei und nie mit ai. Was aber die Mitter Teütschen und Donawische miteinander mit ei drucken, das reden und haben gedruckt mit disem einzigen zeichen y die Höchst Reinische."

„Aber in Innlendischen und eigenlich Teütschen Worten haben wir dreierlei AV und so vilerlei EV: beides unterschidlichen Druckereien und Aussprachen nach zu rechnen.

Was in Gemeinem Teütschen gedruckt wirdt mit AV (oder AW), dessen findt man einen teil mit ou und ouw: einen kleinen teil mit au oder auw: in den übrigen nur mit u gedrucket in dē Büchere Höchst gelegener Reinischer Völkern: (als Bou, Aarow, oug, beschouwen, grauw, law, hus, mus, krut, fur).

Das EV seie drifach, hab ich darumb gesagt, das ich under seiner gstallt und namen auch das Eü begreiffen und erclären will: seitemal (wie im Anderten Teil dises Werkleins gemeldet) vilmals an stat des eü die Setzer eu und ew darbieten. Sprich derhalben von dem drifachen eu also: Welliche Wort mit eü gedrucket werden bei denen Setzern, welliche mit fleiß die unterschid des eü und eu halten, dieselben Wort werden nur mit ü od. üw gefunden in den Büecheren Höchst Reinischer Sprach: (als: Hüslin, krütlin, üwere trüwe fründ). Aber welliche Wort bei yezgedachten Setzern mit aufmerksamheit zu der andern unterscheidung mit eu gesetzet werden, die findet man auf zweierlei gstalltē in Höchst Reinischē Büchern: nemlich mit öu und öuw (als: Böumlin, fröud, fröuwlin) und die übrigen wenige mit äu, äw, äuw (als: gräuwe, kläwen, kräuel)."

„Den Diphthongen IE find ich in zweierlei Worten. Die einen werden in allen Landen mit ie gedrucket, die andern wenige vast bei Mitter Teütschen: und disē werden von anderen nur mit i ausgesprochen und gedruckt."

„Volgt vom VO oder û, zugleich auch vom VE, welliches mit unterschidenen Buchstaben gesetzt wirdt, und von zweierlei gebrauch dieses zeichens û. Was die Mitter Teütschen mit u aussprechen und drucken, dessen wirdt ein teil auch bei allen hoch teütschen also gebrauchet (als: und, fund, stuben); ein teil aber wirdt bei etlichen mit dem Dopelstimmer ue, bei anderen mit uo oder û gedrucket und gelesen. Jene Wörter, die iren ursprung haben aus den Wörtern, welliche mit uo oder ue gedruckt werden, die werden von Donawischen und Höchst Reinischen mit üe aus gesprochen, und gleichwol nit allzeit

also, sonder auch also ú gedrucket. In dem das sie dises ú brauchen, volgen sie nach (in druckung ires Diphthongs) der Vocalischen bedeütung der Mitter Teütschen: seitemal die Mitter Teütschen den Vocalem u (welichen sie haben, do die andern den Diphthong ue und uo haben) in den Vocalem ü verenderen, welichen sie gemeinlich mit dem ú drucken, von wegen mangel des ü in den Druckereien oder aus gewonheit.

Dieweil dan jene zwo parteien, die einen Diphthongé in jetzt volgenden Worten haben, ein üe aussprechen und drucke in denen, die aus den Wörtern mit ue und uo hergeflossen: so will ich volgede Wort mit ue fürstellen.

Tuech, buech, guet, muet, armuet, demuet, grueß, rueß, fueß, bueß, ruer, fuer, schnuer, muer, bluet, gluet, der huett, die huett, schuech, fluech, fueder, lueder, brueder, rueder, schuel, spuel, krueg, klueg, pflueg, bueb, rueb, ich mueß das Mues essen wan ich der mueß hab, hueff, berueff, bluem, ruem, muem, huen, mueter, muelten, kuechen, suechen, bueiem, trueien, genueg, fueg, wueft, hueften, fuerige speis, schueiter, thuen, ruem, hinzuesteen, zuezustehen, zuebinden, zuereiben, zueluegen.

Der Dopelstimmer üe wirdt gefunden teils in selbstgewachsenen Worten teils in denen, welliche aus andern hergezogen seind. Aber auf was anderer weise die jetzt volgende Wort sonst gedrucket werden, hab ich beim ue für augen gestellt.

Früe, brüe, müe, trüeb, küel, süeß, blüe, nüechter, wüelen, nüechtelen, versüenen, wüest, üeben, rüeren, füeren, füeteren, güete, müeissig, müetlein, hüetlein, stüelein, hüenlein, müeslein, schüechlein, küechlein, rüeble, klüegling, bemüeet, gebrüeet, anmüetig, abbüessen, glüerig, müeterlich, brüederlich, tüechlein, blüemlein, versüegen, grüessen, benüegen.

Mit üi od. úi sind ich dise Höchst Reinische, die mit dem üe sonst geschribe werden: Müy, bemüien, brún."

Das sechszehnte Jahrhundert bietet wie keine andere Periode ein lebens- und wechselvolles Bild deutscher Sprachgeschichte: es ist die Zeit des Kampfes um die Spracheinheit. Während auf dem religiösen und politischen Gebiete die widerstreitenden Ansichten sich verschärften, bis der Riß unheilbar wurde, ließ der durch diese Meinungsverschiedenheiten erweckte lebhafte Gedankenaustausch und der vermehrte Verkehr gerade das Verlangen nach einer Einigung in der Sprache tiefere Wurzel fassen. Indem so das Augenmerk auf die Muttersprache ge-

lenkt war, gelangte es auch zu einer immer eingehenderen, freilich auch immer weniger wohlwollenden Erörterung der Abweichungen, die ihrem allgemeinen Gebrauche hemmend entgegenstanden. Die feindliche Berührung der einzelnen Dialekte, die mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst und des schriftlichen Verkehrs zwischen den Kanzleien schon zu Ausgang des Mittelalters sich fühlbar machte, gedieh durch den Einfluß der alle Kreise des Volkes erfassenden geistigen Bewegung im sechszehnten Jahrhundert zu voller Entfaltung; hier treten die Schriftdialekte in der Blüthe und Reife ihrer litterarischen Ausbildung vor uns. Die nämlichen Kämpfe brachten aber auch die Entscheidung darüber, welcher Dialekt die Grundlage der erstrebten Spracheinheit werden solle. Daß unter den sprachlichen Spielarten die mitteldeutsche und gerade in der Form der meißnischen den Sieg davontragen sollte, daran hat Luthers Wirken den Hauptantheil, und durch seinen Einfluß besonders geschah es, daß das obersächsische Sprachgebiet sich frühe durch den Zutritt von Niederdeutschland verstärkte. — Ein halbes Jahrhundert nach Luthers Tode ist seine sprachliche Autorität auch bei den Katholiken des Südens durchgedrungen, die deutschen Bücher nehmen mehr und mehr ein einheitliches Gepräge nach der obersächsischen Regel an, freilich nur in der Orthographie, der Lautlehre; im Wortvorrath wird noch der ganze Schatz landschaftlicher Ausdrücke unbefangen geduldet, und es braucht des ganzen Uebergewichtes der mitteldeutsch-norddeutschen Litteratur des siebenzehnten Jahrhunderts, um die bairisch-österreichischen und alemannischen Idiotismen aus der spärlich gewordenen Litteratur dieser Gebiete allmählig zu verdrängen. Die unumschränkte Herrschaft der Schriftsprache, insofern sie in Lauten, Formen, Stil und Wortschatz bis in's Einzelne bestimmt, was allgemein giltig und was in die Mundart zu verweisen ist, setzt sich erst mit dem achtzehnten Jahrhundert fest.

Im Einzelnen ist Folgendes hervorzuheben. Daß Luther auch in Bezug auf die Sprache reformatorisch gewirkt habe, ist schon bei seinen Lebzeiten ausgesprochen worden, mit ihm lassen die Grammatiker die neuhochdeutsche Sprachperiode beginnen. Daß in der Umgestaltung und Bereicherung des Wortschatzes das Hauptverdienst dieser sprachlichen Neuerung liege, ist ebenfalls von jeher anerkannt und von Luther selbst betont worden, indem er auf diesem Gebiete sich an die lebendige Volkssprache seiner Heimath anschloß und die Kanzleisprache nur den Lauten nach, da sie sich bereits allgemeiner Verständlichkeit erfreuten, beibehielt. Das größere Ansehen, dessen der meißnische Dialekt in steigendem Maße vor den übrigen genoß, ist wesentlich auf

Luthers schriftstellerische Thätigkeit zurückzuführen. Daß neben der Sprache Luthers während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts die ältere Gemeinsprache fortbestand, hat seinen Grund theils in dem Widerstreben der Katholiken gegen den protestantischen Dialekt, mehr noch in der Blüthe der süddeutschen Litteratur und ihrer Pflege in den Druckerstätten Augsburgs, Nürnbergs und Straßburgs. Beide sprachlichen Richtungen werden von den Zeitgenossen als wesentlich einheitlich dem alemannischen und den niederdeutschen Litteraturdialekten gegenübergestellt; wo Luther nicht ausdrücklich als Sprachkanon genannt ist, werden doch die seine Sprache wiedergebenden Drucke Wittenbergs, Leipzigs, Erfurts und Frankfurts denjenigen der süddeutschen Städte als maßgebend beigesellt. Außer der Litteratursprache werden die kaiserliche Kanzlei und der Hof eher vereinzelt als Sprachregel bezeichnet. Die Verbreitung der Lutherschen Sprache beginnt mit dem Zeitpunkte, wo sie von der Grammatik als sprachliche Norm aufgenommen und ausgesprochen wird, daß die Schriftsprache über den Mundarten schwebe und sich gegen deren verschiedene Eigenthümlichkeiten gleich ablehnend verhalten müsse, und wo ihre bisher der Erklärung bedürftigen Ausdrücke im Gebiete der Gemeinsprache sich einleben, also von den dreißiger Jahren an; ihr Sieg ist entschieden, nachdem das Hochdeutsche nicht mehr als bloßes Oberdeutsch, sondern als das gute und richtige Deutsch schlechthin, im Gegensatz zu den Mundarten, auch den oberdeutschen selbst, gilt und Luthers Schriften von dem nun maßgebenden Grammatiker zur alleinigen Quelle der reinen Sprache erhoben werden, d. h. ungefähr um's Jahr 1580. Da zugleich mit diesem Zeitpunkte die zunehmende litterarische Verarmung der gemeinsprachlichen wie der alemannischen und niederdeutschen Gebiete beginnt, steht der allmähligen Alleinherrschaft der Bibelsprache als des neuhochdeutschen Sprachkanons kein wesentliches Hinderniß mehr im Wege.

Von den Dialekten ist es zunächst das große Gebiet des Niederdeutschen, welches wegen der Gemeinsamkeit der neuen Lehre und der verhältnißmäßigen Verwandtschaft der Sprache der Lutherschen Schriftsprache zufällt. Sogar hochdeutsche Predigt hält mit dem Protestantismus in Niederdeutschland ihren Einzug. Der dreißigjährige Krieg macht der niederdeutschen Schriftsprache gänzlich ein Ende.

Während in Deutschland die Reformation als der mächtigste Hebel für die Ausbreitung des Neuhochdeutschen sich erweist, bewirkt dieselbe in der Schweiz, den politischen Zielen Zwingli's gemäß, das Emporkommen eines gemeinschweizerischen Schriftdialektes, der, auch wenn

er sich den Lauten der Reichssprache anpaßt, doch seine stark mundartliche Färbung behält und in dieser Form als hochdeutsche oder gemeindeutsche Sprache angesehen wird. Beide Spielarten finden ihre Vertretung in der Zürcher Bibel, auch in grammatischen und lexikalischen Werken, und erst die Bibelausgabe von 1589 bildet einen weiteren Wendepunkt in der Annäherung an das Hochdeutsche. Die alte reine Schweizersprache überwiegt, so lange die Zürcher Theologen als die treusten Hüter der Zwinglischen Ueberlieferung die Litteratur beherrschen; die gemeinsprachliche Richtung nimmt mit dem Aufkommen der profanen Litteratur mehr und mehr überhand und behauptet von den achtziger Jahren an allein das Feld, ohne jedoch Einfluß auf die Mundart zu gewinnen, da gegen Ende des Jahrhunderts Zürichs litterarische Thätigkeit bedeutend abnimmt. — Noch weniger kann sich Basel, von Anfang an der Lutherschen Bibelübersetzung zugethan und wegen seiner geographischen Lage, seiner Handelsbeziehungen, seiner Bedeutung im Buchdruck, und als Sitz so vieler fremder Gelehrten der Berührung mit dem Reiche stärker ausgesetzt, des Eindringens der Gemeinsprache in die Schrift erwehren. Die Jahre von 1550 bis 1580 bezeichnen hier den Sieg des Hochdeutschen.

Wir sehen also bereits gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts die neuhochdeutsche Schriftsprache, wie sie durch Luther ihre Erneuerung gefunden, ein bedeutendes Uebergewicht über alle widerstrebenden sprachlichen Richtungen behaupten; Luthers Wirken hat zur Einheit der neuhochdeutschen Schriftsprache den Grund gelegt und die Bahn, welche ihre Entwickelung von nun an zu nehmen habe, vorgezeichnet; der Kampf ist in der Hauptsache entschieden. Die letzten, schwachen und hoffnungslosen Aeußerungen des Widerstandes gegen die vollzogene Thatsache fallen in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts; die Aufregung, Verheerung und Erschöpfung des dreißigjährigen Krieges drängen die Sprachenfrage vollends in den Hintergrund. — Zunächst bleibt uns übrig, das sprachliche Bild des sechszehnten Jahrhunderts durch einige Zeugnisse über die damaligen Grenzen der deutschen Sprache und ihr Verhältniß zu fremdsprachlichen Elementen abzuschließen.

Fünftes Capitel.

Aeußere Verhältnisse des Deutschen im sechszehnten Jahrhundert.

Daß die Reformation, indem sie die Muttersprache durchgängig in den kirchlichen Gebrauch einführte, und die ungemeine litterarische Thätigkeit, die sich an diese Bewegung knüpfte, und die den Anstoß zur Herausbildung einer überall giltigen Schriftsprache gab, die Pflege der deutschen Sprache in der Heimath, ihr Ansehen bei den Nachbarn, ja ein gewisses sprachliches Selbstbewußtsein fördern mußte, ist von vorneherein anzunehmen. Schon die Braunschweiger Schulordnung von 1562 legt Nachdruck darauf, daß bei den Uebersetzungen in's Deutsche auf Schmuck und Anmuth der Sprache gesehen werde[1]). Die Altdorfer Schulordnung von 1575 verlangt noch bestimmter, daß bei diesen Uebersetzungen der Stil nicht „nach cantzleyischer art, welche in der fürsten und stadt-cantzleyen gebräuchlich, geschaffen und gestelt" sei, da in dieser Hinsicht Wörter wie nachdem, demnach ꝛc. ganz weit von einander gesetzt werden, sodaß die unerfahrne Jugend dieser verwickelten deutschen Construction nicht folgen könne. Die kursächsische Schulordnung von 1580 schreibt ebenfalls bezüglich der Uebersetzungen vor, daß dieselben „nach art und eigenschaft der deutschen sprache zierlich verdeutschet werden"[2]). Die Stralsunder Schulordnung von 1591, wenngleich sie die mannigfaltigen Dialekte als einen Uebelstand für die Einführung des Deutschen als Unterrichtssprache beklagt, hebt doch hervor, daß die heimische Sprache nun in der Kirche und vor Gericht die herrschende sei[3]). Eine andere Schulordnung verlangt: „.. sollen die phrases mit denen knaben viel und fleißig geübet, auch in gut-deutsch gebracht werden, damit das lateinreden und -schreiben dadurch gefördert werde"[4]). Mit dem Ausdruck „gutdeutsch" scheint bereits das Hochdeutsche als Schriftsprache bezeichnet zu werden. Wo, wie auf Grenzgebieten, die Uebung in der deutschen Sprache eine fragliche war, wurde von der Forderung des Lateinsprechens in der Schule ausdrücklich abgesehen: »Polonis cum Germanis ludentibus, discendae

---

[1]) Mon. Germ. paed. I, 115.

[2]) Hamm, in Fleckeisens Jahrbüchern, 1881, S. 19, Anm. 89; S. 72, Anm. 187.

[3]) Vgl. ob. S. 225. — Hamm, a. a. O. S. 3, Anm. 8.

[4]) Vormbaum, Evangelische Schulordnungen des 16. Jahrh., I, 241.

et exercendae Germanicae linguae causa eius usus sit concessus« bestimmt die Brieger Schulordnung von 1581[1]).

Nach der westlichen Sprachgrenze hin gibt uns Hans Wilhelm Kirchhoff in seiner Anekdotensammlung „Wendunmuth", 1602 erschienen, zuverlässige Auskunft über die Volkssprache von Metz im sechszehnten Jahrhundert. Wir wissen, daß Metz bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhundert doppelsprachig war, und daß zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts deutsche Bücher dort gedruckt wurden. Nach dem Uebergang der Stadt an Frankreich scheinen sich die sprachlichen Verhältnisse nur allmählig geändert zu haben, Kirchhoff sagt nämlich: „Die Einwohner gemelter Stadt gebrauchen sich mehrertheils der teutschen, anderntheils der lotharingischen oder welschen Sprachen, die Dritten aber reden beide welsch und teutsch, neigen sich doch mehr auff der welschen dann der teutschen Seiten"[2]). — Eigenthümlich gestalteten sich seit der Reformation die Sprachverhältnisse in der Stadt Markirch. Diese wird durch einen kleinen Fluß in einen elsässischen und einen lothringischen Theil geschieden. Die Einwohner der beiden Kirchgemeinden, sagt der gelehrte Grandidier, unterscheiden sich nicht nur durch die Religion, sondern auch nach Sprache, Sitten und Tracht, und dieser Unterschied fällt sofort auf, trotzdem man Häuser findet, die auf beiden Territorien stehen. Dieses Verhältniß erklärt sich aus der Geschichte. Das linke Ufer gehörte ehemals zum Herzogthum Lothringen und nachher zu Frankreich, die Bewohner waren alle Katholiken und sprachen französisch, während die Bewohner des rechten Ufers in ihrer Mehrzahl Protestanten waren und deutsch sprachen.

Im Südwesten bildete Freiburg im Uechtland von jeher die Sprachgrenze. Der um 1470 schreibende Berner Chronist Justinger berichtet zum Jahre 1324: Als nu die von Friburg die rede hielten gen den von Berne und aber böse tütsch retten, do sprachen si also: »Das burg ist fangen halb hunse halb höwe«[3]). — Den Leuten von Saanen muß im Jahre 1500 der neue Graf von Greyerz

---

[1]) Hanns, a. a. O. S. 2, Anm. 4. — Vgl. die ob. S. 211, Anm. 1 citierte Schrift von Wild.

[2]) Wendunmuth, III. Buch, 115. Erzählung. Vgl. Martin im Jahrb. f. Gesch. u. Litt. Els.-Lothr. I, 107.

[3]) Cap. 100 S. 56 der Ausg. von Studer). In einer anonymen Berner Chronik (ebd. S. 346) lautet die Stelle: Und ward ein sprüchwort, als die von Friburg usser welsche zu denen von Bern böse tütsch redent: »Die burg vangen halb unse halb öwe« (Die Burg ist halb von uns, halb von euch eingenommen.

geloben, keinen anderen Castellan zu setzen, als einen deutschen Mann von Saanen[1]).

Im Südosten, im Stromgebiete des Oberrheins, erstreckte sich unter den Merowingern das rhäto-romanische Element noch bis an den Bodensee. Um 850 herrschte in Pfäfers nur romanische Sprache, Wallenstadt heißt 920 noch Riva. Doch schon mit Karl d. Gr., der fränkische Grafen einsetzte, beginnt das Vordringen der deutschen Sprache rheinaufwärts. Unter den salischen Kaisern wanderten Alemannen aus den Gegenden östlich vom Bodensee in das Land ein. Rankweil im Vorarlberg, das in den ältern Urkunden noch Vinomna genannt ist, erscheint vom elften Jahrhundert an unter dem Namen Ranguila. In der Hohenstaufenzeit erfolgte die Ansiedelung deutscher Leute aus dem Wallis[2]). Die Germanisierung schritt von da an geräuschlos, aber sicher vor. 1616 erwähnt der Davoser Guler von Weineck in seiner „Rhaetia" es bereits als Merkwürdigkeit, daß im Walgau ältere Leute noch „grob rhätisch" sprächen.

Schwieriger gestaltete sich der Kampf im Etschlande, gegenüber der italienischen Zunge. In Trient war um 1500 ein Viertel der Bevölkerung deutscher Nationalität. 1517 und 1518 wurde im unteren Fleimsthale ein deutsches Himmelsfahrtsspiel aufgeführt. Aber von 1530 ab tritt für länger als ein Jahrhundert eine Zeit des Rückschlages ein. Der Hang des Landesfürsten, sich mit welschem Wesen zu umgeben, förderte die welsche Sprache selbst in Innsbruck, ja der großjährig gewordene Erzherzog Ferdinand bedankte sich bei den Ständen des Landes für die Uebertragung der Regierungsrechte in italienischer Sprache. Dazu kam noch die Gegenreformation[3]).

Unvergleichlich nachhaltiger war die Beeinflussung, welche das Deutsche selbst von den fremden Sprachen empfieng. Es ist keine neue, aber sehr richtige Bemerkung, daß die größere Masse der Vorstellungen und Kenntnisse, die eine neue Cultur verschafft, nebst dem Verlangen und Bedürfnisse, sie richtig und bestimmt Andern mitzutheilen, auch neue Wörter nothwendig macht, um genau und kurz zugleich die Vorstellungen zu bezeichnen, für die man einen Ausdruck haben soll. So sehen wir zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lateinische Wörter und nach lateinischem Muster geformten Satzbau mit dem Humanismus eindringen. Eine Zeit lang erscheint diese

---

[1] Papiere des schweiz. Idiotikons, nach Johannes von Müller.

[2] Vgl. Studer, Walliser und Walser, eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen, Zürich 1886.

[3] Litt. Bl. 1887, S. 165, 166.

Richtung durch die von Luthers schriftstellerischem Wirken hervorgerufene Pflege der Muttersprache in den Hintergrund gedrängt; dafür bringt aber das neu eingeführte römische Recht eine Masse lateinischer Ausdrücke in die Kanzleisprache. Luther hatte diese Gefahr im Auge, als er sich gegen die Nachahmung des Sprachgebrauches der Kanzleien wendete, und Tschudi bekämpft ausdrücklich diese Sprachmengerei, diese Neuerungssucht, die auf jeder Zeile mit Ausdrücken wie protestieren, jurisditio, appellatz, appellieren, appellat, citieren, concordatz, confin, probieren, fundament, restituieren, arrestieren, potentaten, obligation und dergleichen um sich werfe, wo doch die alten ehrlichen deutschen Wörter genügten: bezügen, gerichtßzwang, zug oder berueffung, ziehen oder berueffen, klaeger, antwurter, laden, vereingung oder vertrag, anstoeß, beweren, grundveste, widerlegen oder ersetzen, verhefften, oberkeiten, verpflichtung oder verschrybung[1]). — Endlich gesellte sich dem schulmäßig gelehrten Hang noch ein italienisch-französischer Zug und Anflug bei, und es wurden auch von daher Fremdworte in das Deutsche gemengt. „Die deutsche Sprache", sagt einer der frühesten Germanisten, Johann Georg Eccard[2]), „blieb rein und von der Einmischung fremder Wörter ungestört bis auf die Zeiten der Kreuzzüge und des Aufkommens der Turniere in Frankreich, wo von denen, die daselbst die Fechtkunst lernten, wie auch nachher von Jenen, die Studien halber nach Paris giengen, nicht wenig Französisches zu uns kam. Sodann brachten unsere Kaiser, je öfter sie mit ihren Rittern Romfahrten unternahmen, nach und nach ganz unvermerkt italienische Worte mit heim. Desgleichen beschummelte (emungebat) das durch ganz Deutschland zerstreute Judenvolk unsere Väter um ihr Geld und gab ihnen dafür ein paar Worte. Als aber Karl V., König von Spanien, zum deutschen Kaiser erhoben wurde und daraufhin manche Kriege in Italien führte, kamen noch viel mehr italienische und spanische Wörter zu uns herüber." Namentlich wurde auch der gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts an den deutschen Höfen immer weiter um sich greifende Calvinismus ein Hauptbeförderer der Verwelschung[3]).

Gleich in ihren ersten Anfängen hat die deutsche Grammatik sich mit der Frage der Fremdwörter zu beschäftigen. Ickelsamer, indem

---

[1] Vgl. ob. S. 290. Wackernagel, LB. III, 1. 386.

[2] Jo. Georgii Eccardi Historia Studii Etymologici Linguae Germanicae. 1711. Cap. XII: »De peregrinis vocibus in lingua Germanica«.

[3] Diese Einwirkung hat vor Rückert Barthold in seiner „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft" 1848 betont.

er die Deutschen zum Studium ihrer eigenen Sprache auffordert, sagt: „Sy (die Deutschen) solten sich auch nit schämen, etwa fremder wörter bedeütung zu lernen und zuerfahrē, dieweil sy auch deren vil in der teütschen sprach ebē so gemain als die teütschē wörter selbs von allerlay dingen gebrauchen. Dañ welcher brauchet und redet nit Supplicatz, Citatz, Policey, Syndicus, Vocat? In der Artzney Recept, purgatz, Clystier, von Kranckhaiten Podagra, Colica, Feber und des gleichen vil. Welches doch nit teütsche Wort sein, sonder Lateinisch und Ghriechisch. Es solten auch die teütschen wissen, das vil der ainsseltigen wort, die sy gantz uñ allain teütsch sein gedencken, noch etwa Lateinisch, Ghriechisch od. Hebräisch sein, als sein mantel, rock, sack ꝛc., ja, das in summa kain so gering wort in der gantzen sprach sey, das nit seinē namen von seinem ampt auß aigner sonderlicher gehaymnuß und bedeütung hab. Und das auch kain sprach, die teütsch sonderlich, gantz lauter, sondern sein all unterainander vermischet. Darumb auch kaine one die andern volkomlich verstanden mög werden. Umb solcher grosser nutzbarkeit und seiner lieblichait willē solten ye die teütschen jre sprach bas verstehn lernē und solt kain wort sein, des ursprung uñ bedeütung sy nit wisten. Dann weme steet es mehr und billicher zu, die Lateinische, Ghriechische und Hebraische sprache recht zuverstehn, dann der sich ain Latiner, Ghriechen und Hebreer berümet uñ nennen leßt? Also wer sol billicher teütsch kündē und verstehn dann die teütschen“ [1]?

Dieser Ton, daß die deutsche Sprache der gleichen Aufmerksamkeit wie die fremden wohl würdig sei, wiederholt sich in weiteren Aeußerungen. Valentin Boltz spricht sich in der Vorrede zur Verdeutschung des Terenz, Tübingen 1539, dahin aus: „Das ist das alt gifft und pestilentzisch Uebel, das wir Teutschen nicht vil acht auff unser Mutterssprach gehabt haben, wie sie gepflegt und auffgebracht werd . . Darob werden auch vil stoltz gelerten murren und sagen, es sey nit löblich, daß man alle Ding also in Teutsche sprach bring, das Latein werde dadurch verachtet“ [2]. Johann Frisius in der Vorrede zum lateinisch-deutschen Wörterbuch vertheidigt die deutsche Sprache mit dem Hinweis, daß, wenn man mit emsiger Hingebung und Eifer seine Verdeutschungen in's Auge fasse und beurtheile, man leicht erkennen werde, welche Fülle, Pracht und Geschmeidigkeit in der deutschen Muttersprache liege. Er habe sich bei seiner Arbeit beflissen, für jedes lateinische Wort den

[1] S. 55 der zweiten Auflage der Grammatik, nach der Ausgabe von Kohler, München. — Vgl. auch ob. S. 265.

[2] Gottsched, Nöthiger Vorrath z. Geich. d. dtsch. dramat. Dichtk., S. 81.

treffendsten deutschen Ausdruck zu geben und dadurch zu zeigen, daß das Deutsche durchaus nicht so arm und unvollkommen sei, wie insgemein angenommen werde; vielmehr stehe es dem Lateinischen an Geschmeidigkeit, Pracht, Reichthum, Wortzusammensetzungen und Menge der Zeitwörter nicht im Mindesten nach.

Ein Beispiel von dem Verhalten der Gelehrten zur deutschen Sprache bietet der um die lateinische und griechische Philologie vielverdiente Joachim Camerarius der Aeltere. In der Vorrede zu einer auf seine Verwendung 1542 zum Drucke beförderten Uebersetzung der Psalmen in deutschen Versen scheint er mit Bedauern die Bemerkung von sich zu machen, daß er sich im deutschen Stil nicht fleißig geübt habe, doch sei es ihm manchmal beigefallen, bei seinen philologischen lateinischen und griechischen Arbeiten auch auf die Muttersprache einen vergleichenden Rückblick zu werfen und selbst manchmal einen deutschen Aufsatz zu machen. Trotz dieser Aufmerksamkeit und Empfehlung der Muttersprache ist jene Epistel das einzige deutsche von Camerarius dem Drucke überlassene Product. „Vor der vielen lateinischen und griechischen Gelehrsamkeit, die ihm seine verdiente Celebrität verschaffte, konnte er wohl nicht zu dieser Beschäftigung Zeit gewinnen“ [1]). — Aehnlich bediente sich der gelehrte St. Galler Vadian, so eifrig er in der Sammlung und Erklärung altdeutscher geschichtlicher Denkmäler und im etymologischen Studium altdeutscher Wörter war, des Lateinischen als Schriftsprache [2]).

Gegen diese Zwitterstellung spricht besonders kräftig Fischart sich aus; er will durch seine Uebersetzungen beweisen, „das wir Teutschen, wa wir uns der Müh nicht verdrüsen liesen und unsere Sprach excolirten, gleich so wol, ja besser als andere unvollkommene gebettelte und gespättelte Sprachen könten die herrliche philosophische Materias inn unserer unvermengten, reynen und für sich selbs beständigen Mutersprach auspringen“. Die Leute seien im Irrthum, „welche alles teutsches Schreiben von den guten sinnreichen Künsten, so etwan von den Griechen und Latinern beschriben worden, schelten und ausplodern, fürgebend, das man erstlich dardurch die Künst inn eyn Kleynachtung pringe und bei Viln Aergernus anrichte“. Die Deutlichkeit und Reichhaltigkeit unserer Sprache erlaube ganz wohl die Neubildung von Kunstausdrücken. — An anderer Stelle wird erwähnt, daß manche Leute meinen, sie müßten die Kinder alle lateinisch auf us und sus nennen. Viel verständlicher und auch wohlklingender seien aber deutsche Namen

[1]) Beesenmeyer, Kl. Beitr. z. Culturgesch. d. dtsch. Spr., III (1804).
[2]) Vgl. Eccard, Hist. stud. etym., cap. VIII.

wie Hildebrand, Sigfrid, Adelgunt, Gerntrud ꝛc. „Der gut Herr acht seinen griechischen Bauernnamen hoch und veracht seinen teutschen ererbten Namen, der je nicht Latein ist". Die Alten und theilweise noch die Niederdeutschen hätten keine Geschlechtsnamen: „Darumb lauts den Mallen und Bottenflemming und den plumpen Holländern so widersinnisch, daß einer soll Diebold Angelgert oder Lenz Ochsenfuß heißen; meynen, ein Hochteutscher habe drumb zwen Vätter, aber Wilhelm Wilhelmsson, Erich Erichsson ist jrs verstands" [1]).

Während Josua Maalers deutsches Wörterbuch bei den Zeitgenossen die seiner würdige Beachtung nicht gefunden zu haben scheint, sei es, daß man die Sammlung des Wortschatzes der eigenen Sprache für unnütz, oder daß man sie gelehrter Behandlung gar nicht werth erachtete: mehr entsprach dem Bedürfnisse der Zeit ein Fremdwörterbuch. Schon im Jahre 1571 erschien zu Augsburg von Simon Rothe ein „Deutscher Dictionarius, das ist solches schwerer unbekannter deutscher, griechischer, lateinischer, hebräischer, welscher, französischer, auch anderer Wörter, so nach und nach in deutsche Sprache kommen sind". Und 1620 zu Basel ein zweites solches verdeutschtes Wörterbuch, von Bernhard Heupold: „Dictionarium, erkleret allerlei schwerer Wörter, so in die deutsche Sprache eingerissen sind".

Einwirkung des Humanismus zeigt sich noch in dem äußerlichen Umstande, daß im sechszehnten Jahrhundert zum ersten Mal deutsche Schriften mit lateinischen Lettern gedruckt wurden, nämlich Hieronymus Tungersheims Schrift gegen Jörg Schönegk, Leipzig 1523, und Luthers Auslegung der zehn Gebote und des Vaterunsers, Basel, durch Valentin Curio, 1523. Doch blieb dieser Gebrauch ein durchaus vereinzelter. Daß die deutschen Buchstaben aus den lateinischen entstellt sind, spricht schon Tschudi aus [2]).

Der fremdsprachliche Einfluß im Deutschen entwickelte sich und wuchs also gleichzeitig mit der grammatischen Regelung und Einigung der Schriftsprache. Alle seine verschiedenartigen Strömungen sind bereits im sechszehnten Jahrhundert so sichtbar, daß ihr ferneres Wachsthum damit begründet war, und daß sie im siebenzehnten Jahrhundert zur vollen Ausdehnung über ganz Deutschland sich entfalten konnten.

---

[1] Vgl. Vorr. z. Ehzuchtbüchlein Wackernagel, Fischart S. 175 6, zur Gemälpoesy Wackern. S. 185; Gargantua, Cap. X.

[2] Wackernagel, LB. III, 1. 384.

Zweites Buch.
Das siebenzehnte Jahrhundert.

Erstes Capitel.
Der Untergang der Litteraturdialekte.

Wie überhaupt die Zeit von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege das allmählige Absterben der volksthümlichen Litteratur, das Ueberwiegen der Bildung des classischen Alterthums und der modernen französischen, die Erdrückung der Volksmäßigkeit durch die Gelehrsamkeit darstellt, so fallen die letzten Ausläufer des Dialektes als Schriftsprache in die ersten Jahrzehnte des siebenzehnten Jahrhunderts. Auf das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges folgt lediglich eine Litteratur der Gelehrten in der hochdeutschen Schriftsprache.

Das völlige Erlöschen der niederdeutschen Schriftsprache zu Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts und Hand in Hand damit die Verwerthung der Mundart zur komischen Darstellung gemeiner Redeweise in den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig haben wir oben geschildert.[1]). Fast nur noch zu Gelegenheitsgedichten oder zu Humoresken und Satiren wählte man jetzt die heimische Mundart. Unter den vielen Schauspielen, die Niederdeutsches einmischen[2]), ist als besonders bezeichnend hervorzuheben das zuerst 1609 zu Magdeburg erschienene Spiel von der blinden Liebe: Amantes amentes von Gabriel Rollenhagen dem Jüngern: „Alles nach art unnd weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten auf gut Sächsisch gereimet." Das Stück enthält neun Personen, von denen der Knecht und die Magd plattdeutsch, die andern Personen vornehm-

[1]) Vgl. ob. S. 223 ff.
[2]) Vgl. Wackernagel, LG. § 106.

meren Standes hochdeutsch reden[1]). — In einem Schriftstücke von 1607 aus einer mitteldeutschen Stadt aber wird unter „sächsischer Sprache" nicht etwa die niederdeutsche, sondern geradezu die meißnische oder obersächsische Schriftsprache verstanden, ein auffälliges Zeichen für das Verschwinden jenes Schriftdialektes[2]). — Der Magdeburger Gabriel Rollenhagen übersetzte 1603 altgriechische Anekdoten „in unser gewöhnlich teutsch" und meinte damit nicht das Niedersächsische seiner Heimath, sondern die meißnische Schriftsprache; dieser hatte sich schon sein Vater Georg Rollenhagen bedient in seiner Umgestaltung der Komödie des Hieronymus Ziegler von der Opferung Isaaks (Augsburg 1544), die zuerst lateinisch erschienen und darauf „in ungebreuchlicher sprag transferirt" worden war — hier scheint bereits der Gegensatz der mitteldeutsch-lutherschen gegen die süddeutsche Bücherspräche angedeutet[3]).

Nicht genug also, daß aus dem Schriftgebrauch das Niederdeutsche verdrängt ward, auch in der Sprache des Verkehrs begann es bereits gegenüber dem vornehmeren Hochdeutsch für ein Zeichen der Unbildung gehalten zu werden. Johann Micraelius in seiner Beschreibung des Pommerlandes, 1639, klagt darüber: „Die alten Suevi haben auch noch die rechte sächsische Wurzel ihrer alten niederdeutschen Sprache mit in Helvetiam gebracht und daselbst den Schwythern oder Sweytzern, das ist Schwewitzern ihren Namen und ein groß Theil ihres Idiomatis mit ertheilet. Dagegen hat die sibilierende und mit vielen harten Diphthongis erfüllete hochdeutsche Sprach der Franken auch sich hin und her ausgebreitet, und die Suevi oder Suobeni, die sich in Schwaben setzeten, haben sie gar gelernet. Die Obersächsische auch in Meißen und Thüringen haben sie sich belieben lassen, als ihnen von

---

[1] Vgl. Gädertz, Gabriel Rollenhagen der Jüngere und seine Werke. — Eine Anzahl niederdeutscher Bauernkomödien des 17. Jahrh. hat Hermann Jellinghaus 147. Publ. d. Stuttg. litt. Ver. herausgegeben. Daß dieselben zu ihrer Zeit in dem sprachverwandten Holland weit mehr Anklang gefunden zu haben scheinen als in Deutschland selbst, ist auch ein Beweis für den vollständigen Niedergang des Dialekts gegenüber dem Hochdeutschen. — Eine niederdeutsche biblische Komödie „Elias" veröffentlichte 1633 der Hamburger Pastor Johann Koch. Auch sein berühmterer Landsmann Johann Rist 1607—1667 verwendete in seinen Schauspielen die niederdeutsche Sprache, namentlich in den komischen Schalthandlungen oder Zwischenspielen. Das Hamburger Volkstheater hat überhaupt von Anbeginn bis auf die neueste Zeit niemals gänzlich auf die Mitwirkung des Niederdeutschen verzichtet. Vgl. darüber das ausführliche Werk von Gädertz: „Das niederd. Schauspiel", ganz eigentlich eine niederdeutsche Theatergeschichte.

[2] Vgl. Paul und Braunes Beitr. IV, 11, Anm. 2.

[3] Gädertz, Rollenhagen, S. 5 u. 44.

den Hochdeutschen die hilfreiche Hand geleistet ward, daß sie die windische Völker, so bei ihnen auch sehr überhand genommen hätten, heben möchten. Wir andere Sachsenleute haben nun auch eine Zeitlang an unserer Muttersprache einen solchen Ekel gehabt, daß unsere Kinder nicht ein Vaterunser, wo nicht in hochdeutscher Sprache, beten, und wir keine Pommerische Predigt fast mehr in ganz Pommern hören mögen, weil es Alles muß hochdeutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, geredet und verabscheidet werden, und unser männliches atticierendes Tau muß allenthalben der sigmatisierenden Sprache weichen. Unterdes kann genugsam aus Lamberto Schafnaburgensi und Anderen dargethan werden, daß die sächsische, suevische oder gothische Sprache die rechte alte deutsche Sprache ist, wie denn auch Beatus Rhenanus aus Plinio solches darthut, der Erlisborn und nicht Erlisbrun geschrieben hat. Die Nomina propria der alten deutschen Helden bezeugen es auch, welche nicht besser als aus der alten sächsischen Sprache können restituieret werden. Und da Victor Episcopus Uticensis in libro de persecutione Vandalica eines Bischofs Felicis gedenket, welcher hat müssen von Andern getragen werden, spricht er, daß er ex transverso vinctusq. super burgonem quoddam lignum truncum getragen sei, daraus abzunehmen, weil burgo oder eine Börge, von welchem Worte weder die Lateinische noch andre Deutsche etwas Gewisses wissen, den Pommern und Niedersächsischen vom bören, das ist heben und tragen, heißet, daß die Vandali nicht hochdeutsch, sondern solche Sprache, die annoch bei unsern Leuten bekannt ist, geredet haben. Aber wie gesaget: das Alte muß dem Neuen weichen, und wer kann wider eines ganzen Leibes Gewohnheit?"

Daß Micraelius, wenn auch in verfehlter Beweisführung, die schweizerische Sprache an Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der niederdeutschen gleichsetzt, ist nicht ohne Bedeutung, es wird damit schon für das siebenzehnte Jahrhundert ausgesprochen, daß diese beiden Mundarten die einzigen sind, die gegenüber der fränkisch-hochdeutschen Schriftsprache ihre Eigenart bewahrt haben. — Ein anderer Autor nennt das Niedersächsische den ältesten, würdigsten und ursprünglichsten aller deutschen Dialekte, ja sogar an Zierlichkeit könne er mit den übrigen um die Palme ringen[1]).

Ein warmer Vertheidiger des Niederdeutschen ist der Dichter Johann Lauremberg. Lauremberg, geboren 1590 zu Rostock,

[1]) Cl. Joh. Mollerus in Isagoge ad Historiam Chersonesi Cimbricae. cap. III, § 2.

1619 Professor, dann bis zu seinem Tode 1658 in Dänemark, veröffentlichte 1652, nachdem er früher hochdeutsch gedichtet, vier niederdeutsche Scherzgedichte, von denen die drei ersten das Verlassen der alten Sitten und die Nachahmung der Franzosen geißeln, während das vierte eine warme Lobrede auf die niederdeutsche Sprache ist. „Alles, was er niederdeutsch gedichtet hat, ist in hohem Grade einfach, ungezwungen und natürlich, sodaß es den wohlthätigsten Eindruck gegenüber den halben oder falschen Tönen macht, die damals von hochdeutschen Dichtern angeschlagen wurden. Lauremberg muß immer fühlbarer den Vorzug des Niederdeutschen vor dem Hochdeutschen erkannt, und eben das ihn bewogen haben, seine eigenen hochdeutschen Versuche fallen zu lassen[1]." Lauremberg zeigt uns aber auch, wie wenig damals die Litteratur aus dem Norden in's übrige Deutschland vordrang; ein einziger von seinen Zeitgenossen erwähnt und rühmt die Scherzgedichte. — Lauremberg ist wie Micraelius und Moller der Ansicht, daß das Niedersächsische die unverfälschte deutsche Sprache sei, das Hochdeutsche nennt er läppisch und irreführend, sodaß man schier nicht wisse, ob es welsch sei oder deutsch[2]). Im selben Gedichte aber läßt er den Hochdeutschen zum Niederdeutschen sagen:

„Ja selbst in eurem Land, bei euren Landesleuten,
In allen Kanzelei'n ist unsre Sprach gemein,
Was Deutsch geschrieben wird, muß alles Hochdeutsch sein.
In Kirchen wird Gott's Wort in unsrer Sprach gelehret,
In Schulen, im Gericht, wird nur Hochdeutsch gehöret.
Eu'r eigne Muttersprach ist bei Euch selbst unwerth,
Wer öffentlich drin red't, den hält man nicht gelehrt."

So lange in niederdeutscher Sprache Bücher gedruckt wurden, hieß sie die „sassische", Lauremberg nennt sie auch „nedderdüdisch"[3] und „neddersassisch"; nunmehr kam, gleichsam um ihre Erniedrigung zur bloßen Volksmundart mit zu bezeichnen, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Benennung „plattdeutsch" auf. Der Ausdruck muß bald verbreitet und gefestigt gewesen sein, denn schon 1704 nimmt ein Vertheidiger des Niederdeutschen, der Theologe Raupach, keinen Anstand, seine Exercitatio de linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemptu injusto Rostock) deutsch zu nennen: „Von unbilliger Verachtung der plattteutschen Sprache."

---

[1] Jacob Grimm über Lauremberg, Germania II, 298 ff.

[2] IV, 569 70.

[3] Schon der Kölner Druck der Geschichte von den vier Haimonskindern, 1604, trägt auf dem Titel den Vermerk: „Auß dem Nider Teutschs in unser gemein Teutschs übergesetzt". Ausg. v. F. Pfaff, Freiburg 1887.

Der Verfasser erhebt bittere Klagen darüber, daß die plattdeutsche Sprache trotz ihrer Zierlichkeit, Anmuth und Fülle aus öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeits- und Leichengedichten verbannt sei und ihren Aufenthalt in elenden Bauernhütten suchen müsse. Die Schriften, sagt er, die darin verfertigt worden, lasse man von den Mäusen fressen oder mache Pfefferdüten daraus, ja man müsse nicht ohne Grund in Angst stehen, daß sie mit der Zeit in gleichem Werthe mit der Hottentottensprache würde gehalten werden. Hingegen habe man überall ich weiß nicht was an der meißnischen Sprache gefressen; selbige werde so gemein, daß, wenn ein Pflugknecht höflich thun wolle und ein Bauer sich den Schnabel begossen habe, so müsse er meißnisch reden.

Im Laufe von nicht viel mehr als anderthalb Jahrhunderten ist mithin eine Bewegung zum Abschluß gelangt, durch welche die niederdeutsche Sprache nicht bloß aus dem schriftlichen Gebrauch, sondern sogar aus der Mundart Derjenigen verdrängt wurde, die berufen gewesen wären, sie vor der Verrohung und Verarmung in den niedersten Schichten des Volkes zu bewahren. Ein stummes Jahrhundert folgte auf Lauremberg. Johann Heinrich Voß war der Erste, der wieder niederdeutsch dichtete. Das neunzehnte Jahrhundert, volksthümlicher Entwicklung günstiger als die vorigen, hat namhafte Schriftsteller zu Versuchen in der niederdeutschen Mundart veranlaßt; doch ist diese litterarische Erhebung zu spät gekommen, um dem Niederdeutschen die entfremdeten Kreise wiederzugewinnen, und der Beifall, den jene Werke über die Grenzen ihres Dialektgebietes hinaus gefunden, scheint mehr dem schriftstellerischen Talente als der Sprache der Autoren zu gelten. „Das Niederdeutsche gleicht jetzt einer umgehauenen Eiche, die zwar von der Wurzel aus noch kräftige Schößlinge treibt, aber ihre majestätische Krone verloren hat.“ (Lübben).

Ueber die Schriftsprache des alemannischen Gebietes besitzen wir noch aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ein wichtiges Zeugniß in einem Werke, betitelt: „Teutsche Orthographey und Phraseologey, dz ist ein underricht, Teutsche sprach recht zu schreiben: Sodann allerley außerlesene Teutsche Wörter und Formen zu reden, wie solche dieser zeit so wol in mündtlichen Fürträgen als auch im Concept und Schreiben gebraucht werden. Auß Missiven, Supplicationen uñ viel andern Schrifftlichen Producten, die von Röm. Keyſ. May., der Chur: Fürsten und Herren, auch etlicher fürnemmer Stätten Teutschlandes Cantzleyen außgangen und bey denselben eynkomen sind, zusammen getragen. Mit vorgehender vō Teutscher sprach ursprung, und an was orthen dieselbig dieser zeit recht geschrieben werde, kurtzer

erzehlung." Verfasser ist Johann Rudolf Sattler, Notarius und Gerichtsschreiber zu Basel. Das Werk fand rasche Verbreitung, da es von 1606(?)—1610 dreimal gedruckt wurde. Andere stilistische Werke Sattlers: Notariat- und Formularbuch, Briefbuch, Werbungsbüchlein erfreuten sich ähnlicher Beliebtheit[1]). — In dem vom 12. März 1607 datierten, an Meister und Rath der Stadt Kolmar gerichteten und der „Orthographey und Phraseologey" vorgedruckten Dedicationsschreiben spricht der Verfasser die Ansicht aus, an solchen Orten, deren Kanzleien auf die Richtigkeit der Sprache viel halten, könne man am besten beurtheilen, wie übel, ja mehr als übel es stehe, wie verkleinerlich und verächtlich es sei, so Einer seine Muttersprache nicht recht schreiben könne, wie zierlich dagegen, wenn er das, was er reden oder schreiben solle, mit gebräuchlichen deutschen Wörtern und Phrasen vorzubringen wisse, denn nur solche Schriften und Reden, in welchen eine richtige Schreibung sammt gebräuchlichen deutschen Wörtern und Redensarten sich befinden, würden mit Wohlwollen gelesen und angehört. — In diesen Worten liegt ein Hinweis auf die Vermeidung dialektischer Eigenthümlichkeiten und den Anschluß an die gebräuchlichsten Muster.

Ueber den Ursprung der deutschen Sprache gibt Sattler die Ansichten des Clajus wieder[2]), dessen Werk, wenn er es auch nicht nennt, er zu kennen scheint, und fährt dann fort (pag. 6ff.): „Ob nun gleichwol auß vorerzeltem allem verstanden worden: Wenn und woher die Teutsche Sprach jhren ursprung gewonnen haben möchte, und an welchen orten die diser zeit in ubung seye: so kan doch niemandts für gewiß anzeigen, in welchem Land, Statt oder Flecken dieselbig also beschaffen: daß man deren im Reden und Schreiben gewiß folgen könne. Dann dieser zeit ein jeder Flecken, geschweig jetzt der Landen und Stätten, seine Dialectos, das ist sonderbare und eigene weisen oder gattungen zu reden hat. Mein zwar in dieser wichtigen Sach gering und einfeltig Judicium oder Urtheil zu fellē, halte ich dafür, daß diser zeit bei der Röm. Key. Mayest. Hoffs, den Nider: Ober: unnd Vorderösterreichischen Landen, deßgleichen dem hochloblichen Key: Cammergericht zu Speir, sodañ bey Churfürst. Meintzischer, Churfürstlicher

---

[1]) Vgl. Reichards Vers. einer Gesch. d. dtsch. Sprachk., S. 55 ff. — Die Wernersche Schulgrammatik von 1629 und des Schlesiers Samuel Butschky „Hochteutscher Schlüssel zur Schreibrichtigkeit oder Rechtschreibung" entlehnen ohne Quellenangabe ganze Seiten aus Sattler.

[2]) Vgl. ob. S. 259.

Pfaltzgräfischer, Churfürstlicher Sächsischer unnd Churfürstlicher Brandenburgischer; Fürstlicher Wirtenbergischer, Fürstlicher Marggrävischer Badischer, der Loblichen Statt Augspurg, Nürenberg, Ulm, Franckfort, Wormbs, Straßburg ꝛc. unnd dergleichen Cantzleyen im schreiben die rechte Teutsche Sprach gebraucht werde. Wie dann auch die Reichsabscheid, deß Key. Cammergerichts Ordnung, viel Teutsche Bücher in Rechten und die Formular sampt etlichen Geschichtschreibern, als Flavius Josephus, Titus Livius, Sleidanus ꝛc., in Teutsche Sprach gebracht, solcher maßen beschrieben seind.

Mag derowegen meines geringfügen Bedunckens schließen: daß im reden und schreiben Teutscher Sprach, wie die bey allerhöchst: höchst: hoch: unnd wohlgedachten Cantzleyen geschrieben nnd in nechstgemelten Büchern gedruckt gefunden wirdt, dieser zeit nachzufolgen seye. Es wirdt aber hierzu niemandt verbunden; sonder es stehet zu eines jeden freyen willen, im reden und schreiben Teutscher Sprach zu folgen, wem er will."

Unbeschadet des landschaftlichen Sprachgebrauches erkennt Sattler die gemeindeutsche Kanzleisprache als die beste Norm für die Schrift an. Für die Darstellung der Orthographie nennt er Johann Elias Meichsner und Johann Kolroß als seine Vorgänger. Bevor er zu den Regeln selbst übergeht, erinnert er den Leser nochmals, „daß, wie in allen anderen sprachen, also auch in Teutscher nicht durchaus der Orthographey halben, das ist, wie man recht schreiben soll, gewisse Reguln zu geben seyen uud man derhalben in dem, da keine vorhanden, guten bewehrten Authoren und Scribenten nachfolgen und ein oder das ander wort, darumb man (wie gehört) kein gewisse Regul hat, auff die weiß, wie solche sie geschrieben haben, schreiben müsse".

Aus diesen Regeln heben wir folgende Punkte hervor: pag. 13/14 wird die Lautverstufung verboten.

pag. 14: „Der Buchstab e wirdt mehrerteils für den Diphthong ä geschrieben, auch dafür gelesen, als: begeren, geben, nemmen, leben, recht, gerechtigkeit, schemen ꝛc. Dise unnd dergleichen Wörter werden mit dem e geschrieben unnd doch gelesen oder außgesprochen, als wann die also geschrieben weren: gäben, nämmen, läben, rächt, gerächtigkeit, schämen".

pag. 15: „Alte erfahrene und wohlgeübte Schriftsetzer, wann sie ein lateinisches Wort mit teutscher Sprache vermischt finden, betrachten sie, ob dessen Terminatio, End- und letzte Sylben teutsch oder lateinisch sey. Da sie lateinisch ist, als in den Wörtern commissio, pro-

batio, appellatio, supplicatio ꝛc., setzen sie die mit lateinischen Buchstaben. Falls aber die Terminatio, End- oder letzte Sylb teutsch ist, als in Commission, Probation, Appellation, Supplication ꝛc., setzen sie die mit teutschen Buchstaben. Welches dann ich, weil es durch sie mit etwas Grund beschicht, allhie einbringen wollen. Ich aber halte dafür, daß die lateinischen Wörter, es seien derselben letzte Sylben teutsch oder lateinisch, weil es Latein ist, mit lateinischen Buchstaben geschrieben werden sollen".

pag. 17 heißt es bezüglich der Unterscheidung von anlautendem v und f: „Darumben auch nicht wenig auf den Gebrauch gesehen werden soll."

pag. 18: „In dem Gedruckten werden beynahen in einer jeden Lineen drei oder mehr Versalen [große Anfangsbuchstaben] gefunden. Als ich ettliche alte, erfahrene und geübte Schriftsetzer, warumbe solches beschehe, befraget, sagten sie mir, es sei der teutschen Sprach ein Zierd, und könne es der Einfältige desto besser verstehen; als, da sie forcht, personen, gericht ꝛc. und dergleichen Wörter mit Versalbuchstaben setzen, sei es der Schrift ein Zierd, und vermerke der einfältige Leser, daß forcht, personen, gericht ꝛc. etwas mehreres als aber sonsten ein gemein Wort auf sich habe. Dahero sei es auch also zu halten bei den Truckereien aufkomen. Welches dann, obwohl es im Latein nit gebraucht wirdt, ich doch nicht für bös halte".

pag. 20: „. . wölle keiner, der sich ohne das im reden und schreiben rechter teutscher Sprach gebraucht, gedencken, man wisse wohl, daß man schreiben solle leiden und nicht liden, streiten und nicht striten, tausch und nicht tusch, dein und nicht din ꝛc. Dann ob wohl solches jhme bekannt, so folgt doch nicht darauß, daß man darumbe dessen auch in diesen Oberteutschlanden, allda man im reden und schreiben gar viel das i für ei und u für au ꝛc. braucht, wissenschaft habe".

pag. 25: „Bey guten Authoren, die noch vor wenig Jahren im Truck außgangen, wird gefunden, daß dieser Unterscheid zwischen dem für und vor gehalten worden: für haben sie gebraucht an Statt des lateinischen pro, als: für einen schreiben, fürschreiben, Fürsprach, fürgehen; sodann das vor an Statt des lateinischen ante, als: er ist vor jhme allhie gewesen, vorgehen, vormals ꝛc. Vor kurzer Zeit aber ist es dahin kommen, daß man ohne Unterscheid das vor gebraucht, redet und schreibt: vor einen schreiben, Vorschrift, Vorsprach, vorgehen ꝛc. Für einen gehen und vor einem gehen sind ja zweyerley. Darumb ich meiner Einfalt nach (männiglich ungetadelt) dafür halte,

daß solches vielmehr aus Mißbrauch weder aber mit guten Fundamenten beschehe".

Im orthographischen Wörterverzeichniß wird die neuhochdeutsche Lautreihe bei jedem Beispiel ausdrücklich geboten, also ei statt i: Eingang, Eintrag, Eisen, fein, feiren, fleiß, Geitz, keichen, leimen, meiden, mein, Neid, Pfeil, preisen, reiben, reiten, Schein, schleichen, schneiden, schreiben, schweigen, Schwein, sein, speiß zum Unterschied von spiß, bratspiß, Streit, streiten, treiben, Treiber, weiß, Weißheit, Zeit, Zweifel.

eu statt ü: feucht, Freund (nit: Frind) keusch, Leuth, teutsch, Zeug, zeugenverhör (nit nur mit dem u oder i).

ü statt üe: Gemüt, rühig (und nit ruewig).

au statt u: auff, auß, Brauch, Gebrauch (bruch, steinbruch mit dem u), faul, Faust, Hauff, Hauß, Haut, jauchtzen, kaum, kraus, Kraut, lauter, Maul (etwas subtiler zu reden braucht man Mund für Maul), Maur, rauschen, saugen, saur, Schaum, schnauffen, tausent, Traub, Weintraub, Trawren, trawrig, trawrigkeit, Zaun.

â statt ô: Frag, ja, Kaat, Maaß (Fleck), zwar.

o statt u: König, Woll oder Wull, Gonst, gönstig, gönnen oder Gunst, günstig, günnen. Unterschieden werden aber Dolen (cloca) und Dulen (monedula).

h statt ch: anfahen, Lehen, sehen.

Warnung vor Eigenthümlichkeiten der Basler Mundart spricht sich aus in dem Verbot, Freund, Zeug, züchtig mit i zu schreiben; liegen und leugnen oder laugnen, lehren und lehrnen, Balck (Tram) und Balg, Büsen (sinus) und büssen, Haar und die Harr werden ausdrücklich auseinandergehalten; für Bann, Fall, Karr, Karren wird doppelter Consonant vorgeschrieben, woraus zu folgern ist, daß schon zu jener Zeit in diesen Wörtern gedehnter Vocal gesprochen wurde.

Dialektische Abweichungen sind in der Orthographie Sattlers ziemlich selten. Er schreibt noch Aesche (cinis) zur Unterscheidung von Esch (fraxinus), Läger, Näyen, jägen, Jamer mit einfachem m, dagegen Namm, Stammen, nemmen, Vatter, under „mit dem d, wie bei guten teutschen Autoren zu sehen, es wird aber auch jetzt von Etlichen geschrieben unter".

Häufiger sind Idiotismen oder im Neuhochdeutschen veraltete Wörter:

abgwaltigen abnöthigen.
abereins, abereinist abermals.
abstellen abschaffen.
Anrein Landmarche.

Ansprach Anforderung.
Anwandung Landmarche.
anwifflen anzetteln.
auffdrechen: Einem eine Miſſethat, die er nicht begangen, aufdrechen (beimeſſen).
befahren befürchten.
beiten warten.
bekantlich geſtändig.
benügen.
Bescheidenheit Beſcheid.
besprachen unterreden.
Bestender Pächter.
Betrang Drangſal.
beveilen beläſtigen: ſich der Mühe und Arbeit nicht beveilen laſſen.
Bezieg Anzüglichkeit.
Brautlauff Hochzeit.
dickmal vielmal.
doll kühn.
Durchachtung Acht, Bann.
ehender eher.
eräfern erneuern.
Erbärmd Mitleiden.
erwinden ermangeln, Mangel erſcheinen laſſen.
geleben nachleben.
Gelttag: es iſt ein Gelttage ausgekündet.
Gerechtigkeit Gerechtſame.
Geschwindigkeit Practick: Es begegnen meinem Gottshaus in dieſen gefährlichen, ſorgſamen Läufen und Zeiten ſolche Geſchwindigkeiten.
gesibt verwandt.
Gestaltsame Beſchaffenheit.
Gewaltsame Gewaltſamkeit.
Glimpff Fug, Urſach.
Gülten Zins.
Finantz Wucher.
Fug Anlaß, Urſache.
Fürkauff.
in die Harr in die Länge.
Herberg Beherbergung.
Imbis Mittagsmahl.
Imm Biene.
Irrung Streit, Span.
Karr Schüſſel.
Karchen Karren.
Kiesung Wahl.
kündig ſparſam.
Läuff Zeitläufte.
Leumbden Achtbarkeit.
Maaß Fleck.
Miltigkeit Barmherzigkeit.
nachmalen ſpäterhin.
nachsetzen nachkommen, Folge leiſten.
Nießen Nutzen.
ring, gering leicht.
schimpflich kurzweilig.
schlecht einfach.
Stammen Abſtammung.
schmitzen ſchmähen.
Thediger Schiedsrichter.
thorecht thöricht.
Tram Balken.
Trotten Kelter.
Underseß Unterthan.
unverlängt unverweilt.
unverzogenlich unverzüglich.
verfenglich nützlich.
Vergnügung Erſtattung.
verhefften verhaften.
Verstand Verſtändigung.
verthädigen verantworten.
walen wälzen.
Zufahl geben bewilligen.
Zwing und Bann Gemarkung.

Für eine besondere Eigenthümlichkeit der alten Kanzleisprache, Häufung von synonymen Ausdrücken, bietet Sattler die reichste Ausbeute [1]).

Wir haben die Zürcher Bibelübersetzung verlassen, wie sie im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts der hochdeutschen Sprache in Lauten und Formen immer mehr sich annäherte. Als nun im Jahre 1629 der Mangel an vorräthigen Exemplaren zunächst zu einer neuen Ausgabe des Neuen Testaments führte, stellte der Herausgeber, Antistes Breitinger, den Grundsatz auf, „daß dieß New Testament unserm volk wiederumb gegeben wurde in seiner Eidgenössischen, anerbornen mutterspraach, da sonsten jetz etliche jar har, so oft die Testament in einer oder andern form bey uns außgegangen, vil außländische und solche wort nach und nach eingemischt worden sind, davon unsere leut im läsen nit wenig verdruß empfangen habend". Trotz dieser guten Absicht gewährt die Ausgabe keinerlei Ausbeute an Ausdrücken, welche nunmehr an die Stelle von jenen „ausländischen Wörtern" der vorangehenden Ausgaben getreten wären, es ist vielmehr eine öftere Annäherung an die Lutherische Bibelübersetzung bemerklich. Nur in der Formenlehre scheint eine theilweise Rückkehr zum Gebrauche

---

[1]. Ochs führt in seiner Geschichte der Stadt Basel (VI, 816 ff.) eine Reihe gehäufter Ausdrücke der Amtssprache als einen Mißbrauch an: Wandeln und wäfern. Die da des Beitens und Verzugs nicht erleiden. Verwandt und befreundet. Geleben und nachkommen. Rede und Antwort geben. Schänden und schwächen. Beschicken und berufen. Arrest und Verbot. Schmach und Schande. Nach Gestalt und Gelegenheit der Sache. Feuer und Rauch. Treiben und brauchen. Zugehen und geschehen. Soll dies ihnen folgen und werden. Auf Etwas Specht und Achtung geben. Argumente und Gründe. Reserviert und vorbehalten sein. Anempfehlen und recommandieren. Observieren und vollziehen. Sich müßigen und enthalten. Null und nichtig erklären. In seinem Wandel, Thun und Lassen. Zu Schutz, Putz oder Trutz. Fug, Macht und Gewalt haben. Ruhig, unangefochten und gesichert. Heimstellen, übergeben und überlassen. An der Ehre verletzlich, nachtheilig und schädlich sein. Der Ehre einer Person Satisfaction, Kehr und Wandel thun. Clausel, Punkt und Artikel. Gänzlich aufgehebt, hin, todt und ab sein. Wahr, fest, stets und unverbrechlich halten. „Endlich müssen wir die beliebten Pleonasmen: Wohlwollen, Gewogenheit und Benevolenz nicht vergessen, die da einige unserer Redner bei feierlichen Anlässen so gerne anwenden. Oft zählt man nur die Wörter und erwiegt nicht ihre Bedeutung". „Woher mag dieser Gefallen an Pleonasmen entstanden sein? War es, weil die Schreiber lange Aufsätze ablesen wollten, damit man fände, daß sie ihre Emolumente wohl verdient hätten? Oder, weil ein gewisser Numerus, eine gewisse Wortfülle, das Lesen erleichtert und das Gehör der Anwesenden eher befriedigt als kurze Sätze? Oder, weil die zerstreute Aufmerksamkeit derselben unter mehreren Pleonasmen doch einen hoffentlich auffassen wird? Oder endlich, weil die laue Gemüthsart wiederholte Erschütterungen bedarf, um Theilnahme zu empfinden?"

der älteren Ausgaben sich vollzogen zu haben. Die Conjugation behält im Plur. die Endung nd und der Unterschied von Judicativ und Conjunctiv wird streng festgehalten, z. B. habend — habind, sehend — sehind, preisend — preisind. Mundartlich sind die Imperative biß. gang, sich. Statt des Präteritums steht das Perfect noch fast ausschließlich. Dagegen ist die Vorsylbe ge im Part. Perf. jetzt viel öfter gebraucht, z. B. getauft statt tauft, gegangen statt gangen. Die Diminutivendung -ly, z. B. pünktly (Matth. 5,18), kindly (Matth. 2,11 , lautet -lin oder -lein (pünktlin, kindlin). Statt was heißt es jetzt überall war. Der früher selten gebrauchte Inf. Act. mit zu erscheint nunmehr oft, z. B. Matth. 5,28: »Ein jeder, welcher ein weib ansicht, jhrer zu begären«, früher: »daß er jren begärt«. Matth. 6,1: Daß ihr euwer almosen nit thügind vor den leuthen, von jhnen gesehen zu werden«, früher: »auff das jr von jnen gesähen werdind«. Eine wesentliche Aenderung ist die Einfügung des Dehnungs-h, z. B. im Pron. pers. jhm, jhn statt jm, jn: lohn, mehr, fahren statt lon, mer, faren.

Zur Ausgabe der ganzen Bibel von 1638, in welche der Text dieses Neuen Testamentes unverändert herüber genommen wurde, bemerkt Breitinger, „es sei der Stilus ziemlich nach dem oberdeutschen (d. h. schweizerischen) Dialekt accommodiert worden“ [1]).

Den entschiedenen Uebergang zur hochdeutschen Sprache bezeichnet die revidierte Uebersetzung des zürcherischen Bibelwerks von 1665 bis 1667. Dieser Entschluß tritt schon in dem Gutachten der Commission zu Tage: „Den Stilum und die Orthographiam betreffend, soll es, sofern es seyn kann, dergestalt eingerichtet werden, daß die Version so wol in der Eidgnoßschaft als bei den Hochdeutschen verständlich sey“. Für den Anschluß an's Hochdeutsche hatte sich namentlich das Gutachten von Stephan Spleiß, Rector am Gymnasium zu Schaffhausen ausgesprochen: »Orthographiam Germanicam probo, quia fiet, ut exteris quoque gratior sit futura nostra versio nostratibusque minus peregrinae sint futurae exterorum versiones«. Offenbar konnte die sprachliche Umwandlung nur deshalb vollzogen werden, weil die hochdeutsche Sprache, wie das angeführte Gutachten von Spleiß bemerkt, „in der Herren zu Zürich löblicher Stadt und Landschaft bereits je mehr und mehr bekannt war und auch von Ungestudierten und Ungereisten leichtlich verstanden ward“. Zudem hatte

[1] Vgl. Mezger, S. 222—228. — Noch die Christenliche Ordnung und Bräuch der Kilchen Zürich, 1644, hat alte einfache Längen neben den neuen Diphthongen. Pap. des schweiz. Idiotikons.

trotz allem Widerstreben, das sich auch in einigen der genannten Gutachten sehr bestimmt ausspricht, die Lutherische Uebersetzung bei Vielen Eingang gefunden[1]). — Die Verbalformen, die bis 1638 schweizerisch waren, sind jetzt hochdeutsch. Das schwache Präteritum, welches bisher auf -et oder -t ausgieng: schauwet, machet, bracht lautet jetzt auf -te: schaute, machte, brachte; die starken Prät.-Formen schein, schrei sind umgewandelt in schien, schrie. Die Diminutivendung -lin ist verhochdeutscht: stäudlein, männlein, fräulein.

Mit der Annahme der neuhochdeutschen Laute und Formen mußte sich die neue Uebersetzung auch mehr zu Luthers Text hingedrängt sehen. So ist denn namentlich ein großer Theil seines Wortschatzes an die Stelle der früheren schweizerischen Ausdrücke getreten: grimen (unwürse), schauen (lugen), Räthsel (räterschen), geängstigt (zerknitscht), behüten (vergoumen), unbefleckt (unvermasget), besser (weger), geschlachtet (gemetzget), zusammenflicken (zusammenbützen), teich (wette), aufstehen (aufwütschen), heilen (arznen), widersprechen (widerbäffzen), hole Hand (gauffen), Herbst oder Weinlese (wümmet), hören (losen), hügel (bühel), gelegene Zeit (kommliche Zeit), erheben (sträußen) u. a. m.

Keine der folgenden Ausgaben kehrte zum früheren Idiom zurück; wohl aber hat diese Bibelausgabe wesentlich dazu beigetragen, die hochdeutsche Sprache in der deutschen reformierten Schweiz zur allgemeinen Geltung zu bringen[2]). Ludwig Lavaters 1670 neu herausgegebener „Bericht von Gespenstern“[3]) trägt auf dem Titel den Vermerk: „Anjetzt mit sonderbarem Fleiß aus der lateinischen in die hochdeutsche Sprache übersetzt“[4]).

Eigenthümlich ist die Antwort Berns auf die Einladung Zürichs zur Theilnahme an der Bearbeitung des Uebersetzungswerkes von 1665/7. Bern verlangte, daß die Zürcher „die Terminos ändern sollten, die bei ihnen zwar bräuchlich und bekannt, bei uns aber unbräuchlich und unbekannt.“ Das, was der Mundart gegenüber der Schriftsprache mangelt, Anerkennung über ihren engsten Kreis hinaus und die gegenseitige Abneigung der verschiedenen Spielarten sogar eines und desselben Dialektes, spricht sich unwillkürlich in dieser Antwort aus. — Merkwürdiger Weise hatte inzwischen eine dritte Bibelübersetzung neben der Lutherschen und zürcherischen in der Berner Kirche Eingang gefunden und diese nach und nach verdrängt: die von

[1]) Vgl. J. J. Simlers Sammlung alter und neuer Urkunden I, 2. 914 ff.
[2]) Vgl. Mezger, S. 235, 243, 251 ff.
[3]) Vgl. ob. S. 235.
[4]) Vgl. Birlingers Alemannia X, 1.

Piscator, calvinischem Professor in Herborn, zuerst 1602 und 1603 erschienen. Berner Theologen, die mit Vorliebe in Herborn studierten, scheinen sie in ihre Heimath eingeführt zu haben. Während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatte diese Bibel officiellen Charakter in der Berner Kirche; ihre letzte Ausgabe ist von 1751[1].

Auf diese Bibelübersetzung bezieht sich ein Rathsbeschluß vom Jahre 1699, wonach die Prediger allen Ernstes ermahnt werden sollen, methodisch und ordentlich zu predigen „und eine unserer teutschen biblischen Version gemäße anständige Redensart zu gebrauchen." In einem den gleichen Gegenstand betreffenden „Zedul" an die Decane heißt es ähnlich: „Die Predicanten sollen methodisch predigen, grober unanständiger und der Würdigkeit des Wortes Gottes ungemäßer Redensarten und Gleichnisse sich enthalten und sich schriftgemäßer Expressionen nach unserer teutschen biblischen Version bedienen"[2]. Eine weitere Anforderung als die, sich einer würdigen Sprache zu bedienen, dürfte aus diesen Verordnungen nicht herauszulesen sein; in Hinsicht auf den Gebrauch von Dialekt oder Schriftsprache ist im Gegentheil 1680 den Predigern befohlen worden, „sich des affectierten neuen Deutschen zu müßigen"[3].

Weinhold setzt den Verlust der Indicativform des Präteritums in den alemannischen Mundarten vom siebenzehnten Jahrhundert an, und es ist in der That unzweifelhaft, daß dieses Verschwinden mit dem Aufhören des Dialektes als Litteratursprache zusammenhängt. In der lebendigen Rede des Volkes mag wohl diese Form von jeher selten gehört worden sein, wie sie es heute auch in den von der Schriftsprache beherrschten Gegenden ist, und wie auch die bairisch-österreichische Volksmundart sie nicht kennt. Die zürcherische Bibelübersetzung, die das zusammengesetzte Perfect um so mehr bevorzugt, als sie sich der Volkssprache nähert, ist ein Beweis hiefür. Als nun die Schriftsprache vom Dialekt abgieng, verlor das Präteritum seine letzte Stütze; den Conjunctiv behielt die Mundart bei, weil sie seiner zum Ausdruck conditionaler Verhältnisse schlechterdings nicht entrathen konnte. Das häufige Vorkommen schwacher statt starker Formen deutet an, wie sehr jenes Tempus dem Sprachbewußtsein fremd geworden war; in der Zürcher Bibel von 1667 findet sich scheidete, erschaffete für schied, schuff 1638. In Sebastian Bürsters Chronik (1630—1647) sind

[1] Mezger, S. 284—286, 301.

[2] Mittheilung von Dr. R. Stettler in Bern.

[3] Frickart, Beitr. z. Gesch. d. Kirchengebräuche im ehemaligen Kanton Bern. Aarau 1846, S. 62. Vgl. unten das II. Cap. des III. Buches.

schwache Formen an der Tagesordnung: schreyte, treibtens weg, man schlagte, krüchten herfür, verbleibte, erscheinten, gelingt für gelungen u. s. w. Der Alemanne Arpagaus von Chur, volksthümlicher Prediger des siebenzehnten Jahrhunderts, ist voll der Belege[1].

Sobald der schweizerische Dialekt aus der Schriftsprache verdrängt war, sehen wir ihn, wie den plattdeutschen, einzig in komischer Absicht, oder um die Sprechweise des Volkes zu kennzeichnen, litterarisch verwerthet. Eine Anzahl solcher Dialektproben, aus fliegenden Drucken und vorwiegend aus den Ereignissen der Religionskriege der Jahre 1656 und 1712 schöpfend, hat Titus Tobler herausgegeben und erläutert. Dieselben sind einige der wenigen Quellen für die Kenntniß volksthümlicher Sprechweise des siebenzehnten Jahrhunderts; an Verwünschungen und Schimpfwörtern ist wenigstens kein Mangel. Die frühesten dieser kleinen Denkmäler geben nicht die reine Volksmundart wieder, die altschweizerische Schriftsprache klingt in ihnen noch nach, Stellen, die mit Pathos gesprochen werden, wo der Verfasser augenscheinlich vergißt, daß er Bauern reden läßt, kommen der alten Schriftsprache sehr nahe. Gerade da die Mundart noch unerschüttert war, trug man wegen des mehr oder weniger starken Einmischens schriftsprachlicher Wörter kein Bedenken. Man war unbefangener, empfand auch die sprachliche Kluft nicht so tief wie heutzutage. Zudem verbanden die Verfasser dieser Stücke mit dem Gebrauche der Mundart noch keineswegs eine philologische Nebenabsicht, sie wählten dieselbe wohl bloß, um eindringlicher auf ihre Leser aus dem Volke zu wirken. Diese kleinen, in Gesprächsform geschriebenen Blättchen vertraten die Rolle der Zeitungen und waren für das Volk ungefähr das, was die historischen Lieder zur Zeit der italienischen Kriege[2].

Aehnlich wie für den niederdeutschen und alemannischen Schriftdialekt bedeutet das siebenzehnte Jahrhundert den Niedergang der bairisch-österreichischen Gemeinsprache. Jacob Ayrer zu Anfang, Abraham a Sancta Clara zu Ende des Jahrhunderts sind die

---

[1] Birlinger, Alemannia III. — Gleichzeitig mit dem Verschwinden aus dem Dialekt geht in der Schriftsprache eine Umwandlung in den Formen des starken Präteritums. — Nur in der Mundart des Simmenthals im Berner Oberlande haben sich die Präterita hatti und was, Pl. wasen bis in unser Jahrhundert erhalten, jedoch werden auch diese Formen meistens nur noch bei Interjectionen gebraucht: das was mer e Gespaß, das wasen mer Lüüt! Stalder, Schweiz. Dialektologie, S. 121.

[2] Ueber weitere Fundgruben schweizerischer Mundart des 17. u. 18. Jahrh. s. Gözingers Einleitung zu seiner Hebelausgabe, S. XX ff.; Birlingers Alemannia X, 109.

einzigen namhaften Schriftsteller aus diesem Gebiete. In Ayrers Dramen schimmert die bairisch-fränkische Mundart Nürnbergs noch stark durch; aber bereits in der Mitte des Jahrhunderts weisen die Pegnitzschäfer unter dem Einfluß der protestantischen Litteratur und der norddeutschen Sprachgesellschaften die Sprache Luthers auf. Die Theorie sträubte sich freilich dagegen. Georg Philipp Harsdörffer verbreitet sich im Specimen Philologiae Germanicae [1]), Nürnberg 1646, über die Abhängigkeit der Orthographie von der Autorität der Schriftsteller. Alles, was nicht methodisch abgeleitet werden könne, stütze sich auf eine, und zwar auf eine zwiefache Autorität, nämlich einerseits auf die festgegründete Ueberlieferung, von der Niemand ohne den Vorwurf der Unerfahrenheit abgehen dürfe, anderseits auf die Meinungen der Gelehrten, wobei es einem Jeden unbenommen bleibe, die eine oder andere Theorie anzunehmen. Manche erheben des seligen Luthers Ansehen und Werke zur Norm sogar für die Orthographie, ohne Berechtigung, denn wohl war Luther ein Cicero, der Vater der deutschen Beredsamkeit, nicht aber ein Varro, dh. kein Grammatiker oder Kritiker; durch seine Bemühungen tauchte unsere Muttersprache aus dem Dunkel hervor, doch nicht in Form eines grammatischen Kunstwerks, welches Ziel er sich niemals vorgesetzt hatte. — Im „Poetischen Trichter" desselben Verfassers, Nürnberg 1650—53, heißt es ähnlich: „Wann aber ein Wort nicht kann beurtheilt werden, so sihet man auf die gewöhnliche Schreibung, deren Grund ist die wohl ausgesprochene Rede oder Mundart, welche von Vielen allen Ursachen vorgezogen wird; daher dann leichtlich zu muthmaßen, warum man sich in dieser Sache so gar nicht vergleichen kann. Der Schlesier schreibt, wie er redet und reimet, u und o, wie Herr Opitz selig, weil er „Kunst" und „sonst" gleich ausspricht; der Meißner schreibt, wie er zu reden pfleget, zärtlich und zierlich; der Braunschweiger stark und männlich, doch sind Alle in Diesem einig, daß die Schrift die Rede bilden soll, gleichwie die Rede die Gedanken, nämlich noch mit zu viel Worten noch überflüssigen Buchstaben." „Welche Ausrede und also nachgehends welche Schreibart die reinste und richtigste seie, wollen wir nicht entscheiden, sondern lassen es die Meißner und Schlesier ausfechten." Man solle also die Sprache lieben und üben, wie sie heutzutage in Oberdeutschland gebräuchlich sei; ein Jeder, der mit Verstand nach seiner Mundart schreibe, dollmetsche oder dichte, könne genugsam Fleiß erweisen und gebührendes Lob erlangen; wegen der

[1]) Disquis. X, pag. 211.

unverglichenen Schreibart solle man kein gutes Buch verwerfen oder verachten und mehr auf den Inhalt als die Verabfassung sehen[1]).

Treuer hielt das katholische Oesterreich an der ererbten Sprache fest. Abraham a Sancta Clara gebraucht nicht nur unbedenklich eine Menge landschaftlicher Ausdrücke, sondern weicht auch in den Lauten und Formen von der neuen Sprache ab. Altes ai, ue und üe sind bei ihm keine Seltenheit; das schwache Femininum behält im Sing. seine Form: Nom. die ruthen, die wunden, die metten, die schlangen oder die schlang, die blum; Gen. Dat. der archen, lerchen, stauden, wiegen, wüsten, zittern; Acc. die brillen, mucken, stuben usw. Verkleinerungssylbe ist durchgängig -el: bretel, bürschel, löwel, örtel, schaefel, schöpffel; braetl, lämbl, kräutl, kuchl, wörtl; voegerl. nit wechselt mit nicht.

Eine katholische Bibelübersetzung veranstaltete Caspar Ulenberg, ein westfälischer Convertit, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Wegen der vielen westfälischen Idiotismen hielten die Mainzer Theologen eine Verbesserung für nöthig, 1661. In der Vorrede zu dieser Mainzer Ausgabe wird gemeldet, daß man bei Ulenbergs Text, wo es sich thun lassen, verblieben sei, ungeachtet ihm die hochdeutsche, in diesen oberen Landen gebräuchliche Sprache nicht allerdings wollen folgen[2]). So setzen die Mainzer wurd statt ward bei Ulenberg, schaffte statt schuf, dagegen aber wieder gebahr für Ulenbergs geberet (Prät.); roch für schmecket (Prät.); bucket für beuget, haarnadel für spennadel, vor ihrem fetten wird zu von ihrer feiste; Begierd für Lust, Stockwerk für Boden, geschlaffen für geschlummert, Kopf für Haupt.

Was will aber diese Thätigkeit besagen gegenüber der litterarischen Wirksamkeit eines Johannes Arnd, Opitz, Paul Flemming, Paul Gerhard, Friedrich von Logau, Hoffmann von Hoffmannswaldau, Caspar von Lohenstein und den zahlreichen grammatischen Werken über die deutsche Sprache aus Mittel- und Nokddeutschland! Die meißnische Richtung der neuhochdeutschen Sprache erlangte durch sie eine Gemeingiltigkeit, neben der alle die älteren als Abweichungen von der Regel kaum mehr geduldet wurden[3]).

Ueber die eigentliche Volksmundart im siebenzehnten Jahrhundert sind die Zeugnisse sehr selten, die gelehrte Richtung des Zeit-

---

[1]) Vgl. Thl. I, Anhang, S. 129; Thl. III, S. 7.

[2]) Panzer, Versuch einer Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung, S. 175.

[3]) Vgl. ob. S. 309.

alters schenkte ihr offenbar geringe Beachtung. In den Lustspielen des Andreas Gryphius wird mehrfach schlesische Mundart eingemischt; ihre Eigenthümlichkeiten stimmen zu der von Fabian Frank gegebenen Charakteristik. Unter den vielen Liedern des Königsberger Dichters Simon Dach findet sich eines in der ostpreußisch-niederdeutschen Mundart: „Anke von Tharau öß, de my geföllt", doch ist gerade dieses eine „Bauernlied" das bekannteste von Dachs weltlichen Liedern geworden[1]).

Eine bemerkenswerthe Stelle über die verschiedenen deutschen Mundarten und die gemeindeutsche Schriftsprache findet sich in Casparis Scioppii comitis a Clara Valle (geboren 1576 zu Neumarkt in der Oberpfalz, gestorben 1649 zu Padua) »Consultatio de prudentiae et eloquentiae parandae modis in adolescentis cuiusdam Germani usum« vom Jahre 1626[2]):

„Daß man Dir, einem Deutschen, über die richtige Erlernung der deutschen Sprache Regeln gibt, wird Demjenigen nicht wunderlich erscheinen, der da weiß, wie groß die Mannigfaltigkeit der Dialekte in dieser Sprache ist, und wie geringer Genauigkeit sich in ihr die Oesterreicher sowohl im Sprechen als im Schreiben befleißen. Diese Dialekte zerfallen in eine Reihe von Hauptmundarten und in solche, die von diesen ausgehen, welche, wenn sie auch in vielen Stücken vom Hauptdialekt abweichen, doch in weit mehren wieder mit ihm übereinstimmen.

Unter den Hauptdialekten steht voran der meißnische, der bei den Deutschen den nämlichen Rang einnimmt wie bei den Griechen der attische, bei den Italienern der florentinische, den Franzosen der von Orléans, den Spaniern der von Toledo. Die Meißner nämlich haben die besten und gewähltesten Wörter und Ausdrücke, in der Aussprache der Diphthonge und Consonanten dagegen werden sie andern Deutschen mit Grund zum Gespötte. Sie sagen z. B. Heebt für Haupt, Zeeberer für Zauberer, Jott für Gott, Gar für Jar: Jott jeb euch ein jutes naues Gar. Nebenmundarten des Meißnischen sind die thüringische, fränkische und hessische.

An zweiter Stelle setze ich den rheinischen Dialekt, dessen die Anwohner des Rheins bis an die belgische Grenze großentheils sich bedienen. Die Mainzer, heißt es, sprechen ihn feiner als die Uebrigen.

[1] Vgl. die 130. Publication des litterar. Ver. zu Stuttgart, S. 420.

[2] Der lateinische Text der Stelle ist abgedruckt in Pfeiffers Germania XI, 320 ff.

Der dritte ist der schwäbische, der wieder in den verschiedenen Theilen Schwabens seine Abstufungen hat.

Der vierte ist der schweizerische, den einst beinahe alle Alemannen, heute nur noch die Schweizer brauchen. Diesen kann man wohl von allen oberdeutschen Dialekten den reichsten und reinsten nennen (omnium superioris Germaniae copiosissimam minimeque depravatam). Denn das genügsame, dem höfischen Wesen abholde Volk (aularum contemtores) der schweizerischen Republiken pflegt sich mit den Fremden wenig zu vermischen noch auf die Ausglättung und Ausschmückung seiner Sprache durch die Entlehnung fremder Wörter und Redensarten bedacht zu sein.

Der fünfte Dialekt ist der sächsische, den die Sachsen, Westfalen, Holsteiner, Mecklenburger, Pommern und Brandenburger sprechen.

Der sechste ist der bairische, welcher in Baiern, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Oesterreich und nördlich von der Donau im Bisthum Eichstätt und in der Oberpfalz gebräuchlich ist. Wenn ihn die Fremden nur hören, so schließen sie schon aus dem Ton und der langgezogenen Aussprache der Vocale auf nachlässige, träge und denkfaule Leute (homines dissolutos, ignavos et animo ommissiores). Denn Zungenfertigkeit und gewandtes Sprechen gilt als Zeichen eines durchdringenden und lebhaften Geistes. Wer also zu faul ist, die übrigens keineswegs rauhen Consonanten ordentlich auszusprechen, oder daran sein Ergötzen findet, die Vocale mit so langgezogener Aussprache hervorzubringen, daß aus jedem einzelnen drei oder vier zu werden scheinen, wie die Baiern und Oesterreicher es thun, wenn sie beispielsweise Aaa sagen für Auch, Pfaffenhooofen, Schrobnhaaausen, waaarle für warlich, Yyynglstat, Gooold, Eiiisen, triiiink, Huut, Graaz für Gräz, Taaaler für Teller: so Einer also kommt den Italienern, Franzosen und andern Leuten vor, als sei er im Lande der Ochsen und in der Stickluft aufgewachsen (»vervecum in patria crassoque sub aere natum«). Daß sie mit diesem Urtheil, wenigstens was das gemeine Volk betrifft, nicht so sehr fehlgehen, braucht man bloß an den Handwerksleuten wahrzunehmen, die diesen Dialekt vornehmlich reden, und die bekanntermaßen stumpfsinnig, faul und arbeitsscheu sind (obtusi ingenii, ignavos et laboris fugitantes). So sind denn auch in den Reihen Derer, die dem deutschen Namen durch Schrift- und Geisteswerke Ruhm erworben haben und entweder in der Gesellschaft Jesu oder unter den Häuptern des Lutherthums durch Geist, Kenntnisse und Beredsamkeit hervorragen, viel weniger Baiern, Oester-

reicher und Tyroler als Schwaben, Franken, Rheinländer und Sachsen anzutreffen. — Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß diejenigen Oesterreicher, die am Hofe von Wien oder im benachbarten, gleichsam vorstädtischen Ungarn viele Gelegenheit zum Verkehr mit Fremden haben, die bairischen Sprachfehler (Bavaricae stribligimis) ziemlich abgeschliffen haben und in Folge dessen den Kopf so hoch tragen, daß sie bezüglich reiner und gewählter Sprechweise nicht allein den Baiern, sondern auch, lächerlich genug, sogar den Meißnern und Rheinländern den Preis entreißen wollen. Vielmehr, um der Sache auf den Grund zu gehen, sogar Diejenigen unter ihnen, welche die feinste und reinste Sprache haben sollten, vermögen nicht allein im Reden, sondern auch im Schreiben die bairischen Idiotismen nicht zu vermeiden.

Kein Oesterreicher, eine so hohe Meinung er von sich selber haben mag, hat leichtlich die Ueberzeugung, er rede oder schreibe besser als Melchior Clesel, der Bischof von Wien. Denn nichts Anderes als seine Beredsamkeit im Deutschen, mit welcher er die Ketzerei lange Jahre hindurch in der Predigt gegeißelt, hat ihn aus der bescheidensten Stellung zu einem sehr hohen Gipfel der Ehren emporgebracht. Und doch kannst Du aus seinem Munde hören, zum Theil auch in seinen Schriften lesen mir für wir, enck für euch, ees für ihr, enten für daryben oder jenseit, thaan für thun, kaan für kuen, Graaz für Graez; es gehört mein, dein, sein für es gehört mir, dir, ihm oder es ist mein, dein, sein. Welchen Oesterreicher will man mir sonst aus dem ganzen Gefolge des Kaisers anführen, der nicht mit den gleichen oder mit noch ärgeren Bavarismen seine Sprache verunstaltet, sodaß, wer es hört, ohne Widerrede auf der Stelle fragen könnte: Sind Alle, die da reden, Galiläer? Dieses Wort, sagte des durchlauchtigsten Erzherzogs Ferdinand Prediger, der aus einem schlesischen Rittergeschlechte gebürtige Pater Balthasar Nimitsch von der Gesellschaft Jesu, in seiner berühmten Pfingstpredigt Anno 1609, habe keinen andern Sinn, als wenn heute Einer sage: Sind das Alles dumme und grobe Baiern (obtusi et crassi Bavari)?"

Scioppius tadelt ihn darüber, indem er namentlich die Verdienste der Baiern um die katholische Kirche und den Jesuitismus hervorhebt, auch daß die Oesterreicher den Baiern in Hinsicht der Sprache Nichts vorzuwerfen haben.

„Nach dieser Abschweifung kehre ich zu den Dialekten der deutschen Sprache zurück, unter welchen derjenige bei Weitem den Vorzug verdient, der die Gemeinsprache heißen kann, deren Ausdrucksweise oder Sätze vornehmlich bei den Meißnern daheim sind, während die

Aussprache wenigstens deren Idiotismen und der den einzelnen Mundarten anhaftenden Fehler entbehrt, so zwar, daß wenn Jemand, der im Uebrigen alle Dialekte kennt, in dieser Sprache reden hört, er die Sprache an sich gutheißt, immerhin noch erkennen kann, wes Stammes der Sprechende sei. Diese Sprache lernt sich zu Speier und am kaiserlichen Hofe leicht, weil dahin aus allen Theilen Deutschlands viele Leute zusammenströmen, die sich sehr in Obacht nehmen, daß sie durch die Idiotismen ihrer Heimathsprache, welche die Andern alle als fehlerhaft auspfeifen, nicht den Spott der Gesellschaft hervorrufen."

Das harte Urtheil des Scioppius über die bairisch-österreichische Mundart, auch der besten Kreise, und sein Lob der meißnischen ist um so bemerkenswerther, als er selber Süddeutscher und Katholik war. Die Gemeinsprache stellt er in Gegensatz zu allen Mundarten, auch zur meißnischen.

Eine bei aller Uebertreibung triftige, an Hugo von Trimberg erinnernde Charakteristik deutscher Mundarten findet sich in Grimmelshausens „Simplicianischem Teutsch-Michel", 1673: „An den Schweizern scheinet, als ob sie ihre Wörter wie die welsche Hahnen hinten im Rachen oder oben im Gaumen formierten; die Schwaben, möchte Einen bedunken, brauchen die Nase auch zu ihrer Aussprache; die Franken nehmen das Maul gar zu voll, wann sie reden; die Baiern und Oesterreicher ziehen etliche Wörter als der Schuster das Leder, etliche stutzen sie kurz ab wie die Franzosen die Schwänz an ihren Pferden; die Niederländer, und was gut altsächsisch Teutsch oder westfälisch redet, verfertigen ihre Wörter gleichsam vornen im Munde zwischen den Lefzen und vorderen Zähnen; die Meißner und ihre Nachbarn brauchen zu viel überflüssige Wörter und Buchstaben." Im Ferneren wird auch hier die Ansicht ausgesprochen, daß das beste und zierlichste Teutsch in Speier, dem Sitze des Reichskammergerichts, zu finden sei. Die Leipziger müßten von den Meißnern und also auch Andere von ihren grob-deutsch redenden Nachbarn viel Unzierden an sich nehmen.

Je mehr sich die deutsche Schriftsprache in ihren Formen grammatisch feststellte und in ihrem Wortschatz gegenüber den Mundarten sich einheitlich gestaltete, um so mehr mußten nun auch diese zur Untersuchung reizen. So fällt noch in's siebenzehnte Jahrhundert der eigentliche Beginn der mundartlichen Forschung. Eccard berichtet im einunddreißigsten Capitel seiner Geschichte des etymologischen Studiums der deutschen Sprache (1711) von den Verdiensten des Regensburger Rechtsgelehrten Prasch (1637—1690) um die Gründung

einer Deutschliebenden Gesellschaft und fährt fort: „Da ferner unsere Sprache nicht aus einer Quelle fließt, sondern in verschiedene Bächlein oder Dialekte auseinandergeht, verlangte er (Prasch), daß ein jeder deutsche Stamm seine landschaftlichen volksthümlichen und seltenen Wörter sammeln solle. In dieser Hinsicht, um Andere durch sein Beispiel anzuregen, stellte er ein bairisches Glossar zusammen. Aber nach dem Tode des gemüthvollen und gelehrten Mannes im Jahre 1690 wurde an die Ausführung seines heilsamen Rathes nicht einmal mehr gedacht."

Zu Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts also die letzten Ausläufer der älteren Schriftsprachen und, so lange sie nachwirken, Erwähnung der Mundart nur nach Einzelheiten, mehr der Curiosität halber; nach dem dreißigjährigen Kriege Verwendung der Volksmundarten als Contrast zur Schriftsprache, in bewußter litterarischer Absicht, und, da ihre Entwicklung jetzt wesentlich abgeschlossen, gegen Ende des Jahrhunderts systematisch gelehrte Behandlung derselben. Von da an beginnt die rückläufige Bewegung im Sinne der Ausgleichung. Alle diese Erscheinungen aber sind bedingt durch die Fortschritte und die Befestigung der neuhochdeutschen Schriftsprache und diese wiederum in hohem Maße durch die emsige Regelungsarbeit der Grammatiker des siebenzehnten Jahrhunderts.

Zweites Capitel.

Der grammatische Ausbau der Schriftsprache im siebenzehnten Jahrhundert.

Die erste grammatische Stimme, die sich zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts vernehmen läßt[1]), redet, ganz dem Charakter jener Uebergangsepoche gemäß, noch von einem schwankenden Zustande der Schriftsprache: „Was die teutsche schreibkunst (d. h. die Orthographie) belanget, machens die gelehrten alle tag anders und anders. Dazu hat jedes land sein eigen art und sprach. Ist auch keine regel so gewiß, es kan allzeit etwas außgenommen werden." In Köln, wo hoch-

[1] Caninii Orthographia Germanica. Köln 1604, ein im Uebrigen unbedeutendes Büchlein. Vgl. Hanns, in Fleckeisens Jahrbüchern 1881, S. 75, Anm. 200.

und niederdeutsche Sprache sich berührt, mußte sich allerdings wie in Basel und Zürich die obersächsische Sprachdictatur weniger fühlbar machen. Auf jenem unabhängigen Standpunkte steht noch dreißig Jahre später der vorzügliche rheinische Dichter Friedrich von Spee[1]): „Und zwar die Teutsche wörter betreffend, solle sich der Leser sicher drauff verlassen, daß keines passiert worden, so sich nicht bey gutẽ Authoren finden lasse, oder bey gutẽ Teutschen bräuchlich seye, obschon alle und jede wörter nit bey einer Statt oder Landt zu finden seyn; sonder ist das Privilegium oder Vollmacht, Dialecten zu gebrauchen, in acht genommen."

Friedrich von Spee wollte zugleich den Beweis liefern, daß man so gut wie in der lateinischen auch in deutscher Sprache dichten könne. Habe es hieran bisher gemangelt, so liege die Schuld nicht an der Sprache selbst, sondern an den Dichtern, welche das Ohr des Lesers durch harte, rauhe oder gezwungene Töne abgestoßen hätten. Der Versaccent dürfe mit dem grammatischen nicht in Widerspruch treten: „Was die Quantitet, mensur oder maß an kürtze und länge der Syllaben angeht, wird dieselbe am füglichsten genomẽn auß gemeinem unnd bewehrtem brauch der recht- und wolredenden Teutschen, also daß hie ein delicat oder zart gehör von nöthen ist, und accents urtheil. Dan in gemeiner sprach die Syllaben für lang gehalten werden, auff welche der accent fällt, und die anderen für kurtz. Zum exempel: bruder hat zwey Syllaben, die erste ist bey den Teutschen lang, dann ja ein Teutscher nicht sagt brudér ꝛc. Doch muß man in den Trochaischen Verßen (wil es rund bekennen) zu zeiten nachsehen, und die außsprach etwas glimpflicher lencken, nach dem sprung derselben versen; ist aber also lind angeordnet, daß entweder der Leser es gar nicht vermercken noch achten, und auch die ohren nicht verletzen wird. Und aus diesem merckpuncten entstehet die liebligkeit aller Reyen-versen, welche sonsten gar ungeschliffen lauten, und weiß mancher nicht, warumb sonst etliche verß so ungeformbt lauten, weil nemblich der Author kein acht hat geben auff den accent." — Ein Hauptgrundsatz der neuhochdeutschen Sprache, daß die Sylbe, auf welche der Hochton fällt, ipso facto lang sei, wird hier zum ersten Mal klar aufgestellt.

Friedrich von Spees Forderungen treffen zusammen mit den Theorieen seines weit einflußreicheren Zeitgenossen Martin Opitz. Wie jener gegenüber der bloßen Sylbenzählung des sechszehnten Jahrhunderts lehrte, daß die Hebung im Versfuße auf eine vollbetonte

[1]) In der Vorrede zur Gedichtsammlung „Trutz-Nachtigall".

und dadurch lange Sylbe fallen müsse, so stellte Opitz das weitere Princip regelmäßiger Abwechslung von Hebung und Senkung auf. Damit ward, zunächst in Gestalt von Trochäen und Jamben, die classische Metrik für den deutschen Versbau maßgebend. Diese Neuerung, die zu andern Zeiten über das Gebiet der Metrik wohl kaum hinausgegriffen hätte, erlangte in jener Periode der Gelehrsamkeit und der Aristokratie sofort eine entscheidende Wirkung auf die Pflege und Hebung der deutschen Sprache: dadurch, daß Opitz die Poesie reformierte, half er der deutschen Sprache[1]). Die verwilderten Verse des sechszehnten Jahrhunderts stießen das Ohr des gelehrten Lesers ab und trieben ihn fremder Poesie in die Arme, und die Komik und Trivialität des Inhaltes mußte das Vorurtheil erwecken, daß die deutsche Sprache zum poetischen Ausdruck erhabener Gedanken nicht fähig sei. Opitz gieng deshalb geradezu darauf aus, die deutsche Volksdichtung zu verdrängen und durch classische Formen und Stoffe zu ersetzen. Er verlangte, daß die poetische Rede grammatisch richtig, frei von ausländischen Wörtern und groben Provincialismen, bestimmt, deutlich und nachdrücklich, gefüge, wohllautend und zierlich sein müsse. Daß er in der Theorie wie in seinen dichterischen Werken durchaus nicht als originell, sondern als ein geschickter Uebertrager und Nachahmer fremder Lehren und Vorbilder sich erweist, gereichte ihm in den Augen der Zeitgenossen eher zum Vortheil. Das Bewußtsein der nöthigen Reform muß zur Zeit seines Auftretens schon sehr allgemein gewesen sein; das lehrt z. B. das Verfahren Wolfhart Spangenbergs, der seine älteren Gedichte metrisch umgearbeitet und nach den neuen Regeln geglättet citiert[2]). Durch Opitz gab es wieder eine deutsche Poesie, die sich an die Stoffe getraute und in ihnen ihre eigentliche Heimath fand, die der Zeit selbst als die erhabensten, als die geistvollsten, als die gehaltreichsten galten[3]). Durch ihn wurde die deutsche

[1] Friedrich von Spee erkannte ausdrücklich diesen Weg als den richtigen an: „Daß aber nicht allein in Lateinischer sprach, sondern auch so gar in der Teutschen, man recht gut Poetisch reden und dichten könne, wird man gleich auß diesem Büchlein abnehmen mögen, und mercken, daß es nicht an der sprach, sondern vielmehr an den personen, so es einmal auch in der Teutschen sprach wagen dörfften, gemanglet habe. Derohalben habe ich solchen zu helffen understanden und mich beflissen, zu einer recht lieblichen Teutschen Poetica die baan zu zeigen und zur grössern ehren Gottes einen newen geistlichen Parnassum oder kunstberg algemach anzuretten".

[2] Anmuthiger Weisheit Lustgarten, 1621. Opitzens Buch von der deutschen Poeterei erschien 1624. — Vgl. ob. S. 261.

[3] Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftspr. II, 239. — „Den Ausgangspunkt bildet bei Opitz das Studium der classischen Sprachen und Litteraturen. Aber

Poesie auf dieselbe Höhe der Vornehmheit erhoben wie die französische, italienische, holländische und neulateinische; auf seinen und seiner Nachfolger Sprachgebrauch gründen sich die deutschen Grammatiker im Laufe des siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Noch Gottsched beruft sich 1748 und sein Antipode Bodmer 1768 ausdrücklich auf Opitz als den Stammvater der Sprache, deren Grammatik er schreibt. Und doch ist, abgesehen von dem Princip der accentuierenden Sylbenmessung, die Anzahl der durch Opitz beförderten sprachlichen Veränderungen eine kleine: während Luther das Part. Prät. noch vielfach ohne die Vorsylbe ge bildet, erhebt Opitz den heutigen Gebrauch zur durchgängigen Regel, ferner conjugiert er nach neuer Weise: treibe — trieb, bleibe — blieb, ritt, schnitt[1]. Der Verkleinerungssylbe -lein zieht er dagegen immer noch dem -ichen und -chen seiner Heimath vor. Als sprachliche Norm erklärt er in dem Buche von der deutschen Poeterei die „Canzeleyen, welche die rechten Lehrerinn der reinen Sprache sind".

Eine mächtige Förderung erfuhren Opitzens Bemühungen zur Hebung des Ansehens der deutschen Sprache durch die Sprachgesellschaften des siebenzehnten Jahrhunderts, vorab durch die 1617 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftete Fruchtbringende oder den Palmenorden. Das Programm dieser Gesellschaft, die sich aus Adeligen und Gelehrten zusammensetzte, hatte zum Zwecke, die hochdeutsche, d. h. die Schriftsprache von den fremden Eindringlingen zu reinigen, dann aber auch, im Reden und Schreiben der besten Aussprache sich zu befleißigen. Damit war anerkannt, daß das Hochdeutsche, die Büchersprache, die Regel für die lebendige Sprache und die Muttersprache des vornehmen oder gebildeten Deutschen sein solle. Welche Büchersprache gemeint war, darüber kann kein Zweifel herrschen, wenn man bedenkt, daß weitaus die meisten Mitglieder der Gesellschaft Mittel- und Norddeutsche und Protestanten waren.

Der Grammatiker Ritter in seinem Werke Grammatica Germanica nova 1616 spricht sich ähnlich wie Clajus aus über die Bedeutung Luthers für die deutsche Sprache: die Schule solle für den Unterricht im Deutschen namentlich die Lutherische Bibel gebrauchen, da dieselbe in einer so abgerundeten und klaren Sprache übersetzt sei,

---

statt in Rom und Athen Vaterlandsverächter zu werden, vertiefte er dadurch seine Liebe zum nationalen Wesen. Es ist handgreiflich, wie gar armselig ihm die eigene zeitgenössische Sprache und Litteratur im Lichte der Antike beschen erscheinen mußte und in der That erschien. Um so verdienstlicher ist es, daß er sich durch dieses trübe Bild nicht abschrecken ließ". Fritsch, in Paul u. Braunes Beitr. X, 592.

[1] Vgl. ob. S. 205 6.

daß nicht sowohl Luthers als des ihm dictierenden heiligen Geistes Worte zum Ausdruck kämen. Ferner wird der Rath ertheilt, man solle sich fleißig des Deutschen als Umgangssprache bedienen, jenes reinen Deutsch nämlich, welches im Herzen Deutschlands gesprochen werde, z. B. in Meißen, dessen Bewohner an Sprachreinheit alle Andern überträfen[1].

Zu der „Sprachenschule" des Magisters Bartholomäus Scheräus, Wittenberg 1619, wird der Unterschied von zween, zwo und zwey erörtert unter Berufung auf „D. Luthers als eines Meisters der deutschen Sprache (wie ihn auch die Widersacher darum den deutschen Merten heißen) Dollmetschung der deutschen Bibel und die rechte meißnische Sprache, welche Etliche sagen, daß sie zu Venedig im Deutschen Hause am allerzierlichsten geredet werde". — Die Werneriche „Orthographie", Altenburg 1629, nimmt ihre Beispiele meistentheils aus Luthers Bibelübersetzung.

Christian Gueinz, Rector zu Halle und unter dem Namen des Ordnenden Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, schrieb eine „Deutsche Sprachlehre" (1641 und eine „Deutsche Rechtschreibung" (1645). Neben den Schriften Luthers nimmt er auch die Reichsabschiede als maßgebend an, weil, wie jene in Kirchensachen, diese in weltlichen Dingen die Hauptlehrer seien, und die Sprache darin am Besten beobachtet werde. Was indes nach diesen beiden Autoritäten bei den Deutschen gelobt und als vernünftig anerkannt worden sei, das solle man auch behalten. Insbesondere sei die Mundart zu berücksichtigen, die in den obersächsischen, meißnischen, magdeburgischen und anhaltischen Ländern gebräuchlich sei, ferner die Sprache, wie sie an Chur- und Fürstenhöfen, auch in etlichen vornehmen und wegen ihrer lieblichen Aussprache berühmten Städten geredet werde.

Hanmann, in seinen Anmerkungen zu Opitzens Poeterei, 1645, erörtert die Frage, „woher man doch die hochdeutsche Sprache, deren Herr Opitz gedenket, lernen soll". „Viele geben vor, als wenn sie zu Leipzig und Halle rein sollte geredet werden: und es nicht ohne, wenn ich's in Vergleichung gegen die andere Oerter schätze. Aber daß daselbst in gemeiner Rede auch viel Falschheit mit unterlaufe, kann ich selbst bezeugen"; er war nämlich ein Leipziger von Geburt; weiterhin heißt es aber bestimmt: „Zu der Zierlichkeit gehöret auch, daß man guter meißnischer und itziger Zeit üblicher Wörter und Arten im Reden, welche bei verständigen und vornehmen Leuten im Schwange, sich gebrauche".

[1] Fleckeisens Jahrbücher 1881, S. 28, Anm. 117, 120.

Philipp von Zesen, der Stifter der Deutschgesinnten Gesellschaft (Rosenzunft zu Hamburg, spricht sich im „Rosenmond“ (1651) über die Vorbilder für die rechte Zierlichkeit der hochdeutschen Rede dahin aus: „Man muß die besten hochdeutschen Bücher, als des großen Luthers Schriften und sonderlich die Uebersetzung der heiligen Schrift, die Reichsabschiede, die Uebersetzung des französischen Amadis, von den alten: von den neuen aber für Allen Arnds Schriften und dann Buchnern und Opitzen, darnach die zu Köthen ausgefertigte Bücher, weil man sich darin sonderlich beflissen, rein und unvermischt Deutsch zu schreiben, mit Fleiß und reifem Urtheil, ja so reif, als es Einem verliehen, durch und durch betrachten. Darnach kann man sich auch in der Dichtkunst üben, wenn man etwa dazu geneigt ist, ferner muß man fleißig etwas aus andern, sonderlich der französischen Sprache übersetzen, hierneben Schottels Sprachlehre, weil wir itzund keine bessere haben, mit scharfsinnigem Untersuchen durchlesen, oder aber des königlich französischen Dollmetschers P. Bense du Puis seine, der nicht allein eine so gute Sprachlehre, als man itzund haben mag, geschrieben, sondern auch behauptet, daß die deutsche Sprache die Mutter der französischen sei“. Eine andere Frage ist die, warum man zu sagen pflege, daß man von dem fürnehmen Frauenzimmer zu Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne? Zesen antwortet: weil dasselbe nicht mit fremden oder gemeinen Leuten und dem Landvolke umgehe und gemeiniglich zu dem Ende gute Bücher lese, daß es eine zierliche Sprache, der Jungmannschaft um so viel mehr zu behagen, annehmen möge.

Im Jahre 1653 suchte Johann Girbert, Rector zu Mühlhausen in Thüringen, die grammatischen Arbeiten des Clajus, Gueinz und Schottel zu einem für Schulen berechneten Lehrgebäude zu vereinigen. Er hat, wie er schreibt, „hiebei sein Absehen dahin gehabt, nicht die schwäb-, schweizer-, niederländ-, auch nicht die niedersächsische Sprache; sondern nur die, so communis Germaniae Mercurius genennet wird, und die das deutsche Reich selbsten in den Abschieden, Canzeleien, Consistorien und Druckereien bishero gebraucht hat, und dero Schriften, von Kaisern, Königen, Churfürsten, Gelehrten und Ungelehrten unterschrieben, in den Archiven der Nachwelt zum Unterricht verwahret liegen, zu beobachten“. Ferner müsse man sich bei jeder vorhabenden Neuerung erkundigen, „ob kaiser-, königs-, chur- und fürstliche Schreiben, darnach wir uns billich in Schulen richten, solche neue Schreibart annehmen und im Römischen Reich einhellig brauchen werden“. Als Autorität gilt ihm neben den Grammatikern übrigens auch Luther.

Magister Johann Bellin, ein Pommer, preist in seiner Syntaxis praepositionum Teutonicarum. Lübeck 1661, als Mittel, „zu der gründlichen Wissenschaft der hochdeutschen Sprache zu gelangen", die Schriften des Opitz an und versichert, daß dieser unter allen Deutschen, Luther ausgenommen, das sei, was Cicero und Virgil unter den lateinischen Scribenten gewesen. Mit der Lesung guter deutscher Schriften aber will er das Nachschlagen guter Sprachlehren verknüpft haben, unter welchen seines Erachtens Schottels Arbeit den Preis behält. Die Beispiele sind vorab aus Luthers Bibelübersetzung gezogen.

Aehnlich spricht sich Johann Balthasar Schupp im „Deutschen Lehrmeister" (1663) aus: „Lutherus ist ein rechter deutscher Cicero gewesen. Und wer recht gut Deutsch lernen will, der lese fleißig die deutsche Bibel, die tomos Lutheri und die Reichsabschiede; ich sage, daß man aus der Bibel zierliche deutsche Phrases sammeln könne".

Ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der Lehre des Clajus, der Luther zur alleinigen Norm für die Schriftsprache erhoben hatte, ist bei den eben angeführten Grammatikern nicht zu erkennen, Einer stützt sich auf den Andern, und es fehlt noch sehr an einer eigentlichen Erkenntniß, wie die deutsche Schriftsprache sich zu den Mundarten verhalte. Auf dieser Erkenntniß aber beruhte die nähere Begrenzung der Schriftsprache, die Beurtheilung des Richtigen und Unrichtigen und die schärfere grammatische Fassung. Das Verdienst, diese Punkte bis in die Einzelheiten festgestellt zu haben, gebührt dem größten und berühmtesten Grammatiker des siebenzehnten Jahrhunderts, Justus Georgius Schottelius, namentlich dessen Hauptwerk, der „Ausführlichen Arbeit von der teutschen Haubtsprache", Braunschweig 1663. Zwei Gesichtspunkte sind es, deren planvolle Durchführung das groß angelegte Werk nicht bloß über seine Vorgänger hoch erhoben, sondern bis auf Jacob Grimm die Arbeiten der späteren Forscher bestimmt hat. Zunächst unterscheidet sich nämlich Schottel von allen übrigen Grammatikern dadurch, daß er nicht bloß die Sprache der Gegenwart in Regeln zu fassen sucht, sondern daß er zugleich die Geschichte der deutschen Sprache in den Bereich seiner Forschungen zieht. Hiebei ist er allerdings der Ansicht, daß im Altdeutschen die Wörter nach Belieben und Einfällen geendigt und dadurch für die Neuern fast unverständlich seien, und Nichts weniger als etwas Regelmäßiges oder Grundrichtiges sei darin zu verspüren; nunmehr dagegen sei, besonders durch Luthers Bemühungen, alle Ungrundrichtigkeit, zuvörderst in der hochdeutschen Mundart, aufgehoben. — Sodann aber findet sich bei Schottel der schon Gueinz aufgestellte Grundsatz in seiner vollen Schärfe

ausgesprochen, daß die Schriftsprache von der Grammatik geregelt werde und sich nach ihr richten müsse. Das sei eben ein Zeichen ihrer Unterscheidung vom „Pöbelgebrauche", d. h. von den Volksmundarten. Mit diesen habe die Grammatik Nichts zu thun, sie seien Entartungen und der deutschen Sprache ursprünglich fremd gewesen. Der Mangel einer strengen grammatischen Regelung sei daran Schuld gewesen, daß die deutsche Sprache bisher zu keiner völligen festen Ehrenstaffel gleich andern Hauptsprachen habe gelangen mögen. Der Alltagsgebrauch werde zwar von Wiegen an eingeflößet und durch sich selbst angenommen, die Sprache aber mit Nichten anders als durch kunstmäßige Anleitung und erforderten Fleiß und Nachsinnen erlernet. Thöricht sei die Ansicht, man könne die deutsche Sprache ex usu erlernen. Das sei nur bei der Mundart der Fall, die man im Gegensatze zur Schriftsprache nicht in Regeln zusammenfassen könne. Die Grammatik sei die Säule und Grundfeste, worauf jeder Sprache Kunstgebäu beruhe. Die deutsche Gemeinsprache aber habe sich Jahrhunderte lang entwickelt und eine solche Zierlichkeit für das Sprechen und Schreiben angenommen, daß es wohl der Mühe werth sei, unbekümmert um die Verschiedenheit der Dialekte, ihren Ursprung darzulegen und ihr eine kunstvolle Form und ein sicheres und gefälliges Regelwerk zu geben. Daher ist ihm denn auch die Stiftung der Fruchtbringenden Gesellschaft bei Weitem die wichtigste Epoche in der ganzen Geschichte der deutschen Sprache.

„Es wird," sagt Schottel[1]), „bei diesem unserm jetzigen Vorhaben zum Ziele gesetzet die hochteutsche Sprache oder die rechte hochteutsche Mundart, welche die Teutsche, sonderlich aber das Reich selbst, in den Abschieden, in den Canzleyen, Gerichten und Truckereyen bishero von Jahren zu Jahren angenommen und gebraucht haben; die niedersächsische und die niederländische Mundart kommt dem rechten Grund und ursprünglichen Wesen oft näher als das Hochteutsche, ist auch fast an Wörtern reicher und nicht weniger lieblich. Aber weil die hochteutsche Mundart communis Germaniae Mercurius ist, auch nunmehr eine durchgehende Kunstrichtigkeit darin hervorgebracht und im ganzen teutschen Reiche in Canzleyen, dem Justizwesen und anderen hohen negotiis publicis von Jahren zu Jahren man zu dieser Mundart mit Hinterlassung der Landrede sich angeschicket und also die rechte Kraft hieselbst vorhanden sein will, ja die teutsche Natur ihre lieblichste Vollenkommenheit gleichsam darin ersehen, richten wir

[1]) S. 174 ff.

uns nunmehr in ganz Teutschland darnach, und werden immer mehr und mehr, nach Anforderung der Materie, die teutsche Worte durch ein hochteutsches Gepräge giltig, angenehm und mehr gängig gemacht."

„Die hochteutsche Sprache, davon wir handlen, und worauf dieses Buch zielet, ist nicht ein Dialectus eigentlich, sondern Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant.« — Mundarten stünden übrigens nicht im Teutschen allein der Büchersprache im Wege; Ennius habe oskisch gesprochen und dennoch ein Werk über die lateinische Sprache geschrieben, Livius, ein so vortrefflicher lateinischer Schriftsteller, sei der Patavinität bezichtigt worden, an keinem Orte Griechenlands wurde so gesprochen, wie die gelehrten Griechen ihre Sprache, die lingua Graeca, bildeten. Die Aufgabe einer Grammatik der hochdeutschen Sprache ist mithin nach Schottel dieselbe, die sich die griechischen und römischen Grammatiker setzten, als das Attische und das classische Latein sich gegen die Mundarten abschlossen. Allen Mundarten, sagt er weiter, wohne etwas Fehlerhaftes inne, welches unter den Regeln der deutschen Sprache keinen Platz finden könne.

Schottel ist nach dieser Auffassung weit davon entfernt, einer einzelnen Mundart einen Vorzug vor den anderen oder gar einen bestimmenden Einfluß auf die Schriftsprache zuzuerkennen. Die weit verbreitete Meinung, als sei der meißnische Dialekt die Sprachregel für das Hochdeutsche, die sich u. a. in den Worten eines Franzosen Duret ausspricht: »Les habitants de Saxe se sont de tout temps et ancienneté vantez de parler entre tous les autres Alemands la plus entière pure et diserte langue Alemande«[1]) bekämpft Schottel auf das Entschiedenste. „Die Meißner," sagt er mit den Worten des Harsdörfer, „müssen nicht glauben, daß die reine deutsche Sprache ganz oder ihren Wurzeln nach einzig und allein auf ihrem Dialekte beruhe. Unzählige deutsche Worte kennen wir heute nicht mehr, die bei den Angeln, Schwaben, Dänen, Belgiern und Niedersachsen aus der deutschen Ursprache lebendig geblieben sind." „Eine weitläufige und ernsthafte Untersuchung wäre da am Platze, möchte doch der Forscher endlich kommen! Die Gegenden, in denen der sächsische Kurfürst und Hüter des Sachsenrechtes herrscht, haben mit dem Sachsenspiegel selbst ihre alte Mundart sichtlich verloren und mit der meißnischen

[1] Daher galt den Franzosen der Ausdruck bon Saxon lange Zeit soviel als gutes Hochdeutsch.

vertauscht: wie die Meißner selbst ihre vandalische Sprache mit der Zeit abgelegt haben." (Griphiander).

„Wenn nun Jemand fragen würde, welcher Dialectus oder welche Mundart die beste, zierlichste, reinlichste und an Wörtern und Redensarten die reicheste, so ist unschwer zu erachten, daß kein Volk unter diesen Teutschen sich für die schlimmste, gröbste und ärmste wolle achten lassen; auch Derjenige, welcher andere Dialectos will tadeln, arm, unrein und grob schätzen, muß des Dinges kündig und erfahren sein, sonst ist's ein Ausspruch von unerkundigter Sache, so nothwendig fehltrifft: und gleich wie es eine über die Maßen weitläufige, schwere und fast unmögliche Arbeit sein möchte, von jedem Dialecto oder Mundart ausführlich, und worin eigentlich eine Mundart der Teutschen von der andern in Allen unterschieden sei, recht und zulänglich zu schreiben: also ist's an dem, daß es eine lautere Ungewißheit und irrige Kündigkeit sei, von den Dialectis außer gründlichen Schriften davon hauptsächliche Meinungen zu behaupten. Wer nur von einem Dialecto der Sprache handelt, der handelt nicht von der ganzen Sprache selbst; wer nur seiner angebornen Mundart kündig ist, verbleibe billig in den Schranken solcher seiner Kündigkeit. Wer von der teutschen Sprache gründlich etwas schreibet, wird dieser oder jener Mundart Eigenschafft anstatt durchgehender Nachfolge (sofern Solches nicht durchgehends beliebt ist) regulsweise schwerlich zu pflanzen vermögen. Ueberall hat das gemeine Volk eine Eigenthümlichkeit, durch die es sich von den andern unterscheidet: die griechische Gemeinsprache war vor Zeiten nirgends in den täglichen Gebrauch aufgenommen, sondern sie galt insofern als gemein, weil die Gelehrten sich ihrer bedienten (Gesner). Eben die Bewandtniß wird sich auch wohl bei der teutschen Sprache finden. Die hochteutsche Sprache ist kein Dialectus, auch nicht die niederteutsche Sprache, sondern beide haben ihre Dialectos . . ." [1]).

Da Schottel selbst die ausführliche Schilderung der Eigenthümlichkeiten der Dialekte und ihrer Abweichungen von der Schriftsprache als ein Ding der Unmöglichkeit für den einzelnen Grammatiker erklärt, begnügt er sich damit, die Aussprüche des Konrad Gesner, Wolfgang Lazius, Fabian Frank und Micraelius zur Charakteristik der Volksmundarten anzuführen.

„Dieses ist derhalben aus etzlichen Autoribus anhero gesetzt, damit nur in Etwas die in den teutschen Dialectis sich befindende

[1] S. 148 ff.

mannigfaltigen Aenderungen und Ungewißheiten mögen erkenntlich und also dieses vorstellig werden, wie es unmöglich sei, diese in den Dialectis sich auf unsägliche Weise anfindende Ungewißheit und Aenderung zu einiger Gewißheit und Regulstande zu bringen, man wollte dann mit unnöthiger, närrischer Arbeit von jedwederm Worte, derselben viele Hunderte, ja Tausende sein, einen sonderlichen Senf machen, und wie es in den vielen Dialectis geändert, zerbrauchet, geradebrochen, verhärtet, verkürzet und verschlenkert werde, deutlich anführen; welches zu wissen wie ganz nöthig, also große Mühe zu erlernen erfordern wollte: ist auch dem studio linguae Germanicae damit wenig gedienet, daß Einer wisse, wie ein teutsches Wort in der Schweiz, in Oesterreich, in Franken, in Meißen, in Thüringen, in Westfalen, im Lande Braunschweig, Mecklenburg ꝛc. werde ausgesprochen; zum Exempel magnus groß wird in Teutschland ausgesprochen: groß, kroos, kroot, groet, graet, kraat, graut: me mich wird ausgesprochen: mich, mi, mek, mik, meek: und also in überhäufigen anderen, da fast kein Buchstabe, will geschweigen die rechte Kennletter überbleibt, wie dann in groß Nichts als das r und in mich Nichts als das m in den Mundarten behalten wird.

Wann ein Lexicon ex fundamenis linguae Germanicae, davon bald ausführliche Meldung geschehen wird, soll verfertiget werden, im Falle die Sprache darin ihre völlige Behaltniß finden soll, werden zwar viele niederteutsche oder niedersächsische Stammwörter, worin die Sprache die alte rechte Aussprache und Ansprache annoch thut, nothwendig deshalber müssen behalten und bekannt gemacht werden, weil solche gute reine teutsche Stammwörter eines auf Teutsch bekannten Dinges urankunftliche Andeutungen und dennoch im Hochteutschen nicht allerdings bekannt sein: die alten Franken, woher der Hochteutschen Aussprache eigentlich rühret, sind mit vielen Händeln, so die alten Sachsen sonderlich im Schiffswesen getrieben, unbemühet gewesen, und sind dahero viele teutsche Wörter dem Hochteutschen unbekannt. Es ist sonst fast lächerlich, daß Ein und Andere, sonderlich aus Meißen, ihnen einbilden dürfen, der hochteutschen Sprache, ihrer Mundart halber, Richter und Schlichter zu sein, ja sogar sich erkühnen, nach ihrem Hörinstrument, und wie sie nach beliebter Einbildung ihre Ausrede dehnen, schlenkern, schnöbeln und kneifen, die hochteutsche Sprache auch in ihrer natürlichen unstreitigen Grundrichtigkeit zu ändern und Solches als große Meisterstücke öffentlich als was Köstliches und Nöthiges hervorzuheben, wodurch das rechte höchst löbliche Sprachwesen soviel die

Ausrede, Bildung und Rechtschreibung der Wörter betrifft) auf ein lauter Ungewisses und Triebsand wollte gesetzet werden; zumal sich immer mehr neusüchtige Lehrlinge anfinden, die vermeinen, was Beiseitiges und Neues zu kochen ihnen frei stünde. Es sollte billig jede Obrigkeit Acht geben lassen, daß solche Schlüngelgecke ihre Brüte für sich vielmehr behalten als durch öffentlichen Truck, was für sprachserfahrene Helden sie sind, kunt machen könnten. Die rechte meißnische Ausrede, wie sie zu Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden üblich, ist lieblich und wohllautend, und hat in vielen Wörtern das Hochteutsche sich wohl darauf gezogen; wie breit und verzogen aber der meißnische Dialectus auf dem Lande und unter den Bauren sei, ist nicht unbewußt[1]. Man weiß auch nunmehr wohl, wie das Teutsche zu sprechen und recht zu schreiben, und bedarf des sich immer hervormengenden neuerlichen Ungrundes nicht. Bei den Griechen und Römern würde solche frei geschätzte Unkünstlerei Einem übel bekommen sein, ist auch vor weniger Zeit Etzlichen, die in dem französischen Sprachwesen aus nicht genugsamer Ursache irrigmachende Neuerung einzuführen den Anfang gemacht, nicht gelungen, sondern durch königliche Autorität verboten und niedergelegt worden."

Die niederdeutsche Sprache stellt Schottel nicht als eine bloße Mundart, sondern als eine ebenbürtige Genossin dem Hochdeutschen zur Seite[2], ja er mißt ihr sogar eine höhere Ursprünglichkeit bei[3], ohne sie aber deshalb wieder zur Schriftsprache erheben zu wollen. Diese Ansicht tritt noch in weiteren Aeußerungen hervor. Man könne, sagt er, aus Goldasts Sammlungen wahrnehmen, wie in den Reichssatzungen, alten Land- und Hofgerichtsordnungen ꝛc. von Jahren zu Jahren die hochdeutsche Sprache sich allmählig der alten deutschen oder alten sächsischen Mundart entrissen und die Worte und Redensarten nach hochdeutscher Mundart umgeformt habe, bis es zu dem nunmehr bekannten angenommenen zierlichen Hochdeutsch und darin sich befindender lieblicher Grundrichtigkeit gerathen.

„Ob indeß auch in niedersächsischer Mundart viel Liebliches und Angenehmes wohl könne beschrieben werden, und die holländische Mundart ihre liebliche und bequeme Eigenschaft darzeige, so halten wir dennoch mit Fuge dafür, daß die rechte vollkommene untadelhafte Zier nach allen Eigenschaften der Rede das bestimmte Glück unserer

---

[1] Vgl. ob. S. 328, 333.
[2] Vgl. ob. S. 336, 338.
[3] Vgl. ob. S. 337, 339.

teutschen Sprache, zuvörderst der hochteutschen, verliehen; also daß, wie unter den griechischen Mundarten die attische die beste geblieben und die obere Stelle erworben, unter den alten lateinischen Mundarten endlich die römische den Preis behalten und allen Schmuck, Zier und Gewißheit in und auf sich gebracht hat, gleichermaßen auch in der weiten und räumigen teutschen Hauptsprache die mehrgemelte hochteutsche Mundart diejenige einzig sein wird, kann und muß, darin die Grundrichtigkeit gepflanzet, kunstmäßige Ausübung gesetzet und alle wahre Zier, Kunst, Lob, Pracht und Vollkommenheit gesuchet, gefunden, behalten und fortgepflanzet werden muß, und da kann man in solchem Verstand linguam nostram Germanicam wohl nennen die hochteutsche Mundart sicut Attica dialectus pro lingua Graeca, Romana dialectus pro lingua Latina et alias vox Dialecti pro lingua ipsa usurpatur." Die hochdeutsche Sprache sei aus der fränkischen abzuleiten; zunächst habe man in ihr die Reichsacten aufzuzeichnen begonnen, dann sei sie in kaiserlichen, kur- und fürstlichen, auch anderen Kanzleien angenommen und bisher behalten worden, „also daß in Teutschland die gangbare allgemeine und Jedwedem nach seinem Stande dienliche Sprache nunmehr ist und wird gehalten die also genennete hochteutsche Sprache". „Es ist gleichfalls die teutsche Sprache getheilet in unterschiedene Mundarten, als in die meißnische, niedersächsische, niederländische, schwäbische, schweizerische, zu geschweigen der dänischen, englischen, schwedischen, welche auch zwar in solchem Betracht der teutschen Sprache verwandt sein, aber ziemlich verändert und frömbd scheinen .. Es hat aber die teutsche Sprache ihre Hauptzier, wie erwähnt, und höchste Lieblichkeit dem Hochteutschen vorbehalten, welche hochteutsche Mundart gleichsam allein den Namen der teutschen Sprache überkommen, wie vormals die attische in Griechenland, die römische in Welschland, noch heut die persische in Asien, die toscanische in Italien, die castilianische in Spanien und les nobles courtisans in Frankreich). Gleichwie aber nicht alle Wörter und Redensarten aus ionischer, äolischer und dorischer Mundart in griechischer Sprache zu verwerfen waren, wie sonderlich aus den Poeten, die sich oftmals unattischer Reden und Wörter gebrauchet, anzunehmen ist, also wird man gleichfalls zulassen müssen, daß auch außer der meißnischen Mundart viele Wörter vorhanden sein, welche etwa bei einer Verfertigung eines Wörterbuches nicht müssen übergangen noch in Beschreibung mancherlei Händel, als Schiffswesens, Bergwerkes, Jagtrechtens ꝛc. werden können gemisset werden. Ja viele Wörter in der hochteutschen Mundart selbst müssen ihre Ankunft und Erklärung in dem Nieder-

sächsischen suchen, und ist ein Anders, sich allein einer Mundart kündig machen oder sich der Sprache selbst annehmen".

An allen Stellen, wo bei Schottel von den Dialekten die Rede ist, wird immer wieder auf die gemeinsame Schriftsprache als Gegensatz zu denselben hingewiesen. Schottel verlangt, daß die Schriftsprache auch als Umgangssprache sich einbürgere, und in diesem Sinne heißt bei ihm Hochdeutsch soviel als Schriftdeutsch. Die Mundarten sind von dieser allgemeinen hochdeutschen Sprache gleich weit entfernt, jene sind durch die alltägliche Uebung, diese durch kunstmäßige Regeln zu erlernen. Die Mundarten sind das Haupthinderniß für eine einheitliche deutsche Orthographie, denn, sagt er: „Wann alle Wörter durchgehends bei jedwederm Teutschen ein gleiches Abbilde, eine gleiche Ausrede oder gleichen Ausspruch hätten, so würde auch durchgehends die Rechtschreibung gleich sein". Kein Grammatiker vor Schottel hat diese Grundsätze so scharf betont, und es ist nicht zu verkennen, daß dieselben bis auf unsere Tage auf die Wertschätzung von Schriftsprache und Mundarten von bedeutender Wirkung geblieben sind.

Auch die Frage, auf welche Vorbilder sich denn der Grammatiker bei der Regelung der hochdeutschen Kunstsprache zu stützen habe, beantwortet Schottel. Zunächst ist es Luther, den auch er als den Urheber einer neuen Epoche in der deutschen Sprachgeschichte in den Vordergrund stellt, daneben sind die Kanzleien „die rechten Schulen, darinnen die teutsche Sprache, soviel das Civilwesen betrifft, ausgeübet und auf's Zierlichste offtmals ausgeschmücket worden; wäre hoch zu wünschen, daß auch in andern Künsten und Wissenschaften ein Gleiches dieser Hauptsprache widerfahren möchte".

Welch hohen Ansehens Schottel bei seinen Zeitgenossen sich erfreute, lehrt am Besten die Thatsache, daß Leibnitz in seinen Anschauungen über die Fortbildung und Förderung der deutschen Sprache vollständig mit ihm übereinstimmt. Leibnitz beschäftigt sich mit diesem Thema in zwei Schriften, der „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben", 1679 oder 1680, und den daran anknüpfenden, in ihrer ersten Redaction ungefähr auf das Jahr 1680 zurückgehenden „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache"[1]). Wie Schottel bezeichnet Leibnitz als eine Hauptaufgabe der deutschen Sprachforschung eine Musterung aller deutschen Worte, nicht nur der hochdeutschen, sondern auch derjenigen der Mundarten. Er hat bereits die Beobachtung gemacht,

[1]) Vgl. Schmarsow: Leibnitz und Schottelius, QF. XXIII.

daß die mundartlichen Ausdrücke mehr bei dem Landmann als in den Städten gebräuchlich sind[1]). — In der Sprache übertrifft er Schottel, der sich noch fast durchweg im lateinischen Banne bewegt. Er ahnt, daß das Deutsche noch ganz anders werde gehandhabt werden, denn am Schlusse der „Ermahnung" räth er, die Kunst zu schreiben so zu steigern, daß gar bald an deutschen Schriften nicht bloß die Hof- und Weltleute, sondern auch das Frauenzimmer selbst, und was nur sinnreich und wißbegierig, eine große Freude haben würde[2]). — Von der Norm der Schriftsprache, „so man hochteutsch nennet, und die im Schreiben anjetzo allein herrsche", ist in den Unvorgreiflichen Gedanken mehrfach die Rede. In den deutsch abgefaßten Staatsschriften zu Regensburg, meint Leibnitz, blicke etwas Besonderes und Nachdenkliches hervor, welches, wenn es vom überflüssigen Fremden gesäubert würde, unserer Sprache einen herrlichen Glanz geben sollte (§ 29, 32 [3]). Gute deutsche Worte fänden sich sonderlich in Opitzens Werken, welche nicht nur in Versen herausgekommen, sondern auch in freier Rede, dergleichen seine Hercynia, seine Uebersetzung der Argenis und Arcadia. Es wären auch hauptsächlich zu gebrauchen eines durchlauchtigsten Autors Aramena und Octavia, die Uebersetzungen des Herrn von Stubenberg und mehr dergleichen, wie dann auch Zesens Ibrahim Bassa, Sophonisbe und andere seiner Schriften mit Nutzen dazu gezogen werden könnten § 65). Ferner wäre auf die Wiederbringung vergessener und verlegener, aber an sich selbst guter Worte und Redensarten zu gedenken, zu welchem Ende die Schriften des vorigen Saeculi, die Werke Lutheri und anderer Theologen, die alten Reichshandlungen, die Landesordnungen und Willküre der Städte, die alten Notariatsbücher und allerhand geistliche und weltliche Schriften, sogar des Reinke Vos, des Froschmäuselers, des deutschen Rabelais, des übersetzten Amadis, des österreichischen Theuerdanks, des bairischen Aventins, des schweizerischen Stumpfs und Paracelsi, des nürnbergischen Hans Sachsen und anderer Landesleute nützlich zu gebrauchen (§ 66). „Und erinnere ich mich bey Gelegenheit der Schweitzer, ehmals eine gute alte Teutsche Redens-Art dieses Volckes bemercket zu haben, die unsern besten Sprachs-Verbesserern nicht leicht beyfallen solte. Ich frage zum Exempel, wie man Foedus defensivum et offensivum kurtz und gut

[1] Vgl. ob. S. 340.

[2] Anz. f. dtsch. Alterth. V, 182.

[3] Schon in der Nova methodus discendae docendaeque Jurisprudentiae. 1666, lobt Leibnitz die Leipziger Rechtsfacultät und die Gerichte wegen der Kürze und Kraft, mit der sie in den deutsch abgefaßten Informaturtheilen die Gründe vorstellen. Anz. f. dtsch. Alterth. V, 173.

in Teutsch geben solle; zweiffle nicht, daß unsere heutige wackere Verfasser guter Teutscher Wercke keinen Mangel an richtiger und netter Uebersetzung dieser zum Völckerrecht gehörigen Worte spühren lassen würden; ich zweiffle aber, ob einige der neuen Uebersetzungen angenehmer und nachdrücklicher fallen werden als die Schweitzerische: Schutz- und Trotz-Verbündniß" (§ 67).

Leibnitz spricht es offen aus, daß gewisse Wörter in Luthers Bibelübersetzung veraltet seien, so „Schwächer" für Mörder, „raunen", „Kogel" (das ist eine gewisse Bedeckung des Hauptes, § 83). In diese Kategorie gehören nach Leibnitz auch die Provincialismen, als „schmecken" statt riechen, wie es bei einigen Deutschen gebraucht wird, von denen man deswegen sage, sie haben nur vier Sinne, item der „Kretschmar" in Schlesien, der soviel als „Krug" in Niedersachsen; von welcher Art auch die Meißner selbst nicht wenig haben und sich deren zumal im Schreiben enthalten müssen, als wenn sie sagen: der Zeiger „schlägt", oder wenn sie einen Rock einen Pelz nennen § 84). Die französische Sprache sei der deutschen an fester Abgrenzung voraus, nicht allein, weil sie aus der lateinischen entsprossen, welche bereits so wohl mit Regeln eingefasset, und überdies seit längerer Zeit her von Gelehrten bearbeitet worden, sondern auch, weil sie nur einen Hof als den Mittelpunkt habe, nach dem sich Alles richte: welches uns mit Wien auch um deswillen noch nicht wohl angehen wollen, weil Oesterreich am Ende Deutschlands, und also die wienerische Mundart nicht wohl zum Grunde gesetzet werden kann, da sonst, wann ein Kaiser mitten im Reiche seinen Sitz hätte, die Regel der Sprachen besser daher genommen werden könnte (§ 104). — Eine gelehrte Behandlung des Deutschen thue um deswillen Noth, weil ganze Länder von einander unterschieden und Kanzleien selbst gegen Kanzleien streiten, als zum Exempel, was für Geschlechtes das Wort „Urtheil" sei. Im Reiche, beim Reichshofrath, beim Reichskammergerichte und sonst ist Urtheil weiblichen Geschlechtes und saget man die Urtheil, hingegen in denen oberfächsischen Gerichten spricht man das Urtheil (§ 108). Für den erstern Gebrauch spricht die Autorität der höchsten Gerichte, für den andern dagegen der Sprachgrund oder die Analogie (§ 109).

Es scheint, daß die klare Einsicht Schottels und Leibnitzens von dem Wesen des Hochdeutschen als einer an keine Landschaft gebundenen Schriftsprache von den Zeitgenossen zunächst noch nicht recht erfaßt wurde.

Caspar Stieler nennt in der Widmung seines „Deutschen

Sprachschatzes", 1691, den Kurfürsten zu Sachsen einen Beherrscher der wahren Sitz- und Stammhäuser der hochdeutschen Reichssprache, von Städten, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklich erzogen und aufs glücklichste ausgezieret und geschmücket worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet: ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg und das süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von ihrem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle solche eine milde Beisteuer verehret, daß es sich seiner Lehrlingschaft zu schämen nimmermehr Ursache finden wird. Ihr habe der Kurfürst den nie satt zu rühmenden reinen Sprachhonig eingeflößt und mitgetheilt. In diesen trefflichen Städten regieret und triumphieret die hochdeutsche Sprache, sie sind die Richtschnur der hochdeutschen Sprache, gleichwie Wittenberg in Sonderheit vor nunmehro 170 Jahren zu derselben den Grund durch Verdeutschung des großen Gottesbuches, der Bibel, geleget hat.

Auf dem Titel der dem „Sprachschatz" angehängten Schulgrammatik übersetzt Stieler den Ausdruck „hochdeutsche Sprache" durch »imperialis lingua Germanica«. Diese hochdeutsche Sprache, sagt er, gleichsam die in der Widmung ausgesprochenen Schmeicheleien berichtigend, müsse man sich nicht als eine deutsche Mundart, sondern als eine durchgehende Reichshauptsprache vorstellen, als wie etwa hiebevor die griechische Hauptsprache, darunter weder attisches, noch dorisches, noch äolisches, noch ionisches Mundwesen gemenget, oder die römische Sprache in der Lateiner Lande geredet und geschrieben worden, oder wie jetzo die französische Hauptsprache, la langue de la Cour genannt, sein möchte.

In Daniel Georg Morhofs aus Wismar „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" bemerkt der Herausgeber der zweiten Auflage (Lübeck 1700), man habe sich angelegen sein lassen, die Orthographie durchgehends zu ändern und eine gute meißnische zu substituieren, „indeme eine unrichtige Schreiberei einen nicht geringen Uebelstand bringet und absonderlich einem Oberländer und fürnehmlich in Lesung dergleichen Sachen, welche zur Ergötzlichkeit des Gemüths verfertiget, sehr verdrießlich fället. Zwar ist es eine Sache, worinnen man sich leichte verstoßen kann, indeme die Meißener selbst, welche doch sehr darüber halten, in vielen Dingen bei sich nicht einig sind, und ist zu verwundern, daß sich bis dato noch Keiner gefunden, welcher eine vollständige und richtige Orthographie geschrieben; denn was vor diesem hierinnen herausgegeben worden, lassen sie jetzo selber

nicht mehr gelten. Es wäre Solches höchst nöthig, sowohl denen Meißnern selbst als auch uns, die wir in Niedersachsen leben und die hochdeutsche Sprache mit Mühe und meistentheils aus den Büchern erlernen müssen, welche wir hernachmals mit unserer Muttersprache verfälschen und also nichts Accurates, sowohl was die Orthographia als auch die Reinlichkeit derselben in's Gemein anlanget, in der deutschen Tichtkunst zu Wege bringen können, für Allen in den Augen der Oberländer, als welchen solch niedersächsisch Hochdeutsch gar zu rauhe und öfters unverständlich scheinet . . .". „Der aus seinen geistreichen Schriften genugsam bekannte Christ. Scriver, dessen wir uns billig rühmen können, hat das Lob erlanget, daß in der Reinlichkeit der deutschen Sprache es ihm Keiner, auch von denen Meistern selbst, in ihn hierinnen admirieren, zuvor gethan habe, welches um so viel mehr, weil er ein Holsteiner von Geburt ist, zu verwundern; doch würde er es nicht so weit gebracht haben, wann er nicht eine geraume Zeit sich in Meißen aufgehalten hätte." — Im Texte selbst äußert sich Morhof: „Es ist auch ein großer Unterscheid unter den Dialectis und Mundarten, nach welchen die Red- und Schreibart sollte eingerichtet werden. Denn es sind einige gar zu rauhe und müssen durchaus nicht zum Muster gesetzet werden. Der Meißner Ausrede ist die zierlichste, aber sie hat auch einige Arten, die nicht nachzuahmen sind" [1]). „Wer nun ein reinliches deutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialectum, wie der meißnische ist, ihm vorsetzen, unter welchen aber die andern Oberländer schwerlich zu bringen sind, denn ihre Idiotismi laufen allezeit mit unter. Meines Erachtens soll ein Niedersachse die beste Art im Schreiben an sich nehmen, wenn er in den hochdeutschen Idiotismis etwas geübet ist [2])."

Die geringschätzige Art und Weise, in der Morhof von seinem niederdeutschen Dialekte spricht, kennzeichnet am besten dessen völliges Zurückweichen. Die richtige Beobachtung, daß die Niederdeutschen das Hochdeutsche am reinsten handhaben, erklärt sich daraus, daß ihnen dasselbe von vorneherein nur in der Form der Büchersprache bekannt ist.

Die Grammatiker des siebenzehnten Jahrhunderts, vornehmlich Schottel, haben die neuhochdeutsche Sprache auf den gegen die Mundarten streng abgegrenzten und geregelten Standpunkt erhoben, welchen sie im Wesentlichen heute noch einnimmt; die systematische Behandlung,

[1]) S. 435. [2]) S. 439.

welche die Sprache durch die Grammatik erfuhr, war ferner ein Grund, der einen berühmten Gelehrten wie Leibnitz veranlaßte, sich mit ihr zu beschäftigen; und ihr ist auch die jenem aristokratischen Zeitalter ganz willkommene Lehre zuzuschreiben, daß die Schriftsprache zugleich Umgangssprache der gebildeten Gesellschaft sein solle. Die Ausgestaltung der neuhochdeutschen Metrik gab ebenfalls der Litteratur eine gegen das Volksthümliche ablehnende Haltung, verschaffte dafür aber der deutschen Sprache in gelehrten und fürstlichen Kreisen höheres Ansehen. Dagegen vermochte Schottels und Leibnitzens klare Einsicht von dem universellen Charakter der Schriftsprache noch nicht durchzudringen, das siebenzehnte Jahrhundert ist vielmehr die Blüthezeit der Theorie, welche den Sprachgebrauch Obersachsens, nicht zwar des Landvolkes, sondern der vornehmen Leute an den Höfen und in den Städten, als Norm für die Allgemeinheit erklärt. Als Grundlagen der Bücherſprache galten neben Luthers Bibelübersetzung und der Reichskanzlei bereits die Werke von Zeitgenossen, vorab des Opitz und anderer höfischer Schriftsteller. In der Sucht, die höchsten Gesellschaftsschichten auch zu sprachlichen Autoritäten zu erheben, spiegelt sich der Byzantinismus des Zeitalters wieder.

Nur allmählig brachen sich abweichende Ansichten Bahn. Die Kanzleisprache, deren Autorität bereits im sechszehnten Jahrhundert von der Schule war angefochten worden [1]), die Fischart wegen ihres schleppenden Periodenbaues und ihres Hanges zu unverständlichen Fremdwörtern verspottet hatte, fand ebenso im siebenzehnten ihre Widersacher. Die Güstrower Schulordnung von 1662 bestimmt, man solle zu den Uebersetzungen aus dem Lateinischen „nicht weitläuffige, lange Periodos mit hoffdeutschen und cantzleischen Worten brauchen“ [2]). — Weit fester ruhte das Ansehen der Lutherſprache. Ratichius, der Vorkämpfer für den deutschsprachlichen Unterricht im siebenzehnten Jahrhundert, und seine Genossen setzen die Mustergiltigkeit der Lutherſprache überall als selbstverständlich voraus, die deutsche Bibel ist ihr Grundbuch, auf Luthers Schriften und Aussprüche nehmen sie überall Bezug. Die Sachsen-Koburg-Gothaische Schulordnung aus den Jahren 1642—85 empfiehlt, bei Anständen und Zweifelsfällen in der Rechtschreibung solle der Lehrer den Pfarrer fragen, oder das Lesebüchlein und sonderlich die deutsche Bibel lassen Richter sein. — Johann Christoph Wagenseil, der in seiner Beschreibung der Stadt Nürnberg, 1697, ausführlich von der Meistersängerschule berichtet, führt als eine Bestimmung der Tabulatur auf:

[1] Vgl. ob. S. 304. [2] Fleckeisens Jahrb. 1881, S. 72, Anm. 188.

„Ein Fehler ist, wenn Etwas nicht nach der hochdeutschen Sprache gerichtet und gesungen wird, wie solche in Dr. Martin Luthers deutscher Uebersetzung der Bibel befindlich und in der Fürsten und Herren Canzleyen üblich und gebräuchlich ist". In der Meistersängerschule hatte der älteste Merker Luthers Bibel vor sich, um jedesmal Acht zu geben, „ob das Lied sowohl mit dem Inhalt der Schrift als auch des Lutheri reinen Worten übereinkomme". — Dieser Fortschritt zur Spracheinheit, der gegenüber dem früheren Belieben, den Dialekt zu gebrauchen, bei den Meistersängern zu Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts sich zeigt[1]), ist freilich von keiner großen Tragweite, wenn nach dem Urtheil eines ungefähr gleichzeitigen Glaubensgenossen[2]) die Meistersänger jener Zeit „nur schlechte und gemeine Leute sind, die an den Festtagen auf den Singstuhl sitzen und sich um Geld sehen und hören lassen, in Ulm lauter Weber, in Straßburg meistentheils Kirsner, in Nürnberg, Augspurg, Memmingen und anderswo Schneider, Schuhmacher und andere ehrliche Bürger . . ."

Leibnitz ist nicht der Erste, der es ausgesprochen hat, daß Luthers Sprache in gewissen Punkten veraltet sei[3]). War an der letzten, von Luther selbst noch herausgegebenen Bibelausgabe von 1545 später auch nur wenig geändert worden, so folgten doch Herausgeber und Drucker wohl mehr unabsichtlich der allmähligen Umgestaltung der deutschen Sprache. Mit Bewußtsein nahmen dagegen zwei Theologen, Jacob Weller in Lüneburg in der Ausgabe von 1663 und Pretten in der Schleusinger Ausgabe von 1684, in orthographischer und grammatikalischer Beziehung der damalige Schreibweise auf. Der Straßburger Professor Scheidius (gestorben 1670 verfaßte eine besondere Abhandlung zur Erörterung einer Anzahl deutscher Wörter der Lutherbibel, die dem gemeinen Verständnisse schon entschwunden waren: der gelehrte Johann Vorst äußerte sich 1669, es gebe in der verdeutschten Bibel Luthers viele Wörter, welche wenig mehr gebraucht werden, und die den Zeitgenossen fast nirgend anderswo als aus derselben Uebersetzung bekannt seien. — Der Leipziger Theologe Hieronymus Kromayer behauptete, es fänden sich in der Bibelübersetzung alterthümliche Wörter, welche sogar in Meißen der gemeine Mann nicht völlig verstehe[4]). — Dem Vorwurfe der Katholiken jedoch,

---

[1] Vgl. ob. S. 220; 223.

[2] Megalissus, Der undeutsche Katholik, 1731, S. 11 12.

[3] Vgl. ob. S. 344.

[4] Vgl. Diederichs von Stade Erläuterung der Bibelwörter, S. 2—4 der Vorrede zur dritten Auflage.

warum man denn die lateinische Bibelsprache verlassen habe, da man die Uebersetzungen doch fast alle Jahrhunderte ändern und nach dem jedesmaligen Sprachgebrauch einrichten müsse, wurde entgegengehalten, daß keineswegs die ganze Sprache sich verändert habe, sondern nur das eine oder andere Wort außer Gebrauch gekommen oder dunkel geworden sei[1]). — An das Vorgehen Wellers und Prettens schloß sich sodann Johann Dieckmann für die sogenannten Stader Bibeln an. Wenn er es auch zu weitläufig und beschwerlich fand, daß die Bibel mit „ganz neuer richtiger Orthographie und Gebrauch der Vorwörter" erscheine, so paßte er doch die Orthographie der zu seiner Zeit üblichen möglichst an, da die bisher gebräuchliche sich „noch für unsere Zeit nicht völlig schicke". — Nach dieser Stader Bibel, welche großes Ansehen und eine bedeutende Verbreitung gewann, stellte R. H. von Canstein einen mit der Sprache der Neuzeit übereinstimmenden Text her, und dieser ist jetzt der verbreitetste. Canstein erklärte ausdrücklich, „eine deutsche Uebersetzung der Bibel herausbringen zu wollen, die den Grundtext vor andern am gewissesten und dennoch den Vorwurf nicht leiden darf, daß die versio Lutheri wird geändert werden, die man vielmehr auf das Genaueste beibehalten". Dies hinderte ihn jedoch nicht, den Text dem jeweiligen Sprachgebrauche anzupassen.

So sehen wir bereits gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Herrschaft einer starren sprachlichen Ueberlieferung allmählig einer freieren Auffassung weichen, die der natürlichen Entwicklung der Sprache keinen Zwang anlegen will. Die Einheit der Schriftsprache war gesichert, und die strenge, bisweilen gewaltsame Sprachregelung, wie sie das Characteristicum der Grammatiken des siebenzehnten Jahrhunderts bildet, hatte nach dieser Richtung hin ihr Werk erfüllt. Die Verwilderung früherer Zeiten war endgiltig beseitigt; der zu einem steifen und kalten Prunk herangezogenen Sprache that nun Beweglichkeit und Lebenswärme Noth. Diese Eigenschaften aber konnte ihr nur ein in seinen Sitten anders geartetes Jahrhundert verleihen, ein Jahrhundert, in welchem nun auch der gebildete Mittelstand an der Litteratur theilnahm, die bis dahin in den allermeisten ihrer Gattungen und Arten ein bloßes künstliches Erzeugniß des Gelehrtenstandes, der Studierstube gewesen war und als solches von vorneherein dem allergrößten Theile des Volkes als etwas von außen her Eingeführtes, Unverständliches und Fremdes gegenüberstand.

---

[1] Vgl. Diederich von Stade, a. a. O. S. 10.

Mit dem siebenzehnten Jahrhundert schließt die ältere Periode in der Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. Die altdeutsche Ungleichmäßigkeit im Ablaut des Plurals und des Singulars im Präteritum starker Verba, der hervorstechendste Unterschied der Luthergrammatik von der heutigen, macht nach und nach der durchgängigen Anwendung entweder des Singular- oder des Pluralablautes Platz. Schon Opitz hatte Präteritalformen wie reit, beiß ꝛc. aufgegeben; er mochte fühlen, daß dieselben zu dem neuhochdeutschen Lautsystem, welches auch im Präsens den Diphthong eingeführt hatte, nicht mehr recht stimmten [1]).

Drittes Capitel.

Das Deutsche im Kampfe gegen die Fremdwörter und als Schulsprache.

Die unablässige Arbeit der Grammatiker des siebenzehnten Jahrhunderts förderte nicht nur den Ausbau der Schriftsprache, sie hatte auch eine mächtige Hebung des deutschen Sprachbewußtseins zur Folge, welches sich kundgibt in dem lebhaften Kampfe gegen das Fremdwörterunwesen und den Bestrebungen, die lateinische Schul- und Gelehrtensprache durch die deutsche zu ersetzen. — Trotzdem die Fruchtbringende Gesellschaft die Reinigung der deutschen Sprache von den Fremdwörtern sich zum ersten Ziele setzte, nehmen die Klagen über das Eindringen der fremdländischen Elemente und die Gleichgiltigkeit der Deutschen gegen ihre Muttersprache an Beständigkeit und Lebhaftigkeit fortwährend zu. Der gelehrte Goldast versieht ein Verzeichniß altgermanischer Eigennamen aus einer Handschrift des Klosters St. Gallen mit der ironischen Bemerkung, die Deutschen ergötzten sich jetzt mehr an fremdem als am altheimischen Wesen [2]). Während des dreißigjährigen Krieges war es der patriotische Standpunkt, von dem aus die Sprachreinigung im Zusammenhange mit der Bekämpfung des Fremdwesens überhaupt betrachtet wurde. „Das fremde Kriegsvolk, welches Deutschland von allen Seiten her überschwemmte, verdrängte

[1] Vgl. ob. S. 332.
[2]) Rer. Alem. Scr. tom. II. — Vgl. auch ob. S. 307.

eine Menge guter deutscher durch freche und fremde Wörter“ [1]). Ein Buch von 1629, das sich gegen die neuen Moden wehrt, meint ironisch, das wäre ja freilich eine ewige Schande, wenn der Deutsche von andern Nationen nicht ein Wort entlehnen und damit seine angeborne Sprache verketzern könnte, da doch der meiste Theil der Deutschen ihre Kleidung und deutsche Gemüther längst verwandelt hätte. Da gebe es deutsche Spanier, deutsche Franzosen, deutsche Italiener, deutsche Engländer, Summa: der deutsche Mann ein allemodischer Mann [2]). Der Straßburger Moscherosch sagt im Unartigen teutscher Sprach Verderber, 1643, es sei leider nunmehr dahin gekommen, daß wann ein Deutscher ungefähr ein Vierteljahr in Frankreich geguckt oder nur einen Franzosen hören reden, sei ihm seine Muttersprache schon verleidet; er meine, er könne keine größere Untugend begehen, als sich der französischen Brocken unter seinem Deutschen zu enthalten. Vor diesem sei Alles getreu und ohne Gefährde zugegangen, Ja war ja und Nein war nein, seitdem aber die Complimente aufgekommen, sei die deutsche Treue, Glaube und Redlichkeit aus Deutschland gezogen [3]). Auch im A la mode Kehrausz in den „Gesichten Philanders von Sittewald“ ereifert sich Moscherosch gegen die Sprachverderber, als welche er bezeichnet „welsche Cortisanen, Concipisten, Cancellisten, die die alte Muttersprache mit allerlei fremden lateinischen, welschen, spanischen und französischen Wörtern vielfältig vermischet, verkehret und zerstöret, so daß sie ihr selbst nicht mehr gleich siehet und kaum halb kann erkannt werden“ [4]).

Aehnliche Stimmen machten sich gegen das Ende des Jahrhunderts wieder geltend. In der Verwüstung der Pfalz durch die Heere Ludwigs XIV. erblickte man eine Strafe des Himmels für die üppigen Kleidermoden und der edlen deutschen Sprache Verwirrung, mit denen man den Feind selbst in's Land gelockt habe [5]). Eccard bemerkt, daß namentlich die wachsende politische Macht Frankreichs diesen unheilvollen Einfluß auf die deutsche Sprache ausübte. Christian Weise, ein sonst um das Schulwesen verdienter Mann, sei hierin vorange-

[1]) Eccardi Hist. Stud. Etym. Ling. Germ. cap. XII.

[2]) Birlingers Alemannia IX, 55.

[3]) Von der Hagens Germania, Bd. VIII.

[4]) Reinhold Köhler, im Archiv für Litteraturgesch. I, 291 ff., wo noch eine ganze Reihe von satirischen Schriften des 17. Jahrh. gegen die Sprachmengerei angeführt wird. — „Der deutschen Sprache Ehrenkranz“, Straßburg 1644, nennt die Deutschen „gewelscht“. Von der Hagens Germania VIII, 151.

[5]) Birlingers Alemannia X, 11. Vgl. noch Caspar Stieler in der Vorrede zum Sprachschatz, 1691; Morhof, Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie [2] 1700, S. 3.

gangen. Dadurch werde das Volk in seinem Irrthum bestärkt, ja man sei so weit gegangen, ein Wörterbuch von solchen französischen Wörtern herauszugeben, durch die die deutsche Rede „ausgeschmückt" werde! Gegen ein solches Beginnen sei das odi profanum das allein gerechtfertigte Verhalten. Wenn man ein Verzeichniß fremder Worte aufstelle, so solle man es wenigstens im abschreckenden Sinne thun. — Aehnlich wie Eccard sagt Egenolff in seiner „Historie der deutschen Sprache" (1716—1720; II, 285), Ludwig XIV. habe der deutschen Sprache mehr geschadet als ehemals alle Mönche und Pfaffen, weil man jetzt nicht mehr an den Höfen allein, sondern auch anderwärts unter vornehmen und angesehenen Leuten in öffentlichen Zusammenkünften mehr französisch als deutsch rede. Die Reinigkeit der Sprache scheine in den letzten Zügen zu liegen, nachdem man sogar in solchen Ländern, die sich des reinsten Deutsch rühmen, die Abfassung öffentlicher Schriften solchen Leuten anvertraue, die, um mit ihrer Sprachkenntniß zu prunken, bald ein polnisches, bald ein moskowitisches und bald ein hottentottisches Wort in ihre Schriften einmischen.

Mögen alle diese Klagen auf Wahrheit beruhen, eben so sicher ist, daß der Eifer der Sprachreiniger Uebertreibungen und Lächerlichkeiten im Gefolge hatte, und daß wie bei allen schwärmerischen Bestrebungen viel Oberflächlichkeit und Unkenntniß mit unterlief. Es fehlt darum nicht an Stimmen, welche bei allem Wohlwollen ein vernünftiges Maßhalten empfehlen. Johann Balthasar Schupp [1]) nennt die Intention der Stifter der Fruchtbringenden Gesellschaft eine gute, doch sollten sie selbst erwägen, ob die Mittel, welche sie bisher gebraucht haben, die deutsche Sprache zu befördern, allenthalben dienlich seien. Daß man alle fremden Wörter, welche die Bauern nicht mehr für fremd halten, wolle deutsch geben, darüber habe er (Schupp) oftmals unter dem Lesen den Kopf geschüttelt. „Wenn ich die Bauren in Mechlenburg gefraget hätte, wer Obergebietiger zu Rostock sei, da würden sie sich verwundert und gefragt haben: Obergebietiger? Obergebietiger? Was ist das für ein Ding? Allein wenn ich gefragt hätte: wer ist Commandant in Rostock? so würde Jedermann geantwortet haben . . ."

Schottel und Leibnitz wenden sich in satirischer Weise gegen die Fremdwörtersucht, die „Lapwörter"; die Deutschen hielten ihre Sprache wie „eine Vetel, wie eine Allmans Huhr"; „der Bürger lernet Franzöich weit leichter als Latein" [2]) — tadeln aber doch die puristische

[1]) Teutscher Lehrmeister 1663, wieder abgedr. in Wackernagels LB. III.
[2]) Anzeiger f. dtsch. Alterth. V, 175.

Uebertreibung. „Wie die lateinische Sprache", sagt Schottel[1]), „viele unlateinische und griechische Wörter, die griechische Sprache gleichfalls etzliche barbara Vocabula (wie sie Plato nennet) ihres Nachruhms ungeschmälert behalten und auf lateinisch und griechisch naturalisieret haben, also können und müssen wir auch sothane in den deutschen Sprachbaum nothwendig (weil ein neu Ding benahmet wird eingepfropfte und durch zulässigen Gebrauch eingeimpfte oder aber durch das Herkommen fest eingezweigte Wörter teutschem Nachruhm ohn' Schaden nunmehr fein behalten und sothane teutsch naturalisierte Wörter mehr bekannt und beliebt und die Sprache selbst dadurch wortreicher werden lassen." Die Ausrottung der unnützen Fremdwörter erachtet aber auch Schottel für eine so wichtige Aufgabe, daß er eine neue und letzte Epoche in der Geschichte der deutschen Sprache mit der Zeit beginnen lassen will, „darin das ausländische verderbende Lapp- und Flickwesen künte von der teutschen Sprache abgekehret und sie in ihrem reinlichen angebornen Schmuck und Keuschheit erhalten, auch darin zugleich die rechten durchgehende Grund- und Kunstwege also künten gelegt und beliebet, auch ein völliges Wörterbuch verfertiget werden, daß man gemächlich die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lesen, verstehen und hören möchte."

Leibnitz, in den Unvorgreiflichen Gedanken, warnt davor, daß man in der Sprache zum Puritaner werde und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeide und dadurch seine Rede entkräfte und verschwäche; was diese Leute schrieben, sei un bouillon d'eau claire, nämlich ohne Unreinigkeit, aber auch ohne Kraft. Wie die italienische Gesellschaft der Crusca durch eine zu strenge Scheidung der bösen und guten Wörter und die Anmaßung, ganz Italien an die florentinischen Gesetze zu binden, ihren Zweck verfehlt habe, so sei es auch gewiß, daß einige der Herren Fruchtbringenden und Glieder der anderen Deutschen Gesellschaften zu weit gegangen und dadurch Andere gegen sich ohne Noth erregt haben. Dadurch sei das Uebel im Gegentheil vergrößert worden, und der Mischmasch habe abscheulich überhand genommen, sodaß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Deutsch verderbe (§ 16—20). Man habe gleich auf einmal den Lauf des Uebels hemmen und alle fremde, sogar eingebürgerte Worte verbannen wollen. Dawider habe sich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte,

[1]) Ausf. Arb. S. 1273.

gesträubt und das sonst zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, sodaß auch Dasjenige nicht erhalten worden, was wohl zu erlangen gewesen, wenn man etwas gelinder verfahren wäre (§ 23). Aus den Reichsabschieden gehe hervor, daß man im Jahrhundert der Reformation noch ziemlich rein deutsch redete, abgesehen von einigen italienischen und spanischen Worten, die vermittelst des kaiserlichen Hofes und einiger fremder Bedienten sich zuletzt einschlichen. Erst im dreißigjährigen Kriege, als Deutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserfluth überschwemmt wurde, sei mit dem sonstigen Hab und Gut auch die Sprache in die Rappuse gegangen und sehe man, wie die Reichsacta solcher Zeit mit Worten angefüllt seien, deren sich freilich unsere Vorfahren geschämt haben würden. Habe bis dahin Deutschland zwischen den Italienern und Franzosen geschwankt, so habe nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden sowohl die französische Macht als Sprache überhand genommen und man habe Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen (§ 24—26).

Sonst sei es von alter Zeit her bräuchlich gewesen, in Reichshandlungen, Libellen und Producten lateinische Worte zu gebrauchen, obschon einige Gerichte in neuerer Zeit die nicht unlöbliche Gewohnheit angenommen, Viel in Deutsch zu geben, was anderswo nicht anders als lateinisch genannt worden; als: Krieg Rechtens befestigen: litem contestari, Gerichtszwang: instantia, Endurtheil: definitiva und dergleichen viel. In Staatsschriften, so die Angelegenheiten und Rechte hoher Häupter und Potenzen betreffen, sei es nun dahin gediehen, daß man allerdings nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Französischen und Welschen sich schwerlich entbrechen könne, immerhin sollte man sich befleißigen, das Französische nicht an des Deutschen Stelle zu setzen, wenn das Deutsche eben so gut, wo nicht besser (§ 89, 90 [1]). Leibnitz strebte die Aufrichtung einer Deutschgesinnten Gesellschaft an, welche gleich der französischen und florentischen Akademie für die Pflege der deutschen Sprache vorzugsweise dadurch thätig sein sollte, daß der Sprachgebrauch festgestellt, zugleich aber ein „Sprachschatz", d. h. ein Verzeichniß der Kunstworte, und ein „Sprachquell", d. h. ein etymologisches Lexikon, ausgearbeitet würde. — Einen ähnlichen Gedanken sprach der kaiserliche Hofpoet Heräus zu Ende des siebenzehnten oder Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus, indem er durch kaiserliche

[1] Vgl. ob. S. 343, Anm. 3. — Anderer Meinung war der Jurist Hermann Conring, der es für unwürdig hielt, daß die Gelehrten Frankreichs statt in lateinischer Sprache französisch zu schreiben begannen. Anz. f. dtsch. Alterth. V, 172.

Initiative eine allgemeine deutsche Sprachgesellschaft nach dem Muster der französischen Akademie verlangte[1]).

Leibnitz erkannte und sprach es aus, daß die Bemühungen um die Herstellung der Reinheit im Deutschen so lange fruchtlos bleiben würden, als wir nicht „unsere Sprache in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbst üben, welches das einzige Mittel, sie bei den Ausländern in hohen Werth zu bringen und die undeutsch gesinnten Deutschen endlich beschämt zu machen“[2]). Haben wir keinen Grund, die Richtigkeit dieser Anschauung anzuzweifeln, so ist nicht minder sicher, daß, bevor man fordern konnte, daß das Deutsche als Sprache der Schule und der Wissenschaft an die Stelle des Lateins trete, das Deutsche selbst den Charakter einer fest ausgeprägten und allgemein anerkannten Schriftsprache angenommen haben mußte. In diesem Sinne ist die Theorie der Gelehrten des siebenzehnten Jahrhunderts, daß die Grammatik die Sprache zu regeln habe, für ihre Zeit die einzig brauchbare gewesen.

Auf den Aufschwung des Studiums der deutschen Sprache in den ersten Zeiten der Reformation war bald wieder ein Rückfall in die humanistische Anschauung gefolgt, welche das Deutsche nur als ein Mittel für die Förderung des Verständnisses des Lateinischen in der Gelehrtenschule zugelassen wissen wollte[3]). Es bedurfte für eine weitere Entwicklung des deutschsprachlichen Unterrichtes der patriotischen Regung des siebenzehnten Jahrhunderts und des Beispiels benachbarter Völker, welche gebildeter erschienen und doch ihre Landessprachen pflegten[4]). Aus dieser Bewegung giengen die Sprachgesellschaften hervor, und diesen verdanken die meisten grammatischen und orthographischen Werke, welche als Schulbücher von Einfluß auf die Entwicklung des Unterrichts waren, ihre Entstehung. Ein anderer Grund des Aufkommens des deutschsprachlichen Unterrichts liegt in dem Haschen nach neuen Methoden des Unterrichts. Nahezu alle Vorschläge bezeichnen den erweiterten Gebrauch und die unterrichtliche Behandlung des Deutschen als das Mittel, durch welches Hilfe kommen müsse[5]).

---

[1]) Vgl. Megalissus, Der undeutsche Katholik, S. 104 ff.

[2]) In der „Ermahnung an die Teutsche“. Vgl. ob. S. 353 eine ähnliche Aeußerung Schottels.

[3]) Vgl. ob. S. 211, Anm. 1.

[4]) »Quae politiores sunt et patrias excolunt linguas.« Koburg-Gothaer Schulordnung von 1605.

[5]) Vgl. die eingehende Abhandlung von Hanns: Zur Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts im 17. Jahrh., in Fleckeisens Jahrb. 1881.

Im Jahre 1612 übergab Ratichius dem deutschen Reiche auf dem Wahltag zu Frankfurt ein Memorial über seine Methode, wie die deutsche Muttersprache zur Grundlage alles weiteren niederen und höheren Unterrichts zu machen sei. Ratichius erklärt die deutsche Sprache unumwunden für das Organ, dessen sich die Schule zu bedienen habe, um von ihr aus zu den andern Sprachen fortzuschreiten. Zweitens aber verwendet er die Muttersprache nicht bloß als ein zweckmäßiges Mittel zur Mittheilung anderweitiger Kenntnisse, sondern er legt hauptsächlich Gewicht darauf, daß in den Sprachunterricht selbst die grammatische Zergliederung des Deutschen eingeführt werde. Erst wenn die deutsche Grammatik wohlbekannt ist, soll der Lehrer zu anderen Sprachen schreiten. Er soll den Schülern die Vorschriften der Logik und Rhetorik in der deutschen Sprache einflößen. — Einige der gründlichsten Gelehrten jener Zeit stimmten Ratichius bei, so vor Allen Joachim Jungius und Christophorus Helvicus. Beide Männer erklärten sich mit aller Entschiedenheit für den Gebrauch der deutschen Sprache zum Behufe der Wissenschaft, Jungius insbesondere richtete sein Augenmerk darauf, eine deutsche Kunstsprache für die Wissenschaft herzustellen; doch ist diese Arbeit Entwurf geblieben[1]).

Nur ganz allmählig verwirklichten sich die Ideen des Ratichius, wird ja doch seiner Forderung, es solle die Grammatik der fremden Sprachen an der deutschen gelernt werden, heute noch der Erfahrungssatz gegenübergestellt, daß das grammatische Verständniß der Muttersprache erst an der Hand des Lateinischen erzielt werden könne. — Während die Koburg-Gothaer Schulordnung von 1605 bei Schülern wie Lehrern noch fleißiges Lateinsprechen fordert, verlangt die hessische Schulordnung von 1618, daß man zur lateinischen Sprache nicht schreiten solle, man habe denn unsere angeborene deutsche Sprache zuvörderst nach Nothdurft und genugsam gelernt. Die Weimarer Schulordnung von 1619 schreibt vor, daß die Kinder allezeit in der bekannten deutschen Sprache ihr Lernen und Studieren anfangen sollen, unter den Schulbüchern der „deutschen Klasse" findet man also auch die deutsche Grammatik Kein Schüler soll in die lateinischen Klassen aufrücken, der noch nicht recht fertig deutsch und ohne Anstoß nach der Orthographie lesen und schreiben kann. Die hessische Schulordnung von 1656 fordert, daß die lateinischen Arbeiten, welche über einen schönen Spruch oder Vers in Prima geliefert werden, also Aufsätze betrachtenden Inhalts, Chrien,

---

[1] Vgl. Rudolf von Raumer: Der Unterricht im Deutschen, in K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik III, 2. 50 ff.

vorerst deutsch angefertigt, in dieser Form corrigiert und alsdann erst in's Lateinische übertragen werden sollen. Die Baireuther Schulordnung von 1664 führt die poesis Germanica in die lateinischen Schulen ein. Die Nürnberger Schulordnung von 1698 verlangt, es solle auf die Abstammung der deutschen Wörter aufmerksam gemacht und nach dieser die Orthographie geregelt werden.

Das Schwanken in der Orthographie und die über das vernünftige Maß hinausgehende Neuerungssucht, der Dilettantismus, wie er bei Zesen und seinen Anhängern hervotritt, war ohne Zweifel ein Grund, warum die Schule so zögernd sich dem Gebrauche und der Pflege des Deutschen zuwendete. Es wird deshalb Klage geführt über einzelne Männer, daß sie die Sprache „mit solcher bis auf den Tod verhaßten wunderlichen Schreibart beflecken, auch die unschuldige hochdeutsche Jugend mit solcher elenden Orthographisterei auf ungewissen Wegen und Labyrinth führen oder vielmehr unverantwortlich verführen“ [1]). — Der Helmstädter Professor Christoph Schrader spricht 1676 in einem Schreiben an Schottel seine Freude darüber aus, daß dieser ein Handbüchlein der Orthographie ausarbeite; bei seinen jährlichen Inspectionen der classischen Schulen im Herzogthum Braunschweig habe er bemerkt, daß die jungen Leute in ihren schriftlichen Arbeiten fast noch mehr Verstöße gegen die deutsche Sprache als gegen die lateinische machten [2]).

Ein weiterer Grund, warum das Latein nur langsam aus seinem früheren Alleinbesitze wich, liegt in der Haltung der Universitäten. So lange die Universitäten den Gebrauch des Deutschen beim Vortrage als unwissenschaftlich abwiesen, konnte auch von den Gymnasien in diesem Punkte nichts Entscheidendes erwartet werden. — Ueber die Verwendung der deutschen Sprache in der Wissenschaft äußerte sich in diesem Sinne Balthasar Schuppius im Teutschen Lehrmeister 1663): „Es ist die Weisheit an keine Sprache gebunden. Warumb sollte ich nicht in teutscher Sprache eben so wohl lehren können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren solle, als in lateinischer? Warumb sollte ich nicht eben so wohl in teutscher Sprache lehren können, wie ich einem Kranken helfen wolle auf Teutsch als auf Griechisch oder Arabisch? Die Franzosen und Italiener lehren und lernen alle Facultäten und freie Künste in ihrer Muttersprache“. „Wenn ich meine

[1]) Georg Neumark, Neusprossender deutscher Palmbaum, 1668, S. 52.

[2]) Das Rechtschreibebüchlein Schottels erschien in der That 1676. Hier finden wir einen großen Theil der orthographischen Unterschiede, die wir noch jetzt beobachten, völlig ausgeprägt, z. B. daß und das. Mann und man.

verlorene Zeit wieder herbeibringen und noch einmal Professor Eloquentiae auf einer Universität werden könnte, so wollte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit eingeführet würde in ihrer Muttersprache". — Von dem 1665 gestorbenen Duisburger Professor Johann Clauberg, welcher als geeignetes Mittel zur Erklärung der Etymologie im Deutschen die Philosophie vorschlug, und dessen Scharfsinn Leibnitz rühmt, sagt sein Biograph: „Er liebte und pflegte die deutsche Sprache über alle Maßen und hielt dafür, sie gebe keiner andern Sprache nach, empfand es aber schmerzlich, daß auf den Universitäten die Beschäftigung mit unserer Sprache so sehr darniederliege, da doch ihr Gebrauch auf der Kanzel, vor Gericht und im täglichen Handel und Wandel ein großer sei. Diese Verachtung der Muttersprache konnte er gar nicht ertragen, weswegen er nicht allein selber sein Studium den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache zuwendete, sondern auch seine Schüler ermahnte, sich mit denselben fleißig abzugeben" [1]).

Ein thatsächlicher Umschwung trat auf diesem Gebiete jedoch erst ein, nachdem durch Schottels Grammatik und Leibnitzens Theorien die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die Bedeutung und die Vorzüge der deutschen „Haupt- und Heldensprache" hingelenkt worden war. Leibnitz rühmt von der deutschen Sprache, sie sei in allen realen, physischen und mechanischen Dingen reich an treffenden Ausdrücken [2]), die Verdeutschung von Kunstwörtern zum Gebrauche der Wissenschaft sollte einen Haupttheil des umfassenden Lexikons der deutschen Sprache bilden [3]); für Mathematik schlug er vor zu sagen Wißkunst, für Logik Denkkunst, für Metaphysik Wesenlehre [4]). — In dieser Weise war der Boden geebnet, als Christian Thomasius im Jahre 1687 die erste deutsche Vorlesung an der Universität Leipzig ankündigte durch einen gedruckten „Discurs, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle", den er als Programm an das schwarze Brett anheftete. — Die „Monatsgespräche", welche Thomasius 1688—1690 herausgab, sind die erste deutsch geschriebene schön-wissenschaftliche Zeitschrift.

Was das siebenzehnte Jahrhundert begonnen, und woran Hunderte von Gelehrten gearbeitet hatten, die Einführung der deutschen Sprache in den Gebrauch des höheren Unterrichtes, vollendete zwar

---

[1]) Vgl. aber auch ob. S. 354, Anm. 1.
[2]) Schmarsow, QF. XXIII, S. 8.
[3]) Vg. ob. S. 354.
[4]) Unvorgreifliche Gedanken §§ 8, 10, 12.

erst das achtzehnte Jahrhundert. Daß aber schon zu Leibnitzens Zeit der Kampf um die Schule zu Gunsten des Deutschen entschieden war, lehrt nicht nur die große Anzahl, sondern auch die veränderte Gestalt der deutschen Schulgrammatiken. Während man früherhin auch die deutsche Grammatik in lateinischer Sprache behandelte, erscheinen jetzt sogar lateinische Schulgrammatiken immer häufiger in deutscher Sprache.

Drittes Buch.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Erstes Capitel.

Die Schriftsprache zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Den Uebergang zu veränderten Sprachanschauungen bezeichnet die Grammatik des Berliner Rectors Johann Bödiker: Grundsätze der deutschen Sprache. Die erste Ausgabe von 1690 wurde 1701 und 1709 wiederholt, 1723 und 1729 mit Vermehrungen von Bödikers Nachfolger Leonhard Frisch, 1746 mit neuen Zusätzen von J. J. Wippel herausgegeben. Diese Grammatik beherrschte das Feld, bis sie durch Gottsched verdrängt wurde. — Bödikers Bedeutung innerhalb der deutschen Grammatik liegt nicht sowohl in seinen Festsetzungen, die bis auf den heutigen Tag giltig geblieben sind, wie dem Unterschiede von vor und für, der Regel über die großen und kleinen Anfangsbuchstaben, der zuerst entschieden ausgesprochenen Bevorzugung der Diminutivform -chen anstatt -lein, sondern vor Allem in der Theorie, daß über Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit der Gebrauch Richter sein solle, daß also die Gelehrten die Sprache nicht zu machen, wohl aber ihren Gebrauch systematisch zusammen zu fassen haben. Er nennt die Grammatik eine Fertigkeit, recht und rein zu reden, also den Zweifel, dem die Sprache des Einzelnen unterworfen ist, kann und soll die Grammatik heben. Welcher Sprachgebrauch soll nun aber den grammatischen Regeln zu Grunde gelegt werden? Darauf lautet die Antwort: „Zur Erlernung einer guten deutschen Rede- und Schreibart muß man gute deutsche Bücher lesen. Gute Redner und Poeten werden den meisten Nutzen schaffen. Bei den Historienbüchern muß

man die Zeit der Schreibart und die Landesart wohl unterscheiden". Das Deutsch der Kanzleien wird als ein unreines verworfen. — „Es ist kein besseres Buch, das die Deutschen haben, als die heilige Bibelübersetzung des Mannes Gottes Luthers. Neben derselben haben sich Opitz, Flemming, Gryphius, Rist, Hofmannswaldau, Lohenstein, Harsdörfer, Schottelius, Arnd, Geyer, Heinrich Müller, Erasmus Franciſci, Scriver, Weise, Morhof und Andere noch ziemlich des Rechtschreibens beflissen." Mit Luther, meint Bödiker, sei die deutsche Sprache recht zu Stande gekommen, hingegen im siebenzehnten Jahrhundert auf den Gipfel der Zierlichkeit geführt worden. Der erste Theil dieses Satzes erleidet nun freilich eine Einschränkung, insofern als Bödiker weiterhin selbst zugesteht, daß in der deutschen Bibel etliche schwere Wörter seien, die im ersten Anblicke nicht verstanden werden. „Lutherus hat dergleichen bei den Obersachsen und seinen Landsleuten gefunden, die aber nun ganz oder fast veraltet sind." Solcher veralteten Wörter werden neunundzwanzig aufgeführt. Auffällig ist, daß darunter eine Anzahl solcher sich befinden, die heute wieder unbedenklich und allgemein gebraucht werden: Laib (Bödiker übersetzt es durch: Eine Kugel, eine Stolle oder Pamel Brodes), rügen, vergeuden, nacheifern, hehr, treusen und treufeln, disputiren (Jes. 5, 19. „Das einzige lateinische Wort, welches der Herr Luther in der Bibel gebraucht hat.") Für die übrigen hat Bödiker Recht behalten: effern (iterare), Ströter Strauchdieb, löcken hüpfen, Rappuse Plünderung, köcken speien, lören erbärmlich schreien, hel verborgen (etwa noch im Ausdruck hehl halten), Fladenholz Tannenholz, Hebenholz fremdes Holz aus Ostindien (jetzt Ebenholz), thüren wagen (noch im ober-alemannischen Dialekt), Thurst, thürstiglich, Geren (Rockschooß; noch im elsässischen Dialekt), Kogel eingebundene, zugespitzte Mütze, endelich emsig, hurtig, Thramen Balken (noch alemannisch, Werd, Werder Insel (in Norddeutschland noch gebräuchlich, Tartsche halbrunder Schild (als Term. techn. noch gebräuchlich), spunden austäfeln, glum trübe, glu glühend, Kolk Wasserschlund, Ferg Fährmann (in neuerer Zeit von Dichtern wieder gebraucht, weidlich stattlich (noch alemannisch) in der Bedeutung gewandt, hurtig).

„Die hochdeutsche Sprache ist keine Mundart eines einigen Volkes oder einer Nation der Deutschen, sondern aus allen durch Fleiß der Gelehrten zu solcher Zierde erwachsen und in ganz Deutschland im Schreiben der Gelehrten wie auch im Reden vieler vornehmer Leute üblich." Diese Schriftsprache aber hat viele ihrer Stammwörter nicht nur

aus den Dialekten, sondern auch aus dem Altdeutschen selbst. Den Oberdeutschen wird ein „abschnappender und zusammenziehender", den Niederdeutschen ein „lahmer und dehnender" Dialekt zugeschrieben. Die Meißner und Obersachsen kämen der hochdeutschen Sprache am nächsten mit reinlicher Aussprache. Am reinsten aber, besser als der Oberländer, könne ein geborener Niedersachse, Märker, Pommer, Westfäler, Braunschweiger die hochdeutsche Sprache aussprechen[1]). — Besonders die Eigennamen würden in der Volkssprache verstümmelt; für Maria sage man Mike, für Nicolaus Klaus, für Sabine Bine, für Christine Kristel usw. Den Pöbel und das alte Herkommen werde man kaum bessern können.

In der Umarbeitung von Leonhard Frisch ist das Verzeichniß der Bibelwörter, „die entweder als veraltet Wenigen mehr bekannt, oder durch die veränderte Schreibart entstellt, oder nur in einem Lande bekannt sind, im anderen nicht, oder von der Jugend aus Mangel an Erfahrung noch nicht verstanden werden," auf ein kleines Lexikon von über fünfzig Seiten angewachsen. In den besonnenen Etymologien dieses Verzeichnisses und in der Hinzuziehung der älteren Sprache und der Dialekte offenbart sich bereits der spätere vortreffliche Lexikograph. Von einem Vorzug irgend eines Dialektes ist bei Frisch nicht mehr die Rede. Er bekämpft den Grundsatz, man solle schreiben, wie man spreche, wobei Jeder unter der richtigen Aussprache diejenige verstehe, die er von Mutterleib an gehört. Würde diesem Satze nachgelebt, so würde es so viele Schriftsprachen geben, als Städte und Länder in Deutschland sind. „Man hat daher im Schreiben eine allgemeine Art gesucht und bisher getrieben, welche man das Hochdeutsche heißet: über dessen Richtigkeit alle verständige Leute billig eifrig halten und alles Einschleichen der besonderen sogenannten Mundarten oder Dialecten verhindern und selbst vermeiden. Da wird die Aussprache unmöglich überall der Grund solches Hochdeutschs sein können, ob sie's gleich in den meisten Worten ist. Ich will Nichts von des groben Pöbels Aussprache sagen, sondern von derjenigen, so die ehrbarsten Leute haben. Daher leget man nothwendig noch einen Grundstein zu dieser Sprachsäule, nämlich: den Gebrauch in dem bisherigen Schreiben des Hochdeutschen; dieser Gebrauch leidet nicht, daß man eine gewisse Mundart unter den Deutschen zum Grunde der Aussprache leget, dann das ist parteiisch, ob sie gleich für etwas reiner als andere gehalten wird. Der Gebrauch behält in vielen Fällen die Oberhand und läßt zwar aussprechen wie man will, aber nicht

[1]) Vgl. ob. S. 346.

schreiben wie man will. Weil aber doch dieser Gebrauch in vielen Stücken blinder Weise zum Herrn angenommen und bisweilen von gar elenden Leuten auf den Thron erhoben worden, so muß seinem Gebiete eine Grenze gesetzet oder dasselbe auch in einigen eingeschränket oder enger gemacht werden, welches der dritte Grundstein zu dieser Sprachsäule sein muß, nämlich durch eine gründliche Etymologie, Analogie und andere philologische Beweise, wordurch eine Sprache regelmäßig und erleichtert werden kann."

Dem Grundsatze „Sprich, wie du schreibst" ist also Frisch schon sehr nahe gekommen. Ebenso führt ihn seine philologische Methode dazu, dem Deutschen innerhalb der europäischen Sprachen die richtige Bedeutung zuzumessen, es ist einer von den acht Sprachstämmen: Griechisch, Lateinisch, Sclavonisch, Deutsch, Ungarisch, Lettisch, Finnländisch, Keltisch.

Der dritte Herausgeber, Wippel, stellt den Satz auf, daß die Dialekte eine Unvollkommenheit der Sprache seien, weil sie das leichte und allgemeine Verständniß verhindern. Jedes Land, jede Provinz, ja fast jede Stadt und jedes Dorf habe ihre besonderen Wörter und Wortfügungen. Auch sei die Schriftsprache selbst in beständiger Entwicklung begriffen; „da Lohenstein lebte, da redete man ganz anders als wie itzt." — Ueber die Bestrebungen zur Regelung der Orthographie und zur Herbeiführung einer absoluten Sprachreinheit urtheilt Wippel sehr vernünftig. Der Gebrauch mache hier Alles. Daher werde es schwer halten, für das c allmählig ein k oder ein z einzuführen. „Wie würde Mancher lachen, wenn man ihm Akzise, Akten, Konrad udgl. vor's Gesichte brächte?" — Im politischen, juristischen und lehrenden Vortrag kämen Wörter aus fremden Sprachen vor, welche der usus loquendi in ein Bürgerrecht gesetzt habe, und die man nur durch Umschreibungen und Künsteleien deutsch wiedergeben könnte, ohne doch dabei verstanden zu werden. Niemand werde den Rechtsgelehrten ihr protestieren, appellieren, affigieren und andere ihnen längst familiär gewordene Worte aus dem Munde und aus der Feder zu bringen vermögen; man werde sich immer auf das Exempel der Lateiner, die auch Griechisch in ihre Sprache gemischt, berufen. In den Wissenschaften könne man ohne die gemeinsame lateinische und andere Terminologie eben einfach nicht auskommen.

Ein Wörterbuch zur Bibelübersetzung, in welches indes nicht bloß die veralteten und ungebräuchlichen Ausdrücke aufgenommen sind, gab Diederich von Stade 1711, 1724 und 1737 zu Bremen heraus. Letzterer Ausgabe ist ein Anhang: Erklärung unverständlicher oder

ungebräuchlich gewordener Wörter in den evangelischen Kirchengesängen, beigefügt. Auch in diesem Verzeichniß treffen wir solche an, die, unzweifelhaft durch den Einfluß der edlen Dichtersprache, sich wieder eingebürgert haben: Ahn, bieder, Hülle und Fülle, Letze (im Ausdruck zu guter Letze), Mär, quit, Rechen, vergeuden, Wahn. Ungebräuchlich dagegen sind geblieben: baten (nützen, noch alemannisch), beiten (warten, alemannisch), Dampf in der Bedeutung von Dämpfung, Unterdrückung, drade geschwind, fron heilig, Gewad Kleidung, heint diese Nacht (bairisch), köste Speise, neisen Schaden thun, Odmüthigkeit Herablassung, dagen schweigen, verthümen sich die Herrschaft anmaßen.

Wie Bödiker und namentlich Frisch gegenüber der grammatischen Theorie ihrer Vorgänger ein gereifteres Urtheil über sprachliche Erscheinungen bekunden, so scheint nun auch mit dem Ende des siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der puristische Eifer in ein ruhigeres Fahrwasser einzulenken und die Bestrebungen, das Deutsche zur Sprache der Wissenschaft zu erheben, ihren Abschluß zu finden.

In den Vordergrund ist hier zunächst Christian Weise, der Zittauer Rector, zu stellen. Weise stellte den Grundsatz auf, daß die Sachen natürlich und ungezwungen vorgebracht würden; seine Sprache hat im Gegensatz zu dem Schwulst des siebenzehnten Jahrhunderts eine gewisse Innigkeit und Geschmeidigkeit. Eine Folge dieser Richtung ist, daß Weise dem Purismus, der sich mit schwerfälligen und wenig deutlichen Umschreibungen behalf, entgegentritt; ferner nimmt seine Sprache eben um der Anschaulichkeit willen unwillkürlich einen ganzen Haufen von localen Ausdrücken auf. „Der Schriftsteller Weise sucht das Alles, was er als Neues in seiner Sprache hat, nach eigenem Instinct in die correcte Form des Schriftdeutschen umzusetzen“ [1]). Wahrscheinlich darauf bezieht sich Leibnitzens scharfes Wort, daß einige sinnreiche deutsche Scribenten und unter ihnen der sonst lobswürdige Herr Weise den merklichen Fehler noch nicht abgeschafft, daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen. Häßliche Worte sollten ohne Noth nicht geduldet werden [2]). In Schriften, die weder Staatsangelegenheiten, noch Kunst und Wissenschaft beträfen, sondern bloß der Unterhaltung dienen wollen, „zur Zierde herauskommen,“ sei ein mehrerer Ernst zu halten und wenige fremde Worte einzulassen [3]).

[1]) Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftspr. II, 344.
[2]) Unvorgreifliche Gedanken, § 112.
[3]) Ebd. § 94.

Einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Duldung fremden Wesens in der deutschen Sprache und dem religiösen Gegensatze unter den Deutschen erblickte der eifrige Protestant Georg Litzel Megalissus) in seiner zu Jena 1731 veröffentlichten Streitschrift: „Der undeutsche Catholick, oder historischer Bericht von der allzugroßen Nachlässigkeit der Römisch-Catholischen, in Sonderheit unter der Clerisei der Jesuiten, in Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie. Wobei die Ursachen solcher Nachlässigkeit angezeiget, die eifrige Bemühungen und Verdienste der Protestanten zur Nachfolge vorgeleget und sichere Mittel zu einer allgemeinen Sprachverbesserung vorgeschlagen werden." — „Die Muttersprache", sagt der Verfasser, „lassen wir fahren und bekümmern uns um andere und fremde. Unter hundert Gelehrten — von den Ungelehrten will ich gar Nichts melden — ist kaum Einer, der seine Muttersprache recht verstehet, und anstatt daß er auch in dieser ein Gelehrter sein und heißen sollte, suchet er den Ruhm der Gelehrsamkeit in einer andern. Die Schulknaben müssen lateinisch lernen, ehe sie etliche deutsche Worte lallen können, und bringen es doch zu keiner Vollkommenheit. Mancher ist in die französische so verliebt, daß er sich und seine Sprache hasset und seinen Eltern Feind ist, daß sie und nicht ein Franzose ihn erzeuget. Ein anderer hält einen Sprachmeister oder reiset wohl gar in Frankreich, um etliche Wörter zu erschnappen, mit welchen er seine Muttersprache verderben möge." — „Die Protestanten, welche sich überhaupt die Wohlfahrt des Vaterlandes angelegen sein lassen und die Wissenschaften auf's Höchste treiben, haben sich bisher ungemein bemühet, die verborgenen Schätze unserer Sprache zu entdecken und zum gemeinen Gebrauch mitzutheilen. Sie sind auch hierinnen glücklich gewesen und haben es dahin gebracht, daß sie sich ihrer Arbeiten nicht schämen dörfen. Nur wäre zu wünschen, daß auch die Herren Catholicken diesem Exempel nachgefolget und das Ihrige zur allgemeinen Aufnahme beigetragen hätten. Aber da muß man gerechte Klagen führen über ihre Nachlässigkeit, die ebenso groß, ja noch größer ist als der Fleiß, welchen sie auf ausländische Sprachen wenden. Sie haben vor der lateinischen, spanischen, französischen und italienischen mehr Hochachtung als vor der deutschen." Die Voreingenommenheit des Verfassers gegen die Katholiken in Ansehung der Pflege der deutschen Sprache geht sogar so weit, daß er Otfrid für einen gut lutherischen Christen erklärt, „weil er die deutsche Sprache zu verbessern suchte" [1]).

[1] Vgl. d. Vorr. u. S. 7 des Textes.

Daß in der That bei den Katholiken sowohl für die Hebung und Ausbildung der deutschen Litteratur als der Sprache unvergleichlich weniger geschah, ist nicht zu leugnen. Einer der seltenen katholischen Grammatiker, Johann Maria Max, aus dem Lande Wallis gebürtig, Sprachmeister an der Wiener Universität, später Sprachprofessor an der Ritterakademie zu Liegnitz, äußert sich 1736 in seinen Allerneuesten Vorschlägen zur Verbesserung des deutschen Schulwesens, die Deutschen seien ihrer eigenen Sprache so gar spinnefeind, daß sie sie ganz eigentlich mit Fleiß schon an der Jugend verderben und verunrathen. Neben der lateinischen Orthographie zugleich auch der deutschen Aufmerksamkeit zuzuwenden, dazu gebreche es an Fleiß, Geschicklichkeit und Patriotismus. Dadurch aber würden so viele Tausende deutscher Söhne vernachlässigt, daß sie bis in ihr Alter im Reden und Schreiben ohnmächtige Deutsche bleiben. Die deutsche Jugend müsse zuvörderst in ihrer Muttersprache gründlich unterrichtet werden, weil sie alsdann andere Sprachen viel leichter begreifen werde. Es wäre billig und höchst ersprießlich, wenn alle Universitäten und Schulen wenigstens ein Jahr den Hauptlehrsätzen der Muttersprache widmeten. Durch die Muttersprache gelange man auf dem richtigsten, klarsten, leichtesten und kürzesten Wege zu den schönen Wissenschaften. Der allgemeine Glaube, man könne nicht anders als durch die lateinische Sprache gelehrt werden, sei ein Vorurtheil und grundfalsch.

Die Neuerungen, zu deren Gunsten diese Stimme sich erhebt, waren unterdessen im protestantischen Deutschland der Verwirklichung bedeutend näher gekommen. Auch hier müssen wir an erster Stelle der Thätigkeit Christian Weises gedenken, dessen deutsche Schuldramen die Verdrängung der früheren Aufführung lateinischer Stücke wesentlich bewirkt haben, und dessen Anweisungen zur Abfassung deutscher Gedichte eben diesen Zweck im Auge hatten. Sodann waren es die Pietisten, die der Gegensatz zur gelehrten Orthodoxie auf den Gebrauch der Muttersprache hinwies. In Halle fand August Hermann Francke die Studiosen der Theologie ganz unglaublich unwissend in der deutschen Orthographie. Den Grund dieses Mangels erkannte er in dem Umstand, daß insgemein auf den Schulen nur die lateinische Uebersetzung der Exercitien corrigiert wurde, das Deutsche aber nicht; daher habe man keine Orthographie gelernt. Francke führte in seinen Unterrichtsanstalten das Deutsche als Schulsprache ein, eine um so wichtigere Maßregel, weil von hier aus in alle Schichten des Volkes, die höchsten sowohl als die untersten, diejenigen Formen der Schriftsprache eindrangen, für welche die Lehrbücher des Halleschen Waisen-

hauses sich entschieden. — Um die Mitte des Jahrhunderts erfreut sich dann die Methode schulmäßiger Pflege der Muttersprache bedeutender Anerkennung. In dem 1745 zu Braunschweig gegründeten Carolinum wird das Deutsche eigens zur Vortragssprache erklärt, mit der Motivierung, daß man solle alle Mittel zu Hilfe nehmen, die einem jungen Menschen in der Dicht- und Redekunst und überhaupt in der Kunst, sich leicht und natürlich in der lateinischen sowohl als auch in der deutschen und anderen Sprachen auszudrücken, nützlich werden können. Nach der Verfügung des Herzogs soll besonders auf die Verbesserung und Uebung unserer Muttersprache Zeit und Fleiß verwendet werden. Die große Braunschweigische Schulordnung von 1755 verlangt, daß in allen Schulen auf die Reinlichkeit der deutschen Sprache gesehen werde[1]). — Allmählig schlossen nun auch die Katholiken diesem Vorgehen sich an. Eine Luzerner Rathsverordnung von 1768 befiehlt den Jesuiten, ihre Komödien von jetzt an in deutscher Sprache aufführen zu lassen, „damit die Jugent in ihrer eignen Mutterspracb desto besser unterrichtet werde“ [2]).

Halle war die erste Universität, welche das Deutsche als Katheder sprache einführte, nachdem die Scholastik Thomasius aus Leipzig vertrieben hatte. Eccard berichtet im Jahre 1711, Thomasius habe durch sein Ansehen der Meinung, man müsse die Wissenschaft deutsch lehren, bei den meisten Professoren der Halleschen Universität Eingang verschafft, sodaß jetzt dort die lateinische Sprache als Schlüssel zur Weisheit beinahe verdrängt sei. — Auf der neu gegründeten Universität zu Göttingen war von Anfang an das Deutsche die vorwiegende Sprache in den Vorlesungen. Der große Latinist Johann Matthias Gesner, der um 1742 mit Befriedigung die schnellen Fortschritte des Deutschen constatiert, sodaß selbst königliche Befehle Nichts mehr vermöchten gegen die Gewohnheit, in deutscher Sprache zu lehren, fügt hinzu, gerade die Kenner des Lateins hätten sich zum Theil für das Deutschlernen ausgesprochen, damit die lateinische Sprache nicht ganz verdorben würde, während Halbbarbaren das Latein verfochten hätten.

Nachdem der Bann, der die deutsche Sprache bisher von der Wissenschaft zurückgehalten hatte, einmal gebrochen war, war ihre Ausbildung als Kunstsprache zu gelehrten Zwecken die nächste Folge. Dies wenigstens für die Philosophie geleistet zu haben, ist der Ruhm und das Verdienst des Halleschen Philosophen Christian Wolf, des Schülers Leibnitzens. Bei Lessing, Kant und Herder, so weit sich

[1]) Vgl. Mon. Germ. paed. I, 212, 213, 343, 362.
[2]) Pap. d. Schweiz. Idiotikons.

ihre Anschauungen allmählig von denen Wolfs entfernten, gibt sich in der Ausdrucksweise der Zusammenhang mit der die deutschen Universitäten des achtzehnten Jahrhunderts beherrschenden Wolfischen Philosophie deutlich kund. Gerade für die verbreitetsten und einflußreichsten Wörter und Begriffe ist an vielen Stellen Christian Wolf von unberechenbarer Bedeutung. Das Wort Beweggrund in der Form Bewegungsgrund hat er aufgebracht. Das Wort Bewußtsein findet sich bei ihm zuerst in einer Reihe von Belegen. Zuerst wird es noch als reiner Infinitiv bewust seyn zu ich bin mir bewust gefaßt, dann wird es zu einem selbständigen Substantiv das Bewustseyn. Auch für Begriff im Sinne von notio gebührt Wolf die bedeutendste Stelle. Dieses Wort bildet einen ganz bestimmten, unzählige Male wiederkehrenden Terminus seiner Philsophie. Zum Zeichen aber, daß derselbe neu sei, steht in der Erklärung der Kunstwörter ausdrücklich: Begriff notio, idea; ausführlicher Begriff notio completa, deutlicher Begriff notio distincta, dunkler Begriff notio obscura, klarer Begriff notio clara, unausführlicher Begriff notio incompleta u. s. w.[1]). — Breitinger in seiner Kritischen Dichtkunst, 1740, meint, daß die deutsche Sprache im Laufe von zwanzig Jahren durch die Bemühungen der Philosophen Leibnitz und Wolf sowie der gelehrten Gesellschaften weit mehr ausgebessert und bereichert worden sei als zuvor seit Opitz bis auf besagten Zeitpunkt[2]).

Durch ihren grammatischen Ausbau und durch ihre Einführung in die Schule und in die Wissenschaft befestigte die Schriftsprache ihre herrschende Stellung zu den Dialekten noch mehr. Die Frage, die bei ihrer weiteren Entwicklung in Betracht kommen konnte, ist jetzt die, wie weit und aus welchen Mundarten sie sich noch bereichern könne. Diese Frage bewegte das ganze achtzehnte Jahrhundert, ohne

[1]) Vgl. Rudolf von Raumers Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften, S. 344 ff.

[2]) Krit. Dichtk. II, 101 ff. — Der Wechsel in den Wortbedeutungen, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. sich vollzog und ein unterscheidendes Merkmal der früheren Periode des Nhd. von der späteren bildet (vgl. auch ob. S. 350), ist sogar Solchen aufgefallen, die keineswegs philologischen Zielen nachgiengen. „Von dem veränderlichen Gange der Sprachen mag die vor achtzig Jahren (1717) auf den Bürgermeister . . . . gehaltene Leichenpredigt zum Beweise dienen. Es wird nämlich in derselben von ihm Folgendes gerühmt: Er war sonst gering und schlecht, als der weder seines Standes noch seiner zeitlichen Güter sich nicht überhebt; sondern in Einfalt und Niederträchtigkeit, ohne Pomp und Pracht, nach dem Exempel der Alten und seiner Vorfahren sein Hauswesen geführt". Ochs, Gesch. d. Stadt u. Landsch. Basel VIII, 82/83.

zu einem Abschluß zu gelangen, und erst der historischen Sprachforschung der Neuzeit ist es vorbehalten gewesen, über dieses Verhältniß von Schriftsprache und Mundarten eine befriedigende Antwort zu geben. Zunächst war es im achtzehnten Jahrhundert wiederum die alte Verschiedenheit der Ansichten über die vermeintliche Grundlage und Heimath der gutdeutschen Sprache, welche einen heftigen Streit hervorrief; ja man kann insofern von einem Rückschritte sprechen, als die ziemliche Einmüthigkeit in den Ansichten des siebenzehnten Jahrhunderts, welche Meißen als Sitz der reinen deutschen Sprache bezeichnet hatte, nunmehr einem Widerspruche, ähnlich wie im sechszehnten Jahrhundert, Platz machte. Aber freilich nur einem Widerspruche der Theorie nach, die Vielgestaltigkeit in der Schriftsprache selbst, wie sie im sechszehnten Jahrhundert gewesen, war endgiltig überwunden, und so diente schließlich der Streit nicht zur Beförderung einer thatsächlichen Spaltung, sondern zu einer freieren und reineren Auffassung von dem Wesen der Schriftsprache, einer Auffassung, die gerade die noch widerstrebenden Kreise eher zu gewinnen und mit der Sprachcinheit zu versöhnen im Stande war.

Zweites Capitel.

Der Streit über die Norm der Schriftsprache.

Je mehr die Schriftsprache durch die Richtung, welche Opitz der Litteratur angewiesen hatte, eine vornehme Haltung annahm und kraft dieser Eigenschaft nun auch bei den bevorrechteten Ständen neben die französische Hofsprache sich zu stellen begann[1], je erfolgreicher die Be-

[1] „Der Würdigkeit der deutschen Sprache an sich nicht zu gedenken: so werden anitzt die mehresten europäischen Nationen von deutschen Prinzen beherrscht oder verehren auch in ihren Regentinnen Princessinnen von deutschem Geblüte. Durch dieses den vorigen Zeiten unbekannte Glück ist in unseren Tagen auch der Gebrauch der deutschen Sprache bei den Ausländern allgemeiner, sie selbst aber, so zu reden, lebendiger geworden. An den Höfen und in den Residenzstädten von Rußland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Polen ꝛc. wird deutsch gesprochen.“ Reichard, Vers. einer Hist. d. disch. Sprachkunst, 1747, S. 147 f. — „In Dänemark erlitt in der Mitte des 18. Jahrh. die Sprache in der That eine Umwandlung, insofern als lateinische und französische Wörter verdrängt und das Deutsche zum Vorbild für neue Begriffe

mühungen der Gelehrten sich erwiesen, sie in die wissenschaftlichen Kreise einzuführen, desto fühlbarer mußten diese vermehrte Macht und dieses vermehrte Ansehen auf die Zurückdrängung und Einschränkung der Mundarten ihren Einfluß üben. Ganz besonders machte diese Einwirkung auf niederdeutschem Gebiete sich geltend. War im sechszehnten Jahrhundert das Hochdeutsche mit dem Protestantismus hier eingedrungen, so waren es im siebenzehnten Jahrhundert zahlreiche Grammatiker und die bedeutendsten Sprachgesellschaften, deren Tendenz darauf hinausgieng, das Niederdeutsche zur platten, d. h. zur gemeinen Mundart des Volkes herunterzudrücken, und mit dem achtzehnten Jahrhundert nahm Niederdeutschland durch eine Reihe von Schriftstellern an der Ausbildung der schönen Litteratur in der hochdeutschen Sprache selbst hervorragenden Antheil.

In der Vorrede zu Weichmanns „Poesie der Niedersachsen" von 1725 spricht der Herausgeber, ein Norddeutscher, gegen einen Franzosen, der die deutsche Sprache plump und bäuerisch gefunden hatte: „Soviel aus seinen Urtheilen zu schließen ist, hat er sie weder gehöret noch gelesen oder wenigstens nicht Gelegenheit gehabt, von der reinen meißnischen Sprache das Geringste zu vernehmen; von Schweizern, Schwaben oder Oesterreichern mag er Etwas haben sprechen hören". — Ebenda bespricht der Hamburger Dichter Brockes die Frage, „ob die von allen Deutschen für die beste und zierlichste gehaltene obersächsische Sprache der Vollkommenheit so nahe sei, daß keine andere Nation, am wenigsten aber die Niedersachsen, selbige zu tadeln sich mit Recht unterstehen können?" Er vereint das und streitet für ein gewisses Recht der Kritik auf Seiten der Norddeutschen, zumal ja eben dieselben ihre hochdeutsche Sprache und Cultur aus Obersachsen erhalten hätten; zum Schluß aber heißt es: „Ich erkläre mich hiemit noch einmal feierlich, daß ich diese Untersuchung . . nicht aus einer Geringschätzung der obersächsischen Mundart unternommen. Vielmehr bin ich allerdings der Meinung, daß, wie die Herren Obersachsen im Besitz der schönsten und zierlichsten Mundart sind, und man durchgehends nur Dasjenige, was ihnen am nächsten kommt, für das Beste hält, daß, sage ich, wir sowohl als Andere, z. B. Schlesier, Franken, Oesterreicher ꝛc. verbunden sind, ohne wichtige Gründe nicht von ihnen

---

bildungen genommen wurde. In Nordschleswig, wo die Volkssprache dänisch, die Kirchensprache deutsch war, wurden unter Struensee die Schulmeister dazu angehalten, beständig die deutsche Sprache zu reden. Diese Zeit bezeichnet den Höhepunkt des deutschen Einflusses in Dänemark. Vgl. Zachers Zs. II, 217; Germania XXXI, 364.

abzuweichen, sondern vielmehr den hinwieder bei uns eingeschlichenen Gebrauch als einen Mißbrauch anzusehen haben".

Eine Abhandlung in den „Nachrichten und Anmerkungen" der deutschen Gesellschaft zu Leipzig geht von dem Satze aus, „daß es nützlich und möglich sei, die niedersächsische Sprache allmählig abzuschaffen" [1]. Daß die Sachsen das feinste Hochdeutsch sprächen, wird auch in solchen Büchern aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die keineswegs auf Erörterung sprachlicher Fragen abzielen, unumwunden und als etwas Selbstverständliches erwähnt [2].

Ihren Mittelpunkt fanden diese Bestrebungen, dem Hochdeutschen in der Schrift wie im täglichen Gebrauche ausschließliche Geltung zu verschaffen, in der Thätigkeit Gottscheds und seiner Schule. Als Gottsched 1724 nach Leipzig kam, fand er schon eine „Deutschübende poetische Gesellschaft" vor, die unter der Leitung des Polyhistors Burkard Menke stand. Leipzig konnte damals als die bedeutendste unter allen deutschen Städten für Litteratur und Bildung gelten. Es war für die Interessen der Litteratur und des Lebens ein Einigungspunkt, wie er sich zu jener Zeit nirgends anderswo vorfand. Bereits 1727 war Gottsched Haupt und Seele der Deutschen Gesellschaft, und in dieser ausschlaggebenden Stellung unternahm er alsbald eine Umbildung derselben. Zunächst suchte er ihren Wirkungskreis auszudehnen durch Gewinnung von Leuten aus den Kreisen der Gelehrten und der höheren Beamten. Die Absichten der Gesellschaft sollten von nun an „auf die ungebundene Rede sowohl, ja fast mehr als auf die gebundene gehen", sie sollte für die Hebung der deutschen Litteratur das leisten, was die Pariser Akademie so erfolgreich für das Französische gethan, nämlich die Sprache streng abgrenzen für den eigentlichen Schriftgebrauch und den feineren geselligen Verkehr. Die deutsche Sprache zu Ehre und Ansehen zu bringen, sie zum Organe jeder Art wissenschaftlicher Darstellung erheben zu helfen, endlich sie auch zu einer allgemeinen Nationalsprache in der Weise zu machen, daß sie von allen Gebildeten, deren Muttersprache sie wäre, nach feststehenden Regeln nicht nur gleichmäßig geschrieben, sondern auch gesprochen würde, darin sah Gottsched seine eigentliche Aufgabe, und diesen Zweck suchte er durch deutsche Gesellschaften, Zeitschriften, Lehrbücher über Dichtkunst, Rhetorik und Grammatik zu erreichen. Diese theoretischen Schriften sollten das wirksame Mittel sein, die studierende Jugend durch Lehre und Uebung in den Geist der Muttersprache einzuführen.

[1] Reichard, a. a. O. S. 141.

[2] Jacob Grimm, Kl. Schriften VII, 449.

Darin aber, daß Gottsched dieser Sprache die mangelnde Verfeinerung und Geschmeidigkeit durch eine pedantische Regelmäßigkeit und platte Deutlichkeit auf Kosten der volksthümlichen Farbe, sinnlichen Kraft, geistigen Frische, Anschaulichkeit der Bezeichnungen, Mannigfaltigkeit und Kühnheit der Bewegung zu verleihen trachtete, liegt der Grund seines schließlichen Mißerfolges.

Abgesehen davon, daß Gottsched für ganz Deutschland eine einheitliche Sprache erstrebte, so führte ihn schon die Tendenz, von der Schriftsprache alles irgendwie durch landschaftliche Eigenthümlichkeit, fremde Abstammung oder durch Alterthümlichkeit Auffällige und Ungewöhnliche fernzuhalten, zur entschiedenen Bekämpfung alles Mundartlichen, wie ihn anderseits die Feststellung der Schriftsprache zum praktischen und litterarischen Gebrauche veranlassen mußte, sich über deren Grundlage auszusprechen. Dies geschah zunächst in den 1732 bis 1744 von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur kritischen Geschichte der deutschen Sprache". Hier heißt es gleich im ersten Bande[1]), wo „von der Schönheit der deutschen Sprache" gehandelt wird, nur solche Wörter könnten die Sprache zieren, welche ihr Eigenthum seien. Wörter, welche die Deutschen aus fremden Sprachen entlehnen, gereichen der deutschen Sprache zu keiner Schönheit. So machen sich auch Diejenigen des Lobes unwürdig, welche zwar deutsch schreiben, aber den Wörtern eine dunkle Bedeutung beilegen. Wer also in der deutschen Sprache entweder Wörter braucht, die durch die Länge der Zeit außer Gewohnheit gekommen, oder neue Wörter macht und ihre Bedeutung nicht bestimmt, oder den üblichen Wörtern ungewöhnliche Bedeutungen gibt, der vergißt der Schönheit seiner Sprache. Aus gleichen Ursachen sind auch Diejenigen der Schönheit der deutschen Sprache zuwider, die in ihren Schriften Wörter setzen, welche bloß in einer gewissen Provinz Deutschlands, z. B. bei den Meißnern, Franken, Schlesiern, Niedersachsen u. s. f. gebräuchlich sind. Damit man sich solcher Wörter besser enthalten kann, sei nöthig, daß man sich um dieselben mit Fleiß bekümmere und sie, wenn man die Schriften verschiedener Deutscher lese, sorgfältig anmerke. Ein deutscher Schriftsteller und Redner, der die Sprache correct handhaben wolle, müsse sich deshalb der Redensarten enthalten, die nur in einer oder etlichen Gegenden Deutschlands im Gebrauch seien. „Denn weil nirgends eine Schönheit ohne Vollkommenheit statt hat, und diese in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen bestehet, so kann keine Redensart, deren Bedeutung

[1]) S. 55 ff.

im Deutschen dunkel ist, in dieser Absicht unter den Schönheiten der deutschen Sprache einen Platz bekommen. Die besonderen Mundarten sind also den Schönheiten der deutschen Sprache zuwider, denn ihre Bedeutung ist nicht allgemein."

Ueber den Begriff der hochdeutschen Sprache handelt Gottsched ausführlich in seiner Grammatik oder „Sprachkunst", die zuerst 1748, zum sechsten Mal 1776 erschien. Seine abweichende Ansicht vom Sprachkanon gegenüber seinen Vorgängern gibt Gottsched gleich auf dem Titel durch den Zusatz kund: „Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset." — Mit Gottsched bricht die lange Reihe der Grammatiker ab, die wir Mann für Mann auf Luther fußen sahen, und an die Stelle, die bei den Früheren Luther einnimmt, tritt nun Opitz. Die alte Rauhigkeit unserer Schriftsteller vor Opitzen, meint Gottsched, klinge zwar etwas nachdrücklicher, aber an Lieblichkeit und Wohlklang müsse sie der heutigen Schreibart Vieles nachgeben. „Die Menge guter Schriften, die unser Vaterland seit Opitzen hervorgebracht, und womit sonderlich dieses achtzehnte Jahrhundert fast alle Künste und Wissenschaften bereichert hat, gibt unsern Zeiten ein unstreitiges Vorrecht, die Art ihrer Wortfügung der altfränkischen vorzuziehen." Von dem Standpunkte Gottscheds aus, der die Umgestaltung des deutschen Geschmacks und der deutschen Litteratur einzig durch Nachahmung der französischen Vorbilder für möglich hielt, ist diese Zurücksetzung Luthers gegen die Neueren nichts als logisch. Auch die kanzleimäßigen Ausdrücke werden verworfen[1]). Ebensowenig kommen die Veränderungen im Munde des Volkes für die Festsetzung der guten Sprache in Betracht.

Zu jenen classischen Schriftstellern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, an die die Schriftsprache sich anzuschließen habe, rechnet Gottsched: Canitz, Besser, Neukirch, Pietsch, Günther, Mosheim, Mascou, von Bünau. Niedersachsen, Preußen und Meißen hätten also die nächsten Ansprüche auf die Schönheit der hochdeutschen Sprache.

An einer anderen Stelle spricht Gottsched es geradezu aus, das eigentliche und wahre Hochdeutsche sei eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange gehe, die man die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe zu nennen pflege. Sie sei also der Kern und Auszug aller oberdeutschen Mundarten und müsse von allen Provincialismen

[1] Vgl. Koberstein, LG. II⁴, 1050, Anm. 2.

wie der Weizen von der Streu geschieden werden. „Wer sich auf seine ihm angeborene Mundart verläßt und sich einbildet, er habe darin Nichts mehr zu lernen, der hält in seiner Sicherheit alle Provincialfehler, die er von seiner Amme gelernet hat, für Schönheiten. Das thun aber Diejenigen nicht, die aus entlegenen Provinzen sind. Sie studieren die Sprache aus Büchern und üben sich in dem Umgang mit den Vornehmsten und Gelehrtesten, wofern sie nicht selbst Reisen in die besseren Landschaften thun können. So erlernen sie denn auch das wahre Hochdeutsch oft besser als Diejenigen, die zwar mitten im Lande geboren sind, sich aber niemals drauf geleget haben; ja oftmals trägt sich's zu, das dasselbe in einem plattdeutschen Munde viel reiner und angenehmer klingt als in einem fränkischen, thüringischen und meißnischen." — Auch darin werden wir Gottsched einen Fortschritt zuerkennen, wenn er von seiner Aufgabe als Grammatiker sagt, er sei so keck nicht, wider den Strom zu schwimmen, glaube auch nicht, daß die Gewalt eines Sprachlehrers so weit gehe, Alles, was in einer Landessprache einigermaßen unrichtig ist, abzuschaffen. Die Grammatiker seien die custodes sermonis, nicht auctores oder dictatores. Alles, was ein Sprachlehrer thun könne, sei dieses, daß er die verborgenen Schönheiten seiner Muttersprache aufsuche, entdecke, anpreise und bei seinen Landsleuten in Schwang bringen helfe. Nur wo der Gebrauch ungewiß oder verschieden ist, kann ein guter Sprachlehrer durch die Aehnlichkeit der meisten Exempel oder durch die daraus entstandenen Regeln entscheiden, welcher Gebrauch dem andern vorzuziehen sei. — In Bezug auf die Frage aber, wo das Hochdeutsche am Besten und Reinsten gesprochen werde, hält Gottsched, obwohl ein geborner Ostpreuße, an dem Vorrange Meißens fest, weil diese Landschaft die größte Anzahl guter Scribenten hervorgebracht habe, in ihr die meisten hohen Schulen beisammen liegen und die meisten Bücher gedruckt werden. Er kann zwar dem klaren Augenschein gegenüber nicht leugnen, daß der „unbeständige Pöbel" auch in den obersächsischen Städten zu gewissen Unrichtigkeiten und Verfälschungen der Wörter geneigt sei, z. B. Jott, Jabe, jut anstatt Gott, Gabe, gut; aber darauf besteht er, daß wir „in Deutschland ohne Zweifel der churfächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet und im Schreiben eingeführet worden". Weil der sächsische Hof in der Mitte des Landes liegt, darum hat er nach Gottscheds Theorie eine bessere Mundart als die übrigen. Die Sprache der vornehmen und gelehrten Leute in

Obersachsen hat solches Ansehen, daß man sich auch durch das Beispiel einzelner berühmter Schriftsteller niemals darf verführen lassen, gewisse sonderbare Dinge nachzuahmen, „die keinen andern Grund als die besondere Mundart einer abgelegenen Provinz für sich haben". — Seine Zeit setzt Gottsched über alle früheren: „Es wäre zu wünschen", sagt er, „daß unsere Sprache bei der jetzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte, weil sie allem Ansehen nach denjenigen Grad der Vollkommenheit erreichet zu haben scheint, darin sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist". „Die Regierung zweener allerdurchlauchtigster Auguste in Sachsen verdienet billig, das güldene Zeitalter derselben genennet zu werden, wenn man auch schon die merkliche Verbesserung derselben von Opitzens und Flemmings Zeiten anheben muß".

Noch deutlicher spricht sich Gottsched in der Ausgabe der Grammatik von 1752 über diesen Punkt aus: „Was ich hier von der obersächsischen Aussprache sage, will ich keineswegs auf das einzige Meißen gedeutet haben, wie ein gelehrter Mann zu Göttingen (Michaelis im Jahre 1750 in einer lateinischen Rede De ea Germaniae dialecto qua in scribendis libris utimur) unlängst dafür gehalten hat, der dieser Landschaft die Grenzen zwischen der Elbe und Saale angewiesen. . . Wir können sicher auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien dazu rechnen. In allen diesen Landschaften wird in Städten, unter vornehmen, gelehrten und gesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen: welches man a potiori, nach dem Sitze des vornehmsten Hofes, das Obersächsische zu nennen pflegt." „Ganz Deutschland ist schon längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan: daß das mitteländische oder obersächsische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Livland und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet." In der Erklärung dieser Erscheinung sagt er u. a.: „Der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit ist seit der Glaubensreinigung nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meißen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt am Main größtentheils nach Leipzig gezogene Bücherhandel dazu beigetragen. Weil auch durch die Fruchtbringende

Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedrucket worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die Oberhand bekommen".

So heftige Anfechtung, so gründliche Widerlegung im Laufe der Zeit Gottscheds sprachliche Theorien gleich seinen Ansichten über das Wesen der Poesie erfahren haben, so hat die gerechtere Würdigung der Nachwelt doch auch sein bleibendes Verdienst festgestellt: Gottscheds Beispiel und Ansehen trug mächtig dazu bei, die Abneigung der Gelehrten gegen die schöne Litteratur in deutscher Sprache zu überwinden; die Schule, die bis dahin ihr Absehen bloß darauf gerichtet hatte, orthographisch richtig schreiben und die deutsche Muttersprache für den Gebrauch des praktischen Lebens handhaben zu lehren, wendete nun auch der Pflege des Geschmacks, eines guten deutschen Stils ihr Augenmerk zu; endlich faßte mit Gottscheds Grammatik die obersächsisch-neuhochdeutsche Schriftsprache auch im katholischen Süden festen Fuß, während jene in Straßburg für den Gebrauch der Franzosen unter seiner eigenen Durchsicht übersetzt wurde.

Zur Zeit, da Gottsched die Grammatik herausgab, hatte er den Höhepunkt seines Einflusses längst hinter sich. Als im Laufe der vierziger Jahre die litterarische Fehde zwischen den Schweizern und ihm zu immer größerer Erbitterung entbrannte, steigerte sich bei jenen auch der Widerwille gegen seine sprachlichen Verbesserungen. Der Gesellschaft der jungen Leute, die unter der Führung Bodmers und Breitingers in Zürich die Pflege der Litteratur und der Philosophie sich zur Aufgabe machten, und ihrer Wochenschrift, den „Discursen der Mahlern (1721—1723) war Gottsched freundlich und anerkennend entgegengekommen. In seiner ersten Zeitschrift, den „Vernünftigen Tadlerinnen", 1725, äußerte er sich, die Schweizer hätten in manchem großen Poeten und Redner Schnitzer gewiesen, die vorhin Niemand bemerkt habe. Ein Einziges habe diesen geschickten Männern bei ihrem guten Anfang zu öffentlichen Beurtheilungen litterarischer Werke noch gefehlt, nämlich das Vermögen, sich in einer reinen hochdeutschen Schreibart auszudrücken. „Ihr Vaterland hat sie gehindert, daß sie in Worten und Redensarten die Richtigkeit nicht beobachten können, die sie in ihren Gedanken und Vernunftschlüssen erwiesen". Dieses sollte aber bei einem öffentlichen Beurtheiler der Scribenten von Rechtswegen sein. Es wäre also Nichts mehr zu wünschen, als daß sie ihre Schrift noch einmal übersehen und mit Beihilfe eines rechten Kenners der Zierlichkeit unserer Muttersprache alle diejenigen Stellen, die mehr nach der Schweiz als nach Deutschland schmecken, ausbessern

möchten. — Bodmer ließ sich in aller Stille den Rath gesagt sein. Eine polemische Schrift, die er um jene Zeit verfaßte, schickte er einem Obersachsen zur Durchsicht zu, um sie von Sprachfehlern zu reinigen, so wie er sie in Leipzig gedruckt zu sehen wünschte[1]). Von seiner ersten Uebersetzung des Verlorenen Paradieses, 1732, urtheilte er selbst, sie sei schweizerisch, allein die zweite, 1742, deutsch herausgekommen[2]).

In diesem Sinne spricht sich Bodmer noch 1710 in der Vorrede zum zweiten Bande von Johann Jakob Breitingers Kritischer Dichtkunst aus. Er gibt nämlich in Bezug auf die Aussprache der meißnischen Mundart unumwunden den Vorzug, in der Fülle des Wortschatzes aber stünden andere Landschaften, worunter er insbesondere die Schweiz versteht, voran; um also eine gute und reiche deutsche Sprache zu erzielen, wäre es passend, die guten Provincialwörter nach dem meißnischen Lautstande umzumodeln: „Wiewohl ganz Deutschland in Absicht auf den Grund und Stamm nur eine Sprache hat, so ändert diese doch, wie in allen weitläufigen Reichen geschieht, in der Aussprache und der Mundart der besonderen Provinzen. Die Einwohner in einigen Provinzen haben eine langsame, in andern eine geschwinde, in dieser eine harte und abgebrochene, in jener eine sanfte und dabei vollständige Aussprache; je nachdem das Klima, die Luft und der Boden in die Organa derselben eine gewisse Beschaffenheit in mehrerem oder geringerem Grade der Zärtlichkeit geleget hat. Denn daher entstehet die gedachte Verschiedenheit, und dieses macht es ziemlich schwer, daß die Leute, die in einem ungeschlachteren Lande leben, sich den sanften Wohlklang, welchen die Einwohner einer glücklicher gelegenen Gegend in der Aussprache haben, durchgehends eigen und genehm machen. Eben so verschieden ist auch die Mundart in verschiedenen Provinzen des deutschen Reichs: die eine ist grammatischer, analogischer, reicher, geschickter, bescheidener, biegsamer, kürzer als die andere, der es in allen diesen Stücken oder etlichen derselben mehr oder weniger mangelt; welches seine Ursachen in dem Verstand, dem Witz, dem Phlegma und anderen Eigenschaften Derjenigen hat, die sie brauchen. Nämlich in einer Provinz haben die Einwohner erstlich den Kopf mit Begriffen von allerhand Sachen mehr bereichert und solche in ihren Absätzen und Graden genauer bestimmt; hernach dieselben mit bequemen Wörtern geschickt bekleidet, die sie von anständigen Bildern entlehnt oder

[1] Mörikofer: Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrh. 1861, S. 91. Ein für die Geschichte der großen litterarischen Bewegung in der Schweiz im 18. Jahrh. grundlegendes und unentbehrliches Werk!

[2] Ebd. S. 89.

von alten guten Stamm- und Wurzelwörtern hergeleitet, welche sie über dieses durch die Vorsatz- und Endigungssylben theils für das Gedächtniß behaltsam, theils zu angenehmen Versetzungen und Veränderungen bequem gemachet haben; sie haben ferner allem Muthwillen und aller Frechheit, so die bestimmten und eigenen Begriffe der Wörter entkräften, sie ihrer Würde berauben oder auf einige Weise beflecken, mit Ernst gesteuert; sie haben zuletzt verhütet, daß die abgeleiteten Wörter nicht allzu weit von den Wurzelwörtern verarteten oder ihren Ursprung durch eine völlige Verwandlung der ursprünglichen Elemente gänzlich verläugneten. Nicht, daß dieses durch einen vorbedachten Rath oder allgemeinen Schluß vorgenommen und besorget worden, sondern das Naturell der Einwohner zu einem geschickten, genauen und ernstlich angenehmen Ausdrucke wirkte unvermerkt bei ihnen sowohl in der alltäglichen Rede als in den Schriften der Gelehrten, welche ihren Witz und ihre Geschicklichkeit auch in diesen Dingen mit einem ausnehmenden Fleiße bescheinigten. Hingegen hat in anderen Provinzen das Naturell der Einwohner zu dieser Anpflanzung und Ausputzung der Mundart in weit geringeren Graden zugelanget.

Es ist nun ganz natürlich, daß diejenige Aussprache und die Mundart, welche aus besagten physicalischen und moralischen Ursachen eigene Vortheile erlanget hat, über die mangelhafteren regieren. Die allgemeine Herrschaft gebührt ihnen wegen des beständigen Rechtes, so das Bessere, Schönere und Geschicktere auf das Schlimmere, Schlechtere und Ungeschicktere hat. Nachdem auch der Mensch von Natur geneigt ist, das Bessere zu erwählen, so bedarf es nicht viel Mehrers, als daß diese Vortrefflichkeit einer Aussprache und Mundart erkennet werde, alle diejenigen Provinzen, in welchen sie mangelhafter sind, zu vermögen, daß sie der Herrschaft derselben ihre absonderliche Aussprache und Mundart unterwerfen. Hingegen würde alle Verbindung desfalls aufhören, wenn diese gerühmten Vortheile nicht vorhanden wären, und alle Neigung dazu würde verschwinden, wenn sie nicht eingesehen würden. Daher fließt dann ein Recht, die Titel des Vorzugs in derjenigen Mundart und der Aussprache zu untersuchen, welche sich einer Herrschaft über die übrigen anmaßen wollen. Man irret, wenn man glaubt, daß das Ansehen und der Gebrauch einer absonderlichen Provinz ohne Ferners dazu genug seien, nachdem eine solche weder von Natur noch durch die Waffen einige Herrschaft über die übrigen bekommen hat, und, falls es auch auf die mehrern Stimmen ankäme, gegen so vielen anderen weit zu kurz kommen müßte. Hat der Gebrauch nicht seinen tieferen Grund in der Natur und Vernunft, sehe

ich nicht, warum eine Provinz nicht mit demselben Rechte wie eine andere ihren eigenen Gebrauch dem anderen, der eben so mangelhaft ist, vorziehen dürfte. Ist unser Gebrauch der vernünftigere, richtigere und geschicktere, so müßte man noch ungerechter sein, wenn man von uns fordern wollte, daß wir uns nach einem fremden Gebrauche bequemeten, mit welchem wir das Bessere um das Schlimmere vertauscheten. Also muß ein jeder Gebrauch seine Rechte erweisen, und seine Herrschaft ist allemal auf die Weise beschränket, wie gescheite Völker ihre Obrigkeiten beschränken, daß ihre Gesetze den Grund in der Natur, nicht in dem Eigensinn oder dem Muthwillen des Gesetzgebers haben und auf das Gute und Nützliche gehen müssen.

Soviel mir bekannt ist, hat Meißen das beste Recht, von anderen Provinzen Deutschlands zu fordern, daß sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen, allermaßen es darinnen wahre Vorzüge vor allen anderen aufweisen kann, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des deutschen Reiches mit Gedanken umgehe, mit ihm um dieses Recht zu streiten, oder, wenn es einer oder der andern in den Sinn kommen sollte, daß solche zu ihrem Behuf bündigere Titel anziehen könnten. Dennoch wird man den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meißen keine angeborene Herrschaft hat, vermögen sollen, ihre Aussprache und Mundart der meißnischen unterwürfig zu machen . . . ."

„. . . Die Erfahrung zeiget in der That, daß in anderen Provinzen viele gute Wörter und geschickte Redensarten von altem deutschem Herkommen behalten worden, welche sich in Meißen verloren haben. Wiewohl die Mundart an manchem Orte sehr verderbt ist, so ist darum das eigentliche Wesen der deutschen Sprache nicht gänzlich zu Grunde gegangen; das Verderben besteht meistentheils in der Aussprache, welche unsern Worten öfters durch ihren Uebelklang eine Härtigkeit mittheilet, daran sie keine Schuld haben, und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meißners sublimieret werden."

„. . . Es wäre eine kleine Tyrannie, wenn Jemand sich die Gewalt anmaßen wollte, unschuldige und wohlverdiente Wörter, die in ansehnlichen Städten und Provinzen noch in voller Blüthe leben, aus

bloßem Eigensinn zum Untergang zu verurtheilen . . ." „Wahrhaftig, die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen gegen die Mundart in den übrigen Provinzen entsteht öfters daher, weil jenes gute alte Wörter hat untergehen lassen, die diese unverändert behalten haben."

Weit schärfer tritt die Polemik Bodmers gegen die sprachliche Anmaßung Gottscheds auf im „Mahler der Sitten", 1746. Diese Umarbeitung der „Discurse der Mahlern" charakterisiert sich gerade dadurch, daß die neu hinzugefügten Sätze das Recht verfechten, in der Schreibart die schweizerische Nationalität nicht zu verleugnen. Bodmer sagt im Vorworte, wenn er auch in der Sprache gegenüber dem alten Texte Veränderungen vorgenommen, so habe er sich doch dem unnatürlichen Gesetze nicht unterwürfig gemacht, welches befiehlt, Wörter und Redensarten zu verbannen, die Nichts verschuldet haben als entweder, daß sie in der Schweiz erfunden und in Sachsen noch nie gehört worden, wiewohl es sonst wichtige Metaphern sind, oder daß sie schweizerisch, dabei aber von alemannischer Herkunft, dem Naturell und der Analogie der deutschen Sprache gemäß und daneben bedeutend und edel sind.

Auf die Frage, „ob die Kundschaft der sächsischen Sprache besondere Vortheile zu einer guten Schreibart mit sich führe", wird geantwortet[1]: „Die Sachsen rühmen freilich von ihrer Mundart, sie sei regelmäßiger als irgend eine andere, sie gebe auf den Unterscheid der Zeiten, der Fälle, Zahlen, Personen, Artikel besser Achtung, sie habe viele Redensarten vollen Lebens, Wohlstands, voller Anmuth, viele artige Figuren seien in derselben eingeführt, von welchen wir Nichts wissen, sie sei von den altfränkischen und alemannischen Wörtern, die sonst allen Mundarten der deutschen Provinzen anklebten, gereiniget."

„Ich will jetzo nur dieses sagen, wenn man den Sachsen gleich zugestehen wollte, daß ihre Sprache die gemeldeten Vortheile vor anderen deutschen Mundarten hätte, daß dennoch das Glück, ein Sachse geboren zu sein, eben keinen großen Beitrag zu einer geschickten deutschen Schreibart thäte. Einestheils, weil zu geschehen pflegt, daß die Sachen, die wir im Ueberflusse besitzen, von uns weniger werth gehalten werden, daher viele Sachsen so wenig auf ihrer Sprache halten, daß sie dieselbe eben so häufig, als bei uns geschieht, mit lateinischen und französischen Wörtern vermengen. Anderntheils, weil sie sich bedünken lassen, sie haben eine genugsame Kundschaft der Sprache, welche sie von Kindheit an gehöret und geredet haben, geben sie sich

[1] Band II, Bl. 85.

daher keine Mühe, die guten Scribenten dieserwegen aufzuschlagen, sondern begnügen sich der gewöhnlichen Sprache, ungeachtet diese niemals so zierlich und geschickt ist als der gute Verfasser. Denn es ist gewiß, wenn man sich nicht befleißet, die Sprache aus vortrefflichen Büchern zu erlernen, so wird man sie niemals nach ihrer größten Zierlichkeit reden lernen. Dieses macht, daß viele Sachsen in ihrer Sprache nicht so rein noch so genau schreiben als Andere, die weit von dieser Nation erzogen worden. Doch kann auch dieses daran Schuld haben, daß, wenn sie gleich gute Verfasser fleißig gelesen haben, damit sie eine bessere Schreibart an sich nehmen, sie nichtsdestoweniger hernach, wenn sie die Feder ergreifen, vermöge der langen Gewohnheit unvermerkt viele schlechte Wörter und Redensarten mit einfließen lassen, welche die Sprache verunzieren und doch von ihnen wegen des Vorurtheils von der Vortrefflichkeit ihrer Mundart nicht genugsam vermieden werden. Dieses wird Andern nicht so leicht begegnen, welche die sächsische Sprache allein aus geschickten Verfassern erlernen."

In dem Aufsatz „Klagen über die sächsischen Sprachrichter" [1]) wird als Characteristicum der Sachsen „eine gewisse Waschhaftigkeit in Umschreibungen, in überflüssigen Hilfswörtern, in unbestimmten und ungewissen Hauptwörtern, welche die Rede zugleich fließender und matter machet", angeführt.

„Mit welchem Rechte fordern die Sachsen, daß wir uns ihrem Sprachgebrauche unterwerfen sollen? Ist unser Gebrauch nicht von so großem Ansehen als der ihrige, da doch gewiß ist, daß er älter ist und der ursprünglichen Verfassung der deutschen Sprache getreuer geblieben ist; welches Goldast mehrmals angemerkt hat und alle Diejenigen wissen, die in den deutschen Schriften der mittleren Zeiten belesen sind?"

„Ich habe schon mehrmals nicht ohne Mitleiden gesehen, wie viele von unseren armen Sprachpolierern sich gequälet haben, sächsisch zu schreiben, da sich aber der Schweizer in allen Perioden mit eingeschlichen hat. Das gibt dann den Sachsen eine unerschöpfliche Quelle zu Spöttereien, wenn man sie von dem, was deutsch oder undeutsch sein soll, ohne Appellation urtheilen läßt. Was kann für einen Menschen, welcher sich ein Werk daraus macht, daß er der Vernunft folge, thörichter sein, als daß er den Ausdruck einer fremden und matten Mundart zu erhaschen trachtet und seinen eigenen für barba-

[1]) Ebd. Bl. 97.

risch erkläret, womit er seine Schultern pedantischen Magistern zu unaufhörlichen Streichen bloß gibt? Ich habe etliche Jahre in Sachsen zugebracht und daher fiele mir leichter als andern Schweizern, dieses Unglück zu vermeiden; allein die Vollkommenheit anderer Sprachen, die Erfahrung und die Vernunft haben mir zu erkennen gegeben, wie weitläufig und langsam die sächsische Sprache sei. Will man darinnen von Wissenschaften oder nur von Empfindungen reden, so muß man entweder dünne Wassersuppen kochen oder sich der Rauhheit und Härtigkeit beschuldigen lassen. Nach einem neuen Gesetze soll man keine andere als deutsche Wörter brauchen, und die findet man öfters nicht in der Sprache, und die man hat, sind sehr unbequem. Umschreibungen entnerven die Rede; macht man schon zusammengesetzte Wörter, so reichet es nicht recht zu, dieselben werden gemeiniglich zu lang, mit Mitstimmern überladen, spröde und unbiegsam." Hiezu wird in einer Anmerkung die Meinung eines „geschickten neueren Scribenten" über den schleppenden Periodenbau, der vornehmlich die deutsche Sprache hart erscheinen lasse, angeführt: „Die deutsche Sprache, an sich schon hart und schwierig, wird noch schwieriger gemacht durch eine gesuchte Nachahmung des lateinischen Stils, indem man die natürliche Reihenfolge der Satzglieder zerstört; denn da man Wörter, die von Natur zusammengehören, von einander trennt und das hinterste an den Anfang setzt, geschieht es, daß man Nichts versteht, ehe man an das Ende des Satzes gekommen ist; weil nun aber die Perioden in der Regel gar lang sind, vergißt man den Anfang wieder, bevor man nur an das Ende des Satzes kommt, der oftmals mit zwei oder drei Hauptzeitwörtern schließt, sodaß man gezwungen ist, das Gelesene mehrmals durchzunehmen. Diese Marter der Leser heißen die Deutschen Würde der Sprache (legentium hanc carnificinam majestatem linguae vocant Germani«. Bodmer fügt hinzu: „Es ist ganz wahrscheinlich, daß diese Verstellung der Zeitwörter in der deutschen Sprache eine ungereimte Nachahmung der lateinischen Sprache sei; daß sie nicht ihr eigen sei, zeigen die Schriften, die vor der Wiederherstellung der Wissenschaften und der lateinischen Sprache verfertiget worden, in welchen man die gegenwärtige Ordnung der Zeitwörter vielfältig außer Acht gelassen hat. Es ist wunderbar, daß die Deutschen, die in diesem Stücke die Lateiner so unnöthig nachahmen, einen so heftigen Abscheu selbst gegen die ausländischen Wörter bezeugen, welche sie unentbehrlich nöthig haben!"

„Wie die Verbesserung der Sprache von den sächsischen Sprachlehrern vorgenommen wird, kann man zu nichts Weiterem als einem

völligen Kauderwelsch Hoffnung haben; denn da es Jedermann angeboren ist, harte und unbiegsame Wörter zu fliehen, so wird man sich, wie zur Zeit der Puristerei in Frankreich geschehen, auf Umschreibungen statt einzelner Worte werfen, wodurch man eine Sprache bekommen wird, die alle die Mattigkeit der französischen haben, aber dabei um so viel schlechter sein wird, weil sie nicht so tönend und hochstimmend ist."

„Die Frechheit dieser Sprachverderber ist so groß, daß wir in dreißig Jahren, wofern Niemand ihrem Unternehmen Einhalt thut, eine von den abgeschmacktesten Sprachen haben werden. Alles geht darauf los, sie matt, nervenlos, weitläufig, unbestimmt zu machen, wozu ich noch setze hart und unbiegsam. Man gibt die Regel, daß die fremden Wörter ausgemustert werden sollen; sie auf eine abergläubische Art in Obacht nehmen, nennt man geschickt schreiben; damit verfällt man auf Umschreibungen, auf übel passende Ausdrücke, auf Verwechslung der Wörter, auf andere schädliche Mittel mehr, nur damit man dieser unumschränkten Regel ein Genügen thue. Man machet neue, theils zusammengesetzte, theils abgeleitete Wörter, welches ich gewissermaßen lobe, aber Niemand betrachtet zuvor, ob diese Wörter geschickt und bequem seien, ob sie tonreich, biegsam, kurz seien, welches doch Eigenschaften sind, ohne welche ein solches Wort zu Nichts dienen kann, als die Sprache zu verstellen, denn was nicht gelenke, tönend, kurz ist, das ist zum Gebrauche nichts nütze."

„Ich habe mit all meinem Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner Dialekt die Herrschaft haben sollte, warum andere Provinzen nicht eben so viel Recht haben sollten, ihre eigene Mundart auszubessern? Sagte man, andere Dialekte wären in keine Grammatik gebracht: aber der sächsische ebensowenig, denn dergleichen Sprachlehren, wie die Sachsen haben, kann man in vierzehn Tagen für eine jede Mundart der Deutschen machen. Auch weder die Kürze noch der Reichthum geben der sächsischen Sprache einen besonderen Vorzug. In Ansehen der Kürze wird man in vielen anderen Dialekten weit größere Vortheile wahrnehmen. In unserer schweizerischen Mundart offenbaret sich eine sehr merkliche Neigung für dieselbe. Wir können fast alle Ausdrücke, wozu die Sachsen das Hilfswort werden nöthig haben, mit nur einem Worte geben; anstatt schön werden, stark werden, weiß werden sagen wir schönen, starken, weißen«.

„Ich füge nur noch dieses hinzu, daß die Schweizer und alle die deutschen Völker, welche sich der meißnischen Mundart unterwürfig

machen, zu gleicher Zeit sich der Hoffnung begeben müssen, daß sie jemals die Schreibart erwischen werden, die man in Frankreich die naive nennt. Denn wie wird Derjenige naiv, das ist in der Sprache der Empfindungen schreiben können, der das Sächsische so wie etwan das Lateinische aus den Büchern erlernen muß?"

„In Frankreich ist die Sprache der Schriften keine andere als die Sprache der Standespersonen und der Gelehrten im gemeinen Umgang. Die Redensarten, die man in den Schriften braucht, sind aus dem Umgang genommen und werden alle Tage gehört; in Deutschland sind die Sprache des Umgangs und die Sprache der Schriften zwo ganz verschiedene Sachen. — Man kann nicht sagen, daß die deutsche Sprache in Deutschland oder nur in einigen Provinzen Deutschlands allgemein sei, denn wie kann sie da allgemein sein, wo unter den verschiedenen Ständen und Klassen der Einwohner keine Gemeinschaft ist, wo der hohe Adel nichts mit dem geringeren, der geringere nichts mit dem neueren, dieser nichts mit den Bürgern, die Bürger mit den Bauern nichts Gemeinschaftliches haben, wo Einer den Andern ausschließet, vermeidet, wo Jeder seinen Stand für sich ausmacht und in seinem Kreise bleibt. Wie kann unter ihnen die Sprache circulieren, wie können die Wörter und Redensarten der Einen zu den Andern überkommen und von ihnen genutzet werden? Muß nicht die schweizerische Sprache, wo die Freiheit alle Einwohner unter einander so genau verbindet, daß sie solche beinahe zu seinesgleichen machet, dadurch allgemeiner, gleichmäßiger werden? Muß sie nicht so viel weiter ausgebreitet und für so viel mehrere Leute dienlich werden, je mehrere Arten Leute daran arbeiten?"

„Aus allen diesen und mehr dergleichen Ursachen sollte wohl kein besonderes Volk in der Sprache des andern Knecht werden, sondern jedes sollte seinen eigenen Dialekt, so gut es könnte, ausbessern. Also haben die Griechen in ihren verschiedenen Provinzen gethan. Also haben die Holländer das Herz gehabt zu thun; da ihr Dialekt vor diesem so wohl als der schweizerische nur eine deutsche Mundart gewesen war, haben sie solchen nach ihrer eigenen Art ausgeputzet, erweiteret und ausgebauet, daß er jetzo für sich selber als eine besondere Sprache bestehen kann, zumal da in demselben in Prosa und in Versen Werke geschrieben werden, die ihm eine lange Dauer versprechen. Wenn die Sachsen vor diesem ihre Ansprüche auf die Sprache so hoch getrieben haben als ihre jetzt lebenden Nachkommen, so werden sie wohl in dem holländischen Dialekte so viel Rohheit, so viel Unerhörtes, so viel Unliebliches auszusetzen gefunden haben als in dem schwäbischen

oder schweizerischen; allein die Niederländer haben sich nicht daran gekehret, sondern ihren eigenen Ohren gefolget und sich ihres natürlichen Rechtes auf ihre Sprache bedient . . . Lasset uns derowegen alle Furcht für den Sachsen bei Seite setzen und unseres Rechtes und Eigenthums uns mit der Freiheit und der Geschicklichkeit bedienen, daß unser Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung seines glücklichen und von Alters hergebrachten Schwunges zu einer für sich selbst bestehenden und für sich zulänglichen Sprache werde".

In seinen Ansichten über die falsche Richtung, welche die neuere Sprache in ihrem Entwicklungsgange eingeschlagen, wurde Bodmer bestärkt durch seine Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Lyrik und Epik, deren Sprache ihn durch ihre Aehnlichkeit mit der lebenden Mundart der Heimath mächtig anziehen mußte. Da die ältere Sprache gedrungener und ungezwungener war als die neue sächsische, sei Alterthümlichkeit ein Vorzug einer Mundart, diese Eigenschaft komme aber besonders der schweizerischen zu. Diese habe dadurch noch besonderen Werth, daß sie von Hoch und Nieder gesprochen werde. Umgekehrt sei die Ständetrennung in Deutschland ein Grund, warum die Schriftsprache niemals allgemeine Umgangssprache werden könne. „Die Schweiz ist durch ihre Unabhängigkeit, ihre besondere Staatsverfassung und selbst durch ihre Lebensart von Deutschland so weit gesondert, daß ihre Mundart von den Veränderungen, die in andern Provinzen in der Sprache vorgegangen, desto weniger gelitten hat. In unseren Gebirgen vornehmlich sind viele Wörter geblieben, die aus dem Gebrauche gekommen sind, und viele haben ihre Würde behalten." In einem Briefe an den Appenzeller Zellweger gibt Bodmer sogar der Ueberzeugung Ausdruck, daß man in den Bergen, wo noch so viele Reste des alten Dialektes sich erhalten hätten, die alten Poeten ohne Zweifel besser als anderswo verstehe[1]).

Die Anschauung von der Vortrefflichkeit des Altdeutschen beherrscht auch Bodmers Grammatik, ein gedankenreiches Büchlein, das unter dem Titel „Grundsätze der deutschen Sprache" 1768 anonym erschien. Es sei, sagt Bodmer in einer der Grammatik vorangestellten Abhandlung „von den Verdiensten D. Martin Luthers um die deutsche Sprache" ein Irrthum, daß die Sprache vor Luthers Zeit rauh, platt und geschmacklos gewesen sei. Die Minnesinger, Parzival, Sebastian Brant, Theuerdank könnten eines Bessern belehren. Die Doppellaute ei und au, wodurch sich die neuere Sprache nicht zu ihrem Vortheil von der

[1] Möritofer, S. 211, 225.

alten unterscheide, hätten sich sogar geltend gemacht in Formen wie Künigein, Veinsternus, rauchlos für ruchlos bei Luther, seynd für sind. — Wenn Luther den Genius der Sprache, wie er sich in der Poesie der Minnesinger geoffenbart hatte, hervorgesucht und ihm durch die Fruchtbarkeit seiner Ideen und die Stärke seines Geistes wieder zu Kräften verholfen hätte, so wäre deren Reichthum von Ausdrücken und Bildern, der jetzt ein versiegelter oder begrabener Schatz ist, Jedermann offen geblieben. Auf diesen Gedanken aber sei Luther nicht gekommen, ohne Zweifel desto weniger, weil seine Zeiten keine Scribenten hatten, welche die Sprache in ihrem besten Vortheil zu brauchen wußten. Demnach lernte Luther die Sprache hauptsächlich aus dem Gebrauche und dem Umgange, der weit hinter der Würde und Genauigkeit blieb, welche sie von den classischen Verfassern empfangen hatte. — Daß nur die Achtung vor der Lehre Luthers seiner Sprache die Oberhand verschaffte, sehe man an der Sprache der katholischen Provinzen Deutschlands, die nur darum so weit von der sächsischen sich unterscheide, weil man ebensowenig als Luthers Lehrsätze seine Sprache angenommen habe. Eben dieses sei zum Theil auch Ursache, daß die Provinzen am Oberrhein, die Zwinglis Lehre folgten, in dessen Büchern die Sprache der schwäbischen Kaiser sorgfältig beibehalten ward, der sächsischen Sprache sich viel später beflissen haben und noch itzo in vielen absonderlichen Stücken davon abweichen. — Bodmer polemisiert dann gegen Luther, weil er gewisse bildliche Ausdrücke verworfen habe, z. B. wenn er im Sendschreiben vom Dolmetschen Matth. 5,26: Ex abundantia cordis os loquitur nicht übersetzen wolle durch: Aus dem Ueberflusse des Herzens redet der Mund, da dieses nicht verständlich, also nicht deutsch sei, sondern durch: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. So sei Luther ein Gottschedianer vor Gottsched gewesen. Die Gottesgelehrten um den Rhein hätten mehr Kühnheit gehabt, einen metaphorischen Ausdruck der Hebräer zu behalten, so Ps. 10: Es rägnet Strick über die Uebelthäter: Feuer, Schwäbel, Wetterstoß und Ungewitter sind das Trank, damit er sy trenkt [1]).

[1] Vgl. hiezu Bodmers Anmerkung auf S. 113 der „Grundsätze": „Die deutschen Sprachkünstler sind es langher gewohnt, den schweizerischen Schriftstellern als Idiotismen und Provincialismen vorzuwerfen, was eigentlich nur Figuren der Rede, metaphorische Ableitungen und fremde Bilder sind. Und wenn die Schweizer aus dem Griechischen übersetzt und die Gleichnußbilder der Urkunden behalten haben, die in deutschen Poeten unbekannt und unerhört sind, hat man ihnen undeutsche Gräcismen angeschuldigt, wenn die Bilder gleich in der Natur gelegen waren, wenn sie gleich von unserm Klima, unsern Sitten

Um die Sprache der Poesie zu bereichern, dürften die deutschen Poeten sich nur erlauben, die Wörter und Wendungen zu gebrauchen, die noch in Opitzens Zeit in der Sprache waren.

Von Mundartlichem erwähnt Bodmer hier nur, daß man in Niederdeutschland dem g den Laut j gebe: Könijen jab Jod Stolz, und es sei wenigstens gut, daß man nicht so schreibe. In Oberdeutschland dagegen sage man, schreibe aber nicht: Froue ir syd guot, daher ich guot von Güete wil.

Daß es Bodmer mit der Aufforderung, die Schweizer sollten wie die Niederländer ihre Mundart zu einer selbständigen Schriftsprache erheben, Ernst gewesen sei, ist kaum anzunehmen. Die deutschen Freunde, wie Hagedorn, Liscow, warnten vor einem solchen Beginnen, das ohnedies aussichtslos gewesen wäre. Gerade Bodmer und Breitinger hatten ja die Schweiz, die bisher wissenschaftlich wie politisch ein in sich abgeschlossenes Leben führte, in die geistige Bewegung Deutschlands hineingeführt, gerade sie hätten sich selbst am meisten geschädigt, wenn sie den Verkehr, der zwischen den bedeutenden Geistern beider Länder sich angebahnt hatte, durch jenen sprachlichen Particularismus wieder aufgehoben hätten. Und wie Bodmer selbst es doch für zweckmäßig fand, im Interesse ihrer Wirksamkeit seine litterarischen Erzeugnisse mehr und mehr dialektfrei zu gestalten, so waren seine Landsleute von der gleichen Strömung beherrscht, von deren stetigem Anwachsen uns eine ganze Reihe von Zeugnissen Kunde geben.

In der Vorrede von Heideggers Acerra philologica[1]) heißt es noch im Sinne der Anschauungen des siebenzehnten Jahrhunderts:

„An dem Stylo habe ich nichts geänderet, sondern alles fein bleiben lassen, wie es vor achtzig oder neunzig Jahren concipiert worden, auch selbst etliche teutsche Verse, obwol sie altfränckisch genug klingen, nicht anders machen wollen; daran ist dem philologischen

---

nicht weiter weg waren als von dem Himmel und den Gebräuchen der Griechen, oder wenn sie auf die Griechen absonderlich passeten, mit ihrer Geschichte gelernt wurden. Sie haben selbst die Redensarten das Pferdegeschlecht, die Thiernationen, die Zucht der Vögel zu den Griechen zurückgewiesen. Meine schwesterliche Freundinn zu sagen schien ihnen verwerflich, das Augenlid des goldenen Tages dunkel, die Dircäischen Springquellen pleonastisch. Einer von ihnen hat abgeleitete Ausdrücke, Provincialwörter und Idiotismen zusammengetändelt, seine eignen elenden Gedanken auszusprechen; dann hat er sich gerühmt, daß er die schweizerische Sprache und die schweizerische Poesie nachgeahmet habe. Veit Blaurock hatte dieses vor dreißig Jahren mit Gottschedischem Witze eben so geschickt gethan".

[1] Zuerst Zürich 1708, dann 1735 erschienen; hier nach der letztgenannten Ausgabe citiert.

Liebhaber jetzo nichts gelegen, und wird er hoffentlich auch mir gerne verzeihen, wann ich, unserer Nation schreibend, nicht allemal den Stylum getroffen, der einem jeden in jedem auswärtigen Dorf schmecket, sondern die Worte herauslauffen lassen, wie ich ihrer gewohnt, und nicht jedesmal corrigirt, was die Setzer und Drucker, der Rechtschreibung in hiesigen Landen nicht allemal erfahren, widrig gesetzet. Es hat es auch die Zeit nicht mitgegeben. Der ist mir ein kleiner Geist, der um solcher Sachen willen ein Ungewitter erreget, sonderlich in der teutschen Sprache, da wir kein unwidersprechlich Modell haben (wie hergegen in der Latein und Griechischen), und da noch kein Papst erörteret, ob das Meißnische, Hollsteinische oder Alpländische Teutsch das beste seye, wann solche Nationen darum disputiren wolten, wie sie dann könten, eine so wol als die andre. Also, wann wegen beliebender Concisität oder Kürtze etwa ein zusamen gesetztes Wort (welches eben in keinem Opitz oder Schottel ꝛc. zu finden) vorkommet, oder aber ein bekantes frantzösisches oder lateinisches, so man mit drey teutschen oder einem dunckten teutschen hätte geben und sich drüber eine halbe Viertelstund besinnen sollen ꝛc., so wurde mir der wiederum ein müßiger Criticus seyn, der einen Proceß drüber zu formiren Weil hätte, und könte ich nicht sehen, was er gewünnen wurde. Z. E. wann ich sage Objectum, nicht aber mit etlichen heutigen Predigeren Vorwurff, so rede ich hier um ein namhaftes deutlicher als Sie dort, dann es muß ein jeder erst wissen, was objectum ist, eh er weißt, was Vorwurff hoc sensu ist, widrigenfalls dörft er dadurch verstehen exprobratio. Dergleichen ist unzehlich, so die teutsche Sprache bisher nicht verschöneret, sondern verdunckelt und halb arabisch gemacht. Wer des Herren von Stubenberg, Harsdörfers ꝛc. Uebersetzungen liset, der ist öfters benöthiget, über die lateinische, italiänische ꝛc. Original zu gehen, damit er die Version daraus verstehen lehrne". — Aber schon Lessing[1]) urtheilt über die Sprache in Geßners Idyllen, man müsse den neuen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehedem. Geßner und Zimmermann schreiben ungemein schön und richtig. Man merke ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr, als man Andern den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. — Die durch Luther aus dem Niederdeutschen in die hochdeutsche Schriftsprache gekommene Umschreibung des Imperativs (laßt uns betrachten = betrachten wir) wurde um

[1]) Im 14. Litteraturbrief, 1759.

jene Zeit auch von den Schweizern angenommen. — Das umgearbeitete zürcherische Gesangbuch, 1759, trägt den Titel: „Des singenden Christen nach der heutigen Mundart eingerichtete Festlieder". Ein gleichzeitiger Bericht[1] sagt darüber: „Was die besseren Gesänge betrifft, insbesondere einige Festlieder, die aus geistreichen lateinischen Hymnis übersetzt sind, so hat die Uebung und der Gebrauch der deutschen Sprache innert dritthalb hundert Jahren, vor denen sie zum ersten und einige viel früher zum Vorschein gekommen, so viele und starke Abänderungen erlitten, daß die alten Redensarten uns heutzutage ungewohnt, hart und zum Theil unverständlich vorkommen." — Tobler, der Uebersetzer von Thomsons Jahreszeiten, Zürich 1781, sagt in seinem Schlußwort: „Ueber den Wohllaut will ich gerne mich bescheiden, daß ich ihn für Leipziger und Berliner Ohren nur dann und wann zu treffen weiß; daß ich aber meinem Schweizer Ohre nicht geflissentlich wehe gethan habe, wird man mir doch auch zutrauen, und vielleicht gar sich erinnern, daß wir unser kürzeres oder längeres Ohr nicht können in Deutschland hinausschicken, um es dort gänzlich und für immer auf reinsächsisch stimmen zu lassen"[2]. — Der Herausgeber einer Uebersetzung von Swifts Märchen, Zürich 1787, bemerkt über die erste Ausgabe von 1756/66, dieselbe lasse Nichts vermissen als das Modekleid, das in seinen Tagen vielen zweiten Uebersetzungen angezogen werde, nämlich neuere Sprache und Stil[3].

Die Zürcher Bibel, die schon 1667 mit voller Absicht der hochdeutschen Schriftsprache angepaßt worden war, that im Druck von 1755 und 1756 einen weiteren Schritt nach dieser Richtung hin. Die Quantität der Sylben folgt der neuhochdeutschen Regel, aus hätten, vatter, jamer, genohmen, vernihm ist also beten, vater, jammer genommen, vernimm geworden. Weitere Aenderungen fallen auf Rechnung der Entwicklung der Schriftsprache selber, so wenn das den Substantiven beliebig angehängte e: das viehe, der leibe, der ruhme verschwindet, das Prät. fund, luff einem fand, lief Platz macht und der Nom. und Acc. Pl. in der schwachen Adjectivdeclination nicht mehr die gottlose, die weise, sondern die gottlosen, die weisen lautet. Manches dem Schweizerdialekte Angehörige ist dennoch stehen geblieben, z. B. der lug, der last, der luft ꝛc. Auch der Gebrauch des Perfects in der Erzählung dauert fort[4].

---

[1] J. J. Simlers Sammlung alter und neuer Urkunden 1760 II, 1. 373 f.
[2] S. 353 der Ausg.
[3] Pap. d. schweiz. Idiotikons.
[4] Mezger, Gesch. d. schweiz. Bibelübersetzung, S. 263.

Im Vorbericht zu der Ausgabe von 1772 wird bemerkt, zuweilen sei die ganze Schreibart nach sichern Regeln und „nach dem nun einmal in ganz Deutschland angenommenen Sprachgebrauch" eingerichtet worden. Hiebei wird daran erinnert, daß „in unsern lichtvollen Tagen" auch die niedrigen Klassen viel mehr Bücher anderer Art lesen als früher. Wenn denselben nun die „altmodische" Schreibart der Bibel begegne, „so werden sie von dem Gebrauche des Buches eher abgeschreckt"[1]. — Ein Hauptgrund der Zurückdrängung des Dialektes, die Ueberhandnahme der Schulbildung, das Ueberwiegen des Geschriebenen über das Gesprochene, wird in diesen Worten berührt.

Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse in Bern und Basel. Wenngleich in Bern der Synodus von 1532 und die Piscatorbibel beide im achtzehnten Jahrhundert noch in ihrem alten Sprachgewande erschienen[2], so machten sich doch auch hier Bestrebungen für die Einführung der neueren Schriftsprache geltend. In der Prädicatenordnung von 1748 werden die Prediger ermahnt, sich in dem Vortrag ihrer Predigt nicht einer „allzu schlechten, verächtlichen Mundart und dem Worte Gottes unangemessenen Redart und Gleichnissen" zu bedienen, sondern einer Sprechart, „die zwar einfältig, aber dem Geist Gottes gemäß, schriftmäßig . . . ist"[3]. Darum wurden die durch die gleiche Ordnung eingeführten Wochenpredigten, Erläuterung von Schriftstellen, nicht von der Kanzel aus, sondern beim Taufstein gehalten, damit der Sprecher desto eher sich der Volkssprache bedienen dürfe[4]. — Der Ausdruck „Sippschaft und Magschaft" der älteren bernischen Liturgie ist als veraltet in derjenigen von 1752 mit „Blutsfreundschaft und Verwandtschaft" vertauscht[5]. — Gottsched widmete 1741 seine „Beiträge" der „Deutschen Gesellschaft in Bern" mit der Begründung, er habe schon vor etlichen Jahren die höchst angenehme Zeitung erhalten, es hätte sich in dem ansehnlichsten und mächtigsten Kanton der schweizerischen Republik eine Anzahl ansehnliche und patriotische Männer gefunden, welche sich entschlossen, eine Deutsche Gesellschaft zu stiften „und dadurch ihren Mitbürgern die reine hochdeutsche Sprache desto

---

[1] Mezger, S. 266.

[2] Vgl. ob. S. 235/6, 321.

[3] Mittheilung von Dr. Rudolf Schoch in Zürich.

[4] Frickart, Kirchengebr. im ehem. Kanton Bern, S. 56. — Schon auf der Dortrechter Synode, 1618/19, berichteten die Schweizer Theologen über Katechesen in der Volkssprache. Pap. d. schweiz. Idiotikons.

[5] Pap. d. schweiz. Idiotikons.

geläufiger und beliebter zu machen“ [1]). Diese Gesellschaft war 1739 im entschiedenen Gegensatze gegen französisches Wesen entstanden. Theils die Schriften der Leipziger Gesellschaft, theils eigene Arbeiten, Uebersetzungen aus den alten und neueren Sprachen wurden vorgelesen und der alten deutschen Litteratur nachgeforscht, auch eine Sammlung von allerhand schweizerischen Redensarten und Wörtern veranstaltet, „weil sie besondere Begriffe ausdrücken, die der Deutsche nicht hat“. Doch scheint die Gottschedische Richtung überwogen zu haben, wenigstens fand sich der nachmalige Mathematiker und Philosoph Samuel König veranlaßt, den schweizerischen Dialekt gegen die deutschen Schulmeister in Schutz zu nehmen [2]). — Indes nicht auf diese Gesellschaft, sondern auf die Gedichte Albrecht Hallers gründet sich Berns Antheil an der litterarischen und sprachlichen Bewegung des vorigen Jahrhunderts. Daß Haller mit dem Hamburger Hagedorn eine neue, auf die Alten und die Engländer sich stützende Richtung der Poesie begründete, daß er insbesondere den wässerigen Modeton durch Gedrungenheit und Lebendigkeit des Ausdrucks ersetze, ist schon von der zeitgenössischen Kritik hervorgehoben, aber auch bemerkt worden, daß er von Seiten der Sprache unstreitig minder sich begünstigt fand als Jener, da die schweizerische Mundart in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durch ihre Rauhheit und Ungefälligkeit sogar im Schriftgebrauche sich bemerklich gemacht habe [3]). Doch seien die vielen und fast ängstlichen Verbesserungen bei jeder neuen Ausgabe seiner Gedichte ein Beweis, daß er durchaus nicht vorsätzlich um der Prägnanz des Gedankens willen den schriftdeutschen Ausdruck opferte [4]). Haller, der selber bekennt, daß in seiner Vaterstadt Bern das Französische als seine Umgangs- und Schriftsprache vorherrsche, und der in der lateinischen Sprache seine Meisterschaft gesucht und gefunden hatte, glaubte dadurch, daß er seine Gedichte als „schweizerische“ bezeichnete, für den Gebrauch schweizerischer Formen, Wörter und Wendungen entschuldigt zu sein, maß auch seinen poetischen Versuchen durchaus nicht die Wichtigkeit

---

[1]) Beitr. z. krit. Hist. d. dtsch. Spr. Bd. VII, 25. Stück.

[2]) Möritofer, S. 10 u. 11.

[3]) Vgl. Koberstein, II[4] 1453, Anm.; Eschenburg, in den Braunschweiger Beitr. 1795, Band I, 23 ff.

[4]) Als Beispiel dieser Verbesserungen führt Eschenburg eine Stelle aus dem Gedichte über die Ehre an. Hier heißt es in den früheren Ausgaben: »O edler Lohn für meine Mühe, Wenn ich mich in der Zeitung siehe, Bei einem Schelmen oben an!« In der dritten Auflage dagegen: „Wie herrlich werd' ich einst verwesen, Wenn Leute nun mein Ende lesen, Bei den Erschlagnen oben an! — In den „Alpen“ wurde das Wort Kanft getilgt.

anderer Arbeiten bei. Dadurch, daß die Anhänger Gottscheds, in ihren Angriffen auf den Gehalt der Hallerschen Poesien zurückgewiesen, desto mehr das Ungewöhnliche in deren Sprache zur Zielscheibe ihres Spottes machten und die „Kern-Redensarten" zu ihren Zwecken „herauszuziehen" sich anschickten, wurde Haller etwas unsicher. — In der Vorrede zur dritten Auflage seiner Gedichte, 1743, sagt Haller, die meisten der vielen Veränderungen seien der Sprache zu Liebe geschehen. „Die Vorsehung hat mich nunmehro in Deutschland geführet; ich habe seit sechs Jahren mehr Gelegenheit gehabt, mir das Deutsche bekannt zu machen, das zwar einigermaßen meine Muttersprache ist, aber in meinem Vaterlande viel unreiner und fast seltener gesprochen wird als das ganz fremde Französische[1]. Wir haben mit den oberdeutschen Kreisen gemein, daß wir viele Wörter mit einem anderen Geschlechte gebrauchen, als in Sachsen gewöhnlich ist. Der zweite Fall in der mehreren Anzahl ist selbst in unsern Bibeln und symbolischen Büchern anderst als in dem übrigen Deutschlande beschaffen. Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei Andern veraltet sind, und tausend anderer sind in Sachsen im beständigsten Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne Wörterbuch verstehet. Die grammatischen Unterscheide meiner Mundart habe ich meistentheils ausgelöscht und mit Hilfe eines gelehrten Freundes [Werlhof in Göttingen] so zu verändern gesucht, daß dabei der Verstand so viel als möglich beibehalten bleiben möchte"[2].

---

[1] „In den höhern Ständen Berns gewöhnte man sich im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts immer mehr an den Gebrauch der französischen Sprache. Früher war sie so wenig in Uebung, daß selbst der Eroberer der Waadt, der Schultheiß Hans Franz Nägeli, von dem Rathe sich des Lesens in einer Sprache, die er nicht kenne, und der Berichterstattung über französische Schriften entheben ließ. Die vielfachen Verhältnisse mit Frankreich, der französische Dienst und französische Moden, der Glanz der französischen Litteratur hatten einen immer wachsenden Einfluß. In den höheren Kreisen der Gesellschaft verdrängte allmählig der Gebrauch der französischen Sprache im täglichen Umgang denjenigen der deutschen, und in dieser falschen Richtung, nach welcher in kurzer Zeit man es dahin brachte, keine Sprache rein zu besitzen, wurde man besonders auch durch das Beispiel Friedrichs II. von Preußen, der viele Bewunderer hatte, beibehalten." — v. Fischer, Rückblicke eines alten Berners 1868, S. 64.

[2] Haller schreibt noch fast ausnahmslos nach mhd. Weise Baur, Daur, daurt, saur, Schaur, Feur, Steur, theur, Ungeheur; nehren, wehlen, welzen, zehlen so auch Bodmer, später mit ä; Erzt, Vatterland; in den beiden ersten Ausgaben findet sich u. a. das Bezirk; Gen. Pl. der Aepfeln, Bergen, Güssen, Kriegen, Sinnen, Ständen, Tagen, Würmen, Kaysern, Hütern, Sternen, Händen, Gesäzen; an Stelle der Wendung „von" mit dem Dat. wird später der richtigere Gen. durchgeführt, freilich auch nicht consequent: der größte von den Kaisern, Herrscher von der Welt; kein Einfall von Vernunft, größer noch von Würdigkeit sind Gallicismen. Noch in der letzten Ausgabe bleiben Plurale stehen wie die Thronen, unsre Sinnen, die Teufeln,

In der Vorrede zur vierten Auflage, Göttingen 1748, bemerkt Haller, ganz andere Arbeiten seien sein Hauptwerk, einem Gelegenheitsdichter dürfe man daher wohl seine Fehler verzeihen. „Diejenigen, die man mir vorgerückt, sind mehrentheils Sprachfehler. Aber ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt. Der Ueberfluß der Ausdrücke fehlte mir völlig, und die schweren Begriffe, die ich einzukleiden hatte, machten die Sprache für mich noch enger. Ich wundere mich selbst nicht, wenn vieles nicht nur Ungewöhnliches, sondern auch Undeutsches mir entfallen ist. Meine Bemühung, mich von diesem Fehler zu befreien, und die Verwegenheit, die ich gehabt, einen berühmten und mit der weitläufigsten Praxi beschäftigten Arzt [Werlhof] zur Aenderung der fehlhaften Stellen nicht ohne seine Ungelegenheit anzustrengen, zeigt genug, wie wenig ich Sprachfehler für Schönheiten ansehe."

In der Vorrede zur zehnten Auflage, 1768, heißt es: „Ich habe gesucht, einige Wörter zu lindern, einige dunkele Stellen aufzuheitern und die Sprache noch um Etwas zu reinigen. Mehr haben mir die schweren Arbeiten von allen Arten nicht zugelassen, worunter ich mein Leben durchgekämpft habe, und obwohl ich jetzt endlich hoffe, in Ruhe und Freiheit meine übrige Tage durchzubringen, so ist hingegen die Leichtigkeit und das Gelenke weg, mit welchem die Jugend ihre Begriffe ausarbeitet".

Auch in einem Briefe von 1772[1]) kommt Haller anläßlich einer Vergleichung von Hagedorns Gedichten mit den seinigen auf sein Ringen mit der Sprache zurück: „Ein anderer Vorzug des Herrn von Hagedorn war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutschland und war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenseits der Grenzen des deutschen Reiches, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer

albre Weisen, der Seraphinen, die vereinten Machten, die Brünnen, die Hirner. In den ersten Ausgaben steht gewest für gewesen. Das prädicativ gesetzte Adjectiv all flectiert: der eingetheilte Witz wird aller angewandt, später: ganz zum Nutz verwandt. Auch bei Bodmer findet sich: Ihr Körper wird aller zu Ausdruck Stalder, Dialektologie, S. 93. Zum Worte staunen bemerkt Haller: „Dieses alte schweizerische Wort behalte ich mit Fleiß. Es ist die Wurzel von erstaunen und bedeutet rêver, ein Wort, das mit keinem andern wiedergegeben werden kann". In der That hat die Phrase du staunest im Neologischen Wörterbuche des Gottschedianers Schönaich einen Platz gefunden. Trotz alledem wird Haller bereits 1745 in einer Braunschweigischen Schulordnung als in der Schule zu lesender Musterpoet bezeichnet. Haupts Zs. XXX, S. 123 des Anzeigers.

[1]) S. 397 in Hirzels Ausgabe.

sehr unreinen Mundart; wir haben auch in unsern symbolischen Büchern und in den Staatsschriften andere Declinationen, andere Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allmählig eine gewisse Armuth im Ausdrucke, die ich schon damals am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit des Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir die Sprache, manchen andern drückte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reinigkeit und an dem leichten Schwunge des Verses aus“ [1]).

Noch Johann David Wyß, der um 1800 den „Schweizerischen Robinson“ entwarf, mengte zahlreiche bernische Provincialismen in seine Schilderung, welche beim Druck aus der Handschrift verbannt werden mußten, „außer da, wo sie der Darstellung Farbe geben oder den Gedanken kräftiger bezeichnen“ [2]).

In Basel wirkte für die deutsche Sprache der scharfsinnige Johann Jacob Spreng, Professor der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst. Er stiftete eine Deutsche Gesellschaft und wurde in seinen Bemühungen unterstützt durch den Dichter Drollinger, der gleichzeitig mit Haller unter dem Einflusse der Theorien Breitingers und Bodmers dichtete. In seinen Ansichten über die Sprachrichtigkeit scheint Drollinger zwischen den archaisierenden Tendenzen der Zürcher und der Sprachrichterei Gottscheds eine gewisse Mittelstellung einzunehmen. In einem Briefe an Gottsched [3]) sagt er nämlich: „Ein geborner Schwabe zu sein und seine meiste Lebenszeit in der Schweiz zugebracht zu haben, sind wohl nicht die Umstände, welche zu einer reinen deutschen Poesie Vieles beitragen können“. Vielleicht sei aber doch nicht alle Hoffnung verloren, unsere liebe Muttersprache dermaleinst auch mitten in Schwaben in einem zierlicheren Aufputze zu erblicken. „In der Klage des Buchstaben i wider das e“ wird bemerkt, es gebe noch altmodische Leute, die oft mögind, gebind, sprechind schreiben. — Dagegen gibt Spreng seiner Gegnerschaft zu Gottsched in seiner Ausgabe der Gedichte Drollingers (1743) unverholenen Ausdruck. Gleich in der Widmung des Buches an die Deutsche Gesellschaft zu Bern sagt

[1]) Vgl. die Bemerkung von Mörikofer, S. 269: „Die deutsche Schriftsprache mußte zu jener Zeit von den Schweizern noch fast wie eine fremde Sprache erlernt werden, sodaß leicht eine gewisse Phrasenhaftigkeit eintrat und daher eine leichte, scherzhafte, conversionelle Handhabung der Sprache weniger Statt haben konnte“.

[2]) Vgl. die Vorrede von Heinrich Kurz zu seiner Ausgabe, 1841.

[3]) S. 322 der von Spreng besorgten Ausgabe der Drollingerschen Gedichte.

Spreng, Drollinger, obwohl er so gut wie ein wirklicher Schweizer gewesen, habe gleichwohl mit seiner netten und edlen Schreibart die „dictatorische Dreistigkeit beschämt, mit welcher ein gewisser sächsischer oder preußischer Kunstrichter unsern Landsleuten allen Begriff von dem Wohlklang in der Beredsamkeit und Dichtkunst absprechen dörfen". Spreng spricht den Wunsch aus, die Basler und die Berner Gesellschaft möchten sich vereinigen, um die den Schweizern eigenen und geübten Deutschen anstößigen Wörter und Redensarten zusammenzutragen und mit beigefügter reiner Verdeutschung unter dem Namen eines helvetischen Wörterbuches seiner Zeit heraus zu geben. — Zum Reime schlafen auf Waffen[1]) merkt Spreng an: „Einem eklen Schlesier oder Sachsen, der seine Mundart Andern zur Richtschnur aufdrängen will, möchte vielleicht dieser Reim nicht als rein genug vorkommen. Ich glaube aber, daß einem jeden deutschen Poeten erlaubt seye, nach der Aussprache seines Vaterlandes zu reimen, wenn nur die Worte an sich selbsten rein sind." Waffen scheint also im vorigen Jahrhundert zu Basel noch nach mittelhochdeutscher Weise als wâfen oder wôfen ausgesprochen worden zu sein. — Zum Worte Folgestern wird angemerkt: „Es wird oft in die Mitte der zusammengesetzten deutschen Wörter das e ohne Noth und wider den Wohllaut eingeschoben. Diesen Fehler haben wir vornehmlich den schlesischen und sächsischen Poeten zu danken." — Aus einer weiteren Anmerkung erfahren wir, daß Drollinger und Spreng sich noch darüber streiten konnten, ob man neben Oel auch Oele (Nom. Sing.) sagen dürfe. Spreng fügt bei: „Dergleichen grammaticalische Zweifel zeigen die Nothwendigkeit eines kritischen deutschen Wörterbuches sowohl für die Deutschen überhaupt als auch insbesondere für die Schweizer, Schwaben, Franken u. dergl."[2]). — Die Ausführung eines solchen deutschen Wörterbuches nahm Spreng selbst in die Hand, ein Probebogen „Vorschlag eines allgemeinen deutschen Glossarii" erschien 1759. In der „Vorbemerkung" wird „zur Bereicherung unserer Sprache" eine Sammlung der in Vergessenheit gerathenen Kraft- und Stichwörter und reicher Ausdrücke unserer Altväter versprochen, „wie auch neuere Kunstwörter und andere bündige Redensarten, die man in den gewöhnlichen Wörterbüchern vergeblich sucht. Desgleichen sollen verschiedene in den oberländischen Schriften und Canzleyen noch übliche, aber verwerfliche Wörter und Redensarten, damit sich ein reiner Schriftsteller davor hüte, eingerückt werden." — Die umfangreichen Collectaneen gelangten nicht zum Drucke.

[1] In dem Gedichte über die Unsterblichkeit der Seele.
[2] S. 328.

An Ausdrücken der älteren Amts- und Handwerkersprache können sie heute noch manche Ausbeute gewähren.

Die unter Sprengs Einfluß stehende moralische Wochenschrift „Der Eidgenoß" veröffentlicht im achten Stücke ihres ersten Jahrgangs, Basel 1749, den Brief eines Deutschen, der also anhebt: „Ich bin keiner von denen Deutschen, deren verwöhntes Ohr durch ein jedes schweizerisches Wort beleidiget wird. Im Gegentheil finde ich deine Landsleute eben so wohl berechtiget als die Aeolier, Dorier, Venezianer, Niedersachsen, Holländer, Engelländer, Schweden und andere Völkerschaften, ihre Sprechart vermittelst eigener Regeln zu einer Hauptsprache zu erheben und alle ihre Schriften darinnen auszufertigen. Denn es stecket eine gewisse Männlichkeit und Stärke in derselbigen, welche ich sonsten in keiner Mundart wahrgenommen. Und darum ergetze ich mich über dem Lesen der alten Eidsgenossen bald eben so sehr als über einem Plautus, Montaigne, Maro, Petrarchen u. dgl. Ich bedauere auch öfters, daß Herr Hofrath Haller die Alpen nicht in seiner Muttersprache besungen, indem also sein ohnedem vortreffliches Gedichte der Natur ungleich gemäßer und unstreitig das vollkommenste in seiner Art sein würde. Ich erinnere mich auch allezeit mit Vergnügen meiner durch die Schweiz gethanen Reise, da ich mich an den spruchreichen und rührenden Gesprächen der Aelpler nicht satt gehöret und eine schöne Anzahl verlorene und kraftvolle Wörter gesammelt, welche man zur Ehre unserer Sprache in Schwung bringen sollte". Unter solchen empfehlenswerthen Ausdrücken versteht der Schreiber aber nicht „anstößige Redensarten" wie Maul und Rachen für Mund und Gaumen, schmecken für riechen, schnäuken, laitschen, huren (kauern), hucken, Grind, G'fræß, Gosche, Buckel, Wangscht, Tapen, Tatzen oder Kräuel, Scheuwen (Füße).

Im achtzehnten Stück wird über die Sprachmengerei ironisch bemerkt: „Endlich ist unsere Muttersprache allzu rauh und koldernd, daß man im gemeinen Reden nicht mehrmals davon abgehen sollte, und wird einem feinen Ohre allezeit harmonioser und edler klingen:

oui als ja
non pas — nai
écoutez Monsieur — loset G'vater Nochber
bon soir Mademoiselle — i wünsch der Jumpferä ä gueten Oben
un corset — ä Tschopä
un jupon — a Junte
étourdi — Fooßli

drôle — Lusbueb
coquine — Hundsgyge
advocat — Schwappenhauer
chirurgus — Kaafler
philosophus — latinischer Kaib
idiot — Krotz u. s. f.«

Der „Helvetische Patriot", der 1755 auf den „Eidgenossen" folgte, bringt im zweiten Stück folgende Zuschrift aus dem Leserkreise: „Ihr Zweck mag einfältig und gut sein, allein Ihre Schreibart ist nicht rein, nicht sächsisch genug. Befleißen Sie sich bei Zeiten auf die deutsche Sprachkunst, so wird Ihr Patriot doch leidentlich. Nehmen Sie diese wohlmeinende Ermahnung an von einem Kenner der hochdeutschen Sprache". Darauf die Antwort: „Ich bin kein Sachse und schreibe den Helvetischen Patriot. Nur Eines wünsche ich voraus, mich deutlich auszudrücken . . . .".

In der „Nachlese" zum Patriot, 1759, heißt es in der Einleitung: „Eine andere Art [von Fehlern] wird sich zuweilen finden, wenn ungewarnet meine angeborne Mundart wieder rege geworden. Naturam licet expellas furca tamen usque recurret. So auch geht es uns Helvetern. Wir mögen uns noch so hoch sträuben, so werden wir hier und da unser Vaterland verrathen; noch haben wir nicht Ursache, uns dessen zu schämen".

Im „Vorbericht": „Wegen meiner Schreibart muß ich in Sonderheit die echten Kenner der deutschen Sprache bitten, gelinde mit mir zu verfahren. Ich bin ein Helvetier, darum werden sie nicht von mir fordern, daß ich wie ein Sachse schreibe . . Hoffe auch gegen mich die gleiche Gefälligkeit, welche sie für meine gelehrten Vorfahren und Landesleute gehabt haben. Ja ich gedenke beinahen besser bei ihnen durchzukommen, als ich es vielleicht bei Etlichen meiner eigenen Landesleute vermuthen darf. — Seitdem wir Helvetier uns auf eine reinere deutsche Schreibart gelegt haben, werden wir, wie es mich däucht, etwas stolz darauf. Und unsere Geister kommen mir etwas beißender und unverträglicher vor, als sie sein sollten und als es die Fremden sind".

Der auffallende Parallelismus schweizerischer mit nord- und niederdeutschen Erscheinungen, den Gervinus in Staatsweisen, Religion und Litteratur beider Länder nachgewiesen hat[1], tritt nirgends bewußter und prägnanter hervor als in der Theilnahme der Nord-

[1] Gesch. d. dtsch. Dichtung IV⁵, 23 ff.

deutschen am Kampfe gegen die Leipziger. Die Erklärung reicht nicht aus, wenn diese Gemeinsamkeit einzig dem Einflusse des gerühmten litterarischen Geschmacks Zürichs[1]) und dem Wirken Sulzers für die Verbreitung der ästhetischen Theorien Bodmers und Breitingers in Deutschland zugeschrieben werden soll. Die analoge Stellung zur hochdeutschen Schriftsprache erzeugte jedenfalls von vorneherein eine instinctive Annäherung, und wenn auch andere Gesichtspunkte in den Vordergrund traten, so blieb doch auch hier so wenig wie in der Schweiz die Sprachfrage aus dem Kreise der Polemik ausgeschlossen. Dazu mußte schon die Anmaßung und Geringschätzung führen, mit welcher in den Leipziger Zeitschriften der niedersächsischen Sprache jede Existenzberechtigung abgesprochen wurde[2]).

1742 erschien zu Hildesheim eine Streitschrift: „Etlicher Niedersachsen grammatische Anmerkungen, worin vornehmlich gezeiget wird, wie der itzige Gebrauch im Teutschen bei einigen von den besten Schriftstellern, namentlich den Leipziger Herren Gesellschaftern, fast aus jedem Theile der Sprachlehre mehrmals einer Beurtheilung und Verbesserung bedürfe". — Johann Nolte, Rector im niederdeutschen Lande Braunschweig, gibt seine Abneigung gegen die meißnischen Bestrebungen als Schulmann zwar nicht etwa dadurch zu erkennen, daß man in der Rechtschreibung seine besondere Meinung oder landesübliche Aussprache zu Grunde legen solle, er will aber, daß man allezeit das „unvergleichliche opus de lingua Germanica, welches von unserem deutschen Varrone, dem seligen Herrn Schottelio verfertiget und mit einem allgemeinen Beifall aufgenommen, auch in Canzleyen und hohen Rathsstuben dergestalt zur Richtschnur geworden, daß von solcher Zeit an eine ziemliche orthographische Gleichheit in Deutschland aufgekommen, diesfalls vor Augen habe. Denn obgleich in diesem Buche hier und da einige Wörter zufälliger Weise vorkommen möchten, darüber man noch die Frage anstellen könnte, ob die von Schottelio beliebte oder eine andere, nachgehends aufgekommene Schreibart die beste sei, so ist es doch in der Hauptsache so beschaffen, daß allenthalben der eigentliche Grund und die wahre Aehnlichkeit der Sprache deutlich vor Augen gelegt wird". Nur da dürfe man von Schottel abgehen, wo der allgemeine Gebrauch, zumal in den Kanzleien und Actis publicis, anders entschieden habe, solle aber dabei immerhin prüfen, ob nicht Fahrlässigkeit oder Unvernunft und Inconsequenz der

[1] Vgl. Koberstein II⁴, 900, Anmerkungen.
[2] Vgl. ob. S. 371.

Schreiber vorliege[1]). Diese Stimme ist eine der letzten, die sich für die Autorität der Kanzleisprache erhoben hat.

Gottsched fand schließlich in Leipzig selbst Widerspruch. Ein litterarischer Kreis, dem Gellert, Rabener, auch Klopstock angehörten, gab, da er sich mit dem Ton in den Gottschedischen Zeitschriften nicht mehr recht befreunden konnte, von 1744 an die nach dem Verlagsorte so genannten „Bremer Beiträge" heraus. In diesen steht im Jahrgang 1746, S. 106 folgende Stelle:

„Wo ist des Sprachrechts Sitz? Wes Beispiel soll man wählen?
Der Sachse kann so oft als selbst der Schweizer fehlen.
Wenn Niemand klagen kann: so ist die Mundart frei,
Ein ungewohnter Ton ist keine Barbarei."

Thatsächlich verloren die Verfasser der Bremer Beiträge die Ziele, nach denen Gottsched zumeist gestrebt, nicht aus den Augen, aber ihr wärmeres Gefühl, ihr geweckterer Geist, ihr feinerer Geschmack sicherten ihren Bemühungen um eine richtige Ausdrucksweise und um eine zwischen Verstiegenheit und Plattheit die rechte Mitte haltende Darstellungsform ungleich bessere Erfolge[2]), insbesondere durch die Thätigkeit Gellerts, der in Leipzig über Poesie und Beredsamkeit las, womit er praktische Uebungen verband, und der der gelesenste deutsche Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts wurde.

Ein unbefangenes Urtheil auch auf diesem Gebiete bekundet Lessing. Wie er ebensowohl die lächerliche Ueberhebung Gottscheds als den polternden Ton der Schweizer verurtheilt, „die den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind"[3]), so will er die Schriftsprache frei gehalten wissen von Breite und geschmackloser Neuerung, aber auch von der Unverständlichkeit, die durch ungerechtfertigtes Einmischen der Mundart entsteht. — Mit dem siebenjährigen Kriege und begünstigt durch die Freiheit und den Aufschwung der Wissenschaft in den Staaten Friedrichs des Großen war die litterarische Führerschaft von Leipzig auf Berlin übergegangen, und dahin hatte auch Lessing sich gewendet. Hier gab er 1759 in Gemeinschaft mit Ramler einen halb verschollenen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, Friedrich von Logau, neu heraus, nicht bloß wegen seiner Bedeutung für die epigrammatische Litteratur, sondern auch, wie ausdrücklich im Vorbericht über die Sprache Logaus bemerkt wird, weil durch Wiedereinführung der besten von den alten

[1] Reichard, Krit. Hist. d. dtsch. Spracht. 116 17.
[2] Koberstein II⁴, 1077.
[3] Im 127. Litteraturbr., 1760.

Wörtern seitens der angesehensten deutschen Redner und Dichter der Sprache ein weit größerer Dienst könnte erwiesen werden als durch Prägung ganz neuer Wörter, von denen es ungewiß sei, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Neben diesem Augenmerk auf die veralteten Wörter hätten die Herausgeber ihren Fleiß auf die Provincialsprache des Dichters gerichtet, da die schlesische Mundart deswegen besondere Aufmerksamkeit verdiene, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Als im Untergange begriffene Wörter, die der Wiedererweckung wohl werth wären, führt das Wörterbuch zu Logau Ausdrücke wie bieder und Brunst an, die der Sprache jetzt wieder ganz geläufig sind.

In den „Litteraturbriefen", die Lessing zu gleicher Zeit mit Nicolai und Mendelssohn herausgab, nimmt er Veranlassung, die Fremdwörtersucht zu tadeln und dafür die Bereicherung der Schriftsprache mit guten Wörtern aus den Mundarten zu empfehlen: „Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viele gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen; das einzige Wort entsprechen habe ich ein- oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. „„Es ist schwer"", sagt er einmal, „„die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen"" (respondent). Dieses entsprechen ist itzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neu gemachtes Wort." — Ueber ein unter dem Titel „Moralische Beobachtungen und Urtheile" 1757 zu Zürich erschienenes Buch sagt Lessing an anderer Stelle, sie verrathen ihre Geburt schon mehr (als Geßner und Zimmermann, an denen er die reine Schriftsprache lobt,[1]). „Sie (die Beobachtungen) haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas Besonderes auszudrücken scheinen, dergleichen sind hürisch, ringsinnig, abschätzig[2]), Schick ꝛc. Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen." [3])

[1] Vgl. ob. S. 388.

[2] Vgl. DWb. I, 96. Das Wort ist durch Wieland wieder zu Ehren gezogen worden.

[3] Lessings eigene sprachgeschichtliche Bedeutung ist schon zu seinen Lebzeiten richtig erkannt worden. Der österreichische Dramaturg Sonnenfels erörtert in seinen „Briefen über die Wienerische Schaubühne" 17. Stück, 1. April 1768 die Frage: warum fehlt es uns Deutschen an einer Sprache für das feinere Lustspiel? und er beantwortet sie dahin: Weil wir keine Umgangssprache haben. Diese kann kein Gelehrter schaffen, diese kann nur durch Leute, die sich in der

Ein weit beschränkterer Standpunkt macht sich wieder geltend in den Litteraturbriefen von 1760, an denen Lessings Antheil bereits aufhört. Hier wird das Werk eines Franzosen Premontval besprochen, das vom Verfall der französischen Sprache handelt. Derselbe kommt dabei auch auf die Ausbildung der deutschen Sprache zu reden, er vermißt für sie eine Reichshauptstadt als Mittelpunkt und äußert: „Sollte es der Dresdner Hof sein, wie man sagt? Aber ich finde nicht, daß man dieses in Berlin zugibt, zu geschweigen, daß selbst am Dresdnischen Hofe die so hochberühmte sächsische Sprache der italienischen und dem Französischen hat weichen müssen. Ich zweifle gleichfalls sehr, daß man zu Wien, München oder Mannheim sich verbunden glaubt, sächsisch zu reden, wenn man deutsch reden will. Und wie? Hat sich der größte Dichter Deutschlands, hat sich Haller wohl gefürchtet, seine Muse schweizerisch reden zu lassen?" Darauf erwidert dann der Recensent: „Man siehet wohl, daß der Herr von Prémontval nicht Kenntniß genug von unserer Sprache hat. Haller hat sich allerdings so sehr gefürchtet, seine Muse schweizerisch reden zu lassen, daß er alle Spuren davon auf das Sorgfältigste wegzuwischen gesucht hat, sobald er bei seinem Aufenthalt in Deutschland das deutsche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muß, um solche Fehler zu empfinden. Er hat diesem sächsischen Wohlklange einige seiner vortrefflichsten Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen einiger wenigen Spuren der schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen lassen[1]). Einige Kunstrichter, die nie die Schweiz verlassen

---

großen Welt bewegen, gebildet werden. Und da in Deutschland die sogenannte gute Gesellschaft nur französisch parliert, fehlt die erste Vorbedingung für die Theatersprache im feineren Lustspiel, für den feineren Conversationston würden wir sagen. Die Theatersprache des Deutschen reicht nicht weiter als seine gesellschaftliche, und die hat sehr, sehr enge Grenzen. Die Dichter sind Provincialen, in provincialen Anschauungen befangen, und wissen nicht, wie es in der großen Welt zugeht. Auch den besseren Genien, denen Deutschland ohne Zweifel die Ehre guter komischer Stücke zu verdanken haben würde, auch ihnen steht die Localluft entgegen, weil es nicht wohl möglich ist, eine Welt zu schildern, in der sie fremd sind ... Lessing ist der Einzige, der wenigstens in einem weiteren Umkreise athmet, und seine Stücke zeigen den mächtigen Einfluß dieses Localvortheils hauptsächlich in dem Eigenthümlichen seiner Sprache. Es ist der feine Ton des Weltmanns ..... Vgl. Haupts Zs., Bd. XXX, S. 232 des Anzeigers. — Herder, im Jahrgang 1781 von Wielands Deutschem Mercur, rühmt von Lessing, seit Luther habe Niemand die Sprache so wohl gebraucht, so wohl verstanden; in beiden Schriftstellern habe sie Nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gang, den man ihr zum Nationaleigenthum machen wolle.

[1]) Vgl. ob. S. 391, 2.

haben, haben sich vergebens bemühet, die Eitelkeit des sächsischen Wohlklanges durch Gründe zu beweisen; man hat sie ausgelacht, und sie sind endlich selber gezwungen worden, sich der sächsischen Schreibart zu nähern. Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann, ereifern sich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der sächsischen oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen. — Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlands hat aus Sachsen und Brandenburg und den angrenzenden Ländern ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenfluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten, die sich auf die Vollkommenheit der deutschen Sprache befleißigen. Den Sachsen hat man die erste Deutsche Gesellschaft und viele andere Bemühungen zur Verbesserung unserer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon im Anfang dieses Jahrhunderts in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Klasse zur Beförderung der deutschen Sprache . . Welch ein Wunder also, daß sich die wahre hochdeutsche Sprache bloß nach der sächsischen und hernach nach der brandenburgischen Mundart richtet? Wer in Wien, München und Mannheim reden will, ist freilich nicht verbunden, sächsisch zu reden. . . Aber wehe dem Schriftsteller, der ein ganzes Buch österreichisch, bairisch oder pfälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der sächsischen Mundart geschrieben."

Drittes Capitel.

Das Zeitalter der Classiker.

Der Streit über das Wesen und den weiteren Ausbau der Schriftsprache erreichte in den letzten drei Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt, aber auch seinen Abschluß. Der Satz von dem Werthe des meißnischen Deutsch behielt sein allgemeines Ansehen und fand seine eifrigen Befürworter so gut wie zur Zeit Gottscheds. — In einem damals vielgelesenen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" vom Jahre 1770 läßt der Verfasser Hermes, ein Pommer von Geburt, eine gebildete Gesellschaft im Postwagen von dem raschen Aufschwung der deutschen Litteratur reden, und auch die Sprachenfrage wird dabei verhandelt; die Heldin des Ro-

manns, Sophie, spricht sich aus: „Sachsen gab, wie ich glaube, die Reinigkeit, Berlin und Braunschweig den galanten und Göttingen den gelehrten Reichthum der Sprache.“ Weiterhin wird gefragt: wäre es aber nicht gut, wenn man auf die Vollkommenheit einer Sprachlehre mehr dächte? „Ich glaube nicht, daß das nöthig ist“, erwidert Eins. „Wer bedachtsam lieset, der schreibe, wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besitze sind, richtig zu schreiben, und spreche, wie man in Meißen spricht . . . Ich glaube, wer kein Sachse ist, muß sich bemühen, so sprechen zu lernen, daß man wenigstens seine Landsmannschaft nicht errathe. Wollte man übrigens in Sachsen das Gute aus Westfalen, Braunschweig und Pommern annehmen, so hätte man die einzige reine Sprache, die gleich geschrieben und gesprochen wird.“

In den „Briefen die deutsche Sprache betreffend“ von J. Fr. Heynatz, 1771, wird einleitend eine Meinung wiedergegeben, die bezweifelt, ob ein Märker eine deutsche Grammatik schreiben könne, da „die Meißner, die Leipziger und Hallenser nach der gemeinen Meinung im Besitze der besten Aussprache wären“. Der Verfasser spottet zwar über diese „bescheidene Meinung einiger Meißner und ihrer Schmeichler“ und kommt zu dem Schlusse, „daß die Gelehrten in der Mark im Durchschnitt genommen weniger Provincialfehler haben als die Sachsen“: zuletzt aber stellt er doch beide gleich: „Da Sachsen und die in Ansehung der Sprache zur Mark Brandenburg gehörenden Länder die meisten und ersten guten Schriften in deutscher Sprache geliefert haben, so haben sie beide ein nahes Recht, über die Streitigkeiten der übrigen Provinzen zu urtheilen. Gibt es indessen eine allgemeine hochdeutsche Sprache, so muß entweder die sächsische oder die märkische Mundart den Ausschlag geben, wenn die andern Mundarten streitig sind.“ — Lichtenberg spricht einmal von einer gewünschten ausreichenden Uebersetzung Shakespeares und welche mühsame Vorbereitung dazu nöthig wäre: „So wünschte ich wohl, daß ein Deutscher, der seine Nation und die englische gut kennt, uns ein Werkchen über Shakespeares Flüche gäbe und sie uns durch ähnliche, zum Exempel für Obersachsen, übersetzte — denn für Deutschland überhaupt müssen wir nicht rechnen, weil wir kein London oder Paris haben.“

Diesen Standpunkt vertritt nun auch der bedeutendste Sprachforscher des achtzehnten Jahrhunderts, der Erbe von Gottscheds Ruhm, aber weit gelehrter, gründlicher und scharfsinniger als dieser: Johann Christoph Adelung (1734—1806). Die bedeutendsten seiner Schriften sind: das „Grammatisch-kritische Wörterbuch der hochdeutschen

Mundart" 1774—86, die deutsche Sprachlehre für Schulen 1781, das „Umständliche Lehrgebäude der deutschen Sprache" 1782, das Buch über den deutschen Stil 1785, endlich eine Zeitschrift, das „Magazin für die deutsche Sprache" 1782—84. — Klarheit, Correctheit und Geschmack sind die Eigenschaften, nach denen die deutsche Sprache zuerst zu streben hat; wie Gottsched will Adelung Nichts wissen von der Einführung veralteter Wörter und der Bereicherung der „hochdeutschen Mundart", dh. der Schriftsprache, aus den Dialekten; wie Jenem so geht auch ihm der Sinn für das Historische der Sprache vollständig ab, er betrachtet sie lediglich mit dem Auge des vernünftelnden Kritikers. Seine Forschungen haben ihn wohl gelehrt, daß die „hochdeutsche Mundart" aus einem mittleren Dialekte entsprungen ist, welcher zwischen Ober- und Niederdeutsch die Waage hält; aus dieser Erkenntniß zieht er aber nur den Schluß, daß die meißnische Mundart die eigentlich maßgebende, classisch hochdeutsche sei und bleiben müsse, ja er geht darin hinter Gottsched zurück, welcher neben der meißnischen Mundart noch die Sprache der besten Schriftsteller als Grundlage anerkannte. Da nun die meißnische Sprache zur Zeit Gottscheds und Gellerts ihre Blüthe gehabt hatte, erklärt Adelung das zweite Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, dh. etwa die Zeit von 1730 bis zum siebenjährigen Kriege, für den seither nicht wieder erreichten Gipfelpunkt der Wohlredenheit und Mustergiltigkeit. Roh, ungeschlacht und grob sind die Mundarten, je weiter sie sich von den Sprachmustern dieses gesegneten „zweiten Viertels" entfernen. Diese Muster haben für Adelung sogar rückwirkende Kraft: Luther, so sehr er sich dem echten Meißnisch nach Kräften angenähert, ist inconsequent in der Orthographie und begeht viele grammatische Fehler und Unrichtigkeiten, selbst in der deutschen Bibel, daher sie für nichts weniger als classisch gehalten werden kann.

In der ersten Kundgebung seiner Ansichten über den Ursprung des Hochdeutschen und seine Vortheile und Nachtheile im Vergleich zu der oberdeutschen Mundart spricht sich Adelung noch sehr gemäßigt und vernünftig aus. Er erweist sich keineswegs blind für die Mängel der Schriftsprache, Mängel, die freilich zumeist wieder daher rühren, daß er selbst dem Sprachgebrauch des Hochdeutschen zu enge Grenzen gesteckt hat. Er führt nämlich in der 1773 geschriebenen Vorrede zum ersten Theile des Wörterbuches Folgendes aus: „Da sich die zahlreichen Zuhörer der Reformatoren, die aus allen Provinzen Deutschlands nach Obersachsen eileten, diese Mundart angewöhnet, so ward solche nach und nach die herrschende Sprache der Gottesgelehrten. Weil nun mit

der Reformation die Künste und Wissenschaften sich auszubreiten anfiengen, und Obersachsen zugleich der Sitz der übrigen Gelehrsamkeit wurde, so kam es, daß diese Mundart, welche von den Niedersachsen die hochdeutsche in engerer Beziehung genannt wurde, nach und nach die Hofsprache der Gelehrsamkeit wurde, welches sie auch bisher geblieben ist, ob sie gleich in diesem Zeitraum allerlei Veränderungen erfahren hat, welche die gelehrten Mundarten aller Sprachen eben so sehr zu betreffen pflegen, als die Mundart des gemeinen Volkes davon frei ist."

„Die heutige obersächsische Mundart, welche der Grund der hochdeutschen ist, ist allem Ansehen nach eine Tochter der fränkischen und thüringischen, oder, deutlicher zu reden, derjenigen Mundart, welche in dem heutigen Franken und Thüringen geredet wird, weil die Beherrscher Deutschlands nach Bezwingung der Wenden, welche ehedem den größten Theil des heutigen Obersachsens bewohneten, deutsche Colonisten und obrigkeitliche Personen aus diesen Ländern dahin sandten, welche ihre Mundart nach und nach zu der herrschenden in dieser Gegend machten und die alte wendische Sprache völlig unterdrückten. Da die eingebornen Wenden sich mit der Zeit gleichfalls an die Sprache ihrer deutschen Oberherren und Vorgesetzten gewöhneten, so mußte die in diesen Gegenden eingeführte deutsche Mundart schon dadurch eine merkliche Veränderung erleiden, welche die nunmehrige obersächsische Mundart in vielen Stücken von der fränkischen unterschied.

Diese fränkische Mundart, welche vermuthlich lange vorher vorhanden gewesen, ehe das heutige Franken von der Nation dieses Namens bezwungen worden, lieget nebst der thüringischen auf der Grenze zwischen der eigentlich oberdeutschen und niederdeutschen. Daher kommt es vermuthlich auch, daß beide Mundarten in derselben zusammenfließen, oder vielmehr, daß eine durch die andere gemildert worden, doch so, daß die fränkische sich mehr der oberdeutschen, die thüringische aber, besonders in den nördlichen Gegenden, sich mehr der niederdeutschen Mundart nähert. Aus diesem Gesichtspunkte nun muß man auch die hochdeutsche Mundart betrachten, welche von der fränkischen abstammet. Sie hält das Mittel zwischen der stolzen, rauhen, weitschweifigen, mit lauter eingebildeten Nachdrücken überladenen Sprache des hauchenden und zischenden Oberdeutschen und der gar zu weichen, schlüpfrigen und kurzen Sprache des Niederdeutschen. Was der echte Oberdeutsche trochchen. Zohl. zeuchen. raumen. Arbeißen. Hous. huaten uff. spricht, heißt bei dem Hochdeutschen trocken. Zoll. ziehen. räumen. Erbsen. Haus. hüten und bei dem Niedersachsen dröge,

Toll. tehen. rümen, Arften oder Arten, Hus, höden. Man nehme noch dazu die langen und ohne Noth mehrmals zusammengesetzten Wörter, die Häufung der Partikeln, kurz die Begierde, mit vielen Buchstaben, Sylben und Wörtern im Grunde wenig zu sagen, von welch Allem die niederdeutsche Mundart das Gegentheil ist, so wird man finden, daß auch hier der Hochdeutsche mit seiner Sprache die Mittelstraße gehet. Seine Sprache ist nichts Anderes als eine durch das Niederdeutsche gemilderte oberdeutsche Mundart."

„Diese Beobachtung, welche schon von Andern gemacht, aber noch von Keinem praktisch angewendet worden, kann dem Sprachlehrer und Kunstrichter sehr wichtig werden. Ich will nur ein paar Beispiele anführen. . . Gottsched behauptete, die meisten Zeitwörter, welche in der vorletzten Sylbe im Infinitiv ein ie haben, verwandelten solches in der zweiten und dritten Person des Präsens und im Imperativ in eu. Er machte also von fließen: du fleußest, er fleußt, fleuß; von betriegen: du betreugst, er betreugt, betreug; von fliehen: du fleuchst, er fleucht, fleuch; von frieren: du freuerst, er freuert; von genießen: du geneußest, er geneußt, geneuß; von gießen: du geußest, er geußt, geuß; von schießen: du scheußest, er scheußt, scheuß usf. Vermuthlich kam er dadurch auf diesen Einfall, weil er diese Wörter bei dem Opitz und andern schlesischen Dichtern so abgewandelt fand. Allein er bedachte nicht, daß dieses rauhe oberdeutsche Formen sind, daß man in einigen oberdeutschen Gegenden noch jetzt im Infinitiv fleußen, betreugen, fleuchen, freuren, geneußen, geußen und scheußen spricht, und daß die mildere hochdeutsche Mundart statt des breiten eu schon längst das mildere ie angenommen hat[1]). Opitzens Beispiel kann Nichts beweisen. Er war ein Schlesier, und seine Schriften sind voller oberdeutscher Wörter, Laute und Wortfügungen, deren Nachahmung und Einführung noch kein Hochdeutscher angerathen hat. Und wenn der vorgegebene männlichere oder vielmehr rauhere Klang Ursache genug wäre, die hochdeutsche Mundart umzuschaffen, so müßte man lieber gleich die alemannische Mundart mit ihrem ganz unbiegsamen und polternden Stolze einführen. Ebenso verhält es sich mit dem Zahlworte zwey, welches zwar in einigen oberdeutschen Gegenden dem Geschlechte nach

[1]) Vergleiche hiezu: „Der Uebergang von älterem nhd. eu in späteres ei steht in vollständiger Parallele zu dem von ü in i und üe in ie und ist nichts Anderes als eine in die Schriftsprache eingedrungene mitteldeutsche Dialekteigenthümlichkeit: Kissen, spritzen, Knittel; Mieder; Heirat, Schleife, streifen«. Holthausen, Beitr. XI, 554.

in zween, zwo, zwey verändert wird, im Hochdeutschen aber nach dem Muster der Niederdeutschen jederzeit unverändert geblieben ist . . ."

„Hat die hochdeutsche Mundart dadurch einen unstreitigen Vorzug vor ihren Schwestern, daß sie die Mittelstraße zwischen dem weitschweifigen Schwulste und rauhen Wortgepränge des Oberdeutschen und zwischen der schlüpfrigen Weichlichkeit und einförmigen unperiodischen Kürze des Niedersachsen hält, so hat sie doch dagegen auch viele Mängel, welche machen, daß sie ihren ältern Schwestern in manchem Stücke weit nachstehen muß. 1) Sie ist irregulärer, weil die beiden Hauptdialekte in ihr zusammenfließen und sie gewissermaßen aus denselben zusammengesetzet ist. Die oberdeutsche, besonders aber die niederdeutsche Mundart läßt sich weit leichter auf Regeln zurückführen als sie. 2) Sie ist jünger, wo nicht dem Ursprung, doch wenigstens dem Flore und der Ausbreitung nach. Die oberdeutsche Mundart ist viele Jahrhunderte eine blühende und durch Künste und Wissenschaften ausgebildete Sprache gewesen, als sie noch die Mundart eines kleinen unbedeutenden Volkes war, welches wenig Bedürfnisse, folglich auch wenig Begriffe, Wörter und Verbindungen hatte. Aus dieser Jugend fließet 3) ihre Armuth. Sie ist arm an Wörtern, arm an Bedeutungen der vorhandenen Wörter, arm an Wortfügungen, Beugungen und Verbindungen, einen Begriff nach allen seinen Schattierungen geschickt auszudrücken; alles, weil sie ein bloßes Fragment der oberdeutschen Mundart ist, von welcher sie in diesen Stücken weit übertroffen wird. Ihre Armuth an Wörtern ward vornehmlich zu der Zeit merklich, als man anfieng, die Künste und Wissenschaften in derselben vorzutragen. Der Mangel an Ausdrücken machte, daß man damals die meisten Kunstwörter nicht anders als durch Hilfe fremder Sprachen ausdrücken konnte, wodurch sie ein barbarisches und scheußliches Aussehen bekam; Kunstwörter, für welche die oberdeutsche Mundart schon viele Jahrhunderte die geschicktesten Benennungen gehabt hat. (Hier sind ein Paar zur Probe. Ein Ingenieur heißt im Oberdeutschen ein Schanzenherr, ein Skelett ein Beingerüst, ein Ravelin ein Wallschild, ein Compliment Hofworte, ein Kaufcontract ein Kaufschlag, der Posten eines Soldaten die Hut, ein Courier ein Schnellläufer, ein Camerad ein Stallbruder, Stallgeselle, Spießgeselle, eine Obligation ein Schuldzettel uff., lauter alte Wörter, welche in vielen oberdeutschen Gemeinden bekannter sind als die gleichdeutigen ausländischen). Aber auch alsdann, wenn die hochdeutsche Mundart keinen Mangel an Wörtern hat, die Sache selbst auszudrücken, so fehlt es ihr doch nur gar zu oft an Ausdrücken, eine und ebendieselbe Sache

nach allen Schattierungen, welche das Verhältniß des Redenden oder die Wichtigkeit der Sache erfordert, zu bezeichnen. Die oberdeutsche Mundart ist überaus reich an solchen Wörtern. Den Ausdruck des Wollens kann der Hochdeutsche allenfalls durch befehlen, verlangen, wünschen, ersuchen, bitten, flehen uss. geben. Allein der Oberdeutsche hat weit mehrere Wörter, diesen Begriff nach all seinen Stufen auszudrücken, z. B. Jemanden bedeuten, Etwas an ihn gesinnen, es ihm aufgeben, es an ihm begehren uss. Eben so fruchtbar ist seine Mundart, harte und unangenehme Begriffe, wenn es die Umstände erfordern, durch gelindere und mildere Wörter auszudrücken, ohne der Sache selbst Etwas zu vergeben. Eine Lüge wird alsdann eine Einstreuung, eine Gewaltthätigkeit eine Beeinträchtigung, ein Verbrechen eine Begünstigung. Das sind Vortheile, deren sich nur eine Sprache rühmen kann, welche lange Zeit die Muttersprache eines glänzenden und mächtigen Hofes gewesen ist. Wenn dem bloßen Stubengelehrten, der aus Mangel des Geschmacks und der Lebensart Grobheit für Freimüthigkeit und Ungezogenheit für Verdienst hält, dieser Reichthum und diese Vorsicht in der Wahl der Ausdrücke unbedeutend und verächtlich scheinet: so ist er dem Manne von Weltkenntniß und feineren Sitten sehr schätzbar. Die Armuth der hochdeutschen Sprache macht alsdann, daß hochdeutsche Höfe und Canzleien genöthigt werden, ihre Zuflucht zu der oberdeutschen Mundart zu nehmen und sich dadurch dem Spotte des kurzsichtigen Pedanten auszusetzen. Eine andere Art der Armuth der hochdeutschen Mundart betrifft die Bedeutungen der Wörter. Da sie ein bloßes Fragment des Oberdeutschen ist, so sind viele Bedeutungen durch einen bloßen Zufall, durch unterlassenen Gebrauch veraltet, die in der oberdeutschen gang und gäbe sind."

„Ein anderer Fehler der hochdeutschen Mundart ist ihre Unbeständigkeit, ein Fehler, welchen sie mit allen Sprachen gemein hat, welche die Hofsprache, der Künste, der Wissenschaften und der großen Welt sind. Die Mundart des gemeinen Mannes, besonders auf dem Lande, erhält sich Jahrtausende ohne merkliche Veränderung, weil er ein eben so großer Feind von neuen Tönen, neuen Wörtern und neuen Verbindungen derselben ist als von neuen Moden, neuen Gesetzen und neuen Auflagen. Aber mit der Sprache der feinen und gelehrten Welt verhält es sich ganz anders. Sie verändert sich mit den Moden. Neue Wahrheiten, neue Einkleidungen alter Wahrheiten, selbst neue Vorurtheile haben einen starken Einfluß auf die Denkungsart und auf die Sprache. Die sogenannte höhere und poetische Schreibart arbeitet unaufhörlich an dem Untergang der Mundart des täg-

lichen Umganges. Da sie nicht immer neue Bilder, neue Wahrheiten sagen kann, so will sie die alten Sachen doch wenigstens mit neuen Wörtern und neuen Wendungen vortragen. Sie nimmt alsdann ihre Zuflucht gemeiniglich zu der oberdeutschen Mundart, die an sich schon stolzer und prächtiger ist als die gemeine hochdeutsche und noch mehr als die niederdeutsche. Ein Glück wäre es noch, wenn sie auf diesem Wege behutsam fortgienge. Die oberdeutsche Mundart hat noch einen so großen Reichthum an unerkannten erhabenen Ausdrücken und Wortfügungen, daß sie die hochdeutschen Dichter und Redner noch Jahrhunderte damit versehen kann, ohne erschöpfet zu werden. Allein nur selten nimmt sich der leichte und flüchtige Geist unserer schönen Schriftsteller die Mühe, die Schätze seiner Muttersprache in ihr selbst aufzusuchen. Er glaubt, selbst Schöpfer genug zu sein, neue Wörter, neue Verbindungen derselben und neue Wendungen zu erfinden, so sehr sie oft auch dem Wesen und eigenthümlichen Charakter der Sprache widersprechen. Man nenne diese Freiheit immer einen Vortheil unserer Muttersprache, man nenne es eine rühmliche Erweiterung und Bereicherung derselben, so beweiset es doch immer, daß die hochdeutsche Mundart, als eine Büchersprache betrachtet, veränderlich und unbeständig ist. Sie ist eine Sclavin der Mode und wird nach fünfzig Jahren eben so verändert sein, wie sie von dem Anfang dieses Jahrhunderts bis auf Gottscheds Zeiten verändert worden. Sie figieren und auf alle folgenden Zeitalter einschränken wollen, heißt den Lauf aller menschlichen Dinge verkennen. Man müßte zugleich den Künsten und Wissenschaften, den Moden, ja der ganzen Art zu denken und zu handeln auf ewig Grenzen setzen."

„Das wäre nun freilich viel Böses von einer Mundart gesagt, welche vor allen übrigen einen so großen Vorzug genießet. Aber sie hat diesen Vorzug auch nur durch einen bloßen Zufall und nicht durch ihr eignes Verdienst erhalten. Indessen müssen wir sie so nehmen, wie sie ist, und auf eine erlaubte Art sie immer mehr zur Vollkommenheit zu bringen suchen. Etwa ihr eigenmächtig Gesetze vorschreiben? Sie etwa in willkürliche Regeln einschränken, die von ein paar Fällen unter tausend gegenseitig abstrahieret oder wohl gar nach den Regeln einer fremden Sprache geformet sind? Gewiß nicht, so gern sich auch die sogenannten Sprachlehrer diese Gewalt angemaßet haben, weil es der leichteste und bequemste Weg war, ihren vorgegebenen Obliegenheiten Genüge zu leisten und sich bei Unkundigen eine Art von Ansehen zu erwerben. Die erste und vornehmste Pflicht eines Sprachlehrers ist, alle oder die meisten Fälle einer Art zu sammeln

und aus diesen Regeln zu entwerfen und nach diesen zu entscheiden. Er muß sich dabei genau an diejenige Mundart halten, deren Regeln er entwerfen will. Wenn in der hochdeutschen Mundart ein streitiger Fall entschieden werden soll, so können Opitz, Hofmannswaldau und Lohenstein nur auf eine entfernte Art zu Zeugen dienen, weil sie Oberdeutsche waren, es sei denn, daß es einen Fall betrifft, in welchem beide Mundarten übereinkommen. So erweislich und unleugbar diese Obliegenheit ist, so schwer, ja unmöglich wird es doch oft, in einzelnen Fällen sie zu erfüllen, besonders wenn die Stimmen getheilet sind. Soll er alsdann einen Machtspruch thun? Gewiß nicht. Er sei Sprachlehrer oder nicht, so hat er doch nur eine einige Stimme, und was ist die gegen den ganzen Haufen seiner Zeit- und Sprachgenossen? Er soll, wird man sagen, den wichtigsten Stimmen folgen. Gut, aber wer sind die? Etwa die angesehensten Männer, die berühmtesten Gelehrten, die sogenannten classischen Schriftsteller? Wie aber, wenn die gelehrtesten Männer ihre Muttersprache gerade am meisten vernachlässigen? Wenn selbst die beliebtesten Schriftsteller, auch dann, wenn sie rein zu schreiben sich bemühen, nicht alle die weitläufige kritische Kenntniß ihrer Sprache besitzen, welche dazu erfordert wird, ein triftiges Zeugniß abzulegen? Kurz, wenn wir in Ansehung unserer Sprache gar keinen classischen Schriftsteller im schärfsten Verstand haben? Und doch ist dies wirklich der Fall. Gellert, der reinste Schriftsteller, den wir aufweisen können, hat eine Menge meißnischer Provincialausdrücke, nnd doch war Gellert einer von den wenigen schönen Geistern, die ihre Sprache kritisch kennen und diese Kenntniß auszuüben suchen."

„Es gibt Gelehrte, welche Luthers Bibel immer noch als ein Muster einer reinen hochdeutschen Schreibart anpreisen, ein Vorurtheil, welches ein betrübtes Zeugniß von dem großen Verfalle der grammatischen Kenntniß unserer Sprache ist. Luthers Verdienste sind ohnedies groß genug, man hat nicht nöthig, ihm ein Verdienst anzudichten, welches in Vergleichung mit seinen übrigen immer noch unendlich klein sein würde, wenn es auch wahr wäre. Seine Uebersetzung wimmelt von Fehlern, aber von Fehlern, die theils seinem Zeitalter und dem damaligen Zustande der Sprache gemein waren, theils aber auch erst in den spätern Zeiten von unwissenden Herausgebern und Correctoren hineingebracht worden, ihm also nicht einmal zur Last geleget werden können" [1]).

---

[1]) In der Vorrede zum dritten Theile des Wörterbuches fügt Adelung bei,

Die eigenthümliche Theorie von der Norm der Schriftsprache, die ihn mit der in voller Kraft über ganz Deutschland neu erwachten Litteratur in schreienden Widerspruch bringen mußte, scheint sich Adelung erst später gebildet zu haben. Sie findet sich zunächst in der „Sprachlehre", 1781. Hier heißt es[1]: „Der wahre schöne Zeitpunkt in der deutschen Sprache fängt sich erst in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts an, da Vernunft und Geschmack völlig in die ihnen so lange vorenthaltenen Rechte traten und sich nicht allein die Philosophie, sondern auch die schönen Künste eigen machten."

Im Buche über den Stil warnt Adelung vor Archaismen und Provincialismen: „Die Ursachen der Verwerflichkeit provincialer Wörter und Formen sind vielfach. 1) Schon der Begriff eines provinciellen Ausdrucks erklärt sie für unfähig, in der Schriftsprache aufzutreten. Sie gründen sich auf provincielle eigenthümliche Umstände; die Schriftsprache aber, welche nicht bloß zum Gebrauche dieser oder jener Provinz ist, gründet sich auf Eigenthümlichkeiten, welche der ganzen Nation gemein sind oder doch gemein sein können; daher hat sie bei und während ihrer Entstehung und Ausbildung alles Dasjenige sorgfältig zurückgelassen, was nur allein einem oder dem andern Theile der Nation eigen ist, weil es für das Ganze diejenige Verständlichkeit nicht haben kann, welche in der Schriftsprache nothwendig ist; zumal wenn die ganze Analogie, wonach solche Wörter gebildet sind, nicht allein der Schriftsprache, sondern auch den übrigen Provinzen fremd ist, wie die niederdeutschen Schnickschnack, Wirrwar, Wibbelwabbel, Titeltatel, nach welcher Analogie wir im Hochdeutschen nur das einzige Mischmasch haben, welches noch dazu unedel ist. 2) Die hochdeutsche Schriftsprache ist in den oberen Classen der cultiviertesten Provinz entstanden und ausgebildet worden, sie ist daher unter allen deutschen Mundarten die edelste, wohlklingendste und ausgebildetste. Provincielle Wörter und Formen hingegen gründen sich auf Eigenthümlichkeiten des Volkes in den Provinzen und sind also auch um deswillen der höheren Vollkommenheit der hochdeutschen Mundart nicht angemessen. Man untersuche alle von Manchen vorgeschlagne Provincialwörter und -Formen genau, so wird man immer finden, daß entweder der Nebenbegriff unedel und niedrig ist, oder

---

Männer, denen die Mundart des nördlichen Thüringens bekannt sei, hätten ihm versichert, daß selbige unter dem gemeinen Mann noch völlig hochdeutsch, oder, wenn man lieber will, obersächsisch ist. Luther war also der Mundart nach ein Oberdeutscher.

[1] S. 16.

daß das Wort andere grammatische und logische Mängel hat, um derentwillen die Schriftsprache es entweder gar nicht aufgenommen oder doch wieder verstoßen hat. 3) Im Folgenden wird gezeigt, daß eine schöne Schriftsprache eine vollkommene Einheit haben muß, welche sich wieder auf Nichts gründen kann als auf die übereinstimmig eigenthümlichen Umstände, welche zusammengenommen den Sprachgebrauch ausmachen. Provincialismen gehören nicht dahin, sondern stören diese Einheit, sind also auch um deswillen verwerflich" [1]).

„Aber ist denn unsere Schriftsprache schon so weit ausgebildet, daß sie keines Zusatzes mehr fähig ist? Und kann nicht wenigstens ihr Reichthum aus den Mundarten noch beträchtlich vermehret werden? Zwei Fragen, die nach dem, was bisher von der hochdeutschen Schriftsprache gesagt worden, leicht zu beantworten sind. 1) Daß ihre Ausbildung ihr Ziel bereits erreicht habe, wird wohl Niemand behaupten können; allein sie kann nicht anders als mit und nach den Eigenthümlichkeiten der oberen Classen der ausgebildetsten Provinz, nicht aber vermittelst der Eigenheiten der minder cultivierten Provinzen fortschreiten, welche in der Würde allemal weit unter jenen sind. Die Schriftsprache hat daher selbst die Eigenheiten ihrer eigenen Provinz sorgfältig zu vermeiden gewußt, daher schön sehen, ach thäte nicht sein böser Hund, die Frau legt sehr ab für veraltet, einem ablegen — ihm nicht beistehen, hinte für heut, kalmen, sich klagen, Köthe, es hat geschnien, treuge, treugen, Treugeplatz, Mosche — eine junge Kuh, Nooß — ein Stück Rindvieh, die zwenkische Laune u. s. f. immer meißnische Provincialismen sind und bleiben, weil sie sich bloß auf Eigenthümlichkeiten der niederen Classen in der Provinz gründen. 2) Eben das läßt sich auch von der Bereicherung aus den Mundarten sagen. Die hochdeutsche Schriftsprache ist die Mundart des ausgebildetsten Theiles der blühendsten Provinz, sie übertrifft also schon um deswillen alle provinciellen Mundarten an Reichthum, weil dieser von dem Umfange der Vorstellungen und Begriffe oder der Kenntnisse abhängt. Was die Volkssprachen zur Bereicherung der Schriftsprache hergeben können, sind entweder völlige Synonyma (z. B. Maut für Zoll), und dann sind sie nicht nur überflüssig, sondern auch zugleich dunkel, anderer Mängel zu geschweigen; oder es sind unedle und unnöthige Nebenbegriffe (kalmen, fleuten gehen, schulen u. s. f.); oder endlich es sind Namen in einer Provinz nur allein bekannter Dinge. In dem letzten Falle wären es Kunst-

[1]) Bd. I, S. 100 ff. der dritten Auflage.

wörter, die denn unter gewissen Umständen und nur mit derjenigen Vorsicht, welche bei allen Kunstwörtern nothwendig ist, allenfalls gebraucht werden können“ [1]).

Als veraltete Wörter, „die bloß wegen ihrer Abweichung von den neueren herrschenden Analogien lächerlich sind,“ und also nur im komischen Stil verwendet werden können, werden bezeichnet: behagen, beginnen, anheben, Blachfeld, breßhaft, Fehde, frommen, fürbaß, bieder, gehaben, weiland Daphnis, Meisterschaft ... „Da nun, wie schon Aristoteles bemerket, allen veralteten Wörtern und Formen etwas Lächerliches anklebt, daher sie auch eine ergiebige Fundgrube für das niedrig Komische sind, so erhellet schon daraus, wenn es auch keine andern Gründe gäbe, wie widersinnig der Gebrauch veralteter Wörter und Formen in der edlen ernsthaften Schreibart ist, deren Einheit nichts Niedriges, folglich auch nichts niedrig Komisches dulden kann“ [2]).

Die zeitgenössische Gelehrsamkeit scheint zunächst ähnliche Ansichten gehegt zu haben wie Adelung. Im Jahrgang 1773 von Nicolais Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften findet sich über das Verhältniß der Dialekte zur Schriftsprache folgende Stelle [3]): „Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorschein gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn man wissen will, warum unsere Denkungsart und unsere Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben. Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühen anfieng, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben, wir würden uns unstreitig von dem, was gutdeutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich sein soll, ganz andere Begriffe machen als jetzt. — Alle Sprachen, die in großen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben, aber nicht bei allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wann Jedermann, oder wann wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war und noch jetzt in Italien ist; wann nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wann der Athenienser seines feinen und verwöhnten Ohres ungeachtet doch die Delicatesse und den Wohlklang des ionischen Herodot nicht verkennt: so kann davon die Dichtkunst und Beredsamkeit Vortheil ziehen. Uns

[1] Ebd. S. 102 ff.
[2] Ebd. Bd. II, S. 240.
[3] Bd. XIV, S. 21 ff.

aber, bei denen jene Bedingungen nicht stattfinden, würde ein Dichter wie Homer, der die verschiedenen Dialekte unseres Landes vereinigen wollte, nicht anders als abenteuerlich und abgeschmackt scheinen."

Im siebenzehnten Bande[1]) wird Adelungs Lehre wiedergegeben, wonach unter den beiden deutschen Mundarten immer eine die herrschende gewesen, je nachdem die Kaiser aus dieser oder jener Provinz gebürtig waren oder auch Künste und Wissenschaften in einem Theile Deutschlands mehr oder weniger blühten, und wie in Folge der Reformation die oberdeutsche Mundart von der obersächsischen als Schriftsprache verdrängt wurde. — Erst als Adelung so weit gieng, den Sprachgebrauch der guten Schriftsteller ganz und gar hinter die lebende obersächsische Mundart zurückzusetzen, ward der Widerspruch laut. „Nach seiner Meinung," heißt es in der Besprechung von Adelungs Magazin für die deutsche Sprache[2]), „ist das südliche Sachsen das Vaterland von unserer höheren Schrift- und Gesellschaftssprache, und wer nicht glauben will, daß sie dort einheimisch ist, den fordert er auf, nach Churſachsen zu reisen und sich durch den Augenschein zu überzeugen. In keiner Provinz Deutschlands, sagt er, wird sie so allgemein und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen, daher sie wohl hier nicht ein Fremdling sein kann. Man kann ohne Bedenken hinzusetzen, daß sie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, so rein und so richtig gesprochen wird als eben hier, beides, weil der gute Geschmack in keiner Provinz so allgemein verbreitet ist als in dieser. — Als der Recensent vor einigen Jahren in Hamburg war, erzählte ihm Jemand, daß Herr Bode, der Uebersetzer des Tristram Shandy ein großer Verehrer des Plattdeutschen wäre und ihm große Vorzüge vor dem Hochdeutschen beilegte; der Mann, der mir diese Nachricht mittheilte, war selbst der Meinung, daß wir gut thäten, wenn wir das Plattdeutsche zur Büchersprache machten. Kurz darauf erschien Herrn Klopstocks Vorschlag zu einer vermeinten besseren Orthographie; er machte darin die Aussprache zur Regel der Rechtschreibung und erklärte sich bei dieser Gelegenheit nicht allein für die niedersächsische Aussprache, sondern auch für das Niederhochdeutsche, wie Herr Adelung es nennt; auch Lessing schien ein großer Freund davon zu sein und das Obersächsische geringer zu schätzen. Itzt erscheint Herr Adelung und sucht zu beweisen, daß Churſachsen der Sitz der wahren und guten deutschen Sprache ist. Die Pfälzer haben schon zu erkennen gegeben, daß aus ihrer Mundart das Hochdeutsche große

[1]) S. 36 ff.

[2]) Bibl. d. schönen Wissenschaften, Bd. XXIX (1783).

Bereicherung und Verbesserung empfangen könnte, die Oesterreicher glauben ebendasselbe, und die Baiern müßten keine Selbstliebe haben, wenn sie anders glaubten. Welche Mundart sich ohne Unbescheidenheit den ausschließenden Vorzug nicht anmaßen kann, daß sie das beste Deutsch ist, die behauptet doch wenigstens, daß das Hochdeutsche erst alsdann das beste würde, wenn es sich nach ihr formte und aus ihr bereicherte. So spielt das Vorurtheil mit dem armen Sterblichen.

Am meisten hat vielleicht das Adelungische Vorurtheil Recht, aber mit einiger Einschränkung. Das Hochdeutsche kann in Chursachsen nicht einheimisch sein und herrscht auch nicht so allgemein dort, wie Herr Adelung glaubt. Wenige Personen ausgenommen, findet man dort vom Höchsten bis zum Geringsten, unter Gelehrten und Ungelehrten provinciale Aussprache, provinciale Wörter, provinciale Redensarten . . . . .

Wenn es Herrn Adelung darum zu thun ist, so kann er in den hohen und niedrigen churfächsischen Gesellschaften ein Idiotikon sammeln, das denen aus den übrigen obersächsischen Mundarten an Stärke nicht viel nachgeben wird. Die oberen Klassen (wenn er darunter Personen von der höchsten Geburt und dem höchsten Rang am Hofe und in Aemtern versteht) sprechen in Gesellschaft meist französisch, wenigstens bei Gelegenheiten, wo sie sich zeigen wollen, und übrigens ihr provinciales Deutsch, der Eine besser, der Andere schlechter: das beste und richtigste Deutsch findet man im Mittelstande bei Solchen, die gute Schriften gelesen haben, die Aussprache ausgenommen, die bei jedem Menschen provincial ist, wenn er beständig in einer Provinz gelebt hat. Alles, was man Chursachsen zugestehen kann, ist, daß es dort mehr Personen gibt als irgendwo, die in Rücksicht auf das Grammatische, die Wahl der Wörter und den Ausdruck richtig und gut sprechen, die provinciale Aussprache abgerechnet, die hier nicht in Betrachtung kommt; aber dergleichen gibt's in allen deutschen Hauptstädten, selbst in denen, wo die provinciale Sprache äußerst schlecht ist: allemal sind es Solche, die Geschmack am Leben haben, gute deutsche Schriften lesen und ihren Ausdruck daraus bilden. Nur in diesem Falle spricht der Chursachse gut: wer nicht liest, keinen natürlichen Geschmack hat, nicht ein wenig Fleiß auf die Erlernung der Sprache wendet, der spricht in Chursachsen schlecht wie in Berlin, Hamburg und andern Orten . . ."

Magister Johannes Nast, der 1777 und 1778 zu Stuttgart den „Deutschen Sprachforscher" herausgab, äußert sich in seiner Selbstbiographie darüber: „Wir erklärten uns darinnen gegen den ober-

sächsischen Sprachdespotismus mit Nachdruck und stellten echte, aus der Natur der Sprache gehobene, von den meisten Grammatikern bisher übersehene Grundsätze auf, die man jetzt mehr beherziget und benützet, nachdem die Cabale ihre Endschaft erreicht, die vom Leipziger Buchhändlermonopol wider unsere Schrift erregt wurde und damals so viel wirkte, daß unser Verleger es nicht wagen durfte, bei dem Geschrei: was kann aus Schwaben Gutes kommen? den Verlag unserer Schrift fortzusetzen, die, wenn andere Provinzen sich angeschlossen hätten, bei ihrer Fortsetzung für unsere Sprache wohlthätig hätte werden können. Allein mit der obersächsischen Alleinherrschaft war es nicht verträglich, auch andere Provinzen, besonders das südliche Deutschland, an der Ehre der Vervollkommnung unserer Sprache theilnehmen zu lassen“ [1]).

Ebenfalls gegen die Theorie Adelungs, daß Obersachsen als Norm für die Schriftsprache zu gelten habe, wandte sich der bekannte Joachim Heinrich Campe in einem Aufsatz: „Was ist Hochdeutsch? Inwiefern und von wem darf und muß es weiter ausgebildet werden?“ [2]) Auch mit seinem Wörterbuch, 1807—1811, verfolgte Campe neben einem übertriebenen Purismus den Zweck, dem engherzigen Begriffe Adelungs von der „hochdeutschen Mundart“ einen umfassenderen entgegenzustellen. Er nimmt deshalb eine Menge von Wörtern auf, denen Adelung das Bürgerrecht versagt hatte, der einzige Vorzug seines Lexikons, da er an Ueberlegung und Gründlichkeit Jenem bedeutend nachstand.

Die Beseitigung der meißnischen Ansprüche ist indes viel weniger dieser schwächlichen Opposition der Gelehrten als der überwältigenden Wirkung der classischen Litteratur in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben. Nach dem siebenjährigen Kriege und besonders seit dem Beginn der siebenziger Jahre haftet die Pflege deutscher Dichtung und Wissenschaft zwar noch immer hauptsächlich an den Gegenden und Stätten, wo sie so lange ihr Gedeihen gefunden, in Sachsen und Thüringen, in Brandenburg, den Harzgegenden und dem eigentlichen Preußen, in den niedersächsischen Gebieten, Holstein und Schleswig und in der Schweiz; indessen fangen auch die westdeutschen Landschaften, insbesondere die Striche um den Main und den Rhein entlang, an, für die Fortbildung der Litteratur, vorzüglich der poetischen, höchst wichtig und einflußreich zu werden. Zugleich

[1]) Birlingers Alemannia III, 61 ff.

[2]) Braunschweiger Beitr. zur weiteren Ausb. d. dtsch. Spr. Bd. I (1795) S. 145.

öffnet der katholische Süden, vornehmlich Wien und später, wiewohl nicht in dem Maße, auch München, sich den Einflüssen der nord- und mitteldeutschen Dichtung. Auf das südliche Deutschland und Oesterreich erlangte kein Schriftsteller einen größeren Einfluß als Wieland. Auch Schwaben und Westfalen mit dem Münsterlande zeigen sich nun regsamer und fruchtbarer im Hervorbringen und Liefern ihrer Beiträge zu der mit erstaunlicher Schnelligkeit anwachsenden Litteraturmasse. Allmählig ziehen sich dann die eigentlichen Führer der großen litterarischen Bewegung und die Hauptvertreter der höheren Dichtung und der höheren Wissenschaft nach der Mitte von Deutschland, wo Weimar und Jena gegen den Ausgang des Jahrhunderts die Hauptsitze des deutschen Litteraturlebens werden.

Die Bedeutung der älteren Sprache als einer Fundgrube treffender Ausdrücke und Wendungen hatte vor Lessing Bodmer erkannt und ausgesprochen; jener leitet aber die neue Periode insofern ein, als seine gewandte, ungezwungene Handhabung der Sprache schon den Zeitgenossen als ein Anzeichen des Umschwunges erschien. Noch intensiver äußerte sich der Einfluß der durch Bodmer der Vergessenheit entrissenen mittelhochdeutschen Dichtung, insbesondere der Lyrik, beim Göttinger Dichterkreise. Unter den alten und neuen Dichtern, welche die Freunde lasen, waren es vorab die Minnesänger, die zu Nachbildungen ihrer Lieder reizten, und dadurch trugen die Göttinger nicht allein zur Erweckung eines freieren, lebenskräftigeren und volksthümlicheren Geistes in der schönen Litteratur wesentlich bei, sondern sie machten auch eine ganz unschätzbare Reihe von altem Sprachgut wieder lebendig. — Klopstock, der Abgott dieses Kreises, spricht sich 1779 in einem Aufsatze Zur Geschichte unserer Sprache[1]) über deren Entwicklung dahin aus, Luther habe sich zuerst der verwahrlosten jungen Sprache angenommen, sie gezogen, genährt und ihre innersten Lebensgeister mit dem himmlischen Thaue seines Genius erquickt. Dann habe ihr noch Opitz Schmackhaftigkeit gegeben, darauf lange Keiner mehr, und erst jetzt habe sie wieder einen liebevollen Pfleger gefunden.

Weiterhin stellt Klopstock den Satz auf, daß die poetische Sprache von der prosaischen unterschieden sein müsse. Die deutsche Sprache habe noch neue Wörter nöthig, darunter seien auch einige wenige veraltete zu rechnen, die sie zurücknehmen sollte. Wenn der Dichter in

[1]) Aus den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst" Klopstocks sämmtl. sprachwissensch. u. ästhetische Schriften, herausg. v. Beck und Spindler, II, 313 ff.)

der Wahl der Wörter glücklich gewesen, so erhebe er sich auch durch die veränderte Ordnung derselben über die Prosa. Die deutsche Sprache solle auf dem Wege fortgebildet werden, den Luther, Opitz und Haller zuerst betreten hätten[1]). — Wenn hier Luther wieder genannt ist, so ist doch seine Stellung zur Schriftsprache unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet als bei den älteren Grammatikern. Diese erklärten die Bibelübersetzung für den Kanon des Neuhochdeutschen, gewissermaßen als wäre sie ein Lehrbuch der Orthographie; als nun die Entwicklung der Sprache diese traditionell festgehaltene Anschauung thatsächlich beseitigte, gerieth das achtzehnte Jahrhundert in das entgegengesetzte Extrem, Luthers sprachliche Bedeutung ganz außer Acht zu lassen; die durch Klopstock mit angebahnte historische Betrachtung verlangte nur insoweit Rückkehr zu Luther, als man von ihm noch lange nicht so viel gelernt habe, wie man lernen könnte und sollte.

Diese Vorliebe für das gute alte volksthümliche Sprachgut bekundet in besonders eindringlicher Weise Herder. In den „Fragmenten zur deutschen Litteratur" (Erste Sammlung, 1767) spricht er sich dahin aus, Gottsched habe die Sprache entnervt, Alles wurde wässerig und eben durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Uebersetzungen französischer Bücher. Dagegen wird Bodmer wegen seiner Bemühungen um die Wiedererweckung der alten Sprache gerühmt. Man hätte sich nur mehr Mühe geben sollen, die Machtwörter der alten Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. „Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die Ersten, sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der Sprache mehr unter sich erhalten haben. Sowie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig Manches übertrieben, das Uebertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgekauft, und ausgelacht hat man sie zur Genüge, aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter so ziemlich in ihren Pasquillen gesammelt; jetzt ist die Hitze des Streites verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen und ihnen nachfolgen." Aus Luther und Opitz, meint Herder, könnte die Sprache wieder Saft und Stärke trinken, ein Trank, der unserer ermatteten und lechzenden Schreibart gewiß gut thun müßte.

In einem Aufsatze „Idee zum ersten patriotischen Institut für

[1]) Sprachw. Schr. IV, 13 ff.

den allgemeinen Geist Deutschlands", 1768, wünscht Herder, daß die feinere Gesellschaft der deutschen Sprache die Biegsamkeit und den Glanz zu geben suche, durch den sich die französische so sehr auszeichnet. Dies werde geschehen, wenn unsere reinere Büchersprache immer mehr die Sprache der feineren Gesellschaften und jedes öffentlichen Vortrags zu werden sucht, da sie bisher von diesem allgemeinen Gebrauch noch weit entfernt gewesen, denn bekanntermaßen wird unsere Büchersprache, im reinsten Sinne genommen, beinahe nirgends geredet. Sie ist ein künstliches Gewächs, das aus der Mundart mehrerer Provinzen durch angenehme und vorzügliche Schriftsteller allmählig heraufgesproßt ist; eine Provinz hat daran mehr Theil als die andere, keine aber darf sich eines ausschließenden Vorzugs rühmen; denn aus mehreren Gegenden Deutschlands haben merkwürdige Schriftsteller zu ihr beigetragen und fahren in diesem Verdienste fort. Die wachsende Cultur unseres Vaterlandes kann also keinen anderen Weg nehmen, als diese geläuterte Büchersprache unter feineren Menschen aller deutschen Provinzen gemein zu machen . . .

Zur schnelleren Erreichung dieses Zieles soll nach Herders Idee eine aus allen Provinzen gesammelte deutsche Akademie eingerichtet werden. Doch soll diese Akademie vor despotischen Gesetzen über die Sprache sich mit der größten Sorgfalt hüten, dagegen sich desto mehr befleißigen, durch Beobachtungen, Vorschläge und kritische Regeln unserer Sprache die Schönheit und Sicherheit allmählig zu verschaffen, an der es ihr im Vergleich anderer Sprachen noch sehr fehlet. Alles, was zur Geschichte der Sprache, zu ihrer Bildung in einzelnen Provinzen, zu ihrer Grammatik, ihrem Stil, ihren Wörterbüchern gehört, wird der Akademie werth sein.

Die schon in „Fragmenten" hervortretende Betonung des poetisch-sinnlichen Elementes der Sprache, des inneren Zusammenhangs zwischen Gedanken und Ausdruck, führt Herder durch in den epochemachenden „Blättern von deutscher Art und Kunst", 1773. Hier, in der Abhandlung über Ossian und die Volks- und Naturpoesie, nennt Herder die sinnliche Sprache der Wilden scharf und fest bezeichnend. Wo werde bei unseren gelehrten und halbgelehrten Pedanten solche Sprache gefunden? Wer bei uns Spuren von dieser Festigkeit finden wolle, der möge sie nicht bei ihnen suchen: unverdorbene Kinder, Frauenzimmer, Leute von gesundem Naturverstande, mehr durch Thätigkeit als Speculation gebildet, das seien die einzigen und besten Redner unserer Zeit. Die Kunst habe die Natur ausgelöscht. Man quäle sich von Jugend auf, nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein

Genie als Naturregeln anerkennt, Alles werde Falschheit, Schwäche und Künstelei. Die wahre Lebhaftigkeit, Wahrheit und Andringlichkeit des Ausdrucks sei verloren gegangen, nur in den zerstreuten Liedern des Volkes sei dieselbe noch vorhanden. Ossian, die Lieder der Wilden, der Skalden, Romanzen, Provincialgedichte könnten uns auf bessere Wege bringen. — Die erste und berühmteste Sammlung solcher „Volkslieder" hat bekanntlich Herder selbst 1778 und 1779 herausgegeben.

Nicht im Sinne des Sturms und Drangs, wohl aber in der Bekämpfung eingewurzelter Vorurtheile war Wieland für die deutsche Sprache thätig. Diesem Zwecke diente die 1772 in Weimar von ihm gegründete halb belletristische, halb populär-wissenschaftlich gehaltene Zeitschrift „Deutscher Mercur".

Im Jahrgange 1773 schreibt Wieland, auf den meisten höheren Schulen werde die deutsche Sprache unverantwortlich vernachlässigt, es gebe Akademien, wo die Lehrer unter dem Vorwand, ihre Schüler vor dem Müssiggang der sogenannten Belletristen zu bewahren, ihnen eine Verachtung gegen alle Studien beibringen, welche die Cultur der nationalen Sprache und die Bildung des Geschmacks zum Gegenstande haben.

Im Jahrgang 1782 nimmt Wieland, von jeher ein Gegner der Gottschedischen Richtung, anknüpfend an Adelungs Magazin für die deutsche Sprache, Veranlassung, die Frage: „Was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandte Gegenstände" ausführlich zu erörtern. Der Verfasser gibt zunächst, nicht ohne Sarcasmus, einen Ueberblick über Adelungs im Magazin mit aller Schroffheit ausgesprochene Theorie von dem Wesen des Hochdeutschen[1]: „Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu: Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Cultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Litteratur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feineres Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dies geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er zu seinem Sitz erwählt hatte (nämlich in Obersachsen), erst über alle oberen und mittleren Klassen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freilich viele Zeit

[1] Vgl. ob. S. 414.

erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den oberen und mittleren Klassen des südlichen Obersachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurückzuwirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer größere Volksmenge, die in Obersachsen wiederhergestellte, gereinigte und allgemein geachtete Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten und dadurch Schöpfer des feinen Geschmacks wurden, die von Gottscheden gereinigte und von fremden Auswüchsen befreite Sprache usf., alle diese vereinigten Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich. Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und Toscana, Obersachsen diente dem bisher noch unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerin; Leipzig wurde Deutschlands Athen, und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg war die schönste Epoche nicht nur der schönen Litteratur Deutschlands, sondern auch des deutschen Geschmacks, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. — Der siebenjährige Krieg aber hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsere Sprache und Litteratur an. Sachsen hörte auf, zu blenden und zu rauschen: der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluß auf das Ganze. Die übrigen deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihilfe weitergehen zu können. Aber da die aus dem deutschen Athen erhaltene Bildung in Ansehung des Geschmacks noch sehr unvollkommen war, so artete der Geschmack in den Provinzen doch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind, daher die Jagd auf veraltete und Provincialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönsten Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen. Das einzige Mittel, sie davon zu befreien, ist, daß wir zu den Mustern, die uns Obersachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren und uns auf die Sprache der oberen Klassen in dieser Provinz, welche der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn sagt Herr Ade-

lung' entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740 bis 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen."

„Womit, fragt nun Wieland, kann bewiesen werden, daß das südliche Obersachsen von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der deutschen Litteratur, und also auch die Mundart dieser Provinzen die rechte hochdeutsche Sprache gewesen sei?"

Wieland will die Frage unerörtert lassen, ob man mit Adelung Luthers Bibelübersetzung classisches Ansehen nicht mehr zugestehen könne, aber wo sind denn die obersächsischen deutschen Schriftsteller vom ersten Rang im siebenzehnten Jahrhundert? Opitz, Dach, Flemming, Gryphius, Wernicke, Logau, Moscherosch, Lohenstein, Anton Ulrich von Braunschweig waren keine Obersachsen. Die berühmte Fruchtbringende Gesellschaft bestand aus Mitgliedern sehr ungleicher Art aus allen Provinzen Deutschlands. Ihre mannigfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unserer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Litteratur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmacks und vornehmlich der alten oder neueren auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte. Wie also im siebenzehnten Jahrhundert der meißnische Dialekt thatsächlich nicht die Richtschnur für die Schriftsteller abgab, so ist auch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Reinigung der Sprache und des Geschmacks nicht von den Schriftstellern zu Berlin, Dresden, Halle und Leipzig als von den Hamburgern ausgegangen. Gottsched war als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo französischer Kunstrichter. Nicht der Bergbau in den churfächsischen Landen, nicht die Manufacturen, die darin blühen, noch die Leipziger Meisse, noch die Pracht der Höfe der sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesen allen sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche nach einem ziemlich öffentlichen Abfalle von Gottsched den Anfang machten, unserer Litteratur eine bessere Gestalt zu geben. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig, die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf.

„Unstreitig hat dieses Recht (nämlich die Schriftsprache auszubilden, das alle aufgeklärten Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Grenzen, aber diese Grenzen werden viel mehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart als durch die Mundart der oberen Klassen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letzteren die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beilegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchst willkürliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechszig Jahren war Hamburg das deutsche Athen; dreißig Jahre später war es Leipzig: warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart usw. kommen können? Und werden die oberen Klassen in den verschiedenen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre reine Hochdeutsch festzusetzen, welches Herr Adelung dem deutschen Athen von 1740—60 eingeräumt wissen will? Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bei dem alten Grundsatze zu lassen: daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden und (soweit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen."

„Ich behaupte so lange, bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde: a) daß die hochdeutsche Schriftsprache oder die Frage: was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hievon auch die Schriftsteller des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sei, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unserer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte; und daß d) bis dahin die älteren Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten deutschen Sprache und als eine Art von Fundgruben anzusehen seien, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache in Fällen, wo es von Nöthen ist, zu Hilfe kommen könne."

„Zuzugeben ist nun freilich, daß, wie Adelung die Reinheit der deutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfanges und Reich-

thums zu erhalten sucht, ein servum pecus junger Scribenten in Oberdeutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen und sich nicht schämen, um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, beinahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachschnitzer zu begehen, die nur dem ungezogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andere scheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provincialpatriotismus, sich das Recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth und ohne das Mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivetät oder irgend eine andere Erforderniß ihres Stils zu gewinnen, veraltete oder Provincialwörter, die dem größten Theile der Nation unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsorte des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen." Wieland begreift, wie einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unserer edlen Sprache zugebracht hat, die Geduld dabei ausgeht, er glaubt indessen, die Sprachschnitzer dieser elenden Scribenten, ihre grammaticalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten werde schwerlich einen namhaften Schriftsteller verführen können.

„Die Gelehrten und unter den Gelehrten die Schriftsteller von Genie, Talent und Geschmack, die Dichter, Redner, Geschichtsschreiber und Popularphilosophen bleiben Diejenigen, die zur Bereicherung, Ausbildung und Polierung der Schriftsprache das Meiste beitragen, und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nation zerstreut. Der Geschmack ist so wenig als Verstand und Witz an eine Hauptstadt oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freies Geschenk der Natur, die Entwicklung und Ausbildung ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster und eines langwierigen Studiums. All dies kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beisammen finden, und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigeren Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Composition aufzuweisen hat, mag das, was man Geschmack nennt, unter ihren oberen Klassen so fein und gut sein als man will, ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder in's Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache von mehreren Jahr-

hunderten her steht ihr offen, die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, wes sie benöthigt ist und was darin vorkommt. Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man sozusagen ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen und eine feste Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besonderen Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann, was hochdeutsch in der höheren Redner- und Dichtersprache, was hochdeutsch in der komischen Sprache (die sich wieder in die edlere launenhafte und burleske abtheilt), was hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der oberen Klassen ist. Jeder dieser Sprachdistricte, wenn ich so sagen darf, hat wieder sein eigenes Gebiet, seine eigene Verfassung, Gesetz und Gerechtsame sowie seine eigenen Grenzen, und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nation . . ."

„So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten oder die Einmischung solcher Provincialwörter, die in der allgemeinen deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gutheißen kann, so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provincialwörter meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gäbe geworden sind, außer der launenhaft komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche deutsche Volkslieder und Volksmärchen schickt und ihren eigenen, von jeder der eben genannten Schreibarten verschiedenen Charakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: Alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten, denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine (solche, die sonst nur das gemeine Volk braucht) von Nöthen, und Wörter, die an einem andern Platze unanständig sein würden, werden schicklich und eigentlich, sobald sie an ihrem rechten Orte stehen."

„Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache. Hätte er gesagt, die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden; daß sie die einzige sei, wird ihm kein Dichter zugestehen.

Der will und soll mit der Sprache noch viele andere Absichten erreichen. Ein veraltetes Wort, ein Provincialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsch kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an einem Orte, wo er's braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das oberdeutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger und hat andere Vocale, andere Consonanten u. s. f. als das hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höheren Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode ꝛc. Und, wenn es dann überdies ein Wort ist, das Luther oder Opitz schon gebraucht hat: wer kann ihm zumuthen, daß er es bloß deswegen verwerfen soll, weil es im südlichen Churſachsen von 1740—1760 nicht im Umlauf war?"

Die Stellung Schillers und Göthes zur neuhochdeutschen Schriftsprache ist keine andere als die ihrer Vorgänger. Die Sprache der großen Classiker ist, was die Laut- und Formenlehre betrifft, mit geringen Ausnahmen dieselbe, wie sie schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts grammatisch festgestellt war. Die Zeit war längst vorüber, in der man sich zum Bücherschreiben seiner heimathlichen Mundart bediente, Jene haben also so gut wie ihre unbedeutendsten Genossen die Sprache, in der sie ihre Werke verfaßten, einem wesentlichen Theile nach in der Schule oder doch aus Büchern gelernt. Ferner muß daran erinnert werden, daß Herder, Wieland, Jean Paul, Schiller und Göthe, aus so verschiedenen Gegenden sie stammten, alle in einer Stadt des sächsischen Thüringens, in Weimar, ihren eigentlichen entscheidenden Wirkungskreis fanden. Göthe gerade hat als Student in Leipzig die Schule des feineren obersächsischen Geschmacks an sich durchmachen müssen, beschreibt er ja doch selbst in seiner Lebensgeschichte, wie er in Leipzig durch seinen oberdeutschen Dialekt, seine Anspielungen auf biblische Kernstellen, seine Sprichwörter und die Benützung treuherziger Chronistenausdrücke, nicht weniger als durch seine provincielle Tracht anstieß. „Daneben hörte ich, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht, da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte" [1]). — Schiller hatte, wie er selbst berichtet, für seine Schriften längere Zeit einen Sachsen zum Nachbesserer, auch in sprachlichen Dingen, seinen Freund Körner.

Der Streit über die Heimath der Schriftsprache scheint die Classiker ziemlich gleichgiltig gelassen zu haben, jedenfalls verhielten sie sich

[1]) Wahrheit und Dichtung II, 6.

feindlich gegen Adelung wie dieser gegen sie. Schiller verspottet in den Xenien, 1797, Adelungs Satz, indem er in der Epigrammreihe „Die Flüsse" die Elbe von sich reden läßt:

„All ihr Andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch, unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur deutsch." —

Göthe spricht an jener gleichen Stelle, wo von der feinen Umgangssprache Leipzigs die Rede ist, von dem sprachlichen Vorrechte Meißens als etwas Abgethanem: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt hat, ist Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt". Mit der Mundart opfere man zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischen Charakter. Uebrigens sei auch im Meißner Dialekt Manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben[1]).

Schärfer noch urtheilt Jean Paul, in der Vorschule der Aesthetik, 1804, wo er von Bildung neuer Wörter spricht: „Adelung selber sowie den Meißner Klassen als den kreisausschreibenden Sprachmächten und Reichsvicarien und Reichsoberhäuptern des Deutschen will das Einführen und Vorstellen von Neulingen weniger gelingen; fast leichter bringt ein Wort sie als sie dieses in Gang. Adelung hatte z. B. einiges Verlangen geäußert, das neue Wort Gemüthsstellung statt Stimmung — das er folglich höheren Orts her hatte, weil seines Wissens nur die höheren Meißner Klassen die Sprache

[1]) In diesem späten Berichte Göthes, aus dem Jahre 1811, ist mehr von der Sprache der mündlichen Unterhaltung als von der Bücher- oder von der Schriftsprache überhaupt die Rede. In den litterarischen Erzeugnissen Göthes aus der früheren Zeit, und hier wieder besonders in den nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefen, sind allerdings Frankfurter oder rheinfränkische Idiotismen anzutreffen, aber sie sind in der reiferen Periode des Dichters und Prosaikers mehr und mehr aufgegeben. Vgl. Burdach, die Sprache des jungen Göthe, in den Verh. d. 37. Philologenversf., S. 166—180. — „Die Fülle und Anschaulichkeit des Ausdrucks, wenn sie nicht selbsteigene Schöpfung aus der Tiefe des Geistes der deutschen Sprache ist, fließt aus einer andern Quelle, dem Studium der volksthümlichen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts. Diese Richtung läßt sich in ihrer sprachlichen Nachwirkung auf Göthe bis weit hinein in die Weimarer Periode verfolgen, und auch später hat er einzelne dieser Jugendtöne noch beibehalten. Hier ist also Nichts von dem, was man mundartliche Einflüsse nennen kann. Es fehlt vor Allem ihr erstes und nothwendigstes Kennzeichen: das unmittelbare Herüberströmen aus der lebendigen Umgebung der Volkssprache." Heinrich Rückert, Kleinere Schriften I, 335 6.

bilden — etwan gemein in den tieferen Klassen, namentlich unter den Autoren, und dadurch allgemein zu machen; noch liegt das Wort bei ihm und wird nicht gangbar".

Die großen Schriftsteller in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts haben also die Anschauung, als sei die Schriftsprache an eine bestimmte Gegend gebunden, endgiltig verdrängt durch die Auffassung, daß das Gutdeutsche überhaupt an keinem Orte und in keinem Gaue zu Hause, sondern eine allgemeine, von allen Stämmen gleichmäßig zu pflegende Mundart ist, die Jeder mit Schönheit sprechen kann. Der angebliche Vorzug des meißnischen Dialektes wird im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr geltend gemacht. Ebensowenig aber kann darüber ein Zweifel herrschen, daß sie Alle mehr oder weniger der Ansicht ihres Zeitalters huldigten, daß das Hochdeutsche, die Bücher-sprache, die tägliche Umgangssprache der guten oder feineren Gesellschaft sein, und daß dadurch die oberen Klassen sich von dem die Mundart sprechenden Volke vortheilhaft unterscheiden sollen[1]). Daß im nördlichen Deutschland dies bereits der Fall war, wird durch eine kurze Angabe aus jener Zeit bestätigt[2]). — Lessing, Herder, Schiller halten sich systematisch frei von allen Einflüssen der Mundart, obwohl es ihnen nicht immer gelingt. Selbst die Romantiker haben wenig aus diesem Born geschöpft, obgleich sie es doch waren, die den Begriff Volk und volksthümlich adelten oder neu schufen. Hinwieder sind im Gegensatze zu Gottsched und Adelung die Vertreter der deutschen Litteratur in der classischen und nachclassischen Periode in Wort und That darin einig, daß das alte Sprachgut da, wo das neue treffender Bezeichnungen ermangelt, nutzbar gemacht werde. Den Anstoß und die Grundlage zu diesem Umschwung in der Fortbildung der deutschen Sprache gegeben zu haben, ist und bleibt das Verdienst Bodmers und seiner Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen.

So buntem Wechsel und so großer Verschiedenartigkeit wir in den Ansichten der Schweizer, der Sachsen, der Norddeutschen und der Classiker über das Wesen und die Ausbildung der hochdeutschen Schrift-sprache begegnen, die grammatischen Formen sind bei Allen die nämlichen. Noch aber treffen wir im achtzehnten Jahrhundert vereinzelte Reste jener alten süddeutschen Reichssprache, denen erst das Ansehen Gottscheds im katholischen Deutschland, dann aber die Verbreitung der classischen Litteratur für immer ein Ende bereitet hat.

[1] Vgl. z. B. ob. S. 419. [2] Bibl. d. schön. Wissensch., Bd. XXIX 1783, S. 78.

Viertes Capitel.

Die letzten Ausläufer der süddeutschen Reichssprache.

Stimmen der Klage über das Fremdwörterunwesen und die Vernachlässigung des deutschen Unterrichts in den katholischen Ländern haben wir im Vorhergehenden hin und wieder aufgeführt[1], und es erübrigt uns noch, die Zeugnisse über die Schriftsprache des deutschen Südens im achtzehnten Jahrhundert zusammenzustellen.

In der Vorrede zu einer 1720 in Straßburg unter dem Titel „Der neu entsprungene Sauerbrunnen" erschienenen Sammlung gereimter Erzählungen im Stile des Boccaccio und Lafontaine entschuldigt sich der Verfasser, wenn er des burlesken Inhalts wegen sich auch keiner erhabenen Sprache bediene, er habe sich mehr beflissen, die Sachen nur nach der Natur und nach dem eingerissenen Wörtergebrauch auszudrücken. „Auch hoffet der Autor, man ihm verzeihen werde, wann er des Orts und Lands Redensart folget, wo sich derselbe aufhält ... Es ist noch nicht ausgemacht, wo man am besten Teutsch redet oder schreibet, und würde die Stadt oder Provintz sehr hochmüthig und verwegen seyn, die sich dieser Prärogativen anmaßen wollte. Ueber das hab ich gantz und gar nicht uniform und gleichlautend geschrieben, um so viel mehr, weil die Dictatores der Orthographie und der Ortholalie noch nicht übereingekommen[2]). Wegen dieses noch immer währenden bürgerlichen Krieges hab ich mich nicht darum bekümmert, ob ich ward oder wurd, fand oder fund, schwomm oder schwamm oder gar schwumm, konte oder kunte, umsonst oder umsunst setzen solte; habe demnach unterschiedlich gebrauchet, was mir gefallen, und was bisweilen zum Reimen sich geschicket". — Im Texte finden sich denn auch eine Menge Alsatismen: d für t: erdappt, doll, bund (bunt); Verlängerung der Sylbe durch Doppelconsonanz statt langen Vocals: Hoff; Diminutiva auf -el: Bridel (Brigitta), Fräntzel, Gänssel, Hänssel, Heitzel, Knäbel, Salädel, Störkel, Zäpffel ꝛc.[3]).

In den Leipziger Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, 1735[4]), wird Einsprache erhoben gegen „den frechen Unver-

[1]) Vgl. ob. S. 365 ff.
[2]) Vgl. ob. S. 388.
[3]) Vgl. Straßburger Studien, Bd. III, S. 135 ff.
[4]) 13. Stück, S. 74 ff.

stand eines blinden eifernden Mönches im Bairischen, welcher in dem zu München neulich herausgegebenen Parnasso Boico[1]) mit eben so großem Unverstand als Unbesonnenheit zu schreiben sich nicht entblödet, ja zugleich zu behaupten suchet: daß niemals ein ärgerer Sprachverderber in Deutschland aufgestanden sei als eben D. Luther".

Megalissus, 1731, der die Verdienste der Protestanten und Katholiken um die deutsche Sprache gegenüberstellt[2]), tadelt, daß bei den Letztern Vornehm und Gering der gleichen Mundart sich bediene[3]): „Die Catholicken sind darinnen unglücklich, daß sie meistentheils in solchen Landschaften gezeuget werden, worinnen eine rauhe Sprache im Gebrauch ist. Doch wohnen in jeder Landschaft Leute, davon einige nach der rauhen Mundart besser reden, einige schlechter. Da pflegen nun die Eltern gemeiniglich nicht darauf zu sehen, welchen von beiden sie ihre Kinder untergeben. Es gilt ihnen gleich, Mägde anzunehmen, sie mögen eine Sprache haben, wie sie wollen. Sie lassen es geschehen, daß ihre Kinder unter dem Gesinde herumlaufen und mit andern Kindern spielen, von welchen sie sich keine gute Mundart angewöhnen. Ja, oft reden vornehme und gelehrte Eltern selbsten wie die grobe Bauern".

Johann Gottfried von Meiern, Hof- und Kanzleirath zu Hannover, bemerkt in der Vorrede zum ersten Bande seiner Acta pacis Westphalicae publica (1734), er habe in seiner „historischen Erzählung" sich auf das Genaueste an die Relationen der Gesandten gehalten und deren eigene Worte und Redensarten beibehalten. „Und aus eben diesen Ursachen — fährt er fort — ist es denn auch geschehen, daß die Schreibart nicht so rein und pur hat eingerichtet werden können, als solche zu unsern Zeiten nicht nur unter denen Gelehrten erfordert wird, sondern auch würcklich an denen Höfen und Cantzleyen zur gröSten Ehr und Ruhm unseres deutschen Vaterlandes in Uebung und Schwang gebracht ist. In welchem Stück sonderlich Wien, die höchste Schule der Welt, so wie in andern also auch hierinnen den Vorzug mit Recht vor allen übrigen behauptet: dahingegen man zur Zeit des westphälischen Friedens in den Gedancken gestanden ist, es könne in unserer Mutterspracbe fast Nichts geredet noch geschrieben werden, woferne nicht das alte Rom aus seiner Zunge Etwas dazu herbeileihete". „Nur allein der käyserliche Hoff hat die Ehre

[1]) Erschien 1722—1727 in vier Bänden.
[2]) Vgl. ob. S. 365.
[3]) Der undeutsche Catholick, S. 69.

der deutschen Zunge noch allemahl beständig aufrecht erhalten, und wird man selten ein käyserlich Schreiben, auch von denen ältesten Zeiten, aufweisen können, worein fremde Wörter wären eingemischt worden; weil man wohl gewust hat, daß keine Sprache majestätischer sey als die unsrige, und daß sich durch selbige Alles sagen lasse, was man wolle und gedencke."

1747 erschien zu Wien von Johann Balthasar von Antesperg eine „Kaiserliche deutsche Grammatik". Der Verfasser hatte zugleich vor, ein „Kaiserliches deutsches Dictionarium" herauszugeben, „um durch diese beiden Schriften die deutsche Sprache in eine vollkommene Richtigkeit zu stellen und zu allen guten Künsten und Wissenschaften tauglich zu machen. Auf diese Weise werden sich, wie man urtheilet, die veränderlichen Mund- und Schreibarten schon von selbsten verlieren, desgleichen auch die unnütze Zänkereien und Weitläufigkeiten in der Rechtschreibung aufhören müssen"[1]. — Der Grammatik Antesperg spendete Gottsched im „Büchersaal" 1747 das Lob, daß der Verfasser Alles gethan habe, was man von einem Oesterreicher fordern kann; daß er seinen Landsleuten eine Bahn eröffnet, zu einer viel reineren Sprache und Schreibart zu gelangen, als sie bisher gehabt haben. — Eine zweite Ausgabe erschien 1749. Die Veranlassung zu seinem Werke gibt der Verfasser dahin an, „daß die meisten vom Adel, auch lateinisch gelehrte Männer in Deutschland auf fremde Sprachen so viel Zeit und Geld, hingegen auf die allerprächtigste hochdeutsche Grundsprache am allerwenigsten Fleiß anwenden, mithin auch im Reden und Schreiben unserer Muttersprache niemals regelmäßig fortzukommen wissen". „Unsere lateinischen Studenten wissen öfters nach erhaltenen akademischen Ehrentiteln nicht allein noch keine reine deutsche Zeile zu schreiben, sondern verstehen auch in der ganzen deutschen Sprache fast nicht zwanzig deutsche Wörter[2]."

„Betreffend die Sprache — fährt Antesperg fort — so habe ich mich hierinnen nach keiner Mundart, deren in Deutschland wenigstens siebenunddreißig gezählet werden, gerichtet, sondern nur auf den Grund und auf die von den Gelehrten angenommene deutsche Sprache gesehen: denn man findet ganz gründlich, daß man weder in Griechenland, weder in Latio, weder in Italien, weder in Spanien, weder in Frankreich jemals also geredet habe, als die von den Gelehrten angenommene Sprache eingerichtet gewesen."

---

[1] Reichard, Krit. Hist. d. dtsch. Sprachkunst, S. 446.
[2] Vgl. ob. S. 357, 366, 420.

Im Verlaufe der Darstellung wird der österreichischen Aussprache ausdrücklich die gutdeutsche entgegengesetzt[1]).

Dem Ansinnen, man solle sich in der Schriftsprache nach der besten Mundart richten, stellt Antesperg den Satz gegenüber, daß die besten Schriftsteller und die Grammatiker die Schriftsprache machen, und daß man sprechen solle, wie man schreibe. Diese Theorie findet sich ausgesprochen in der Beantwortung der Frage nach der besten Mundart: „Es meinen zwar Einige, daß diejenige Mundart eines Volkes die beste sei, die an dem Hofe oder in der Residenz eines Landes gesprochen wird. Allein wir finden, daß Solches mit der Erfahrung in unserem Deutschlande nicht eintrifft." „Es ist ganz gewiß, daß man zwar die deutsche Rechtschreibung für die Grundsäule der deutschen reinen Pronunciation, hingegen aber diese letzte für keine rechte Richtschnur der deutschen Rechtschreibung halten könne. Daß einfolglich die deutsche Grammatik und ein kaiserlich deutsches grammaticalisches Lexikon, auf welchen die deutsche Sprache ihren Sitz und ihre beständige Ruhe hat, die wahrhafte Regel und Richtschnur der deutschen Orthographie sei, weil solche aus den besten Schriftstellern des Deutschlandes gezogen worden, die nicht allein in Ansehung der Sachen, sondern auch wegen der regelmäßigen Schreibart und Sprache berühmt seind." „Die Festsetzung einer reinen guten Pronunciation oder Mundart kann nicht anders als durch eine gute Grammatik geschehen, die den besten Gebrauch im Reden in die Regeln verwandelt und den Nachkommen anpreiset." Man könne den Gebrauch nirgends weiter gelten lassen, als man ihn gegründet sieht.

In der Orthographie und bei den einzelnen Wortgattungen nimmt Antesperg, und zwar meist in ablehnendem Sinne, allenthalben Bezug auf die österreichischen Eigenthümlichkeiten. Die Verbindungen cz (Hercz), gg (Brugg), kk (Stokk), kh (Werkh, khämen), mb (umb, Ambt) ue und üe (guet, Brüeder) werden als Fehler bezeichnet. Ebenso wird verboten dö für die, den für dem: derer, deren, denen für der, den; ain für ein, sö für sie, ös für ihr, enk für euch. Anstatt ös und ihr sage man in der Anrede aus Höflichkeitsgründen Sie; solches sei besser als die Redensart: »Wenn mir der Herr erlauben«, die nur gegen gemeine Personen üblich sei. Neben ihm wird die Form ihme noch zugelassen, selbst wird im Plur. declinirt: die Väter selbsten. Die Zweizahl wird nach dem Genus geschieden: zween, zwo, zwey.

---

[1]) S. 288 der zweiten Ausgabe.

Ueber die Verschiedenheit des Genus wird angemerkt, der Oesterreicher sage: der Butter, der Luft, der Scepter, die Gefängnuß, der Reichthum, der Wachsthum usw. So bestehe auch Abweichung bei folgenden Wörtern: die Armuth — das Armuth, der Alraun — die Alraun, der Bach — die Bach, die Heirath — das Heirath, die Aufruhr — das Aufruhr, der Lohn — das Lohn, der Stachel — die Stachel, die Schachtel — der Schachtel, das Ort — der Ort, der Syntax — die Syntax, die Schooß — der Schooß, der Irrthum — das Irrthum, das Ufer — der Ufer, der Gewalt — die Gewalt, das Gift — der Gift, die Begräbniß — das Begräbniß, die List — der List, die Pracht — der Pracht, die Quelle — das Quell, der Theil — das Theil, der Messing — das Messing, der Pfersing — die Pfersing, der Koth — das Koth.

In der Declination der Substantiva kann schließendes e im Nom. Sing. weggelassen werden: der Knab, Gen. Knaben oder Knabens. Im Sing. der schwachen Feminina herrscht große Verwirrung, derselbe kann nämlich auf viererlei Arten declíniert werden:

	I	II	III	IV
Nom.	Woche	Woche	Wochen	Woch
Gen.	Wochen	Woche	Wochen	Wochen
Dat.	Woche	Woche	Wochen	Woch
Acc.	Woche	Woche	Wochen	Woch.

So kann neben dem nhd. Nom. Glocke, Kirche noch gesagt werden Glock, Kirch oder Glocken, Kirchen; immerhin wird der durchgängige Gebrauch des -en als rauhe Mundart bezeichnet.

In der Conjugation werden die Formen ich wird, er würdet als dialektisch verpönt. Dagegen ist neben willst noch wilt, neben sollst solt, neben sind seynd aufgeführt, bachen neben backen, Prät. buch oder buche, hiesch geheischen neben heischte geheischet, gangen neben gegangen, gessen geessen neben gegessen, geloffen neben gelaufen. Zu darf lautet die II. Pers. därfst oder dürfst, befehlen, befiehlt, befohlen wird dem ältern befehlchen, befilcht, befelcht (dialektisches Participium) vorgezogen. Ganz besonders sind die Doppelformen im starken Prät. der ersten a-Reihe häufig. Während hier im Mhd. u und a abwechseln, je nachdem eine Personalendung noch vorhanden ist oder nicht, und während im Nhd. der Ablaut des Sing. nun auch den Plur. eingenommen hat, steht die Reichssprache insofern in der Mitte, als sie für alle Formen zwischen

dem einen oder dem andern Vocal oder demjenigen der Participialform schwankt. Die hieher gehörigen Fälle sind:

beginnen : began, begon oder begunte.
bellen : boll oder bellete.
brennen : du brinnst, er brinnt; Part. gebrunnen, gebronnen oder gebrannt, gebrennt.
bersten : du birstest, er birstet.
dringen : drang, drung.
finden : fand, fund.
gelingen : gelang, gelung.
gewinnen : gewann, gewonn; Part. gewonnen, gewunnen.
hinken : hunk, gehunken oder hinkte, gehinket.
klingen : klang, klung.
melken : molk, mulk oder melkete.
quellen : quall.
ringen : rang, rung.
rinnen : rann, runn; Part. geronnen, gerunnen.
schelten : schalt, scholt.
schenken : schank oder schenkte.
schinden : schund.
schlingen : schlang, schlung.
schmelzen : schmolze, schmalze, schmulze.
schwimmen : schwamm, schwumm; Part. geschwommen, geschwummen.
schwingen : schwang, schwung.
sinken : sank, sunk.
singen : sang, sung.
spinnen : spann, spunn.
springen : sprang, sprung.
sterben : starb, sturb.
stinken : stank, stunke.
trinken : trank, trunk.
verbergen : verbarg, verborg.
verderben : verdarb, verdurb.
verschwinden : verschwand, verschwund.
verwirren : verworre oder verwirrete.
winden : wand, wund.
winken : wunk, gewunken.
zwingen : zwang, zwung.

Im Nhd. hat sich von solchen Doppelformen einzig wurde neben ward erhalten.

Seltener sind die Abweichungen und Schwankungen in den anderen Ablautreihen:

rächen : roche.
schwären (supputare) : du schwierst, er schwiert; Prät. schwor Part. geschworen.
stechen : stach, stoch.
verhehlen : verhol oder verhehlte.
wägen : wog, wug.
mahlen (molere) : muhl.
stehen : stund.
schneien : es schnie, Part. geschnyet oder geschneyen.
saufen : soff, sief.
schliefen : schloff, schluff.
schmiegen : schmog oder schmiegete, Part. geschmogen.
taugen : tog, tocht.
verdrießen : verdroß, verdruß.

Der Rückumlaut schwacher Verba verhält sich ebenfalls noch unsicher:

kennen : kennte und kannte, Part. gekennet, gekannt.
nennen : nennete, nannte, Part. genennet, genannt.
rennen : rennete, rannte, Part. gerennet, gerannt.
setzen : setzete, satzte, Part. gesetzet, gesatzt.

Wie im Indicativ so finden sich auch im Conjunctiv des starken Prät. mancherlei Doppelformen, außerdem fehlt hier nach altdeutscher Weise oft der Umlaut, namentlich bei den Ablauten u und o:

1. begane, bolle, erscholle, fochte (föchte), funde, flochte (flöchte), gewonne (gewänne), hunke, klunge (klänge), molke, runge, runne (ränge, ränne), scholte (schälte), schunde, schlange (schlunge), schwolle (schwälle), schwumme, schwunde, schwunge, sunke, sunge (schwämme, schwände, schwänge, sänke, sänge), spunne, sturbe, stunke, trunke, wurbe (stärbe, stänke, tränke, wärbe), wande, wunke.
2. genase (genäse), losche, pfloge, roche (zu rächen und riechen), schwore (zu schwären), stoche (stäche), vergaße, woge.
3. fuhre, grube, hobe (hübe), lude, muhle, schuffe, schluge, schwure, stunde (stünde), truge (trüge), wuchse, wusche.
4. boge, bote, floge (flöge), flohe, flosse, genosse, gosse, klobe, kroche, kore, loge, soffe, soge, schore, schobe, schosse, schloffe,

schmobe, sotte, toge oder tochte, troffe, verdrusse oder verdrosse, verlure, zoge[1]).

Trotz diesen Abweichungen im Einzelnen stellt Antespergs Grammatik den entschiedenen Uebergang zur herrschenden obersächsischen Schriftsprache dar. Aber man gieng in Wien gerade um jene Zeit noch weiter. Ein anderer Oesterreicher, der Herr von Scheyb, ein Anhänger Gottscheds und mit ihm in Briefwechsel, meldet diesem aus Wien 1749, daß dessen soeben erschienene „Sprachkunst" in Wien haufenweise abgehe, trotz den Jesuiten, die es auf alle Weise zu verhindern suchten, und knüpft daran die Hoffnung, daß das Deutsche dort nunmehr auch sich bessern werde[2]). Man gieng damals in Wien mit dem Plane um, an dem unlängst errichteten Theresianum eine Professur für deutsche Sprache zu stiften; ein rein Hochdeutscher, d. h. ein Sachse, sollte sie erhalten, ja man dachte höheren Orts daran, Gottsched selbst zu berufen, „um durch Sie," wie Scheyb an ihn meldet, „den Grund zur Verbesserung der deutschen Sprache allhier zu legen". In der Ausgabe seiner Sprachkunst von 1762 verkündigt Gottsched, daß Viele in den mittäglichen Landschaften Deutschlands sich seiner Sprachlehre zu dem Ende bedient hätten, eine Anweisung zu finden, wie sie reden und schreiben müßten, wenn sie sich der besten Mundart, soviel ihnen möglich wäre, nähern wollten. Es sei auch zu hoffen, daß seine Sprachlehre allmählig in den Landschaften längs der Donau und längs des Rheins herunter mehr und mehr in Aufnahme kommen werde.

Noch aber konnte zur gleichen Zeit die Behauptung aufgestellt werden, daß, sobald von den schönen Wissenschaften die Rede sei, die katholischen Provinzen in Deutschland fast immer auszuschließen seien[3]). Für Wien trat indes mit den siebenziger Jahren eine Wendung zum Bessern ein, als Joseph II. damit umgieng, seine Hauptstadt zu einem Mittelpunkte deutscher Bildung zu machen, und es regte sich eine

---

[1]) Wie scharf hebt sich von der Mannigfaltigkeit Antespergs die genaue Regelung der Conjugation in der gleichzeitigen Gottschedischen Grammatik ab! Die starken Präterital- und Imperativformen auf e werden hier als mißbräuchlich und falsch bekämpft, also weder ware, sahe, gabe, nahme, ließe, litte, fande noch siehe, gehe, stehe, thue, falle, schreibe u. dgl. Die archaistischen Formen fleußt, geußt, scheußt, treugt, fleugt werden nur noch den Dichtern empfohlen, des besseren Klanges wegen, im gemeinen Gebrauch aber beachte man sie in Meißen nicht mehr. Vgl. ob. S. 373 ff. und 406.

[2]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 293 ff.

[3]) Abbt, im 228. Litteraturbriefe (1762), S. 225.

Dichterschule, die wie im Stoff so auch in der Sprache an protestantische Vorbilder, insbesondere an Wieland, sich anschloß[1]).

Eine anti-Gottschedische Grammatik vom schwäbischen Standpunkte aus sind Pater Augustin Dornblüths „Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise, eine gute Uebersetzung, besonders in die teutsche Sprach, zu machen. Nebst einer Kritik über Herrn Gottschedens sogenannte Redkunst und teutsche Grammatik", Augsburg 1755. Die besten Muster sind für Dornblüth die Acten des Reichskammergerichts zu Speier aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts[2]); er beklagt, daß selbst süddeutsche Kanzleien sich dem Deutsch der „Herren Sachsen" fügen. Ein ganzes Capitel widmet er dem Kampfe gegen das mißbräuchliche »e Saxonum« am Wortende, z. B. in Knabe, Name u. s. w.[3]). Auch conjugiert er noch ich brinne, brinnst u. s. w. Den von Gottsched so sehr betonten „Geschmack", d. h. ästhetisches Urtheil, hält er für ein albernes neues Wort[4]).

Am längsten widerstand Baiern der neueren Schriftsprache. Noch nach 1779, da die Jesuiten unter Karl Theodor wieder größeren Einfluß erlangt hatten, suchten sie die in den niederen Schulen unter der vorigen Regierung eingeführten Evangelienbücher zu verdächtigen, weil die Wortschreibung lutherisch, die Sprache ketzerisch wäre. — Die im Geiste der Aufklärung geschriebene Monatsschrift „Der Freimüthige", Freiburg und Ulm 1782 ff., äußert sich ironisch über die Erfolglosigkeit solcher und ähnlicher Bestrebungen: „Wenigstens waren die Schriften eines Gellerts, eines Rabeners und noch vielmehr eines Geßners selbst Schullehrern verbotene Bücher. Ja sogar Gottscheds Sprachlehre, wie uns selbst ein Ex-Jesuit versicherte, mußte man vor den Oberen verborgen halten. Freilich haben die Katholiken aus diesen Werken viel Gift gesogen. Wenn Nichts wäre als das Lutherische e, das sie sich durch Lesung derselben allmählig angewöhnten, immer Schade genug! Es klang doch ehemals so genuin katholisch: die Seel, die Kron, die Sonn, die Blum u. s. w., und nun schreiben die Unsrigen fast durchgängig: die Seele, die Krone, die Sonne, die Blume, wie die leibhaften Ketzer auch schreiben. In Wahrheit, man sollte sich schämen![5])"

So endete eine Bewegung von drei Jahrhunderten mit der Her-

[1]) Vgl. ob. S. 417.
[2]) Vgl. ob. S. 398.
[3]) Vgl. ob. S. 395.
[4]) Burdach, Verh. d. 37. Phil.-Vers., S. 170.
[5]) Birlingers Alemannia IX, 265.

beiführung der völligen Einheit in der deutschen Schriftsprache. Seit der classischen Periode wird die Schriftsprache in Lauten, Formen und Wortschatz überall gleichmäßig geschrieben; die Sprache des Schriftstellers bietet keinen Anhaltspunkt mehr, seine Heimath zu erkennen. Nicht wenig trug zum Anschluß der lange widerstrebenden Theile die Beseitigung des Vorurtheiles bei, als sei das gute Deutsch nur in Meißen zu Hause. Die katholisierende Richtung der Romantiker gab diesem Anschlusse die Besiegelung.

Ueberblicken wir die Leistung des achtzehnten Jahrhunderts für das Neuhochdeutsche, so liegt dieselbe zunächst in der Ausmerzung derjenigen alterthümlichen Reste in Grammatik und Synonymik, die der reflectierten Anlage der Schriftsprache widersprachen. Ist mit dieser Tendenz anfänglich die Gefahr verknüpft, es möchte die Sprache in ihren sinnlichen und poetischen Elementen zu Gunsten einer nach französischem Muster eingerichteten Einförmigkeit und Deutlichkeit allzusehr geschädigt werden, so schaffen ihr das Aufkommen neuer Richtungen und der großartige, alle Theile ihres Gebiets umfassende Aufschwung der Litteratur in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine bisher ungekannte Vereinigung von Fülle, Frische und Beweglichkeit. Diese Eigenschaften sichern dem Hochdeutschen Anerkennung und Ebenbürtigkeit auch unter denjenigen Ständen, die vorher vom Französischen oder Lateinischen beherrscht sind. Noch immer geht die Grammatik von dem Grundsatze aus, daß durch sie die Sprache nöthigen Falls geändert und verbessert werden könnte, sie huldigt einer kritisch-philosophischen Richtung; zu einer historischen Grammatik, überhaupt zu einer streng wissenschaftlichen Erforschung der älteren Sprachdenkmäler sind kaum schwache Ansätze vorhanden. Aus diesem Vorwiegen der je nach den Anschauungen eines Zeitalters oder einer Schule wechselnden Reflexion gegenüber dem sicheren Standpunkt in der Beurtheilung sprachlicher Verhältnisse, wie ihn erst die geschichtliche Betrachtung gewähren kann, erklärt sich das namentlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts besonders auffällig hervortretende Schwanken zwischen einer Auffassung der Mundart als eines ernster Betrachtung unwürdigen und nach Kräften auszurottenden Pöbelgebrauches und einer geradezu zum Enthusiasmus gesteigerten Vorliebe für volksthümliche Dichtung und Sprache. Doch aber thut die Kluft zwischen beiden Richtungen der Spracheinheit keinen Eintrag, denn auch die Bewunderer des Volksthümlichen huldigen der Ansicht, daß, wie die Mundart bei dem niederen Volke sich finde, so die Schrift-

sprache allein für den Umgang der feineren Kreise sich eigne. — Da, wo diese Anschauung zur That geworden, hat auch die spätere historische Erforschung und Erklärung der Sprache den alten Zustand nicht wieder zurückzuführen vermocht; wohl aber hat da, wo der Ständeunterschied sich noch nicht bis auf die Sprache erstreckte, die historische Philologie, indem sie die Mundart nicht als eine verschlechterte Schriftsprache, sondern als das Abbild eines älteren Sprachzustandes hinstellt, im Verein mit dem demokratischeren Geiste des neunzehnten Jahrhunderts das Eintreten jener sprachlichen Trennung verhütet und dem Dialekte gegen neue schädigende Einflüsse erhöhte Widerstandsfähigkeit verliehen. In dieser Hinsicht bildet die Begründung der historischen Grammatik durch Jacob Grimm das Merkmal einer neuen Sprachperiode.

Fünftes Capitel.

Die Mundarten im achtzehnten Jahrhundert.

Es ist eigenthümlich, daß gerade von der Zeit an, wo der letzte Rest des Dialekts aus der Schriftsprache verdrängt wurde, der eigentlichen Mundart, wie sie im täglichen Umgang noch lebte, besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Auf den Reichthum und die Ursprünglichkeit des Volksdialektes gegenüber der Schriftsprache als einer Kunstsprache hatte Bodmer vielfach hingewiesen und mit dieser Ansicht auch in Norddeutschland, das für seinen Dialekt ähnliche Verhältnisse aufwies, Verständniß gefunden. Die Herstellung eines helvetischen Idiotikons war einer der ersten Wünsche der Berner und Basler Deutschen Gesellschaft. Ein Idioticon Bernense entwarf der Berner Gymnasiarch Samuel Schmidt[1]). Johann Jacob Spreng, durch Bodmer angeregt, arbeitete neben dem allgemeinen Wörterbuch ein baseldeutsches unter dem Titel Idioticon Rauracum aus, doch fand das sorgfältige und umfängliche Werk ebensowenig einen Drucker

[1] Nach einer auf der Stadtbibliothek zu Bern aufbewahrten Handschrift veröffentlicht von Titus Tobler in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten, Bd. II—IV. Elias Bertrand in seinen Recherches sur les langues anciennes et modernes de la Suisse, 1758, erwähnt bereits der Thätigkeit Schmidts und gibt Auszüge aus dessen Handschrift.

als jenes[1]). Eine kleine handschriftliche Sammlung von Provincialwörtern, „wie sie in unserer Vaterstadt im gemeinen Leben gebraucht und gesprochen werden", legte 1782 Peter Ochs, der nachmalige Basler Staatsmann und Geschichtsschreiber, an. Er benützte diese Sammlung zu einer kurzen Charakteristik der Basler Mundart im ersten Bande seines Geschichtswerkes (1786)[2]). Der eifrige Verfechter der Aufklärung war freilich dazu geneigt, im Dialekte weniger einen ehrwürdigen Rest des Alterthums als ein Gemisch von verdorbenem Latein und verdorbenem Deutsch, ein Kauderwelsch, zu erblicken[3]). Doch kommt er im Verlaufe seines Werkes mehrfach auf sprachliche Dinge zu sprechen[4]). So sagt er gelegentlich bei Erwähnung der baslerischen Landesordnung von 1757, in welcher das Wort Schließ (Wittwensitz) vorkommt: „Das obgedachte Wort Schleiß führt zu einer Bemerkung für die Sammler der Ausdrücke des Schweizer Dialektes. Sie sollten auch jene Wörter aufnehmen, die zwar wie hochdeutsche lauten, aber einen Nebenbegriff ausdrücken, der in Sachsen ungewöhnlich ist. Von dieser Gattung ist z. B. das Wort auskünden. Man kündet bei uns Personen aus, damit ihre Gläubiger sich zu erkennen geben; man kündet eine Liegenschaft aus, damit Diejenigen sich melden, die eine darauf haftende Schuld oder Dienstbarkeit anzusprechen haben. Endlich kündet man ein Amt aus, damit Diejenigen sich angeben, die sich darum bewerben. Man kündet aber Verlobte nicht aus, sondern man verkündet sie, doch vor Zeiten wurde der Ausdruck auskünden für Verlobte auch gebraucht"[5]). — Spreng, von dessen Arbeiten Ochs nur eine ungenaue Kenntniß besessen, ja gegen den er ein gewisses Miß-

---

[1]) Auszüge aus dieser werthvollen, jetzt auf der Basler Universitätsbibliothek befindlichen Handschrift gibt Birlingers Alemannia, Bd. XV, unter besonderer Berücksichtigung des der altbaslerischen Schriftsprache angehörenden Wortschatzes. Von den eigentlichen Idiotismen, die Spreng bietet, ist reichlich der zehnte Theil in der heutigen Mundart verschollen, entweder ersetzt durch mundartliche Synonyma, oder, zum weitaus größeren Theile, durch den hochdeutschen Sprachschatz, also zumeist durch Zusammensetzungen und Umschreibungen. Hin und wieder hat sich mit der Sache selbst auch die eigenthümliche Bezeichnung verloren. Ein weiteres Zehntel dieser Idiotismen wird zwar noch verstanden, ihr Gebrauch dagegen tritt bereits gegen die gemeinsprachlichen Wörter und Wendungen zurück.

[2]) S. 18—21.

[3]) Gesch. d. Stadt u. Landsch. Basel I, S. 313, Anm. — Ganz ähnlich spricht sich im Sinne der Aufklärung der Berner C. V. von Bonstetten dahin aus, „daß wir die deutsche Sprache so gut als der deutsche Pöbel wissen". Pap. d. schweiz. Idiotikons.

[4]) Vgl. z. B. ob. S. 185; 318, Anm. 1; 368, Anm. 2.

[5]) Bd. VII, S. 625, 6.

trauen gehegt zu haben scheint[1], hat in seinen beiden Wörterbüchern das schweizerische Hochdeutsch vollauf berücksichtigt. — Das erste größere mundartliche Wörterbuch, welches gedruckt wurde, ist das von der bremischen Deutschen Gesellschaft 1767—71 herausgegebene Bremisch-niedersächsische Wörterbuch.

Zu einer förmlichen Liebhaberei ausgebildet wurde die Beschäftigung mit den Mundarten, als Herder in der Schrift „Von deutscher Art und Kunst" die Aufmerksamkeit auf die poetischen Vorzüge der ungekünstelten Volkssprache gelenkt hatte und in den „Stimmen der Völker" auch der mundartlichen Dichtung ein Plätzchen gönnte. — In Friedrich Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" findet sich im neunten Bande der Versuch eines schwäbischen Idiotikons von Johann Christoph Schmidt, Professor und Prediger zu Ulm. Vorausgeschickt ist eine Erörterung über den Werth der Mundart für die Schriftsprache sowie in linguistischer und culturhistorischer Hinsicht, auch werden die Anforderungen aufgezählt, die an einen Idiotikographen zu stellen sind. „Man ist allgemein damit einverstanden, die Dialekte der Gegenden und Provinzen, die man bereiset, für einen der Aufmerksamkeit der Reisenden nicht unwürdigen Gegenstand zu halten und Demjenigen zu danken, der seine Bemerkungen darüber mittheilt. Die Kenntniß der provinciellen Dialekte verschafft uns einen großen Vorrath von brauchbaren Wörtern, um Begriffe zu bezeichnen, für die wir in der allgemeinen Sprache keine Benennungen haben; sie verhilft uns zu einem philosophischen Blicke in die Bildung der Sprachen und setzt uns in den Stand, den Charakter des Volkes von einer neuen, nicht sehr trügerischen Seite zu betrachten. Den letztern Nutzen gewährt sie in einem weit höheren Grade als die allgemeine Schriftsprache, denn diese wird durch die Cultur nach und nach so glatt, so charakter- und so gepräglos, daß sie wie alte gangbare Scheidemünze und allzu gesellschaftliche Menschen nicht nur ihre Rauhheit, sondern mit derselben auch ihre unterschiedliche Eigenart verliert, da hingegen die besonderen Mundarten zwar diesem Schicksal der Politur nicht gänzlich entzogen, aber doch nicht so sehr ausgesetzt sind als die Sprache, deren man sich in Schriften und in seinem Umgange bedient. Eben dadurch aber geben sie ein sicheres Kennzeichen von dem Geiste und Charakter des Volkes ab, welches sich ihrer in seinem Umgange bedient."

„Mit der vollständigen Kenntniß der Muttersprache muß der

[1] Bd. I, S. 21.

Sammler eine eben so genaue Kenntniß des provinciellen Dialektes verbinden, den er beschreibt, und dessen Wörtervorrath er bekannt machen will. Es scheint freilich lächerlich und trivial zu sein, es als eine Forderung besonders aufzustellen, daß man die Sache, über die man Andere belehren will, selbst vollständig und recht verstehen müsse. Wer aber einen nicht unbeträchtlichen Theil unserer Idiotiken mit Aufmerksamkeit durchgeht, wird es nicht für überflüssig halten, daß ich dieser Forderung, die sich von selbst zu verstehen scheint, besonders Erwähnung thue. Nicht genug, daß er die Bedeutung idiotischer Worte und den Sinn idiotischer Verbindungen überhaupt kenne, muß er auch zu unterscheiden wissen, was bildlich, was eigentlich, was vom ganzen Volke, was nur vom Pöbel, was im feineren, was im plumpen Scherze, was in der Kindersprache, was ohne Unterschied gebraucht wird. Er wird nicht wohl zu einer solchen genauen Kenntniß der Muttersprache und des Provincialdialektes gelangen können, woferne es ihm an Vergleichungspunkten fehlt, die er sich erst zu verschaffen im Stande ist, wenn er nicht nur mehrere Provincialdialekte und die älteren Mundarten seiner Muttersprache, sondern auch andere alte und neue Sprachen versteht. Endlich muß er sich in mehreren Gegenden seines Vaterlandes eine nicht unbeträchtliche Zeit aufgehalten und einige Mundarten aus eigenen Beobachtungen kennen gelernt haben. Erst auf diesem Wege kann man zu bestimmten und berichtigten Begriffen gelangen, auf den Ursprung und die allmähligen Abänderungen der Wörter und Wortformen nach den verschiedenen Zeitaltern und Provinzen kommen, den Charakter des Volkes aus seiner Sprache durch Vergleichungen mit andern Sprachen erforschen, eine Philosophie der Sprache möglich machen und diese interessante Beschäftigung der handwerksmäßigen Behandlung, womit sie so häufig getrieben wird, entziehen."

„Macht man von der Beschaffenheit der Sammlungen idiotischer Wörter, die dem Publicum von Zeit zu Zeit, insonderheit in Journalen mitgetheilt werden, einen Schluß auf die Kenntnisse ihrer Verfasser, so wird es nicht schwer, sich zu überzeugen, daß die meisten sehr weit hinter dem Bilde zurückbleiben, welches ich hier von einem geschickten Idiotikographen entworfen habe."

Die Bedeutung eines idiotischen Ausdrucks, heißt es weiter, müsse mit der größten Behutsamkeit erforscht werden. Gerade durch die Stubengelehrsamkeit hätten sich eine Menge falscher Deutungen von Idiotismen in die Sammlungen eingeschlichen. Etymologien dürften nicht unterbleiben, weil dadurch das Interesse solcher sonst trockner

Sprachuntersuchungen erhöht und eine Philosophie darüber möglich gemacht werde. „Sonst ist es Knechtesarbeit, mit der sich kein Mensch, der eine freie Seele hat, gern beschäftigen wird." Wie verschieden ist dieser pragmatisch-kritische Standpunkt von der heutigen, rein Thatsächliches registrierenden Beschreibung der Mundarten!

In ausgiebigem Maße, doch bei dem immer fühlbarer hervortretenden Mangel einer historischen Grammatik vielfach ohne die richtige Einsicht in den Entwicklungsgang der deutschen Sprache sind alt- und mittelhochdeutsche Quellen zur Vergleichung herangezogen in den fleißigen Arbeiten des schweizerischen Dialektforschers Stalder, nämlich im Idiotikon, 1812, und der Dialektologie, 1819. Stalder möchte wie Bodmer am liebsten den schweizerischen Dialekt als Schriftsprache wieder aufleben lassen; da aber ein solches Beginnen unmöglich ist, begnügt er sich, seine Abneigung gegen die sächsischen Sprachneuerungen bei jeder Gelegenheit zu bezeugen. Besonderen Werth legt auch er auf das Nichtvorhandensein des Ständeunterschiedes in der Sprache der Schweizer; er sagt hierüber [1]: „So stark sonst in den meisten Ländern deutscher Zunge die Mundart der Gebildeten von der Mundart des Volkes absticht, so waltet doch bei uns, dh. in den Städten sowohl als in den Dörfern, eine und dieselbe Sprache, nämlich die Volkssprache, sodaß zwischen der Sprechart des höchsten Staatsbeamten und geringsten Taglöhners selten ein merklicher Unterschied verspüret wird."

„Selbst der Schweizer höherer Bildung, der mehrere Jahre in Deutschlands Schooße weilt oder sich durch Belesenheit und eigenen Lern- oder Forschfleiß vervollkommnet, äußert auch in der Umgangssprache mit einem Deutschen gemeiniglich die Merkmale der allgemeinen schweizerischen Mundart, ich meine hauptsächlich die Lebendigkeit der krachenden Gurgeltöne g, k, ch sowohl als der voll und breit zischenden Töne sp, st, und er kehrt wieder gerne zu seiner heimathlichen Sprache, die ihm an Wendungen so biegsam, an Ausdrücken so reichhaltig, an Lauten so wohlklingend ist, zurück, wenn er mit einem Landsmanne spricht . . . Auch wird der Schweizer, der gegen seinesgleichen sich durch eine herrische und fremd klingende Mundart auszeichnen will, meistentheils mitleidsvoll belächelt, gewiß doch einer thörichten und elenden Ziererei, wohl selbst eines Mangels an Volksthümlichkeit beschuldigt."

Unter den verschiedenen schweizerischen Mundarten gibt Stalder

[1] Dialektologie, S. 9.

denjenigen des Hochgebirgs den Vorzug. Der Dialekt der Alpenbewohner klinge viel weicher, sanfter und lieblicher denn der Dialekt der Bewohner des schweizerischen Flachlandes. Der Satz: je höher das Land, desto rauher die Sprache, sei daher durchaus falsch. Ferner besäßen die Bewohner der schweizerischen Hochgebirge einen Reichthum alter kerndeutscher Worte mit einander gemeinschaftlich, die nicht einmal von den Bewohnern der ebenen Flächen verstanden werden[1]). Der weichste und lieblichste unter diesen Gebirgsdialekten ist der Berner Oberländer[2]). Vom Alterthümlichen das Alterthümlichste habe die Walliser Mundart übrig, bei ihr klinge z. B. das End-e und End-a nach mittelhochdeutscher Weise stets hell, fein und bestimmt, während in der allgemeinen Schweizermundart e, ä, a als Artikel oder sonst als Endungen eines Wortes dunkle oder stumme Laute sind[3]).

Auf eine weit ausgiebigere und wirksamere Weise äußerte sich aber die neu geweckte Vorliebe für die Volkssprache in dem neben der Idiotikographie herlaufenden Versuche, die Mundart in die Litteratur einzuführen. Gerade für diese Richtung bezeichnet das Auftreten Herders den eigentlichen Ausgangspunkt. Wo bisher gelegentlich mundartliche Stücke, gereimt oder in Prosa, zur schriftlichen Fixierung waren verwendet worden, geschah es in parodistischer Absicht, oder doch um die Sprechweise des gemeinen Volkes zu kennzeichnen. Ihr Werth ist daher viel weniger ein litterarischer und poetischer als ein sprachlicher und culturhistorischer[4]). Gleicherweise ist in den ersten Idiotiken eine gewisse Liebhaberei für das absonderliche, das komische oder pöbelhafte Element in der Volkssprache zu erkennen. Von einer wahren Dialektdichtung kann man erst von der Zeit an sprechen, wo die Volkssprache dadurch idealisiert wird, daß der Dichter aus dem Realismus, der ihr von Natur anklebt, das Gemeine, Triviale, allzu Derbe vermeidet und entfernt und das idyllische Element, das ihr ebenfalls innewohnt, in der Weise hervorhebt, daß zur Treue in der Schilderung volksthümlicher Anschauung und Sitte nun auch der poetische Genuß des Lesers tritt. In diesem Sinne dichtete zuerst Voß, bald nachdem Herder in den Blättern von deutscher Art und Kunst auf die Volkslieder, Provinciallieder, Bauernlieder mit ihrer lebendigen, rhythmischen, naiven und starken Sprache

---

1. Dialektologie, S. 13, Anm.
2. Ebd. S. 43.
3. Ebd. S. 46, 49. — Vgl. ob. S. 133, Anm. 3.
4. Vgl. Götzingers Einleitung zur Hebelausgabe, S. 25—28.

so nachdrücklich aufmerksam gemacht hatte, niederdeutsche Idyllen. Er wollte dadurch „die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu seinen Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehört, in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wurde, mit Auswahl behandeln." Kein Geringerer als Göthe urtheilt über diesen Versuch, zu einem liebevollen Studium der Sprache scheine der Niederdeutsche den eigentlichen Anlaß zu finden. „Von Allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken." Durch dieses Zurückgehen auf den ursprünglichen Sinn der Worte habe Voß den Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache an's Licht gefördert. — Das Ziel der Schaffung eines gemeinsamen niederdeutschen Litteraturdialektes war freilich zu weit gesteckt, seitdem diejenigen Klassen der norddeutschen Bevölkerung, die allein fähig waren, diese Idee zu begreifen und verwirklichen zu helfen, der hochdeutschen Umgangssprache sich zugewandt hatten. Die sprachlichen Zustände Hamburgs z. B. werden in einem Reiseberichte von 1774/75 folgendermaßen geschildert: „Die Sprache der Hamburger sollte eigentlich plattdeutsch sein, und die Sprache, wenn man sie in der Gewalt hat, ist nervös, angenehm und zum Singen geschickt, hat ihre eigenen Redensarten und ihre eigenen Schönheiten. Man hat Hochzeitsgedichte, die zum Scherz in dieser Sprache verfertigt sind und wahre Meisterwerke heißen können; aber Viele verstehen sie gar nicht und lernen sie nicht. Man redet hochdeutsch, aber in einem erbärmlichen Dialekt" [1]).

Aus andern Zeugnissen jener Zeit geht immerhin hervor, daß es auch unter den Gebildeten noch Leute gab, welche die Volkssprache zu handhaben und zu schätzen wußten. Jung Stilling erzählt von einem Prediger in Duisburg im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts: „Er predigte in einem schönen und sehr verständlichen Stil in hochdeutscher Sprache, aber nun stand er auf und sagte: Es sind wohl noch viele alte Mütter und gute fromme Seelen zugegen, die mich

[1] Birlinger, in Zachers Ztschr. f. dtsch. Philol. XVIII, 382. Vgl. noch ob. S. 428, Anm. 2.

wohl nicht ganz verstanden haben, met denen maut ick plattdütsch küren, ick maut ihnen seggen, wie men Jesum Christum antrecken maut. Das ist: mit denen muß ich plattdeutsch (niedersächsisch) sprechen, ich muß ihnen sagen, wie man Jesum Christum anziehen muß. Dies geschah nun mit einer solchen Würde, Herzlichkeit und Einfalt, daß die ganze Gemeinde tief gerührt weinte“ [1].

Eine Schilderung des Lebens und Treibens in der preußischen Stadt Marienburg zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bemerkt, wie durch das Zuströmen vieler fremder Beamten die Sprache gehoben wurde und sich, wenigstens in den höheren Schichten der Gesellschaft, dem früheren Patois entraffte, das ursprünglich in Marienburg heimisch war. „Indessen hatte auch der Dialekt seine Liebhaber. Es ward ein Bund von jungen Damen feierlichst beschworen, die affectierte neumodische Art zu sprechen auf keine Weise anzunehmen, sondern fest und treu bei der edlen Sprechart der Vorfahren zu verharren, und sie haben ihren Eid treu bis an ihr Ende gehalten“ [2].

Schütze, Verfasser eines holsteinischen Idiotikons (1800—1806) bemerkt in der Vorrede: „Ich bin der Meinung, daß unsere Prediger auf dem Lande, vorzüglich in weit von den Städten entfernt liegenden Dörfern nicht übel thun, ihren Gemeinden verständlicher werden und mehr Nutzen stiften würden, wenn sie plattdeutsch predigten, als wenn sie sich, wie Manche unter ihnen, von Lehrstühlen für das Volk herab in philosophischen, ästhetischen, allzu hochdeutschen oder hohen Redensarten ergießen, die an tauben Ohren verhallen. Beim Katechisieren wenden einige unserer Holsteinischen Land- und Dorfprediger sich oft an das Plattdeutsche, wenn sie mit dem Hochdeutschen bei der Dorfjugend nicht ausreichen, und es gelingt ihnen, dem Fassungsvermögen näher zu kommen, woran sie sehr wohl thun.“

Ihren Höhepunkt erreichte die mundartliche Dichtung mit Hebel. Was wir heute zumeist und mit Recht an Hebels Gedichten bewundern, die sinnige Naturbetrachtung, die humorvolle Didaktik, der Duft echter Poesie, der Gestalten und Oertlichkeiten verklärt, ohne ihr wahres Bild zu zerstören, die Maßhaltung zwischen der Erhabenheit des abstracten Ausdrucks und der Lebendigkeit, Anschaulichkeit, aber auch Rohheit des Volkstons, kurz die glückliche Vereinignng von Realismus und Idealismus — alles dieses schon von den Zeitgenossen gespendete Lob scheint anfänglich für Hebel selbst den Ruhm einer

[1] Bd. XII, S. 818 der Stuttgarter Ausgabe von Stillings Gesammelten Werken.

[2] Neue preußische Provincialblätter VIII (1849), S. 174/5.

reichhaltigen, kernigen und naiven Sprache kaum aufgewogen zu haben. Er dachte sich die poetische Form zunächst mehr nur als das Kleid, welches die Anmuth, die Geschmeidigkeit und die Fülle der heimischen Sprache um so vortheilhafter zur Erscheinung bringen sollte. In einem Briefe aus dem Jahre 1801 schreibt er: „Ich studiere unsere oberländische Sprache grammatikalisch, ich versificiere sie, Herculeum opus! in allen Arten von Metris, ich suche in dieser zerfallenden Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrisses und Gefüges auf und gedenke, bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation weisenden Register der Idiotismen in die Welt folgen zu lassen“ [1]). In einem Briefe von 1802 ist neben weiteren inzwischen verfaßten Gedichten auch vom Idiotikon die Rede [2]). Auch in der Vorrede zur Ausgabe, 1803, sagt Hebel: „Die Absicht des Verfassers war, theils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegenzukommen, theils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Mißhandlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen.“ — Göthe, der in der Jenaischen Litteraturzeitung die Gedichte wohlwollend besprach, bewegte sich in ähnlichen Anschauungen. Er nennt die Sprache Hebels eine behagliche, naive, mit sinnlich bedeutenden und wohlklingenden Worten. So sehr zu wünschen sei, daß der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender. Es wäre vielleicht ein Fortschritt in der Cultur der einzelnen Provinz, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekte zu lesen gäbe. Der Verfasser möge versuchen, aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Anderseits möge, damit das Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werde, Jemand von Geschmack die alemannischen Gedichte für seinen Kreis zu umschreiben unternehmen — eine seltsame Verkennung des Zusammenhangs von Inhalt und Form dieser Dichtungsart [3]).

[1]) Becker, Festgabe zu Hebels hundertstem Geburtstage, S. 106.

[2]) Ebd. S. 117.

[3]) Dem Nürnberger Dialekt, in welchem um die gleiche Zeit Grübel dichtete, spendet Göthe, bei aller Anerkennung des Talentes des Verfassers, nicht das Lob des alemannischen, er schreibt ihm ihm vielmehr etwas Unangenehmes, Breites zu.

„Alemannisch" nannte Hebel seine Gedichte. Er verstand unter diesem Ausdrucke den Dialekt, der in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben herrscht. Diese an sich ganz richtige Auffassung hat zu einer irrthümlichen Auslegung Veranlassung gegeben, indem bis in die neueste Zeit von einzelnen Sprachforschern alemannischer und schweizerischer Dialekt getrennt wird, in dem Sinne, daß unter dem erstern nur die Mundart des badischen Oberlandes verstanden wird. Diese Scheidung, die man der bequemen Terminologie halber noch gelten lassen möchte, hat zu dem weiteren Irrthum geführt, als bestehe zwischen den beiden Gruppen eine organische Verschiedenheit. Dies ist aber keineswegs der Fall, die eine so gut wie die andere hat sich aus dem altalemannischen Dialekte ohne Störung entwickelt, und ihre Unterschiede sind keine andern, als wie sie sich in jedem Dialektgebiet von Landschaft zu Landschaft, von Ort zu Ort finden. Die schweizerische Mundart in Basel, Aargau und Solothurn steht z. B. dem Hebelschen „Alemannisch" viel näher als den räumlich weiter entfernten ostschweizerischen Mundarten.

Man würde indes sehr irren, wenn man nach diesem annehmen wollte, Hebel habe etwa die Mundart Schopfheims oder Lörrachs und gerade so, wie sie im täglichen Leben gesprochen wird, mit peinlicher Genauigkeit wiedergegeben. Wohl ist der Dialekt, den er schreibt, oberrheinischer Dialekt, und zwar in der Färbung des Wiesenthals, aber von Eigenheiten und Zufälligkeiten, an denen die Umwohner die Herkunft aus dem einzelnen Orte erkennen, hält er sich mit Bewußtsein frei. Er ist nicht ein Localdichter, sondern er dichtet für sein ganzes „alemannisches" Sprachgebiet, mit feinem sprachlichem Sinne wählt er an Lauten, Formen und Sprachschatz das aus, was Allen, die diese Mundart sprechen, gemeinsam ist. Sein Alemannisch ist also nicht mehr und nicht weniger ein künstliches, als dasjenige Sebastian Brants oder Zwinglis oder die Sprache, die Luther sich schuf, künstlich können genannt werden. Hebel berichtet selbst, daß ihm Voß bei seinem Besuche im Jahre 1804 gerathen habe, da, wo er erzählend oder belehrend spreche, nicht beim gemeinen Dialekt zu bleiben, sondern ihn durch das Studium und die Vergleichung der alten alemannischen Schriftsteller zu veredeln und zu seiner Ursprünglichkeit zurückzuführen. „Das Nämliche hat er in seinen plattdeutschen Idyllen gethan. Es ist ein idealisches Plattdeutsch. Jeder Plattdeutsche versteht es und

erkennt es als gediegenes Plattdeutsch, aber der Mecklenburger meint, es sei Holsteiner Mundart, und umgekehrt, und so Alle. Soll ich ihm folgen?[1]“ Im Jahre 1806 schreibt Hebel, er gedenke fast, für die dritte Ausgabe, die nur im später aufmerksam gewordenen Ausland ihr Glück suchen könne, den Text ein wenig gefälliger zu machen, indem er die Orthographie näher an das Hochdeutsche anlehne[2]). — Glücklicherweise hat Hebel weder einen gesuchten und unverständlichen Archaismus in die alemannischen Gedichte hineingetragen noch ihnen durch eine Verhochdeutschung oder Verwässerung den Reiz, die Frische und die Kraft des ländlichen Bodens geraubt; er hat sich begnügt, Anspielungen, die zu Mißdeutungen Anlaß geben konnten, in den späteren Auflagen zu beseitigen; aber anderseits erkennen wir auch aus all diesem, daß es nicht nur eine Verkehrtheit und Beschränktheit, sondern geradezu eine Vergewaltigung des Dichters wäre, wollte man, wie es ausgesprochen worden ist, die Gedichte in die specielle Mundart des einen oder andern wiesenthalischen Ortes, in dem er längere Zeit gelebt hat, umschreiben. Ein solches Beginnen müßte schon an den hochdeutschen Ausdrücken und Wendungen scheitern, die sich da vorfinden. Wenn die Theorie, wonach die mundartliche Dichtung nur Scenen und Empfindungen schildern soll, wie das wirkliche Volksleben sie bietet, im Allgemeinen richtig ist, so ist die weitere Forderung, es dürfe diese Schilderung nicht anders als mit den Worten des gemeinen Mannes geschehen, eine Uebertreibung. Alle Dialektdichtung würde unter dieser Bedingung in's Komische und Niedrige ausarten, ihr Zweck wäre einfach die Belustigung des Lesers und das Interesse des Philologen. Hebel gehört dieser Richtung nicht an, er wollte, daß durch seine Dichtungen dem Volke „das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen Tönen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele gehe“[3]). Und wie er es verstanden hat, den Aberglauben des Volkes durch Hinüberziehen auf das ethische Gebiet zu veredeln und die Beschreibung von Vorgängen aus der Natur und dem Leben mit Betrachtungen zu durchflechten, an die der gewöhnliche Mann nicht zu denken pflegt, die aber, einmal angestellt, ihm auch nicht fremd, unverständlich und gesucht vorkommen, so scheut sich der Dichter durchaus nicht, in der Sprache da einen allgemein bekannten hochdeutschen Ausdruck oder eine hochdeutsche Wendung zu Hilfe zu nehmen, wo die Mittel der Mundart entweder übel angebracht oder

[1] Becker, Festgabe S. 170.
[2] Ebd. S. 200 201.
[3] Vorwort zur ersten Ausgabe.

schleppend wären. Diese Entlehnungen waren um so weniger zu vermeiden, als der ganze Charakter der Hebelschen Dichtung ein edler, ernster und lehrhafter ist; sodann ist nicht zu vergessen, daß die alemannische Mundart nicht nur vom gemeinen Volke, sondern auch in den Kreisen höherer Bildung gesprochen wurde; sie machte deswegen ebensogut einen Unterschied zwischen edler, gehobener Rede und Pöbelworten als die Schriftsprache und ließ für neue Begriffe hochdeutsche Ausdrücke ganz wohl zu, wenn dieselben in ihr Lautsystem paßten. Sehen wir zu, wie weit das Schriftsprachliche im Hebelschen Dialekte reicht und sich erklären läßt.

Ein durchaus hochdeutsches, in der Mundart ungebräuchliches Wort ist deshalb Riedl. Tocht. 84.

duft bedeutet in der Mundart den Thau, Hebel braucht das Wort aber durchweg im schriftsprachlichen Sinne: wie ne nebelduft am Feldberg oder am Belche Geist in der Neujahrsnacht 61, 63. mi herz an alle düften, aller schoeni glâbt An Pfarrer Jäck 24. — uf duftige matte Bettler 50, die duftige wulke Feldh. 1, an der duftige linde Feldh. 17, Geist i. d. Neujahrsn. 44. — nôtnô duftet 's chriesibluest Haberm. 58.

Im Gebrauche der Vorsylbe er geht Hebel über den Dialekt hinaus: erbauen (ein Haus) Riedl. T. 9, erchennen Statth. 201, erchiesen Statth. 262, ermanen Denglegeist 30, ermattet Wächter i. d. Mittern. 21, ersprießen: was im frumme menscheherze ersprießt An Pf. Jäck 38, erwideren Karf. 205, Riedl. T. 19, 129, 150.

fâne ist in der Mundart masc., dagegen bei Hebel: mit der verblichene fâne Dengleg. 171.

flimmeren: d' sterne flimmere z' nacht Marktw. 17, Abendst. 69.

flur: uf der grûne flur Frage 13, feld und flur Spinnlein 46.

freudig findet sich sehr oft bei Hebel: Wiese 9, 29, 69, 71, 145, 180, 213, 264, Geist i. d. Neujahrsn. 35, Abendst. 59, ne freudige wechsel zwischen arbet und rûj An Gyier 42.

frostig Geist i. d. Neujahrsn. 4.

in girige züge (mundartl. gitig) Karf. 13.

golden (sonst guldig) Dengleg. 61, Wiese 2.

grillen: du châsch der d' grille vertribe Karf. 166 (mundartl. d' mucke).

g'stâd (Gestade) Karf. 163.

gürtel: mit wißem g'wand und rosefarbigem gürtel Dengleg. 62.

freude haschen Noch eine Frage 33.

hinnen Ep. an Pf. Güntert.

lächlen hat Hebel so häufig, als die Mundart sparsam damit ist: lächlet güetig Statth. 247, Dengleg. 102, 158, Wiese 17, 24, Sommerabend 47, Frage 17, Haberm. 30, Storch 66, Feldh. 76, chüßt's und lächlet's a us sine ernstlige mîne Geist i. d. Neujahrsn. 25, 57.

laemen Statth. 213.

Wie von der Vorsylbe er, so macht Hebel von der Ableitungssylbe -lich einen weiteren Gebrauch als die Mundart: bidenklichi mîne Statth. 107, mit biwegliche worte Riedl. Tocht. 16, mit ernstliche worten erwidert Riedl. T. 19, mit ernstlige mînen und worte Riedl. T. 121, Geist i. d. Neuj. 25, sichtli Wiese 39, trüügliche charte Karf. 118, mit allerhand verdrießliche g'schäfte Dengleg. 25. mit lockiger stirnen Karf. 82.

mîne Statth. 107, Riedl. T. 121, Geist i. d. Neujahrsn. 25.

missetât Statth. 164.

mitternacht Dengleg. 43, Schmelzofen 43, Sonntagsfrühe 8, Wächter i. d. Mittern. 4, 44, 54, 84, Vergänglichkeit 78, Ueberraschung im Garten 13, Geist i. d. Neujahrsn. 62. Seltener findet sich das der Mundart mehr angemessene mittnacht.

neigen: neig di fin Wiese 167, Insel bei Odelshofen 48, Hauensteiner Bauernhochzeit 3, 43. Da die Hoffitte des Verbeugens in den alemannischen Gegenden nicht heimisch ist, braucht es auch keines Ausdrucks dafür.

pfad: uf verschwîgene pfâde Riedl. T. 51.

pracht: in dîner guldige lockepracht Morgenst. 4, Christabend 22. wit und breit stralt ieri pracht und hêrlichkeit Jänner 58, 60.

prallen: der risel an de fenstere prallt Die glückl. Frau 45.

prangen: nôtnô prange d' matte mit gras und farbige blûme Haberm. 57, wie pranget nit im garteland der chriesibaum im meieg'wand Sonntagsfrühe 43, wie d' luft mit schoene sterne prangt Vergänglichkeit 100.

quer Karf. 164.

ranken: e rebe rankt Sommerabend 28.

rasen: wo dî liebligen ôtem weijt, se färbt si der râse Wiese 40, (mundartl. wasen).

rasslen (mundartl. rosslen) Karf. 155, Gewitter 32.

ruschen (mundartl. bruschen, krischlen: 's wasser rusche Vergänglichk. 14, Knabe im Erdbeerschl. 7, rusche also der morgen im laub Feldh. 57, Riedl. T. 34.

schallen: d' glocke schalle Freude in Ehren, Gewitter 5.

am schlanke rîs Ueberraſchung im Garten 9.

schwanken, ein Lieblingswort Hebels: Dengleg. 130, Wieſe 198, Karf. 151, Marktw. 16, Sommerabend 27, Geſpenſt an der Kanderer Straße 29, Haberm. 64; der bode schwankt Vergänglichk. 85, an de zarte birche schwankt's Jänner 28, in freie lüfte wôgt's und schwankt's Spinnlein 43, Glückl. Frau 20; der vogel schwankt so tief und still Gewitter 1, wone feld voll aeri schwankt An Pf. Jäck. 16, d' brucke schwanke Ep. an. Pf. Güntert 23. — Adj. mit schwankige schritte Wieſe 85, Haberm. 69.

schweben: schwebt mi muntere blick und schwebe mini gidanke Wieſe 6, was no schoener in der ferni schwebt Noch eine Frage 13, die morgestund am himmel schwebt Wächterruf.

der chäfer schwirrt Abendſt. 50 (mundartl. surren, sumsen).

strâl Sommerabend 3, stràleg'wand Abendſt. 67, wit und breit strâlt ieri pracht und hêrlichkeit Jänner 58, 60; umstrâlen Abendſt. 56.

tau. Da Hebel das mundartliche tuft im hochdeutſchen übertragenen Sinne verwendet hat, iſt er genöthigt, für den Begriff des Thaues ſich ebenfalls an den hochdeutſchen Ausdruck zu halten: Wieſe 188, Haberm 24, Zufriedener Landm. 47, Ueberraſchung im Garten 2, himmelstau An Gyſer 64; beliebt iſt die Verbindung morgetau.

tôsen (mundartl. kuten): 's chracht und tôst Gewitter 15.

tripplen (mundartl. trämpelen, täppelen) Abendſt. 5.

verscherzen Riedl. T. 129.

verscheuchet Statth. 75.

verschiden (geſtorben) Feldh. 59.

verständigi bsinnig Statth. 208.

verzagt Statth. 191.

völlig: am zistig hesch mi völlig b'stärkt Hans u. Ver. 52.

im süße wân An Pf. Jäck 15.

wandlen, Lieblingswort Hebels: dur's Wisetal g'wandlet Statth. 11, 206, Dengleg. 12, 17, Wieſe 212, Irrlichter 1, 51, Morgenſt. 33, 67, Karf. 26, Geſpenſt an d. Kanderer Str. 41, Haberm. 28, 67, Wächter in d. Mittern. 10, 55, 102, Spinnlein 19; wandle du in gottis furcht Wegw. 45, Ueberraſch. 15, Riedl. 100, Abendſt. 11, 49, Schwarzwälder im Breisg. 32.

gott het mer willfart Bettler 53.

wôgen: wie wôget uf hoechere berge rechts und links der buechewald Wieſe 200, der nebel wôget uf und ab Jänner 55, in freie lüfte wôgt's und schwankt's Spinnlein 43.

wolgimuet Herlein.
wozů Dengleg. 69.
zerrüttet: schwêri gidanke chämpfe bis an tag mit sîne zerrüttete sinne Statth. 189, Dengleg. 127.
zierlig Wegw. 28.

In den wörtlich angeführten Belegstellen hat vielfach das hochdeutsche Wort auch eine hochdeutsche Gedankenverbindung nach sich gezogen. Man pflegt in solchem Falle zu sagen, der Satz sei hochdeutsch gedacht und nur den Lauten nach der Mundart angenähert. Sodann gibt es bei Hebel eine Anzahl Ausdrücke, deren Glieder an sich wohl auch mundartlich sind, die aber durch ihre eigenthümliche Verbindung eine hochdeutsche Färbung annehmen. Zu diesen hochdeutschen Wendungen ist zunächst zu rechnen die Stellung des Genetivs hinter dem regierenden Substantiv: im verschwigene schoß der felse Wiese 10, im schoß der mitternacht Wächter in d. Mittern. 4, 44, 54, 84, der pulz der zit in irem tiefe schlof Wächter in d. Mittern. 53. Oder der vorangestellte Genetiv ermangelt des Artikels oder steht sonst in einer der Mundart ungewöhnlichen Verbindung: Totnaus chnabe Wiese 3, Feldbergs lieblige tochter Wiese 7, wie menge bittere chummer, wo dîner no wartet Karf. 114, vor Laudons zelt und fâne Bettler 15, an der Limmet g'stad an Ittner 43, in der sunne morgeschî Liedlein vom Kirschbaum 18, der liebe neue freude vil an den Schweizerboten 54, in der sunne glanz Erinner. an Basel 32. Dem hochdeutschen dichterischen Stil sind endlich entlehnt figürliche Redensarten: wie der morge so lieblig Statth. 38, schoen an wuchs und g'sicht Statth. 59, die chünftige zite Statth. 158, bis si d'sternen in's morgeliecht tunken Statt 176, mit tugend bihaftet Statth. 255, blüjt in rîchtum und êre Statth. 271, in der tiefe nacht in stille dörfere wandle Dengleg. 12, die himmlische liechter D. 45, us irdische quelle D. 85, drüber graut der tag D. 168, vo dîm ôtem gwürz't Wiese 64, und wê und ach het usem wald und us de berge widerhallt Storch 32, bis am sunntig früj der morge taut Auf einem Grabe 48, mit milde hände Spinnlein 53, im lieblige wechsel Feldh. 10, wenn der sturmwind tobt und brüllt Glückl. Frau 50, wenn der maie wider grünt Hauensteiner Hochzeit 35.

Durch die vorstehende Zusammenstellung dürfte die Liste Desjenigen, wodurch die Sprache Hebels von der Mundart abweicht, ziemlich erschöpft sein, soweit überhaupt die Sprache eines Dichters nach Rubriken zerlegt, und soweit eine scharfe Grenzlinie gezogen werden kann zwischen dem, was als rein hochdeutscher Ausdruck zu betrachten

sei, und zwischen dem, was die Volkssprache noch zuläßt. Warum hat nun Hebel, der warme Freund des heimischen Dialektes, den er ausdrücklich bei der Erziehung weder durch das Gutdeutsche noch durch das Französische wollte ersetzt wissen, da in der Sprache das Gefühl und der Charakter jedes Volkes sich abspiegele[1]), warum hat Hebel so viel Hochdeutsches in seine Dichtung eingemischt? Um z. B. das Flimmern der Sterne zu bezeichnen, bot freilich die Mundart die Wörter glitzeren, zwitzeren, fisperlen; aber das erstere ist zu allgemein, deckt sich nicht völlig mit der besonderen Erscheinung, die der Dichter vor Augen hatte, zwitzeren (zwinkern) gilt mehr von dem Spielen der Sonne auf dem grünen Laube, fisperlen von flüsternder Bewegung. — Für lächeln war das einfache lachen zu farblos, und die mundartlichen Ausdrücke kitteren, kitterlen, schmollen, schmöllelen haben einen komischen Anstrich. — Das Schwanken der Aehren und Zweige läßt sich rein mundartlich nur durch Umschreibung bezeichnen, Kürze und Anschaulichkeit der Darstellung hätten darunter Noth gelitten; waglen, gugen, gampen, gigampfen, schwapplen, gnappen, lottlen, luggen, trümmlen, zwirblen, hotzlen, jogglen sind unedel. — Für schweben hat die Mundart kein Synonymon. — Das langsame, behagliche, würdevolle Gehen, welches in der Schriftsprache wandeln heißt, kann die Mundart durch ihr läufelen, diselen, dichelen nicht ersetzen, denn diese Ausdrücke haben entweder etwas Kindisches an sich oder erschöpfen den Begriff nicht. — Kürze, Prägnanz und Anschaulichkeit des Ausdrucks, Erhabenheit und Würde der Hebelschen Dichtgattung im Gegensatz zur trivialen und komischen, in zweiter Linie die Rücksicht auf die Verständlichkeit der Dichtungen über die Grenzen des Wiesenthals hinaus, endlich wohl auch hin und wieder die Gefügigkeit des Versmaßes sind also die Ursache dieser Einstreuung hochdeutscher Wörter und Wendungen. Und wem diese Erklärung nicht genügt, der lasse sich des Weitern gesagt sein, daß Hebel die mundartliche Dichtung wesentlich erst schaffen mußte und von der Verirrung, als sei die Dialektschriftstellerei nur dazu da, um Scenen aus dem Volksleben mit naturalistischer Treue einfach zu reproducieren, frei war; er hätte auf diese Forderung wahrscheinlich geantwortet, daß unter solchen Bedingungen wenigstens von Dialektdichtung gar nicht mehr die Rede sein könne. Nicht zum Volke hinabsteigen, um an dem Niedrigen in seiner Denk- und Sprechweise sich zu gefallen, sondern durch Eingehen auf seine Anschauungen und Gebräuche es allmählig

[1]) Vgl. Hebels Brief an die Familie Schneegans, Alemannia VII, 79.

zu reineren Begriffen und Sitten emporzuziehen, das ist die Absicht und der Charakter der ganzen Hebelschen Schriftstellerei.

Haben wir in Vossens Dialektdichtung eine archaisierende, an die frühere niederdeutsche Schriftsprache anknüpfende, bei Hebel die Tendenz wahrgenommen, den Dialekt durch Ausmerzung örtlicher Eigenheiten und durch Bereicherung aus der hochdeutschen Schriftsprache zu idealisieren, so finden wir den Standpunkt einer derb realistischen Wiedergabe der Localsprache, treuer, leicht satirisch gefärbter Abspiegelung kleinbürgerlichen Thuns und Treibens verwirklicht in einem dritten vorzüglichen Dialektgedichte, im „Pfingstmontag" des Straßburgers Johann Daniel Arnold, 1816. Arnold, der die Ansicht vertritt, daß die Schriftsprache aus den Mundarten ihre Kraft und Fülle schöpfen solle, bezweckte nach seinen eigenen Worten die lebendige Darstellung der elsässischen Mundarten und vorzüglich des Straßburger Dialektes; hiefür erschien ihm die dramatische Form als die geeignetste, und er beruft sich auf die Adoniazusen des Theokrit, welche ganz im Volkston und selbst mit Nachahmung der alexandrinischen Provincialismen geschrieben sind. Auch er fügt ein kleines Wörterbuch bei, damit das Werkchen die Bestimmung eines kleinen alsatischen Sprachdenkmals in jeder Hinsicht erfüllen möge. — Göthe hat dieses Lustspiel einer eingehenden und liebevollen Besprechung gewürdigt[1]). Er nennt es ein Kunstwerk, dessen eines Verdienst darin bestehe, den Straßburger Dialekt lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, anderseits werden wir mit epischer Ausführlichkeit mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen des alten Straßburgs vor der Revolution bekannt. Unter die Personen des Stücks seien alle die feinen Abstufungen der Sprache vertheilt, an welchen man Stände, Beschäftigung und Sitten auf das Entschiedenste gesondert erkennen kann, dem Werke komme deshalb der Ehrenname eines lebendigen Idiotikons wohl zu; kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeschaltetes Flickwerk sei darin zu finden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, in die reiche Litteratur der Idiotiken und der zahllosen mundartlichen Aufzeichnungen, die an den einen oder den andern der geschilderten Hauptvertreter dieser Gattung sich anschließen, im Einzelnen einzutreten; damit haben sich Bibliographie und Litteraturgeschichte bereits beschäftigt[2]). Hier genügt der Hinweis

[1]) Abgedr. in L. Spachs Ausg. des Pfingstmontags, Straßb. 1874.

[2]) Vgl. insbes.: J. B. Trenkle: Die alemannische Dichtung seit J. P. Hebel, Tauberbischofsheim 1881.

darauf, daß die nun auftretende historische Richtung des Sprachstudiums nicht nur die Grammatik und die Lexikographie der Mundarten aus dem Zustande von bloßen Curiositäten zu einem vollgiltigen Zweige der allgemeinen Sprachforschung erhoben, sondern auch die litterarische Verwendung der Dialekte in der Weise beeinflußt hat, daß die Aufzeichnungen dieser Art mit immer deutlicher ausgesprochenem Bewußtsein in den Dienst der Philologie und der Sittengeschichte getreten sind. Das Vorwiegen eines manchmal bis zum Naturalismus getriebenen Realismus, dieses Kennzeichen der neueren Litteratur in der Volkssprache, geht in letzter Linie auf diese Ursache zurück.

Dritter Theil.

(Anhang.)

Schriftsprache und Dialekte im neunzehnten Jahrhundert.

Erstes Capitel.

Jacob Grimm.

Wie tiefgreifend und wie nachhaltig die Thätigkeit der Gebrüder Grimm und vorzüglich Jacob Grimms für die genauere Erkenntniß deutscher Sprache und deutschen Alterthums gewesen, das empfinden wir deutlich in ihren Nachwirkungen auf das Leben der Gegenwart. Die philosophische Auffassung der Geschichte ist gegenüber der urkundlichen Darstellung in den Hintergrund getreten, in der Rechtslehre wird auf das Historische besonderer Nachdruck gelegt, in Kunst und Litteratur herrscht eine Vorliebe für Schilderung altdeutscher Zustände, die sich sogar auf die Mode mit ihrem Hang zu einer freilich rein äußerlichen Nachahmung mittelalterlichen Wesens übertragen hat. So sehr diese ganze Strömung in den Verhältnissen der Zeit ihre Erklärung findet, so sehr gerade die Gebrüder Grimm selbst ihre tiefen Kenntnisse und ihr Sinn für die Berechtigung alles Gewordenen vor einer Vermengung alter und neuer Zeit bewahrte, so wenig ist zu leugnen, daß jene Richtung an den germanistischen Bestrebungen, wie sie, auf Grimms Forschungen sich aufbauend, immer größere Kreise erfaßten, wenigstens einen festen Rückhalt und eine Begründung gewonnen hat.

In Hinsicht auf die Sprache ist nun freilich, was das Materielle derselben betrifft, eine solche rückläufige Bewegung weniger zu erkennen; Grimms Wirken hat nicht wie dasjenige Luthers dazu gedient, die Schriftsprache in die Bahn eines andern Dialektes zu weisen: sollte und konnte es auch nicht, nachdem eine einheitliche Form dieser Sprache längst festgestellt, durch die Entwicklung des geistigen Verkehrs zum Bedürfniß geworden und von einer mächtigen Litteratur gesichert war. Gleichwohl stehen wir nicht an, Diesen so gut wie

Jenen einer neuen Sprachperiode als Typus an die Spitze zu stellen; denn wenn Grimm auch zunächst nur dem gelehrten Studium der Sprache eine andere Richtung gegeben hat, so erprobt die überwältigende Macht der neu entdeckten Wahrheit unmerklich seine Theorie an der lebenden Sprache, indem sie diese auf dasjenige aufmerksam macht, was von der älteren Sprache poetisch und der Wiederbelebung werth, und was in den Mundarten mit dem Alterthum im Zusammenhang und deswegen der Schonung und Erhaltung bedürftig sei. Daß der Einfluß dieser Lehre der sprachlichen Wirksamkeit Luthers an Intensität und Greifbarkeit nicht entfernt gleichkommt, hat seinen Grund nicht nur in den gänzlich veränderten zeitlichen, sprachlichen und litterarischen Verhältnissen, sondern auch in der Erfahrung, wonach eine Theorie weit weniger schlagend wirkt als das praktische Beispiel; unrichtig aber wäre es, diesen Einfluß, der geräuschlos und langsam wirkt und vielleicht noch nicht einmal zur vollen Entfaltung gediehen ist, deswegen leugnen zu wollen.

Nach welcher Richtung der Grimmsche Standpunkt ziele, haben wir bereits angedeutet. Der Grundzug seines Wesens ist die Ehrfurcht vor der Geschichte und der lebendige Sinn für Poesie der Sprache. Ohne die eigenthümlichen Vorzüge der jüngeren Sprachen zu verkennen, fühlt sich Grimm doch vor Allem zu der älteren Sprache hingezogen, in welcher der poetische Trieb noch lebendig waltet. — „Die wachsende Cultur der Sprache, sagt er[1]), sucht allmählig ihre Natur aufzuheben. Die alte Sprache ist lieblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden, sie sieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen sie auf alle Weise ausweichen möchte. Jene hat großen Reichthum an Wörtern und drückt selbst bloße Wendungen mit andern Wurzeln aus, alle ihre Wurzeln haben Glieder und Gelenke, die der mannigfaltigsten Bewegung gehorchen; durch ihre Zusammensetzungen dringt noch der innere Sinn. Diese gibt eine Wurzel nach der andern hin, ihr Ausdruck wird schärfer, bewußter, bestimmter. Sie umschreibt und meint, mit dem unumwundenen Worte anzustoßen, gleich als schäme sie sich der Nacktheit. Ihre Mittel erscheinen von Außen, die Ableitungen vermindern sich, die Zusammensetzungen nehmen zu, und wieder diejenigen Zusammensetzungen sterben immer mehr aus, in denen ein Glied nur die sinnliche Deutlichkeit des andern erhöht, wie solche die heutige Volkssprache noch mit dem alten Epos theilt; dagegen die-

[1]) Gr. I[1], XXVII.

jenigen reißen immer mehr ein, in welchen ein Glied schon den ganzen abstracten Begriff der Eigenschaft oder Art enthält. Der alten Sprache sind die Flexionen eben so wichtig wie die Wurzeln, auch die Flexionen lebten einst wirklich wie diese. In der neuen Sprache hingegen wird der Idee, folglich der Wurzel, entschiedenes Uebergewicht gegeben und von der Flexion nur das Wesentlichste gelassen, bis sie sich allmählig völlig abnützt. Die alte Syntax zeichnet sich aus durch natürliche Mannigfaltigkeit bei härteren Uebergängen, die neue durch logische Bestimmtheit und reichere Füllung. Die Verstandesbegriffe der neueren Sprache werden zurückgehend klarer und deutlicher. Die geistigen Bedeutungen der Wörter erscheinen im Laufe der Geschichte erst und treten neben die sinnlichen hin oder verdrängen sie." — Das sinnliche Leben der Sprache, führt Grimm weiter aus, werde gemindert durch Abwerfen und Ausstoßen einzelner oder mehrerer Buchstaben. Dieses Fortschreiten der Zusammenziehung sei nicht zu erklären aus einer bewußten Neigung zum Wohllaute noch aus einer wohl zum Theil vorhandenen Gleichgiltigkeit gegen eindringende Mißlaute, sondern aus der unverkennbaren Richtung der Sprache nach dem geistigen Begriff. Dem Streben nach Deutlichkeit diene auch die Neigung zur Umschreibung. Was dadurch die Sprache an Schnelle einbüßt, gewinnt sie an Gleichmäßigkeit und Ruhe. — Die alte Sprache ist rein, voll und wohltönend in ihren Lauten; ohne das Rauhe und Harte irgend zu scheuen, hat sie Milde und Weichheit; es waltet in ihr mehr unbewußte Kraft, als verbraucht wird. In der neuen Sprache ist der Wohllaut nicht mehr so ungesucht da, sondern wird durch sorgsame Vermeidung der Härten gewahrt, er ist negativ geworden, während der alte positiv war; beträchtlich hat sich die Zahl der Wurzeln gemindert, weshalb häufigere Umgestaltungen und Zusammensetzungen unvermeidlich werden [1]).

„Allein jene Vorzüge wie diese Mängel sind auch von eigenen Nachtheilen und Vortheilen begleitet: der geistige Fortschritt der Sprache scheint Abnahme ihres sinnlichen Elementes nach sich gezogen, wo nicht gefordert zu haben. Mitten in der Formenfülle des Alterthums herrscht oft Unbeholfenheit oder Verschwendung; sparsames Haushalten mit geringeren, aber desto gewisseren Mitteln gab auf die Länge größere Befriedigung. . . Die neue Sprache versteht es, gelinder aufzutragen, Eindrücke zu berechnen und von dem Zufälligen das Nothwendige zu scheiden. . . Allenthalben bleiben ihr Ausgleichungen und kleine Nach-

[1]) Vgl. Gr. I², 25; II, 4; IV, VII.

hilfen zur Hand; denn selbst in grammatischen Auxiliarverbindungen, so lästig sie schleppen können, beruhen zugleich günstige Feinheiten und leise Wendungen des Ausdrucks, von denen die Sprache vorher keine Ahnung hatte. . .

Die Vollkommenheiten des ehemaligen Zustandes sind beneidenswerth, aber unwiederbringlich; den Gewinn, den die heutige Sprache, indem sie jenen allmählig entsagte, errungen hat, dürfen wir für nicht zu theuer erkauft halten. . . Ein Hauptvortheil, die durch Niederschlagung der Dialekte gegründete Herrschaft größerer vaterländischer Spracheinheit konnte eben nur in der Dämpfung sinnlicher Bestandtheile errungen werden" [1].

„Wer unsere alte Sprache erforscht und mit beobachtender Seele bald der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewendet. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommner dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache; je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher thut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden. . . Sogar wenn ich Bücher des sechszehnten, ja siebenzehnten Jahrhunderts durchlas, kam mir die Sprache, aller damaligen Verwilderung und Rohheit unerachtet, in manchen ihrer Züge noch beneidenswerth und vermögender vor als unsere heutige" [2].

Diese durch die ganze Thätigkeit Jacob Grimms unwandelbar sich hindurchziehenden Anschauungen erklären den schroffen Gegensatz, in welchen seine Grammatik zu allen ihren Vorläufern sich stellt. Gleich an der Spitze seines Werkes von 1819 spricht sich Grimm principiell und mit aller Entschiedenheit gegen die bisherige Auffassung der Grammatik als einer *Sprachlehre* aus; sie soll keine Gesetze mehr geben, „Reinigung und Verbesserung" der Sprache kommt ihr nicht zu; sie soll umgekehrt zu lernen suchen aus dem Sprechen derer zumeist, die am wenigsten von Sprachgesetzen wissen. Daß man in den Schulen aus Sprachlehren Unterricht ertheile und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwicklung ihrer Sprachfertigkeit anrathe, ist nach Grimm eine unsägliche Pedanterei, die Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen; die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so viel gesunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen schwerlich in

[1] Gr. I³, 21 ff.
[2] Vorrede zum Deutschen Wörterbuch I, 3 ff.

solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen. — Durch solchen Unterricht werde die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört. — „Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unvermerktes, unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche Sehnsuchtsgefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt; zugleich beruhet darauf die Unerlernbarkeit einer ausländischen Sprache, das heißt ihrer innigen und völligen Uebung.“ — Vor sechshundert Jahren habe jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer Nichts mehr träumen lassen. — Die Sprachlehren seien also Täuschung und Irrthum, sie stoßen die von selbst treibenden Knospen ab, statt sie zu erschließen. — Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von Vielen gemachte Bemerkung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen. „Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem zutreffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbsteigene lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen“ [1]).

Auch die berühmte Vorrede zum Deutschen Wörterbuch ist von diesem Geiste durchweht. Ein Wörterbuch soll nicht bloß wie das Adelungsche oder der Dictionnaire der Französischen Akademie eine Codificierung des üblichen Sprachgebrauches sein, sondern es hat vielmehr die Geschichte der deutschen Wörter und ihrer Bedeutungen an einer ausreichenden Sammlung von Belegen nachzuweisen. Nicht darin liegt sein Werth, daß es entscheide, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene, oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben; sondern daß es gegenüber denen, die sich mit fremden Sprachen brüsten, eine lebhaftere Empfindung für den Werth, häufig die Ueberlegenheit der eigenen einflößt, und daß die Vorlage anschaulicher Beispiele Liebe zu der einheimischen Litteratur stärker weckt. Die Wörterbücher scheinen wesentlich auf gesicherte Dauer der neueren Sprachen einzuwirken; schützen

[1]) Vorrede zur Grammatik von 1819.

sie nicht alle Wörter, so halten sie doch die Mehrzahl aufrecht. Wollte man dem Sprachvermögen sein Recht nehmen, zurückzugreifen und nach bedeutsamen, durch ihr Alterthum feierlich gewordenen Wörtern zu langen, so wäre das die unerträglichste Beschränkung. Eine Sprache, die aus ihrem Baarvorrath, der in Umlauf ist, keine Sparpfennige und seltene Münzen aufzuweisen hätte, wäre armgeschaffen[1]).

„Eine Sprache darf nichts Unreines, was ihrem natürlichen Strome widerstrebt, an sich leiden. Auf ihrem Gebiete aber gibt es keine Befehle, und wie man von einer république des lettres redet, so entscheidet auch über die Wörter und ihre Schreibung zuletzt nur der allgemeine Sprachgebrauch und Volkswille; Regierung und Obrigkeit können bloß mit gutem Beispiel vorangehen, wie sie hier oft ein schlechtes gegeben haben“[2]).

Die Auffassung der Sprache als eines in stetiger Entwicklung begriffenen lebendigen Organismus bestimmt ferner Jacob Grimms Stellung zu den puristischen Bestrebungen. Schon in der Vorrede zur Grammatik von 1819 nennt er das Verfahren der Sprachreiniger ein plumpes, die Ausjätung des überflüssigen Fremden müsse dem ruhigen Gange der Sprache selbst überlassen werden, namentlich sei die Verdeutschung der lateinischen Terminologie ein Mißgriff. — In der Vorrede zum Wörterbuch heißt es über die Fremdwörter, das Leben verwende in Wissenschaft und Schule, im Krieg und Frieden, im gemeinen Umgang deren so viele, daß man sich oft nur mit ihnen leicht verständlich macht und ohne sie befahren muß, mißverstanden zu werden. Mit der besseren Erkenntniß der deutschen Sprache werde auch diese Masse der entbehrlichen Fremdwörter mehr und mehr schwinden, seien doch die Verba auf -ieren seit dem vorigen Jahrhundert bereits zurückgegangen; daß aber alle schwänden, wäre auch nicht zu wünschen. Der ärgerliche Purismus, ohne an der Schönheit und Fülle unserer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebe das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen, mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen. Ohne sonderliche Mühe lassen sich werthlose und ungeweihte Zusammensetzungen schweißen, deren Begriff dem leichten und ungezwungenen Ausdruck, den sie wiedergeben sollen, kaum auf halbem Wege entgegenkommt, und die doch immer das Doppelte von Buchstaben oder Sylben dafür aufwenden müssen[3]).

---

[1] Vorrede zum Wörterb., S. 19.
[2] Ebd. S. 61.
[3] Ebd. S. 28.

Bei den Philologen haben sich längst lateinische Kunstwörter eingeführt, die sogar in üblicher Abkürzung von Jedermann verstanden werden, und an denen ohne Nachtheil Niemand ändert. Die unbeholfenen Verdeutschungen mag kein Gedächtniß sich einprägen, sie spuken nur in Büchern, die sich selbst durch die nutzlose Neuerung Schaden zubereiteten. Obgleich der Purismus sich immer zuerst auf die Verdeutschung dieser Ausdrücke warf, konnte er doch mit seinen vierschrötigen Zusammensetzungen nie Etwas ausrichten, und die hergebrachten Benennungen kehrten jedesmal an ihre Stelle zurück[1]).

In stärkstem Maße tritt die Neigung zum Alterthümlichen und Poetischen an Grimms eigenem und eigenthümlichem Stil hervor; das Altdeutsche, das für Andere nur eine leblose Masse blieb, hat er auch hier schätzbar zu machen verstanden. Streng logische Gliederung der einzelnen Satztheile wird der Grammatiker in der Sprache Grimms öfters vermissen, er wird seinen Stil sorglos, der mündlichen Rede angenähert nennen. Frei von aller Pedanterei, ungehemmt von steifer Regelmäßigkeit, reich an ungewöhnlichen und kühnen Wendungen, je nach dem Ton und Inhalt mit lebensvoller Abwechslung und Mannigfaltigkeit in Formen, Wortbildung und Syntax, zeichnet sich dieser Stil durchweg aus durch eine seltene Wärme und Innigkeit. Der Hang zum Poetischen zeigt sich in der Vorliebe für Gleichnisse und Bilder und in der Fernhaltung des Abstracten und Rhetorischen; an die ältere Sprache gemahnt Kürze, Knappheit und Gedrungenheit des Ausdrucks. Mit geschickter Hand greift Grimm in den vollen Reichthum des Sprachschatzes und oftmals zurück in entlegene Zeiten, manche für verschollen geltende bedeutsame Wörter und Ausdrücke versucht er mit neuen Klange zu versehen, namentlich liebt er es, alte verlassene Constructionen wieder vorzuführen. Die Unterdrückung des Artikels ist ihm ein Mittel zu höchst wirksamen Personificationen, so auch die Verwendung der Gattung für das Individuum; und Solches wechselt ab mit den einfachsten Ausdrücken und Redensarten: z. B. Taube hält den Feind ab, schwarz wie Rabe, eine wie Hahn erkrähende Henne, eine arme Wittwe hinterläßt für ihre drei Söhne Backtrog, Brotkorb, Katze; unsern Jägern stand Habicht und Falke auf der linken Brust, Zimmerleute führen Axt, sein Futter in Krippe und Trog bringen; auf Spur kommen, an Tag bringen, an Hand geben.

Bevorzugung des Mittelhochdeutschen ist es, wenn Grimm den-

[1]) Vorr. z. Wörterb., S. 38.

jenigen männlichen Substantiven, die, anstatt auf e, wie es die mittelhochdeutsche Regel erfordert, heute weit überwiegend auf -en auszulauten pflegen, jene alte Endung zu retten bemüht ist. Namentlich im Wörterbuch macht sich dieser seltsame Versuch nach Zurückdrängung des neuhochdeutschen Sprachgebrauches bemerklich, Grimm schreibt: Balle, Brate, Brocke, Brunne, Fetze ꝛc. und bildet dem entsprechend den Gen. des Balken, Bogen, Brunnen. Auch Feminina kommen dann und wann mit schwacher Declination im Singular vor: der Schlangen, Frauen. Als Rechtfertigung dieses archaistischen Verfahrens bringt Grimm vor, daß der vocalische Ausgang des Nom. Sing. schwacher Masculina dem Organismus der Sprache zustehe. Es sei eine Unart, wenn hier die neuhochdeutsche Sprache die Form der obliquen Casus in den Nom. eindringen lasse, denn sie zerstöre damit den gleichen Schritt, der zwischen den drei Geschlechtern sowie zwischen Substantiv und Adjectiv stattfinden müsse. Wenn der organische Nom. in Name, Haufe, Same ꝛc. noch vorkomme und Bote Gen. Boten, der gute des guten noch gelte, so dürften die falschen Nom. Balken, Bogen, Daumen um so eher beseitigt werden [1]).

Den zur Regel gewordenen Gebrauch der schwachen statt der starken Form für den Gen. Sing. Masc. und Neutr. des Adjectivs erkennt Grimm gleichfalls nicht an, er ist den Vorzug der einen vor der andern Form gerade umzukehren geneigt, schreibt also fremd**es** Ursprungs; älter**es** und jünger**es** Lauts; beschränkt**es**, eng**es** Sinnes [2]).

Auffallend ist bei aller Vorliebe für das Naturwüchsige und Volksthümliche das mäßige Vorkommen von Idiotismen in der Sprache Jacob Grimms, sie treten gegenüber den Archaismen sehr in den Hintergrund. Hier ist Grimm, der sonst in kühner und freier Sprachgewalt mit Luther kann verglichen werden, diesem unähnlich. Allerdings ist der Volkston in den Sagen und Märchen auf's Glücklichste getroffen, aber hier wie da, wo er sich außerhalb dieser Schriften findet, äußert er sich viel mehr in der Satzconstruction, kaum im Wortschatz [3]). Damit kommen wir auf Jacob Grimms Stellung zu den Mundarten.

In der Grammatik sind, wie Grimm ausdrücklich bemerkt, die Volksmundarten im Gegensatz zur edleren Sprache der Dichter und

---

[1]) Vorrede zum Wörterbuch, S. 39.

[2]) Vgl. das eingehende Buch von Andresen über die Sprache Jacob Grimms.

[3]) Vgl. vorzüglich Andresen, S. 103—131, 248—251, 286—289.

Schriftsteller nur ausnahmsweise berührt; ihr grammatischer Bau sei ohne Zweifel höchst merkwürdig, über das Geschichtliche der Volkssprachen fehle es aber noch sehr an Beobachtungen[1]). Zumal in der neuhochdeutschen Periode sind die Abweichungen von den Buchstaben der Schriftsprache so mannigfalt, verwickelt und schlüpfrig, daß es vieler Anstalten bedarf, um über die Natur eines einzelnen Volksdialektes in's Klare zu kommen, geschweige mehrerer und aller. Erst wenn die Geschichte der Buchstaben nach den Denkmälern der Schriftsprache ergründet sein wird, können Lücken verschiedener Zeitalter durch Trümmer ergänzt und erläutert werden, die in den lebenden Dialekten des Volkes fortdauern[2]).

Um eine genaue Sonderung der Dialekte zu ermöglichen, müssen bei Sammlung der Volksmundarten auffallende, hier fehlende, dort vorhandene Wörter und Formen, gleichviel ob sie in der Schriftsprache oder nicht vorhanden sind, in's Auge gefaßt, überhaupt die Mundarten um ihrer selbst willen untersucht, nicht als Ergänzungsmittel der gebildeten Sprache betrachtet werden. Es liegt oft mehr daran, zu wissen, ob ein ganz üblicher Ausdruck der Schriftsprache in der gemeinen des Volkes vorhanden sei oder ihr gebreche, als von einer scheinbar seltsamen, verderbten Form Kunde zu erlangen[3]).

Dieser Auffassung ist Grimm auch in der dritten Bearbeitung des Vocalismus, 1840, treu geblieben: „Wie mich dünkt, darf die historische Grammatik weniger den bunten Wirrwar der mundartlichen Lautverhältnisse als Bruchstücke einzelner Flexionen, Wortbildungen und selbst Structuren berücksichtigen, die sich allwärts unter dem Volke erhalten haben“[4]).

Für die Abweichungen der Dialekte gebraucht Grimm mit Vorliebe den Ausdruck „mundartisch“, gleichsam um dadurch deren Entartung zu kennzeichnen.

Die Dialekte sind nach Grimm alle aus einer ursprünglichen Einheit entsprossen; je länger eine Mundart in schriftlichem und öffentlichem Gebrauche sich erhielt, desto mehr Feinheiten hat sie heute noch vor andern voraus. Die überaus mannigfaltige Verschiedenheit und die grellen Abstände selbst nahe gelegener Landstriche im Gegensatz zu den unmerklichen, milderen Abstufungen der Schriftsprache erklären sich aus der vielfachen Vermischung und Ausartung, welche die

[1]) Gr. I², XII.
[2]) Gr. I², 518.
[3]) Gr. I², XV.
[4]) Gr. I³, 25.

Mundarten unter dem Drucke äußerer Verhältnisse im Laufe der Zeit erlitten haben. Das Resultat sei also dieses: ein Dialekt ist so alt und ebenbürtig als der andere, ehemals aber sprach der gemeine Mann wie der edle, heute ist die aus Verschmelzung der Völkerschaften errungene Sprache Eigenthum des gebildeten Theils, also Jedem erwerbbar; der ungebildete Theil bleibt bei der angestammten Mundart und pflanzt sie fort, sie hat Lebenswärme, Bildungswärme geht ihr ab. Innerhalb der Volksdialekte selbst seien verschiedene Stufen zu erkennen: wo der gebildete Mensch noch im häuslichen Kreise mit Frau und Kindern gern rede, sei er feiner, als wo ihn nur der Herr zum Diener redet; und noch tiefer sinkt er, wenn sich der gebildete Theil ganz seiner schämt und ihn ganz dem gemeinen Volke überläßt. — „Der Volksdialekt steht auf seinem Boden sicher und abgeschlossen, ist heimisch, zutraulich, stets natürlich, an einzelnem Wohllaute und triftigem Ausdruck reich; die Zeichen der gebildeteren Schriftsprache sind: Adel, Zartheit, Uebereinstimmung, vermiedener Uebellaut des Ganzen; erst kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft, und solchen Vortheil kann kein Stamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben wollen. Mich dünkt, die Entwicklung eines Volkes fordert auch für die Sprache, unabhängig von ihrem inneren Gedeihen, wenn sie nicht verkümmern soll, erweiterte äußere Grenzen[1]."

„Jede gemeine Volksmundart gewinnt eine doppelte Seite, die bei der Buchstabenlehre besonders einleuchtet. Sie steht über der gebildeten Schriftsprache durch ihre Lebendigkeit und Ungezwungenheit, selbst in Fehlerhaftem bleibt sie natürlich; tief unter der Schriftsprache durch ihre Rohheit, d. h. den Mangel an Bewußtsein und Haltung. Im Einzelnen kann die Volkssprache weniger verloren haben als die gebildete Sprache, dafür hat sie nie gleich dieser im Ganzen etwas gewonnen. Der Gang der Schriftsprache läßt sich periodisch verfolgen; in der Mundart des Volkes versinkt Einzelnes beinahe unvermerkt, und was sie zu besitzen fortfährt, ist ungleich und unvollständig[2]." Folgerichtigkeit, wie wir sie in Abweichungen althochdeutscher Dialekte stets wahrnehmen, mangle der heutigen Volkssprache[3]. Da, wo der Gedanke die Sprache bald fesseln, bald lösen, aber mit sich fortführen soll, wird die Vulgärsprache ohnmächtig; sie hat den Keim zur Veredlung eingebüßt, der in den Dialekten des Alterthums gelegen war[4].

[1] Gr. I², XIII. [2] Gr. I², 518. [3] Ebd. 452.
[4] Vgl. Gr. I³, 22 ff.

„Die Besonderheit der Mundart dauert für den traulichen Verkehr fort, eignet sich zu Lied und Märchen, allein sie ist unfähig, den Stil des höheren Vortrags zu erreichen. Versuche man, Nathan, Wallenstein, Faust plattdeutsch oder schweizerisch wiederzugeben, es wäre unmöglich; schon ein Zeitungsblatt, eine gewöhnliche Bekanntmachung würde sich ohne vielfache Mißgriffe nicht in die Mundart umschreiben lassen. Die gewonnene hochdeutsche Sprachbildung mit allen ihren Vortheilen und Mängeln ist uns in Fleisch und Blut übergegangen und außerhalb ihres Bereiches bewegen wir uns nicht mehr frei[1]."

„Wer die Volkssprache treu auffassen will, muß sich den Gedanken des Volkes anschmiegen und nicht höher traben wollen; dann wird er eine Fülle des Lebendigen, Natürlichen und Ueberraschenden entdecken, an dessen Sammlung es für die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt höchlich gelegen ist[2]."

Ein eigenes Capitel ist den Dialekten in der „Geschichte der deutschen Sprache" gewidmet[3]. Hier versucht Grimm, zwischen Dialekten und Mundarten eine Unterscheidung zu treffen, in dem Sinne, daß die Mundarten als Unterabtheilungen, gewissermaßen als Zweige der Dialekte, diese wiederum als große Geschlechter, Aeste des Sprachstammes, aufgefaßt werden.

Durch Poesie und Rede wird die Sprache ausgebildet und in ihrer Reinheit von den Dichtern erhalten und erhöht. Treten Schrift, Grammatik und endlich Vervielfältigung im Druck hinzu, so gewinnen diese Handhaben entschiedenere Gewalt über die Sprachregel und gestatten von ihr nur schwer und langsam Ausnahmen. Das mündliche ungefesselte Wort bewegt sich zwar freier, aber ungeschickter. Die Mundart ist heimlich und sicher, aber unbeholfen und unedel, dem bequemen Hauskleide, in welchem nicht ausgegangen wird, ähnlich. Im Grunde sträubt sich die schämige Mundart wider das rauschende Papier; wird aber Etwas in ihr aufgeschrieben, so kann es durch treuherzige Unschuld gefallen; große und ganze Wirkung vermag sie nie hervorzubringen.

Auf die Ausbildung von Mundarten wirken ferner physische Eindrücke durch Veränderung des Bodens und der Himmelsgegend. Die Sprache in ihren Grundbestandtheilen wird von dem einwandernden

---

[1] Sendschreiben an Pfeiffer 1857, Kleinere Schriften VII, 447.

[2] In einem Briefe, abgedr. in Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache I, 222.

[3] GDS. 827 ff.

Volke mitgebracht, allein sie kann durch langen Aufenthalt im Gebirge, in Wäldern, auf Ebenen und am Meer anders gestimmt und in abweichende Mundarten gebracht werden. Erfahrung lehrt, daß Bergluft die Laute scharf und rauh, das flache Land sie weich und blöde mache. Auf der Alpe herrschen Diphthonge und Spiranten vor, auf dem Blachfeld enge und dünne Vocale, unter Consonanten Mediae und Tenues . . .[1]).

„Alle Mundarten und Dialekte liefen Gefahr, sich in's Unendliche zu splittern und zu verwirren, wäre dem nicht eine weise Schranke gestellt durch das Uebergewicht der sich niedersetzenden größeren Schriftsprachen, wie die Herrschaft großer Völker dem Zerfahren der einzelnen Stämme steuert und die im Kleinen unvermögenden Kräfte zu einem mächtigen Ziele sammelt. Herrschende Sprachen verzehren, schonungslos aber wohlthätig, eine Masse von Eigenheiten, günstigen und nachtheiligen, deren Schalten der großen Wirkung des Ganzen nicht zu Gute kommen würde. Wie es den Bäumen des Waldes versagt ist, alle Aeste, dem Ast, alle Zweige in gleicher Reihe zu treiben, so werden auch Sprachen, Dialekte, Mundarten neben und durch einander gehindert und zugleich gefördert; zwischen zurückbleibenden ragen erblühende desto herrlicher hervor . . ."

Den gothischen Dialekt vergleicht Jacob Grimm an Alterthümlichkeit und Formenreichthum mit dem äolischen, aus der hochdeutschen Sprache weht uns gleichsam dorische Bergluft an, und ionische Weichheit mag sich im Altsächsischen, Angelsächsischen und Friesischen finden . . .

„Nichts ist unverständiger, als den Untergang des niederdeutschen Dialektes zu beklagen, der längst schon zur bloßen Mundart wieder herabgesunken und unfähig war, wie der hochdeutsche zu nähren und zu sättigen. Während sich alle hochdeutschen Stämme der höheren Schriftsprache beugen, der niederdeutsche Stamm bereits die nieder-

---

[1]) Vgl. hierzu die folgende in ihrer Unabsichtlichkeit merkwürdige Stelle: „Mit ungewöhnlicher Neugier betrat ich den scandinavischen Boden vor einigen Jahren, mit eigenem Ohr die Sprache zu hören und ihre Mundart mit den Alpenzungen zu vergleichen. Wie ward ich in Schweden überrascht! Es klang mir die Rede so heimisch an's Ohr, daß ich glaubte an einen Alpensee mich entrückt; und ich konnte erst nicht einig werden, warum mein Sinn nicht verstände, was meinem Ohr so verwandt war". J. L. Studach, Schwed. Volksharfe (Stockh. 1826), S. XIV (Pap. d. Schweiz. Idiotikons. — „Unsere Laute sind theils Ueberreste der alten, theils beruhen sie auf Eigenthümlichkeiten der Sprachorgane. Die St. Galler, Bündner haben leichtere Organe, daher bei ihnen das Eindringen des Gutdeutschen eher wahrgenommen wird." Pap. d. Schweiz. Idiotikons.

ländische, in gewissem Sinne die englische Sprache hergegeben hat, wäre es ungerecht und unmöglich, der niedersächsischen Bevölkerung ein Anrecht auf Schriftsprache einzuräumen; Niedersachsen und Niederländer hätten im rechten Augenblick zugleich eine niederdeutsche Gesammtsprache der hochdeutschen an die Stelle setzen müssen. Es war jedoch besser, daß es unterblieb, und daß nunmehr alle Deutschen mit gesammelter Kraft einer einzigen Sprache pflegen, die gleich der attischen streben sollte, über allen Dialekten zu schweben . . . ."

Zugegeben, daß die Ueberreste alter Dialekte, die sich zur Schriftsprache aufschwangen, ein Vortheil der heutigen Volksmundarten vor den Schriftsprachen seien, so dürfe anderseits nicht vergessen werden, daß eine große Zahl der mundartlichen Eigenheiten erst in späterer Zeit sich hervorgethan hat. —

Der bairischen Mundart, die in Folge litterarischer Verarmung zum roh werdenden Volksdialekt herabgesunken ist, zieht Jacob Grimm die schweizerische vor. „Diese ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt; noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtig zu ihr vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte; einem lebendigen Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig Andere gleich" . . . „Auch der elsässischen, alemannischen oder schwäbischen Volkssprache, wie vorzüglich Hebel dargethan hat, steht des Lieblichen und Wohlgefälligen noch viel zu Gute. Aus all diesen Volksmundarten kann, jedoch nicht unmittelbar, dh. ohne Ausgleichung ihres Abstandes im Laut, mit dem oft auch ein Theil ihrer Anmuth vergeht, erborgt werden" [1]).

Auf die Vorzüge des alemannischen Dialektes kommt Jacob Grimm noch einmal zurück in der Abhandlung über die althochdeut-

[1]) Vorrede zum Wörterbuch, S. 16—18. — Aehnlicher Ansicht war Wilhelm Grimm. „Niemand — schreibt er an Müllenhoff, der ihm eine neue Ausgabe des Grothischen „Quickborn" übersandt hatte — wird das Herzliche, Naive, Anmuthige und Behagliche, das in der niederdeutschen Sprache liegt, verkennen. Daß das Hochdeutsche als Schriftsprache daneben steht, ist ein Vortheil und wirkt beständig nach beiden Seiten hin. Die alemannische Sprache Hebels die bairische Kobells, die schweizerische von Bitzius stehen in einem ähnlichen Verhältniß; selbst gegen eine Vermischung der Schriftsprache mit der Mundart in einzelnen Fällen, wie sie Bitzius in einigen seiner Erzählungen mit Glück versucht hat, erkläre ich mich nicht." Anz. f. dtsch. Alterth. XI, 246.

schen Präterita [1]), an deren Schlusse es heißt: „Dieser Dialekt zeichnet sich noch durch vieles Andere aus, was einmal genau zusammengefaßt werden sollte; bis auf heute erscheint unter den Volksmundarten die schwäbische und schweizerische vorzüglich lebendig und sinnig; es wäre ein Glück gewesen, wenn unser Hochdeutsch sich mehr aus der alemannischen Sprache als aus der fränkischen und bairischen gebildet hätte. Wie weit steht die Klarheit und Frische in Hebels Poesie über der blöden, die Verbalflexion oft abbeißenden Mundart des Dithmarsischen Quickborns."

Zweites Capitel.

Grammatische Theorien über Schriftsprache und Mundart.

Ist bei Adelung und überhaupt bei den Grammatikern des achtzehnten Jahrhunderts die Sprachbetrachtung vorwiegend eine kritische, bei Jacob Grimm eine historische, so finden wir die philosophische Richtung vertreten in Wilhelm von Humboldts Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und speciell für die deutsche Sprache in Karl Ludwig Heyses (1797—1855) Bearbeitung der Grammatik seines Vaters. — Wilhelm von Humboldt theilt den Dichtern und Prosaikern einen lebendigen, schöpferischen Einfluß auf die Gestaltung der Sprache zu; die Grammatiker haben nicht die Aufgabe, zu schaffen; aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten und füllen übrig gebliebene Lücken. Wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, so muß die Regelmäßigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern und von diesen zurück zum Volke ununterbrochen fortrollen. — Dieser Gedanke ist es, den Karl Ludwig Heyse zu Grunde legt im Gegensatz zu dem engherzigen Adelungschen Standpunkt in den Ausgaben seines Vaters; er bietet ihm die Möglichkeit einer freieren Auffassung des Verhältnisses der Mundarten zur Schriftsprache.

[1]) In Pfeiffers Germania, Bd. III. — Ueber die westfälische Mundart schrieb aber Jacob Grimm 1842: „Ich habe nicht verhehlt, daß die westfälische Sprache mir unter allen deutschen Mundarten die wichtigste und reichhaltigste erscheint". Vgl. Jellinghaus, Zur Eintheilung der niederdeutschen Mundarten, S. 26.

Es wird geradezu der Satz ausgesprochen, daß, wenn die Schriftsprache von der Volkssprache sich ganz losreißt, sie Gefahr läuft, zu erstarren und endlich zur todten Sprache zu werden. Nur müssen solche in der Schriftsprache aufgenommene mundartliche Wörter, wenn sie nicht als fehlerhafte oder doch entbehrliche Idiotismen erscheinen sollen, vor Allem von eigener Wurzel oder doch, wenn ihre Wurzel auch in der Schriftsprache lebt, Stammformen oder Ableitungen von eigenthümlich bezeichnender Kraft, nicht bloße Entstellungen bereits in der Schriftsprache vorhandener Wörter sein, und jeder Zuwachs muß nach den Gesetzen der Schriftsprache gebildet und geregelt, dem Wesen derselben angepaßt und dadurch zu ihrem Eigenthum gemacht werden, damit sie nicht in eine regellose Mischsprache ausarte. Unter dieser Bedingung ist auch die Wiedererweckung kräftig bezeichnender veralteter Wörter von eigenthümlichem Stamme keineswegs verwerflich. — Anderseits müsse, damit der Volksdialekt nicht verwildere, jeder in ihm Aufgewachsene die Schriftsprache erlernen, um an dem geistigen Gesammtleben der Nation Antheil zu haben und den bildenden Einfluß, welcher daraus hervorgehe, nicht zu verlieren. — Die Volkssprachen selbst aber unterdrücken oder ausrotten zu wollen, sei ein ebenso thörichtes und erfolgloses Bemühen als ihnen eine besondere Pflege angedeihen zu lassen oder gar, die Zurückdrängung derselben durch das Hochdeutsche beklagend, sie zu selbständigen Schriftsprachen erheben zu wollen. Sind auch für einzelne, dem Volksleben angehörende oder für das Volk berechnete Stoffe verschiedene Mundarten in poetischer und prosaischer Form theils von eigentlichen Volksdichtern und Volksrednern, theils von gebildeten Kennern und Freunden der Volkssprache und des Volkslebens mit Glück angewendet worden, und steht es auch zu wünschen, daß wir durch fernere Erzeugnisse der Art eine immer lebendigere Anschauung von der Sprache, der Empfindungs- und Denkart, der Sitte und Lebensweise aller einzelnen deutschen Volksstämme erhalten, so wird doch immer die hochdeutsche Gesammtsprache das Organ unserer eigentlichen Nationallitteratur, das allen Gebildeten gemeinsame Mittel des Gedankenaustausches bleiben müssen, wenn wir nicht die Einheit und damit die Größe unserer geistigen Bildung verlieren wollen. — Das Verständniß und die sichere Handhabung dieser Schrift zu lehren, ist der Zweck der Grammatik, denn die gebildete Schriftsprache hat eigentlich nur eine ideale Existenz, ist mehr oder weniger ein künstliches Culturproduct; sie wird vom Volke nirgends ganz rein gesprochen, sie muß deshalb erlernt werden, so weit sich die Abweichungen von dem Volksdialekt erstrecken. Darüber aber, wo die

Herrschaft der Regel aufhöre und die scheinbar willkürliche Gewalt der Unregelmäßigkeit sich behaupte, darüber entscheidet nicht der Geschmack, das einseitige Sprachgefühl oder der kritische Verstand des Einzelnen, sondern der herrschende Sprachgebrauch. Dieser muß als die höchste gesetzgebende Macht in der Sprache anerkannt werden, da die Sprache in ihrem Ursprung wie in ihrer Fortbildung nicht das Werk des besonnen gestaltenden einzelnen Verstandes, sondern des bewußtlos nach dem eingebornen natürlichen Bildungstriebe schaffenden allgemeinen Volksgeistes ist. Der Sprachlehrer hat den Sprachgebrauch nur zu erklären, die ihm innewohnenden, ihm selbst unbewußten Gründe zu entwickeln, nicht aber ihn zu meistern oder gewaltsam umzugestalten. Er ist nur Ausleger, nicht Gesetzgeber der Sprache. Der Sprachgebrauch aber findet sich bei einer gebildeten Schriftsprache wie dem Hochdeutschen vorzugsweise in den mustergiltigen Schriftstellern der Nation. Wo sie übereinstimmen, ist eine Sprachform oder -fügung auch dann als giltig und sprachrichtig anzusehen, wenn der Grammatiker sie der Analogie und den allgemeinen Bildungsgesetzen der Sprache widersprechend finden sollte; es bleibt ihm dann Nichts übrig, als die Entstehungsweise oder Veranlassung solcher Abweichung nachzuweisen. Ist aber der Sprachgebrauch selbst zweifelhaft und schwankend, so hat der Grammatiker kritisch zu verfahren, indem er durch Prüfung das Richtigere zu ermitteln und nach sicheren Gründen festzustellen sucht[1]).

Ueber die Norm einer richtigen Aussprache des Schriftdeutschen sagt Heyse: „Man hat viel gestritten und streitet fortwährend, in welcher Gegend Deutschlands oder in welcher deutschen Stadt das reinste Hochdeutsch gesprochen werde. Der Niedersachse, der Hannoveraner, der Berliner, der Leipziger oder der Meißner, Jeder schreibt sich die reinste Aussprache zu, da doch Keiner frei von fehlerhaften landschaftlichen Eigenheiten ist; während der Schwabe, der Baier, der Oesterreicher jene zuversichtliche Behauptung als eitle Anmaßung verlacht, die feinere Aussprache des Niederdeutschen affectiert findet und seiner derbkräftigen heimathlichen Mundart getreu bleibt, ohne sie deshalb für die einzig richtige auszugeben. Allerdings verdient jener Dünkel einzelner nieder- und mitteldeutscher Städte und Landschaften um so mehr Tadel, je mehr gerade dieses eitle Selbstgefühl der Berichtigung der Aussprache im Wege steht, denn in Wahrheit spricht

[1]) Vgl. Karl Ludwig Heyse, System der Sprachwissenschaft, S. 5, 230 ff.; Schulgrammatik (Ausgabe von 1840) Vorrede S. XIII; Ausführliches Lehrbuch (1838) I, 117, 141 ff.

das Volk oder auch die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten, die freilich meist nur Halbgebildete sind, in keiner Stadt oder Gegend Deutschlands ein vollkommen fehlerfreies Hochdeutsch, welches vielmehr Jeder durch beabsichtigtes und bewußtes Vermeiden aller bloß mundartlichen Eigenheiten sich erst auszubilden hat" [1]).

Eigenthümlich als Grammatiker steht da Karl Ferdinand Becker (1775—1849). Er geht wie Heyse aus von Wilhelm von Humboldt, dh. von der Auffassung, welche die Sprache sich vorstellt nicht als ein von Menschen erfundenes, mit bewußtem Verstand fortgebildetes und daher auch durch künstliche Cultur zu verbesserndes Product, sondern als ein organisches Erzeugniß der menschlichen Natur und als solches selbst ein in all seinen Theilen und Verhältnissen organisch gegliedertes Ganze. Auch die Arbeiten Jacob Grimms sind Becker nicht fremd, aber er ist ein Mann ohne alle historische Ader, seine Sprachforschung kann sich von der Betrachtungsweise nicht losreißen, nach welcher Logik und Sprache sich decken sollen. — Der Mensch, führt er aus, spricht, weil er denkt, und mit der Verrichtung des Denkens ist zugleich die Verrichtung des Sprechens gegeben. Die Sprache ist nichts Anderes als der in die Erscheinung tretende Gedanke, und beide sind innerlich nur eins und dasselbe. Daher müssen sich in der Sprache die Gesetze des Denkens wiederfinden lassen.

„Nur der Geist des Volkes ist eigentlich der bildende Sprachgeist, und nur was aus ihm hervorgeht, stellt sich auch in der Sprache in einer organisch gesunden Form dar; was nicht aus ihm hervorgegangen, wird von der Sprache wieder ausgestoßen oder bleibt ihr doch mehr oder weniger fremd. Die Schöpfungen der reflectierten Intelligenz, also die Terminologien der Künste und Wissenschaften und die Redeformen des künstlich gebildeten Lebens stehen weit zurück gegenüber den aus dem Sprachgeiste geschaffenen Benennungen der Handwerke, des Ackerbaues und der Jagd und den Redeformen des eigentlichen Volkslebens. Bei jenen ist häufig die Form schwerfällig und die Bedeutung dunkel und unbestimmt; indes bei diesen meistens die Form leicht und einfach und die Bedeutung klar und bestimmt ist." Nach diesem Grundsatze beurtheilt Becker die Zusammensetzungen und die Fremdwörter. Das Wesen der erstern besteht für ihn nicht sowohl darin, daß zwei Begriffe und Wörter äußerlich mit einander zusammengesetzt, als darin, daß sie innerlich zu einer organischen Ein-

[1] Ausf. Lehrb. I, 160, Anm.

heit verbunden sind. Fremdwörter gereichen der Sprache zum Nachtheile, da sie nicht so wie das heimische Wort, dessen Bedeutung sich uns in seiner Verbindung mit der Wurzel, mit seinen Sippen aufschließt, verstanden werden. Alle Fremdlinge nach langem Besitzstande wieder ausstoßen wollen, ist freilich unmöglich. Fremdwörter aber, welche sich neben den deutschen eingedrungen haben, ohne einen Unterschied der Bedeutung zu bezeichnen, sind durchaus müßig, die Sprache würde sie alle schon wieder ausgestoßen haben, wenn nicht eine ärmliche Eitelkeit auf Bekanntschaft mit ausländischen Sprachen und vornehmer Gesellschaft sie in Schutz nähme. — An der wissenschaftlichen Terminologie hält Becker fest: Wissenschaft und Kunst werden dadurch gefördert, daß der wissenschaftliche Verkehr unter den verschiedenen Völkern durch eine für alle verständliche Terminologie erleichtert wird. Die griechische und lateinische Terminologie gestattet beim wissenschaftlichen Vortrage eine Leichtigkeit der Bewegung, welche bei einer deutschen Terminologie nicht erreichbar wäre. Wir bilden z. B. von Idee leicht: Ideal, ideell, Idealismus, idealisieren; und unser Sprachgefühl wird gewiß durch die fremden Wörter weit weniger verletzt als durch breite Umschreibungen und monströse Zusammensetzungen, welche die fremden Wörter ersetzen könnten.

Aus der Anschauung, daß, weil der menschliche Gedanke auch nur einer sei, es nach der gedanklichen Seite eigentlich nur eine Sprache gebe[1]), folgt die weitere über das Wesen und die Aufgabe der Grammatik: Die Grammatik einer besonderen Sprache soll die organischen Verhältnisse des allgemeinen Sprachorganismus in den besonderen Formen dieser besonderen Sprache nachweisen. Die individuelle Sprache wird nur verstanden, wenn sie an die allgemeine Grammatik gehalten wird. — So lange ein Volk die ihm gewordene Sprache rein bewahrt und nur in ihr sich bewegt und lebt, bedarf es keiner Grammatik. Je mehr aber unterschiedene Sprachen und Mundarten sich in der Sprache eines Volkes vermischen, und je mehr Fremdartiges derselben durch die Cultur zugeführt worden, um desto mehr bedarf es einer Grammatik, welche ihm die durch die Beimischung des Fremdartigen getrübte Bedeutung der Formen wieder zum Bewußtsein bringe. Der niedersächsische und der oberrheinische Landmann bedarf keiner Grammatik, um die Sprache seines Landes richtig zu sprechen; aber wenn beide hochdeutsch sprechen oder gar schreiben wollen, so bedürfen

[1]) Diese Anschauung ist indes verfehlt. Wir müssen vielmehr mit Wilhelm von Humboldt annehmen, daß auch der gedankliche Theil der Sprache je nach dem Charakter einer Nation verschieden ist.

sie ihrer . . . Nur muß die Grammatik sich hüten, Unterscheidungen, Gesetze und Regeln in die Sprache zu legen, welche dem Organismus derselben fremd sind; so würde sie selbst dazu beitragen, daß die Bedeutung der Formen noch mehr getrübt werde, deren Verständniß sie uns zu einem klaren Bewußtsein bringen soll. Nicht die Form nämlich, sondern, als unmittelbarster Ausdruck des Gedankens, die Bedeutung der Wörter und ihrer Verbindungen soll die Grundlage der grammatischen Aufstellungen bilden.

Im Verständniß der Bedeutung der Wörter und ihrer Verbindungen (Syntax) sieht daher Becker das Mittel, die hochdeutsche Sprache dem Volke zugänglich zu machen. Aufgabe der Sprachlehre dabei ist, daß sie durch Erschließung der inneren Bildungsgesetze der Sprache uns in den Stand setze, zu beurtheilen, ob die Sprechweise im Einzelnen diesen Gesetzen gemäß sei oder nicht. — Für diesen Unterricht soll aber neben der Sprachlehre auch das Sprachgefühl herbeigezogen werden, welches wir dadurch erlangen, daß wir von Kindheit an immer unsere Muttersprache hören und selbst sprechen. Dieses Gefühl lehrt uns, ohne daß wir uns bestimmt der Regeln bewußt sind, leicht unterscheiden, ob richtig oder fehlerhaft gesprochen wird. Es sagt uns zwar nicht, warum ein Ausdruck fehlerhaft ist; aber als ein Gefühl, welches sich in uns mit der Sprache selbst entwickelt hat, leitet es uns, wenn es ausgebildet ist, sicherer als alle Sprachregeln. Das Volk hat überhaupt ein sehr bestimmtes und sehr richtiges Sprachgefühl für das, was in der Mundart des Volkes gesprochen wird: aber wenn Diejenigen, welche im täglichen Leben die Mundart des Volkes sprechen, hochdeutsch sprechen sollen, so verläßt sie meistens das Sprachgefühl [1]).

Das Verhältniß von Schriftsprache und Mundart und die Norm für die erstere stellt Becker folgendermaßen dar: Da die hochdeutsche Sprache nicht eine besondere, in sich fest begründete Mundart ist, so ist sie von den Mundarten zwar verschieden, aber denselben nicht entfremdet oder gar entgegengesetzt. Die Mundarten sind vielmehr die lebendigen Stämme, von welchen sie getragen und genährt wird. Die hochdeutsche Sprache kann daher keine Wortformen und keine Redeformen in sich aufnehmen, die nicht in irgend einer Mund-

[1]) Vgl. Beckers Organism der Sprache, Vorr. z. I. Ausg. 1827 und II. Ausg. 1841 Text § 1, 6, 8, 10, 12, 44. Ausf. dtsch. Grammatik, Bd. I (1836 § 24. Ferner die Schrift Beckers Ueber die Methode des Unterrichts in der deutschen Sprachlehre K. v. Raumer: Der Unterricht im Deutschen, in K. v. Raumers Gesch. d. Pädagogik III 2, 100.

art der deutschen Volkssprache in's Leben getreten sind. Die Uebereinkunft der Gebildeten, welche die hochdeutsche Sprache von der gemeinen Volkssprache geschieden hat, kann nur bestimmen, welche Wort- und Redeformen aus dieser oder jener Mundart vorzugsweise in die hochdeutsche Sprache sollen aufgenommen werden, und auf diese Uebereinkunft gründet sich der hochdeutsche Sprachgebrauch, nach welchem wir im Stande sind, zu entscheiden, nicht sowohl ob eine Wort- oder Redeform deutsch, als ob sie hochdeutsch sei.

Da die Sprache die Gesetze ihrer Entwicklung in sich selbst hat, so muß man wohl annehmen, daß der Sprachgebrauch, dh. das, was in einer Sprache Brauch ist, auch als eine Norm gelte, nach welcher wir entscheiden können, ob Wort- oder Redeformen sprachrichtig oder sprachwidrig sind. Wir müssen jedoch hier unterscheiden zwischen dem deutschen Sprachgebrauche, dh. dem, was in der deutschen Volkssprache Brauch ist, und dem hochdeutschen Sprachgebrauche, dh. dem, was in der hochdeutschen Sprache Brauch ist. Jede mundartische Form ist als solche sprachrichtig und deutsch. Anders verhält es sich mit dem hochdeutschen Sprachgebrauche. Insofern die hochdeutsche Sprache sich durch eine Uebereinkunft der Gebildeten von der Volkssprache abgesondert hat, ist der hochdeutsche Sprachgebrauch nicht sowohl der Ausdruck der inneren Gesetzlichkeit als vielmehr das Ergebniß einer Uebereinkunft, welche sich zur Sprache als eine äußere und mehr oder weniger willkürliche Gesetzgebung verhält. Auch wird das Sprachgefühl, dieser natürliche Wächter der organischen Bildung, welches sich in den Eigenthümlichkeiten der Mundarten lebendiger und bestimmter entwickelt, in der hochdeutschen Sprache gerade dadurch, daß sie sich von den Eigenthümlichkeiten der Mundarten ausscheidet und daß sie von den Meisten erst muß erlernt werden, getrübt und unbestimmt [1]).

Ueber die Aussprache des Hochdeutschen wird bemerkt: Wir müssen in zweifelhaften Fällen diejenige Aussprache als die richtige ansehen, die durch den Schriftgebrauch allgemein als die richtige bezeichnet wird. Es ist jedoch ein grobes Mißverständniß, wenn man neben dem Gesetze: Schreibe wie man richtig spricht — zugleich die Vorschrift: Sprich wie man allgemein schreibt — als das eigentliche Gesetz der richtigen Aussprache darstellt. Die Aussprache hat ihr Gesetz in der gesprochenen Sprache selbst; und der gemeine Schriftgebrauch ist nicht das Gesetz der Aussprache, sondern nur ein Mittel,

[1] Ausf. Gramm. I, § 23.

an dem man in zweifelhaften Fällen die richtige Aussprache erkennt[1]).

Theodor Becker, der die Schulgrammatik seines Vaters neu bearbeitete und in dieser Neubearbeitung der historischen Forschung ein größeres Feld einräumte, betont die Nothwendigkeit eines Unterrichts in der deutschen Grammatik, nachdem die Schriftsprache als Trägerin der gesammten geistigen Bildung der Nation erlernt werden muß. Daß das natürliche Sprachgefühl durch die grammatische Betrachtung gestört werde, sei zugegeben, aber ohne reflectierende Verstandesbildung sei überhaupt keine Schulbildung möglich, und sodann finde man jene geheimnißvolle Unmittelbarkeit des Sprachgefühls nur noch in abgelegenen Gegenden, wo der Einfluß der Schriftsprache und unserer gesammten Bildung noch nicht eingedrungen ist. Da lebt noch jene wunderbare, naturwüchsige Frische der Volksmundarten, in denen Wort und Gedanken unmittelbar Eins sind und die Sprache unbewußt mit der größten Sicherheit und zugleich mit der strengsten Gesetzmäßigkeit gehandhabt wird. Wo aber mit einer allgemeineren Bildung der Gebrauch der Schriftsprache eindringt, da geht jene natürliche Sicherheit verloren, und Niemand ist im Stande, jene Unmittelbarkeit der Volksmundarten zu erhalten. Anderseits könne der Unterricht in der Muttersprache gerade wieder ein wirksames Mittel gegen die einseitige Abstraction der Schriftsprache werden, indem die Schule suche, den Schüler durch den grammatischen Unterricht dahin zu bringen, daß er die neuhochdeutsche Sprache mit Bewußtsein eben so sicher gebrauche wie der Ungebildete in natürlicher Unmittelbarkeit seine Mundart. Der Unterricht müsse namentlich in der Lehre von der Wortbildung die sinnliche Anschauung, worauf die Wurzeln beruhen, zum Bewußtsein bringen, Wortbildungen der Volksmundart, welche die ursprüngliche sinnliche Frische behalten haben, wahren und pflegen, damit die Schriftsprache nicht verarme, sondern sich aus den Mundarten immer wieder erneuere und stärke, denn die sinnliche Anschauung sei die wesentlichste Bedingung des schönen Stils, und der Gebrauch abstracter Phrasen sei es vorzüglich, worin sich die vergeistigte Bildung unserer Zeit und der Mangel an eigenen Gedanken kund gebe[2]).

Die Bemerkungen Beckers über den Unterschied von angeborener Mundart und der durch Schulung zu erwerbenden Schriftsprache führen uns auf denjenigen bedeutenden Gelehrten, der, obwohl entschiedener

[1]) Ebd. III 1837 § 286.

[2]) Vorr. z. VIII. Aufl. d. Schulgrammatik (1863).

Anhänger der historischen Richtung Jacob Grimms und selbst Forscher auf dem Gebiete des Altdeutschen und der Sprachgeschichte, den Errungenschaften und Forderungen der Sprachwissenschaft gegenüber die Berechtigung eines unbefangenen Urtheils vorzugsweise nach dem Standpunkt des Pädagogen und des praktischen Lebens vertreten hat: Rudolf von Raumer. — Raumer, dessen Verdienst es ist, den Unterschied zwischen Laut und Schrift zuerst nachdrücklich hervorgehoben zu haben, tadelt die absichtliche Vernachlässigung der Lautverhältnisse der Mundarten in Grimms Grammatik, da doch gerade diese die einzige Quelle seien, um uns z. B. den Vorgang der Lautverschiebung in der bloß gesprochenen Sprache zu erklären; andernfalls komme man über einen bloßen etymologischen Buchstabenwechsel nicht hinaus[1]). Diese Abwendung Grimms von einer selbständigen und eindringenden Erforschung der gesprochenen Mundarten habe ihn anderseits auch gehindert, das Wesen der Schriftsprache zu erkennen; er behandle diese wie eine Mundart, wenn er es für eine Thorheit erkläre, die eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen, eine jede deutsche Sprachlehre zum praktischen Gebrauch für verwerflich halte und die Grammatik nur für Gelehrte bestimmt wissen wolle. Der Grundirrthum Grimms sei, nur das Natürwüchsige anzuerkennen und alles Reflectierte zu verwerfen. Nun aber habe an der Ausbildung unserer deutschen Gemeinsprache die Schrift in hervorragendem Maße mitgewirkt, sie sei also kein reines Naturproduct, und eben deshalb habe Grammatik und Schule ihren Antheil an der Erlernung ihres fehlerfreien schriftlichen und mündlichen Gebrauches. — Weil Grimm nichts wissen wolle von einer neuhochdeutschen Schriftsprache, die in den meisten Punkten bereits grammatisch festgestellt ist, glaube er sich befugt, den anerkannten Sprachgebrauch durch vermeintliche Constructionen zu meistern, indem er die schwachen Masculina auch da, wo ihnen der Gebrauch der Schriftsprache schon längst die Endung en gegeben, auf die alte Form mit bloßem e (Brate, Boge) zurückschiebe, trotzdem unsere classischen Dichter die neuere Form durch den Reim gesichert und eine Unzahl von Grammatiken dieselbe in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen haben. „Hat die Schriftsprache eines Volkes eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht, so wird man die Formen, deren sich die Classiker jener Höhezeit bedienten, als mustergiltig bezeichnen. Es wird dies um so mehr geschehen, wenn jene Formen, durch eine weit verbreitete Schulbildung grammatisch

[1]) In der Recension von Rumpelts Deutscher Grammatik, abgedr. in den Gesammelten sprachwissensch. Schriften.

festgestellt, Gemeingut aller Gebildeten geworden sind." Die Formen selbst hat der Grammatiker als ein Gegebenes zu behandeln, er lehrt auf dieser Grundlage, was der Schriftsprache angemessen ist, was nicht. — „Inwieweit schöpferische Geister, die durch ihre Erzeugnisse neue Epochen der Litteratur begründen, sich von jenen Formen lossagen dürfen, ist eine Frage, die sich nur thatsächlich entscheidet. Bei andern Menschen aber nennt man Verstöße gegen den festgestellten Sprachgebrauch Schnitzer. Diese Ueberzeugungen sind in den sensus communis aller Gebildeten so fest eingewurzelt, daß sie allen entgegenstehenden Theorien Trotz bieten." Grimm aber gehe aus von der vorgefaßten Meinung, daß wir in der Geschichte der älteren germanischen Sprachen das Gesetz besitzen, nach welchem sich die deutsche Sprache hätte entwickeln sollen. Was diesem Gesetz entspricht, ist „organisch", was von ihm abweicht „unorganisch", und so glaube sich der Grammatiker befugt, wo irgend möglich, das „Unorganische" wieder zu beseitigen und das angeblich „organisch Richtige" an dessen Stelle zu setzen [1]).

Seine Gedanken über das Verhältniß der Schule zur Sprache und über die Wechselwirkung von Schrift und Sprache führt Raumer in einer Reihe von Abhandlungen weiter aus. Das Wesen der Schriftsprache wird folgendermaßen definiert: „Die hochdeutsche Schriftsprache ist eine lebende Schriftsprache. Sie ist also in die Mitte gestellt zwischen die todte Schriftsprache und die lebende Mundart. Als Schriftsprache hat sie den Charakter des unveränderlich Feststehenden, das auf den bereits vorhandenen mustergiltigen Schriftwerken ruht und sich den aus diesen gezogenen grammatischen Regeln unterwirft. Als lebende Schriftsprache hat sie den Charakter des Werdenden, das sich durch den Einfluß der gesprochenen Mundarten und der Individualität des Schreibenden ändern kann. Wollte man dem Schreibenden gestatten, sich um das als Schriftsprache anerkannte Feststehende gar nicht zu bekümmern und nur seiner eigenen Mundart zu folgen, so wäre es um die gemeinsame Schriftsprache gethan. Wollte man dagegen die individuelle Fortbildung des Ueberlieferten ganz ausschließen und nur gestatten, was sich aus den bereits vorhandenen Schriftwerken belegen läßt, so würde man keine lebende Schriftsprache mehr haben, sondern eine todte".

Hieraus ergibt sich nach Raumer für die schulmäßige Behandlung des Deutschen ein Weg, der die Mitte hält zwischen der völlig ab-

[1] Vgl. Raumers Geich. d. germ. Philologie, S. 654—58, 712 13; Ges. sprachw. Schriften, S. 347 ff., 358, 359.

lehnenden Anschauung Grimms und der früheren Grammatik, die das Deutsche wie eine fremde Sprache lehrte: „Die Schule hat allerdings in die Sprache des Schülers regelnd einzugreifen, indem sie dieselbe unter die anerkannten Gesetze der deutschen Schriftsprache beugt. Aber sie soll dies thun, ohne die Quellen muttersprachlicher Schöpferkraft auszutrocknen. Vermeidet sie das letztere nicht, so nimmt sie dem Menschen sein schönstes Gut, die aus dem Innern quellende Rede, und schiebt ihm statt dessen den Wechselbalg angelernter Phrasen unter[1])."

„Die Aufgabe der Schule in Bezug auf den Unterricht im Deutschen ist die Ueberlieferung der hochdeutschen Schriftsprache und der in ihr niedergelegten Litteratur. In den verschiedenen niederen und höheren Schulen wird also die Grenze des Unterrichts im Deutschen dadurch bezeichnet sein, wie weit sich die Stände, die ihre Bildung in diesen Schulen erhalten, an der hochdeutschen Schriftsprache und deren Litteratur d. h. als Leser) betheiligen sollen. Denn nicht die Mundart, die das Kind ohne Unterricht in seiner Familie erwirbt, sondern nur die Heranführung an das Verständniß oder auch an den Gebrauch der Schriftsprache kann Aufgabe der Schule sein." — Als Lehrziel für die Volksschule stellt Raumer auf, die Schüler dahin zu bringen, daß sie die hochdeutschen Bücher lesen können, die für sie bestimmt sind, und die Dinge einigermaßen zu Papier bringen, die das Leben von ihnen verlangt. Der Unterricht hat von der gesprochenen Mundart auszugehen, und von ihr sollen die Schüler allmählig zur Schriftsprache übergeleitet werden, soweit sie sich überhaupt an derselben betheiligen sollen. Der Lehrer wird sich hüten, nach Art der früheren Unwissenheit den Schülern die Formen ihrer Mundart als Sprachfehler zu bezeichnen. Er wird sich vielmehr damit begnügen, ihnen zu sagen: so spricht man wohl, aber so schreibt man nicht. Was aber vollends über diese Hauptabweichungen hinausgeht, das wird der Lehrer theils gar nicht berühren, theils wird er es in einer Weise thun, die nicht darauf ausgeht, das schriftdeutsch Richtige mit der eisernen Strenge durchzuführen, die in höheren Schulen allerdings heilsam und nothwendig ist. Dagegen solle auf dem Gymnasium Denjenigen, die es zur Universität verbreitet, die hochdeutsche Schriftsprache für den mündlichen und schriftlichen Gebrauch womöglich so zur zweiten Natur werden, daß sie ihrer in derselben Weise mächtig sind, wie der schriftlose Mensch im mündlichen Verkehr seinen Dialekt zu handhaben weiß. In Bezug auf die neuere

[1]) Sprachw. Schr., S. 207.

deutsche Litteratur bilden diese Stände den wesentlichsten Theil des Publicums. Für sie haben unsere großen Dichter und Prosaiker ihre Werke zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise geschrieben. — Endlich tritt auf der Universität die wissenschaftliche Behandlung unserer Sprache und Litteratur ein, und auch hiezu wird das Gymnasium die elementare Vorbereitung zu geben haben[1]).

In Karl von Raumers Geschichte der Pädagogik, welcher die Schrift über den Unterricht im Deutschen einverleibt ist, wird der Gedanke ausgesprochen, daß, nachdem durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und unter dem Einflusse der Reformation allmählig die Trennung zwischen lesenden und nichtlesenden Ständen aufgehört, der schöpferische Sprachinstinct des Volkes verloren habe, in gleichem Maße aber die besonnene Klarheit der Rede gewachsen sei[2]). Von diesem Satze geht Rudolf von Raumer bei Erörterung des Verhältnisses von Schrift und Sprache aus. „Bevor es schriftliche Aufzeichnungen gibt, lernt der Einzelne seine Sprache nur von seiner Umgebung, von seinen Eltern und Genossen, die Sprache geht nur vom Mund zum Ohre. Mit dem Entstehen der geschriebenen Litteratur öffnet sich eine neue Quelle auch für die Erlernung und Entfaltung der Muttersprache. Wer sich den Zugang zu dieser Quelle verschafft, der tritt in Berührung mit Erzeugnissen seiner Muttersprache, deren Urheber durch hunderte von Meilen und von Jahren von ihm getrennt sind. Durch den Einfluß dieser geschriebenen Werke beginnt die Sprache des Lesenden sich zu unterscheiden von der Sprache seiner nichtlesenden Umgebung, und vollends wenn er selbst wiederum schreibt, wird er meistens geneigt sein, sich dem anzuschließen, was er gelesen hat. So hebt sich die Schriftsprache mehr und mehr ab von der örtlichen Volksmundart. Da nun aber neben dem Lesen das Sprechen fortbesteht, da die mündliche Ueberlieferung der Sprache von Geschlecht zu Geschlecht ihr Recht behauptet, so bewahren die Volksmundarten ihr eigenthümliches Leben und ihre naturwüchsige Fortentwicklung. Und weil kein Mensch, am wenigsten gerade die tüchtigsten, bloß durch Lesen und aus Büchern lernt, weil doch Jeder, auch der verbildetste, erst einige Jahre spricht, ehe er liest, so strömt nun auch die Sprache des Schreibenden aus zwei Quellen, nämlich einerseits aus dem Gelesenen und andererseits aus der Mundart. Die Stärke dieser zwei Zuflüsse kann fast bis zum Verschwinden des einen verschieden sein. Aber wirksam sind sie in jeder lebenden

[1]) Der Unterricht im Deutschen K. v. Raumers Gesch. der Päd. III 2, 105 ff., 108 ff., 119 ff.).

[2]) III 2, 11.

Schriftsprache. Ist nun, wie jetzt bei uns in Deutschland, eine ausgeprägte Schriftsprache vorhanden, so wirkt diese wieder zurück auf die gesprochene Sprache, und so bildet sich auch für den mündlichen Verkehr eine Sprache, die sich von den örtlichen Mundarten unterscheidet, und die in den mannigfachsten Abstufungen und vielfältigen provinciellen Unterschieden aus der Verschmelzung der Dialekte und der Schriftsprache hervorwächst" [1]. — Dagegen verengt sich das Gebiet, auf welchem der Grammatiker wenigstens einen Antheil an der Entscheidung hat, in dem Maße, als die Litteratur sich erweitert. Er darf nur das als Schriftsprache ausbieten, was er wirklich bei den Schriftstellern vorgefunden hat. Bei zwiespältigem Sprachgebrauch mag er sich auf die eine oder die andere Seite stellen, aber dem übereinstimmenden Sprachgebrauch der classischen Schriftsteller hat er sich zu unterwerfen, er mag ihm nun gefallen oder nicht. — „Nur dem Schriftsteller steht frei, über das Gegebene hinauszugehen, Provincialismen durch Aufnahme in seinen Text zu adeln, vergessene Redeweisen neu zu beleben. Ist nun auch der Schriftsteller vor jedem Mißbrauch dieses seines Rechtes zu warnen, so steht ihm doch in einer lebenden Schriftsprache dieses Recht unzweifelhaft zu, freilich nur innerhalb der einem Jeden gezogenen Schranken. Setzen sich dann solche neu aufgebrachte Formen fest, so entstehen Doppelformen, die der Grammatiker verzeichnet und deren einer er auch den Vorzug vor der andern geben mag. In welcher Art aber der Schriftsteller mit feinem Gefühl eine archaistische Form in der einen Verbindung hegt, während er sie in der andern von sich weist, das lernt der Grammatiker, indem er dem Sprachgebrauch des Schriftstellers mit Sorgfalt nachgeht. Im Voraus kann er es nicht wissen" [2].

[1] III 2, 105 ff.

[2] Ges. Schr., S. 147 ff. — Etwas weiter dehnt K. G. Andresen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen; hier nach der dritten Ausg., Heilbronn 1881, S. 6 citiert, die Befugniß des Grammatikers aus, in die Schriftsprache als etwas in vielen Stücken dem absichtlichen Einfluß des menschlichen Willens Ueberlassenes einzugreifen. Diese Prüfung hat weniger in der Weise zu geschehen, daß überall das Organische vom Unorganischen gesondert wird, da eben Mißbräuche und Mängel mit der Länge der Zeit sich Giltigkeit erwerben, sondern der besonnene Sprachgelehrte und Grammatiker, „der sich nicht zum Gesetzgeber aufwerfen, aber als unentbehrlicher Anwalt und Berather gelten und den Lauf der Sprache nöthigenfalls regeln will", wird seine Aufmerksamkeit zunächst darauf richten, daß sowohl anerkannte Fehler, zumal auch diejenigen, die auf landschaftlichen Gewohnheiten beruhen, beseitigt werden, als daß insbesondere in den zahllosen Fällen der Schwankung und Unsicherheit durch wissenschaftlichen Nachweis der an sich allein berechtigten Wort- oder Redeform ein zweifelloses und unzweideutiges Vorrecht oder vielmehr das ausschließliche Recht zuerkannt werde.

Wie der Sprachgebrauch so ist nun auch die Aussprache selbst von dem Geschriebenen abhängig. — Bei ihrem Beginn, sagt Raumer, richtet sich die Schrift ganz nach der Aussprache. Ist die Schrift erst festgestellt, so wirkt sie regelnd auf die Aussprache zurück. In einer Schriftsprache, die wie unsere gegenwärtige neuhochdeutsche eine Fülle classischer Schriftwerke und diese in einer geregelten und fast durchweg feststehenden Schreibung besitzt, ist die erste und vorzüglichste Quelle für die Bestimmung der den einzelnen Wörtern zukommenden Laute die bisherige Schreibung. Die Gebildeten in den verschiedenen Theilen Deutschlands kennen die lautliche Geltung unserer Schriftzeichen sehr gut, selbst wenn sie sich in ihrer eigenen Praxis nicht überall ganz streng an die durch die Schriftzeichen ausgedrückten Laute halten. Nur in vereinzelten Fällen, wie beim anlautenden st, herrscht ein wirklicher Zwiespalt der Auffassung, bei welchem jeder Theil in seinem Rechte zu sein behauptet[1]).

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein, daß alle gebildeten Deutschen ununterscheidbar gleich sprechen oder sich auch nur bestreben, dies zu thun. Denn erstens gibt es eine Seite der Sprache, die unsere Schrift überhaupt unbezeichnet läßt, nämlich den Ton der Sprache, der bekanntlich vom Laut genau zu unterscheiden ist. An diesem Ton würde man z. B. einen Rheinpfälzer von einem Altbaiern sehr leicht unterscheiden, wenn sie auch wirklich die Laute, welche allein wir durch unsere Buchstaben bezeichnen, vollkommen gleichmäßig aussprächen. Zweitens aber darf man auch nicht einmal eine unbedingte Gleichmäßigkeit in der Hervorbringung der Laute erwarten[2]). Denn ein feineres Ohr vernimmt so viele kleine Unterschiede und Schattierungen der Laute, daß keine Schrift in der Welt sie alle zu bezeichnen vermag. Wollen wir untersuchen, ob es eine gemeinsam anerkannte gebildete deutsche Aussprache gibt, so dürfen wir nicht eine Gleichmäßigkeit erwarten, die auch jene feineren Spielarten der Hauptlaute ausschließt. Die Ungleichmäßigkeit tritt vielmehr erst ein mit der Verwechslung der Hauptlaute.

Schließen wir die Frage nach einer als richtig anerkannten, von der Volksmundart verschiedenen, gebildeten deutschen Aussprache in die angegebenen Grenzen ein, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es eine solche Aussprache gibt. Darauf kommt es nicht an, wie Viele oder wie Wenige sich einer solchen Aussprache befleißigen, und ob es bei derselben noch streitige oder offen gelassene Punkte gibt,

[1]) Ges. Schr., S. 113, 219.
[2]) Vgl. ob. S. 470, Anm. 1.

sondern eben die Thatsache, daß man sich einer solchen Aussprache befleißigt, beweist deren Vorhandensein. Wäre die zu Recht bestehende Verschiedenheit eine so durchgreifende, daß von einer Gemeinsamkeit keine Rede sein könnte, wie wäre es dann möglich, einem Ausländer Anweisung über die Aussprache der deutschen Buchstaben zu geben? Wie könnte in Deutschland selbst von Orthoepie die Rede sein? Wie könnte man auch nur streiten über die Reinheit oder Unreinheit der Aussprache eines Redners oder Schauspielers, wenn von vorneherein schon feststünde, daß jedesmal der Eine so gut Recht hat wie der Andere?"

Die reine und gebildete Aussprache gründet sich also in erster Linie auf die festgestellte Schreibweise. Je mehr sich nun das Gebiet der neuhochdeutschen Schriftsprache erweiterte, und je mehr sie sich von ihrem ersten Ursprung entfernte, um so überwiegender wurde die Rückwirkung der Schrift auf die Aussprache. Wäre sie zu unbeschränkter Herrschaft gelangt, so hätte die Aussprache, an die einmal gegebene Schreibweise gefesselt, eigentlich keine Veränderung mehr eingehen können. Aber daneben erhielt sich die lebendige mündliche Ueberlieferung. Diese war nach der Natur der Sache wandelbarer als das in der Schrift festgehaltene Wort und war überdies in die Mitte gestellt zwischen die Sprache der Bücher und die landschaftliche Mundart. So sehr daher auch diese mündliche Ueberlieferung unter dem Einflusse der Schrift stand, so fanden doch in der gesprochenen Sprache allmählig Umwandlungen statt, denen dann wieder die Schreibweise nach ihrem vorherrschend phonetischen Charakter nachzukommen suchte.

Für die Rückwirkung der Schreibung auf die Aussprache liefert die Geschichte der hochdeutschen Sprache unter den Niederdeutschen einen merkwürdigen Beleg. Weit mehr als andere deutsche Stämme mußten die Niedersachsen die hochdeutsche Schriftsprache erst erlernen, weil diese gar zu weit abstand von ihrer angestammten Mundart. Eben deswegen aber hatte die Volksmundart um so weniger Einfluß auf die hochdeutsche Aussprache des gebildeten Niederdeutschen. — Die Fälle, in denen man ein Abgehen von der Schrift gestattet, sind Ausnahmen von der Regel. Daß man aber als Regel die richtige Aussprache nach der angenommenen Schreibweise beurtheilt, ist eine nothwendige Folge von dem Grundsatz der deutschen Grammatiker, durch die Schriftzeichen die richtige Aussprache wiedergeben zu wollen. Sind in einer Sprache Schreibweise und Aussprache erst einmal in solcher Art verwachsen, so ist es um jede durchgreifende Aenderung der Orthographie eine mißliche Sache. — Wenn man sich auf Verschiedenheit

in der Aussprache selbst der Gebildeten beruft, so läßt man gewöhnlich eine wichtige Frage ganz unerwogen, nämlich die nach der Gattung der Rede, in welcher sich die Gebildeten dieser oder jener Aussprache bedienen, sei es das trauliche Gespräch mit Landsleuten, sei es in Gesellschaft mit Deutschen anderer Stämme, sei es auf der Rednerbühne oder beim Vortrag unserer Dichter. Das Bestreben einer guten Lautschrift, einer besonderen von der Orthographie getrennten Orthoepie möglichst wenig übrig zu lassen, erscheint um so wichtiger, als wir keine Hauptstadt haben, deren Orthoepiker für die Provinzen den Ton angeben könnten, sondern unser gemeinsamer Anhalt ist „die durch die Schrift fixierte Wortform“ [1]).

Wilhelm Wackernagel bringt die Entwicklung der deutschen Sprache mit der Entfaltung der Litteratur in Zusammenhang. Der althochdeutschen Litteratur, so führt er aus, gab das Kloster, der mittelhochdeutschen der Hof das Gepräge, die neuhochdeutsche ist Schöpfung und Eigenthum der Bürger und zwar der Gelehrten unter diesen, denn nicht mehr unmittelbar aus dem frischen Leben, sondern aus einer Gelehrsamkeit, die dem Leben des Volkes meist entfremdet ist, wächst die neuhochdeutsche Litteratur empor. Darum hat die Epik untergehn, darum selbst in der Lyrik das Singen dem Sagen, ja das Sagen überall einem taubstummen Lesen, dem Schreiben und dem Drucken weichen müssen. Auf dieser Grundlage ruht die neuhochdeutsche Sprache, sie ist im Gegensatz zu den Mundarten des täglichen Lebens die Sprache der Litteratur, der Gelehrsamkeit, der Bildung, eine Schriftsprache. Diese Schriftsprache und was ihr die Regel gibt ist jetzt weder vorzugsweise in Obersachsen noch irgend sonstwo im Norden, sie ist jetzt nirgends mehr daheim, weil sie es überall ist, muß überall erst gelernt und geübt werden, kennt für ihre Worte und Wendungen kein anderes Gesetz mehr als den classisch ausgebildeten Gebrauch, und für die Aussprache keine andern Regeln, als die sich in der geschichtlich wohlbegründeten Rechtschreibung erweisen [2]).

Während nach der sinnlichen Seite die Formgebung der heutigen Sprache arm erscheint, ist es nun eine Nothwendigkeit, daß sich in ihr der größte Reichthum geistiger Art ausprage, und daß sie die Mittel darbiete, auch das tiefst und feinst Gedachte noch in Klarheit und Schärfe mitzutheilen und jedem Streiflicht, jedem leisesten Schatten der Empfindung einen Ausdruck zu geben, der zum Nachempfinden sowohl nöthigt als befähigt. Diese durchgehende Vergeistigung der

[1] Ges. Schr., S. 117 ff., 254.
[2] VG. §§ 91 u. 93.

Sprache würde die sichere Vorbotin ihres baldigen Absterbens sein, wenn nicht eine Art von Erstarrung sie bewahrte vor der Auflösung und Verwesung. Diese Stabilität wiederum ist die Wirkung der Schriftsprache, wie sie durch den Buchdruck festgehalten wird, und wie sie weniger nach den in ihr selber liegenden Gesetzen sich frei entwickelt, als vielmehr den Regeln folgt, die ihr von außen her auferlegt werden durch die Grammatiker: die Sprache ist abhängig geworden von der Schrift[1].

Das Maß des Einflusses, welcher den Mundarten auf die Schriftsprache gestattet werden kann, bestimmt Wackernagel dahin, daß im Allgemeinen der Provincialismus so gut wie der Archaismus, Barbarismus und Neologismus unter die Verstöße gegen die Deutlichkeit, Reinheit und Richtigkeit der Sprache zu rechnen sei. Ein Provincialismus ist oft zugleich noch deshalb verwerflich, weil er auch Archaismus ist, und umgekehrt. Dennoch muß man sich wohl vorsehen, ehe man einen Provincialismus für einen Fehler erklärt. Denn unsere Schriftsprache, wenn sie auch aus einer bestimmten Mundart hervorgegangen ist, hat im Laufe der Zeit so viele Berührungen mit den verschiedensten Dialekten erlitten, daß jetzt ihre Grenzen nach allen Seiten hin Provincialismen so weit geöffnet sind, daß es kaum mehr Grenzen und Provincialismen gibt, und daß es Jedem freisteht, sie auf eben jenem Wege wie Göthe und Schiller immerfort von Neuem zu bereichern und zu erweitern. Wer aber dergleichen beginnt, muß ein einigermaßen bedeutender Schriftsteller sein, ein Mann von Autorität, der seine Neuerungen behaupten und durchsetzen kann. Sodann ist es nicht gut, wenn Jemand seine Provincialismen in dem Bewußtsein gebraucht, daß sie Provincialismen seien, und in der Absicht, sie in die Schriftsprache einzuführen. Ferner muß die Schriftsprache für den gleichen Begriff nicht schon andere Worte besitzen, die denselben eben so gut oder gar besser, bezeichnender, erschöpfender ausdrücken. Endlich muß der Begriff der neu eingeführten Ausdrücke einem Jeden alsbald einleuchten.

Geboten und unumgänglich nothwendig kann ein Provincialismus werden, wenn die Sache selbst, die er bezeichnet, nicht überall in dem ganzen großen Lande, das die Schriftsprache beherrscht, zu Hause ist. Es werden also schweizerische Provincialismen kein Fehler sein in einem technologischen Werke, das vorzüglich auf die Gewerbethätigkeit der Schweiz gerichtet ist, oder in einem beschreibenden oder

[1] Vgl. die Rede über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, in Wackernagels Kleineren Schriften III, 32 ff.

historischen, das die besondere Natur oder Geschichte der Schweiz zum Gegenstande hat. Aus diesem Grunde sind die Provincialismen namentlich nicht auszuschließen aus dem sogenannten Geschäftsstil, dh. aus dem Stil jener Schriften, die ihren Anlaß in den Verkehrsverhältnissen des bürgerlichen Lebens haben, denn hier sind gewöhnlich ganz enge örtliche Beziehungen vorhanden, die jene Freiheit zur Nothwendigkeit machen [1]).

August Schleicher hebt den hohen Werth der Mundarten für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache hervor, da sie sich nach natürlichen Gesetzen entwickelt haben im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift. „Wer einer Mundart, mag es eine oberdeutsche oder eine niederdeutsche sein, kundig ist, der hat beim Studium des Altdeutschen einen großen Vorsprung vor Demjenigen voraus, der nur in der Schriftsprache heimisch ist, ja es wird ihm überhaupt die Erlernung fremder Sprachen dnrch die Gewohnheit, zweier Sprachen von Kindheit an mächtig zu sein, entschieden erleichtert. Nichts ist also thörichter, Nichts verräth mehr den Mangel wahrer Bildung als das Verachten der Mundarten, Nichts ist lächerlicher als das Streben, die angestammte Mundart völlig verbergen zu wollen oder gar die Aussprache einer andern, die man für besser hält, nachäffen zu wollen."

„Wer sich aber vom Reiz des heimathlichen Dialektes so weit hinreißen läßt, daß er vermeint, ihn zu einer seiner Gegend eigenen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, der versündigt sich gegen die deutsche Nation, indem er das einzige sie umschlingende Band zu zerreißen trachtet. Poetische oder prosaische Schriften in Volksmundart, wenn sie wirklich echt volksthümlich in Sprache und Inhalt sind, sind natürlich wohl berechtigt, aber sie dürfen sich niemals anmaßen, über ihre natürliche Sphäre hinauszugehen, dh. sie müssen immer die Darlegung des mundartlichen Wesens, der Sprache und der localen Anschauungs- und Darstellungsweise zum Zwecke haben, nicht aber darf die mundartliche Sprache als bloßes Mittel der Mittheilung auftreten. Dieses Recht steht nur der einen allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache zu, da nur sie die allgemein verstandene, die überall mit Recht vorauszusetzende ist" [2]).

[1] Vgl. Wackernagel: Poetik, Rhetorik und Stilistik, S. 331—333. Ueber den Purismus vgl. ebd. S. 338. Den Umdeutschungen und der Pedanterei, wie sie sich in der Sprache kundgibt, hat Wackernagel eigene Abhandlungen im dritten Bande der Kl. Schriften gewidmet.

[2] Vgl. Schleicher, Die deutsche Sprache, [3] 1869, S. 161 ff.

Vortrefflich kennzeichnet Heinrich Rückert das Verhältniß der Schriftsprache und der Dialekte, wie es sich in neuerer Zeit gestaltet hat[1]: Früher wollte jeder Schriftsteller sich einer allgemein giltigen oder der allgemein giltigen Sprache bedienen, aber die Macht der localen Einflüsse war noch so groß, daß er sie trotz seines Willens nicht zu bewältigen vermochte. Jetzt steht die Sache umgekehrt. Jetzt muß sich jeder Gebildete, der die Feder ansetzt, Mühe geben, irgend etwas local Mundartliches in seine Sprache zu bringen, denn von selbst fließt ihm nur das ganz und gar von aller Localität gelöste Schriftdeutsch aus der Feder.

Der Zug von den Mundarten zum Schriftdeutschen geht nach Rückert zunächst hervor aus dem Streben nach dem Firniß der Bildung, ein Streben, das aus dem unserer Zeit angebornen Gleichheitssinn stammt. Weiter tritt hinzu die Einwirkung der Schule und der Tagespresse, der immensen Steigerung des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit, der örtlichen Berührung der verschiedensten Gesellschaftskreise und Stände. Die Einwanderung vom Lande in die Städte entwöhnt sich ihres heimischen Dialektes, nicht um ihn mit dem neuen Localdialekt zu vertauschen, sondern zu Gunsten der allgemeinen Durchschnittssprache der Gebildeten. Von dem Localdialekt bleibt unter einer Bevölkerung, die großentheils selbst eingewandert ist, deren Väter und Großväter fast alle Fremde gewesen sind, Nichts mehr übrig als höchstens einige besondere Wörter und Wendungen und eine locale Aussprache der allgemeinen deutschen Sprache.

Der Begriff der gleichmäßigen „Bildung" ist eine unwiderstehliche Macht geworden. Wer gebildet sein will — und das will jetzt Jedermann — sucht sich so vollständig als möglich der Norm der höheren Sprache anzubequemen. Er verhält sich dabei ganz receptiv. Er bringt von seinen Eigenthümlichkeiten Nichts mit oder sucht sich vielmehr mit stetiger Consequenz ihrer so vollständig zu entäußern, daß wenigstens für sein eigenes Bewußtsein Nichts davon übrig bleibt. Sein Ideal ist, so zu sprechen wie ein Buch, ein Ausdruck, der charakteristisch genug sehr oft in lobendem Sinne gebraucht wird. Wo soll auf diese Art ein befruchtender Einfluß der noch immer lebendigen Volksdialekte herkommen, oder wie soll er sich vollziehen? Diejenigen, die dazu berufen wären, die Schreibenden, haben keine Ahnung davon oder streben gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man eine eigenthümliche

[1] In der Deutschen Vierteljahrsschrift, Bd. 107 (1864).

litterarische Erscheinung der Gegenwart, die reich entfaltete Litteratur in den verschiedensten Volksdialekten, als ein Zeichen betrachten wollte, daß eine wirkliche Verbindung zwischen der Schriftsprache und Volkssprache eingetreten sei, oder daß sich eine solche durch diese Vermittlung von selbst vorbereite. Die Dialektlitteratur spricht zwar die Sprache des Volkes oder sucht sie zu sprechen, aber sie stammt nicht aus dem Volke und hat keinen Einfluß auf dasselbe. Sie ist ein Erzeugniß einer raffinierten und reflectierten Bildung, die sich theils aus bloßer Curiosität, theils aus einem gewissen Drange nach einem frischeren und naturwüchsigern Material, als es die leblose Büchersprache gewährt, damit beschäftigt. Und wie beschränkt ist trotz der Menge hervorragender Talente ihr wirklicher Erfolg, wenn man nur die Zahl der Lesenden und Theilnehmenden veranschlagt! Es sind nicht viele Gebildete im Stande, einen andern Dialekt als den ihrigen zu verstehen, wenn sie überhaupt die wirkliche Volksmundart ihrer eigenen Heimath verstehen. Es gehört besonderes sprachliches Geschick oder allerlei zufällige Vorbereitung oder eine besondere wissenschaftliche Vorbildung dazu, um nur die seltsame Außenseite des gedruckten mundartlichen Elementes zu überwinden, namentlich wenn es eine fremde Mundart ist. Die Mode beschränkt sich gewöhnlich darauf, für den mundartlichen Schriftsteller zu schwärmen und seine Bücher ungelesen zu lassen. Man kann auch in der That dem Publicum, dem gebildeten wie dem ungebildeten, nicht zumuthen, daß es sie trotz ihres entschiedenen inneren Werthes lesen soll. Der Gebildete fühlt, daß ihm zu dem vollen Verständniß doch zu viel fehlt, was er nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Kraft erlangen würde. Der gewöhnliche Leser verlangt von seinem Buche unwillkürlich, daß es über ihm stehe, ihm imponiere. Wie kann ihm aber die Sprache des gemeinen Volkes imponieren? Sie reizt ihn höchstens zum Lachen oder ärgert ihn als ein fatales Spiegelbild seiner eigenen Sprechweise.

Unsere allgemeine Schriftsprache könnte auf zweierlei Wegen sich eines reichen Gewinnes aus der Dialektlitteratur bemächtigen. Der eine wäre, wenn unsere Schriftsteller hochdeutscher Sprache selbst recht fleißig und verständig die besten Muster jener Branche studierten und benützten, nicht um irgend einen Dialektlappen auf ihr hochdeutsches Gewand zu setzen, wo er barock stehen würde, sondern um das Weben einer natürlichen Sprache zu belauschen und ihrem Stile Frische und Mark, Gedrungenheit und Anschaulichkeit zu geben. — Ein anderer Weg liegt noch näher und ist doch äußerst selten eingeschlagen worden.

Wenn ein und derselbe Schriftsteller sowohl in seinem heimischen Dialekte wie in der Schriftsprache thätig ist, so muß auch sein hochdeutscher Stil von selbst wenigstens einen volksthümlichen Hauch erhalten. Das glänzendste, in vieler Hinsicht mustergiltige Beispiel dafür ist Hebel. Im „Schatzkästlein", seinem classischen hochdeutschen Product, ist alles Aeußerliche der Sprache durchweg schriftdeutsch, aber Satzbau und die Wendungen des Ausdrucks sind ganz und gar bis in jede Faser hinein volksthümlich. Niemand hat so wie er verstanden, für das Volk vom Volke zu schreiben und zugleich dem gebildeten Geschmack durch die wahre Quintessenz des volksthümlichen Sprachgeistes einen unvergleichlichen Genuß zu bereiten. Würde sein Vorgang zu zahlreicherer Nachfolge anreizen, so würde sich das Gefühl unserer Schriftsprache bald verjüngen. Selbst ein anderer gewaltiger Meister in der Plastik der Darstellung, Jeremias Gotthelf, ist ihm hierin durchaus nicht gleichgekommen. Gotthelf ist kaum in's eigentliche Volk gedrungen. Gerade an seiner absichtlichen Einmischung von Mundartlichem nimmt das Volk Anstoß, und die Gebildeten müssen sich häufig durch unverständliche Brocken gestört sehen, wenn sie nicht zufällig aus dem Canton Bern stammen[1]).

Kann man sich also nicht zu der Hoffnung erheben, daß unsere Schriftsprache das, was ihr fehlt, und was die Dialekte ihr geben können, auf dem Wege einer unmittelbaren Aneignung aus der Dialektlitteratur erwerben werde, so ist um so mehr zu vertrauen auf die wissenschaftliche Regsamkeit, die sich mit der Sammlung des volksthümlichen Sprachmaterials und seiner systematischen Verarbeitung beschäftigt. Der Weg wird freilich noch zu finden sein, auf dem sich der Gewinn der Wissenschaft dem praktischen Bedürfniß der Schriftsprache übermitteln läßt; bis jetzt, wo man auf Seite der Wissenschaft noch ganz und gar in dem Geschäfte des Sammelns und Sichtens vertieft war und auf Seite der Schriftsteller entweder das Bedürfniß

---

[1]) So äußert sich Rückert noch an einer andern Stelle: „Das geschichtlich Interessanteste an den Dialekten ist gerade das, was nicht als bewußte Dialektlitteratur sich darstellt. Denn eine solche wird nicht umhin können, aus der Naivetät der lebendigen Bewegung der Volkssprache herauszutreten und sich eine Art von künstlicher Sprache zurechtzumachen, die sich nicht anders zu ihrer natürlichen Wurzel verhält wie die allgemeine deutsche Schriftsprache zu allen deutschen Dialekten zusammen. Darum entnimmt der Forscher für die älteren Gestaltungen unserer Volksmundarten mehr aus ihren unwillkürlichen unreflectierten Manifestationen, die nur halbgebildeten Schriftstellern oder Schreibern entschlüpfen, wenn sie nach ihrer Meinung die Sprache der Bildung wiedergeben wollen". Geschrieben 1866, abgedr. Kl. Schr. I, 333/4.

selbst noch nicht erkannt oder die Bedeutung der Volksmundarten verkannt zu werden pflegte, ist er noch nicht einmal gesucht worden.

Auch in seinem leider durch den Tod unterbrochenen Werke über die Geschichte der deutschen Sprache hat Rückert sich angelegen sein lassen, die Beziehungen der sprachlichen Entwicklung zu den Cultur- und Litteraturströmungen der einzelnen Zeitperioden eingehend zu erörtern.

Wilhelm Scherer nennt die Geschichte der Sprache bis zu einem gewissen Grade die Geschichte des Volkes selbst. Die Sprache ist das treueste Abbild des Volksthums. Sie ist deswegen auch eine bildende Kraft des Staatslebens. Sie ist das hauptsächlichste Band, das eine Nation umschlingt und woran derselben ihre innere Einheit zum Bewußtsein kommt. Die Sprache gilt unsern Statistikern als das sicherste Kennzeichen der Nationalität. Wo die Sprachen ausgestorben sind, da nehmen wir die Völker als verschwunden an. Darum ist in Ländern mit gemischter Bevölkerung die Sprachenfrage eine politische Frage ersten Ranges. „Die untergeordnetsten Nationchen, Völker ohne irgend nennenswerthe Cultur, Völker, welche ohne Schaden für die Menschheit von der Erde hinweggeweht werden könnten, klammern sich mit einer frenetischen Angst an ihre Sprache wie an das kostbarste Gut, an den letzten Hort und Schirm ihrer Eigenart, an welchem ihre Existenz zu hängen scheint. Und sie hängt in der That daran."

„Wo Völker und Sprachen ihrem natürlichen Sonderungstriebe überlassen bleiben oder die Bedingungen ihrer Existenz denselben noch befördern, da können alle Stämme nach und nach zu Völkern, alle Mundarten nach und nach zu Sprachen werden. Die Individualisierung geht in's Unendliche. Die nationalen Einheiten fallen bis zu gänzlicher Zersplitterung auseinander. Die Neger Afrikas, die Indianer Amerikas liefern dafür Beispiele. Aber in geschichtlich bewegten Ländern, in welchen die natürlichen Triebe von geistigen Kräften überherrscht werden, fehlt es nie an Bindemitteln, die sich der Absonderung entgegenstemmen und die auch ihren sprachlichen Ausdruck finden. Regelmäßig beobachten wir, daß zwar einerseits die Individualisierung der Mundarten ihren Fortgang nimmt, daß aber anderseits einer dieser Dialekte, dessen Träger politisch oder geistig besonders hervorragen, in das Verhältniß einer Hegemonie zu den übrigen tritt. Und die herrschende Sprache wird mehr und mehr auch innerliche Gemeinsprache, indem sie aus allen Mundarten einzelne Bestandtheile aufnimmt und so eine Art Mikrokosmus sämmtlicher Dialekte darstellt."

„Solche Gemeinsprache aber erringt und behauptet ihre Herrschaft in der Regel durch die Schrift, durch eine geschriebene Litteratur, die in ununterbrochener Fortbildung sich stetig entwickelt. Die Gemeinsprache wird Schriftsprache. — Und das scheint mir nun der maßgebende Gesichtspunkt für den Unterschied von Volk und Stamm zu sein. Die Schriftsprache ist das Merkmal des Volkes. Wo eine besondere Schriftsprache vorhanden, da pflegen wir von einer besonderen Nation zu reden“ [1]).

Ein gewisser Zusammenhang der wiedergegebenen Theorien mit den Zeitströmungen unseres Jahrhunderts ist nicht zu verkennen. Bei Grimm blickt, wie aus dem Stil und den Gegenständen seiner Forschung, so aus dem schroffen Gegensatz zu den früheren Sprachmeistern die Poesie, aber auch die Ungebundenheit der Romantik hervor. Den Rückschlag, wie er sich, nicht gegen die Verdienste, wohl aber gegen die Uebertreibungen der Romantik geltend macht, bezeichnen auf grammatischem Gebiete Raumer und Wackernagel. — Die philosophische Richtung, die im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts eine gebietende Stellung in der Wissenschaft einnimmt, hat ihre Vertreter in Becker und Heyse. — Der politische Einheitsgedanke aber, der von da an in steigendem Maße die Gemüther bewegt, beherrscht die Behandlung des sprachlichen Themas bei Rückert und Scherer.

Hören wir endlich noch die junggrammatische Schule, dh. jene Richtung, deren Forschung auf den Laut basiert, ausschließlich in der Form, wie er durch die Sprachwerkzeuge hervorgebracht und verändert wird, nicht wie er im Schriftbild sich darstellt [2]). Alle sprachschöpferische Thätigkeit, wird gelehrt, vollzieht sich dem Sprechenden unbewußt, rein mechanisch. Nicht der Bequemlichkeitstrieb ist die oberste Ursache des Lautwandels, sondern die Veränderung und Verschiedenheit der Sprachorgane, und diese hängt vorzugsweise ab von den klimatischen und Culturverhältnissen [3]). Wo dieses physiologische Mo-

---

[1]) Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. S. 45 ff.: Die deutsche Spracheinheit.

[2]) In Hinsicht auf die deutsche Sprache und auf das vorliegende Thema vgl. namentlich: Pauls Abhandlungen im IV. und VI. Bande der „Beiträge“; Principien der Sprachgeschichte (Halle 1880 u. 1886, hier nach der ersten Aufl. citiert.; O. Behaghel, Die deutsche Sprache Leipzig u. Prag 1886.; Osthoff, Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung, in Virchow und Holtzendorffs Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 327 (1879); Schriftsprache und Volksmundart, Vortrag gehalten 1878, aufgenommen in Virchow und Holtzendorffs Sammlung, Heft 411.

[3]) Vgl. ob. S. 470, Anm. 7.

ment zur Erklärung der lautlichen Vorgänge nicht ausreicht, wird die Wirkung eines psychologischen Triebes angenommen, der sich in der Analogiebildung äußert. Man muß, sagt Paul, um die Existenz einer jeden einzelnen gesprochenen Form zu begreifen, nicht fragen: ist sie in der Sprache üblich? oder: ist sie den vom Grammatiker abstrahierten Gesetzen gemäß? sondern: hat sie Derjenige, welcher sie gerade anwendet, schon im Gedächtniß gehabt, oder hat er sie erst selbst gestaltet, und, wenn das Letztere, nach welcher Analogie? Wenn z. B. Jemand den Nom. Plur. Milben gebraucht, so kann es sein, daß er denselben aus dem Gebrauche Anderer gelernt hat, aber auch, daß er nur den Sing. Milbe gehört hat, dazu aber weiß, daß etwa zu Schwalbe der Pl. Schwalben, zu Lerche der Pl. Lerchen ꝛc. heißt, woraus sich ihm unbewußt die Ideenassociation Milbe — Milben ergibt. Als Muster für die Analogie dienen also die entsprechenden Formen anderer Wörter oder die übrigen Formen des gleichen Wortes. Desgleichen geschehen die Neubildungen nicht durch Zusammensetzung von Stämmen mit Suffixen, sondern nur nach Analogie des überkommenen Sprachmaterials. Wenn z. B. Jemand ein Substantiv Reformierung bildete, so würde er das thun, weil er etwa weiß, daß neben regieren ein Regierung, neben führen ein Führung steht.

Dieser Trieb zur Analogiebildung wird beschränkt durch das Gedächtniß; dieses hält sich an das Ueberkommene, braucht also weniger zu Neuem zu greifen; ferner durch die schriftliche Fixierung, an der jederzeit Ausschreitungen aus dem betretenen Gleise ihre Correctur finden können. Grammatisches Bewußtsein und Schulung treten hinzu, um die unbefangen wirkende Schöpferkraft zu ersticken. In den älteren Sprachperioden hat die Phantasie gegenüber dem Gedächtniß einen stärkeren Antheil an Form- und Wortschöpfung als in den jüngeren, weil das Gedächtniß noch nicht so durch die Hilfsmittel der schriftlichen Fixierung und der Schulung gestützt ist.

Von „falscher" Analogie, von Entartung und Inconsequenz kann daher nicht mehr die Rede sein. Analogiebildungen gelangen freilich nur dann zu allgemeiner Anerkennung, wenn sie psychologisch so nahe liegen, daß sie unabhängig von vielen Individuen gebildet werden, sich bequem dem Gedächtnisse einprägen und weiter verbreiten. Diese jüngeren Formen kämpfen dann mit den älteren eine größere oder kleinere Zeit lang um die Existenz; ob diese oder jene den Sieg davon tragen, ist eine reine Machtfrage. Fällt die Entscheidung zu Gunsten der jüngeren Form aus, so ist der sogenannte Sprachfehler zur nor-

malen Form geworden, die als solche anerkannt werden muß trotz alles Widerspruches unserer historischen Grammatiker. Sprachfehler ist also eigentlich nur das, was nicht mehr oder noch nicht in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen und in der Anerkennung der gesammten Sprachgenossenschaft befestigt ist. Wenn ein Sprachvergleicher den auf rein lautlichem Wege entstandenen Formen gewissermaßen einen höheren Werth beilegt, so urtheilt er dabei einseitig nach der Brauchbarkeit für seinen besonderen Zweck, nämlich die Urform daraus zu construieren, nicht nach der Brauchbarkeit für den Zweck, für den die grammatischen Formen in erster Linie da sind, nämlich als leichtes und bequemes Mittel der Verständigung zu dienen. Diese „falschen Analogiebildungen", diese „unorganischen Formen" sind ein eben so würdiger und interessanter Gegenstand der Betrachtung wie die sogenannten „organischen". Auch in alterthümlichen Sprachen bilden sie einen großen Procentsatz der gesammten Formenmasse, ja streng genommen liegen uns eigentliche organische Formen vielleicht nirgends mehr vor. Den jüngsten so gut wie den ältesten Mundarten ist also die nämliche Gesetzmäßigkeit der lautlichen Vorgänge zuzugestehen. Für den Zweck des Lehrens der Schriftsprache auf den Schulen ergibt sich aus dieser Theorie einerseits eine schonende Behandlung absterbender älterer Formen wie ich stund, wir stunden, ich ward, du fleuchst, er fleucht, anderseits Vermeidung erfolgloser Opposition gegen aufstrebende neue Formen wie das aus den besten Tagesschriftstellern (Gustav Freytag, Paul Heyse) geläufige frug statt fragte.

Durch Neubildungen werden am wenigsten diejenigen Formen verdrängt, welche sich dem Gedächtniß am stärksten einprägen. Deshalb bewahren die gewöhnlichsten Wörter am besten ihre alterthümliche Flexion, auch wenn sie damit sehr vereinzelt stehen. Unter den sogenannten Anomala befinden sich nur ausnahmsweise seltene Wörter, vielmehr gehören darunter gerade die nothwendigsten Elemente der täglichen Rede. Ihre Anomalie aber besteht darin, daß sie sich der sonst das Formensystem der Sprache beherrschenden Nivellierungstendenz entzogen haben.

Zur Dialektfrage äußert Paul, im Grunde gebe es so viele Sprachen als Individuen. Dialektspaltung bedeutet demnach nichts Anderes als das Hinauswachsen der individuellen Verschiedenheiten über ein gewisses Maß. Das eigentliche charakteristische Moment in der dialektischen Gliederung eines zusammenhängenden Gebietes bleiben immer die Lautverhältnisse, da bei der Gestaltung derselben Alles auf den directen Einfluß durch unmittelbaren persönlichen Verkehr an-

kommt, während im Wortschatz und in der Wortbedeutung, im Formellen und im Syntaktischen die mittelbare Uebertragung keine Schwierigkeiten macht. Was hier Neues entstanden ist, kann, wenn es sonst Anklang findet, ohne wesentliche Alterierung weithin wandern.

Alle natürliche Sprachentwicklung führt zu einem stetigen und unbegrenzten Anwachsen der mundartlichen Verschiedenheiten. Es ist eine falsche Vorstellung, daß die frühere centrifugale Bewegung, durch welche die Mundarten entstanden seien, auf höherer Culturstufe, bei reger entwickeltem Verkehr durch eine rückläufige centripetale abgelöst werde. (S. 213 4 der „Principien".)

Da ein erheblicher Theil der dialektischen Differenzen in der Schrift nicht zur Geltung kommt, ist sie ungeeignet zur Beeinflussung der Aussprache, nur die gröbsten Abweichungen von der eigenen Mundart kann man aus der Schrift ersehen. Praktisch ist dieser Mangel lautphysiologischer Genauigkeit ein Vortheil, denn er macht die Schrift als Verständigungsmittel für den großen Verkehr besonders brauchbar. Die Gemeinsprache ist nichts als eine ideale Norm, die angibt, wie gesprochen werden soll, und es ist der Usus, der diese Norm bestimmt, allerdings nicht der Usus der Gesammtheit, denn dieser ist selbst nicht einheitlich, sondern der Usus eines bestimmten engen Kreises. „Die mustergiltige Sprache ist die auf dem Theater im ernsten Drama übliche, mit der die herrschende Aussprache der Gebildeten an keinem Orte vollständig übereinstimmt. Der Grad von Uebereinstimmung, wie er in der Bühnensprache besteht, wäre nicht erreicht und könnte nicht erhalten werden, wenn nicht ein fortwährender Austausch des Personals zwischen den verschiedenen Bühnen, auch den am weitesten von einander entlegenen, stattfände, und wenn es nicht gewisse Centralpunkte gäbe und gegeben hätte, die wieder den anderen als Muster dienen." (S. 268.)

„Die Ursache, warum sich gerade die Bühnensprache besonders einheitlich und abweichend von allen localen Sprachen gestalten mußte, liegt auf der Hand. Nirgends sonst vereinigte sich ein so eng geschlossener Kreis von Personen der verschiedensten Gegenden, die genöthigt waren, in der Rede zusammenzuwirken. Nirgends war einem Verkehrskreise so viel Veranlassung zur Achtsamkeit auf die eigene und die fremde Aussprache, zu bewußter Bemühung darum gegeben. Es mußte einerseits der Nothwendigkeit, sich vor einem großen Zuschauerkreise allgemein verständlich zu machen, anderseits ästhetischen Rücksichten Rechnung getragen werden. Aus beiden Gründen konnten dialektische Abweichungen auch nicht mehr in der Einschränkung geduldet

werden, in der sie sich etwa zwischen den verschiedenen localen Kreisen der Gebildeten noch erhalten hatten." (S. 269.)

Die Schriftsprache, wenn sie auch zunächst auf dem Usus eines Schriftstellers oder eines bestimmten Kreises von Schriftstellern beruht, darf doch nicht für alle Zeiten an diesen Mustern unbedingt festhalten, darf sich zumal nicht exclusiv gegen Ergänzungen verhalten, wo das Muster nicht ausreicht. Der Einzelne darf nicht mehr bei Allem, was er schreibt, das Muster vor Augen haben, sondern er muß wie in der Mundart die Sprachmittel unbewußt handhaben, mit einem sicheren Vertrauen auf sein eigenes Gefühl, er muß eben dadurch einen gewissen schöpferischen Antheil an der Sprache haben und durch das, was er schafft, auf die Uebrigen wirken. Der Sprachgebrauch der Gegenwart muß neben den alten Mustern, wo nicht ausschließlich, zur Norm werden. (S. 271/2.) —

Selbst wenn man geneigt sein sollte, mit dem Worte „Mundart" nicht den herkömmlichen Begriff der Sprache einer Gruppe von Individuen zu verbinden, sondern schon die Sprechweise des Einzelnen, die Klangfarbe, die er den gemeinsprachlichen Worten gibt, damit zu bezeichnen, so dürfte die Behauptung einer fortschreitenden Differenzierung doch kaum richtig sein. Zugegeben, daß das nämliche Schriftzeichen in den verschiedenen Theilen des Sprachgebietes verschiedene Aussprachen hat, die aus der Schreibung durchaus nicht ersichtlich werden, sodaß also der Leser nichts Anderes thun kann, als die in seiner Heimath übliche Aussprache dafür einzusetzen, so berücksichtigt gerade hier Paul dasjenige ausgleichende Moment nicht, welches er doch als die Ursache jeder Gemeinsprache annimmt: den Einfluß des Verkehrs[1]). Dieser Verkehr, der mit der Unwiderstehlichkeit eines Naturprozesses, populär gesagt durch die Eisenbahnen, heute die Angehörigen der verschiedensten Gaue zusammenführt und durcheinandermengt, ist es, welcher die von Paul so sehr betonten Sprachmischungen hervorruft, diese aber sind nichts Anderes als eine gegenseitige Annäherung und bilden den allmähligen Uebergang zu einer zwar niemals absoluten, wohl aber relativen Einheit auch in der gesprochenen Sprache. Nur wenn die Verkehrsgemeinschaft auf längere Zeit aufgehoben würde, könnten diese Mischungen zu neuen Mundarten auswachsen. — Stellt man aber den Satz auf, daß neben den Lautverhältnissen der Wortschatz ein ebenbürtiges Characteristicum eines Dialektes ist, so ist die nivellierende Einwirkung der geschrie-

[1]) Vgl. S. 51, 234, 283, 284 der „Principien".

benen Sprache auf allen jenen Gebieten menschlicher Gedankenäußerung gegeben, wo Lesen und Schreiben über das Sprechen vorwiegen. Der beständige Wechsel, zu dem die gesprochene Sprache hinneigt, wird gehemmt durch die Starrheit der schriftlichen Fixierung.

Auf die Nothwendigkeit einer Bereicherung und Verjüngung der Schriftsprache aus den Mundarten ist in den mitgetheilten Zeugnissen vielfach hingewiesen. Eine eingehende Untersuchung über den Umfang dieser Beeinflussung, soweit sie vom Niederdeutschen herkommt, hat Oscar Jänicke geliefert[1]). Die Entlehnung tritt weniger zu Tage in den Formen, viel schneller dagegen im Wortgebrauche. In dieser Beziehung unterscheidet sich unsere heutige Sprache schon sehr von derjenigen Schillers und Göthes, ja, wenn wir unsere Sprache mit derjenigen vor einem Menschenalter vergleichen, so nehmen wir schon Unterschiede wahr. — Aus dem Niederdeutschen stammen die Plurale auf s: Kerls[2]) und die Verwandlung von Masculinen und Neutren zu Femininen: die Backe, Bank, Beere, Fahne, Luft, Lust, Milz, Schnecke, Spreu, Spur, Tenne, Traube, Wade. Oder die Wörter verrathen durch ihren Lautstand die niederdeutsche Abkunft: Nichte (cht für ft), Schlucht, sacht, Gelichter, die Anker lichten (= lüften), beschwichtigen, echt, Gerücht, Schacht, sichten; Hafer (oberdeutsch Haber), Schwefel, Behuf, Torf; schleppen, Schnuppe, Stoppel, Pacht, Stempel, Lippe; Odem, roden; fett; backen, Laken; Lehm (oberdeutsch ei), Feldwebel, Nelke, Moor (oberdeutsch uo), sondern (oberd. u); Born (hochd. Brunnen), Rasen (oberd. Wasen), Rocken. Sehr groß ist die Zahl derjenigen Wörter, die, im Hochdeutschen gar nicht nachzuweisen, der Schriftsprache durch das Niederdeutsche zugeführt worden sind: barsch, binnen, Boot, drall, dreist, drollig, dröhnen, Kahn, knapp, Kneipe, Küchlein, prickeln, rasen, Schlummer, schnippisch, Spuk, sich sputen, Strand, Topf, Ufer, verblüffen. — Die im Seewesen eigenthümlichen Bezeichnungen gehören fast ausnahmslos dem Niederdeutschen an: Ebbe, Flagge, Flotte, flott, Hafen, Tau. Andere niederdeutsche Wörter sind üblich als technische Ausdrücke: Janhagel, keilen, Köter, Knüppel, Racker, ruppig, Schmöker, vertrackt.

Umgekehrt hat nun aber auch die Schriftsprache auf die

---

[1]) Die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache, 1869.

[2]) s tritt bei diesem Worte freilich auch schon im Sing. an: ein redlich Kerls, Kerles Fischart, die Kerlisse (Gotthelf; der Pl. Kerls bei Lessing. Dieser bietet ferner die Pl. Jungens, Mädchens; Mädels Schiller, Fräuleins Gellert.

Volkssprache den stärksten Einfluß geübt. Zur richtigen Würdigung eines Dialektes gehört ohne Zweifel eine ungefähre Schätzung seines Wortvorrathes im Verhältniß zu dem der Schriftsprache. Es ist bemerkt worden, daß z. B. das Plattdeutsche, nach dem lexikalischen Wortregister zu urtheilen, nur den fünften Theil vom Reichthum des Hochdeutschen besitzt[1]). Der größte Theil der zusammengesetzten Wörter, wodurch wir eine Vorstellung, einen Begriff näher bestimmen oder verändern, ist dem Plattdeutschen unzugänglich; seine Fähigkeit, von Zeit- oder Eigenschaftswörtern Hauptwörter, überhaupt abstracte Begriffe und Ausdrücke zu bilden, ist sehr beschränkt, und die letztern sind augenscheinlich erst in späterer Zeit aus dem Schul- und Kirchenunterrichte übertragen worden.

Der berufenste Kenner der Niederdeutschen, Lübben, erörtert im Anschluß an den von dem plattdeutschen Dichter Klaus Groth nach dem Hochdeutschen gebildeten Ausdruck modersprake statt des rein mundartlichen landessprak die Frage, wie weit das Herübernehmen schriftsprachlicher Wörter in den Dialekt gehen dürfe[2]). Zwei Ansichten stehen sich hier gegenüber; die eine verlangt, daß der niederdeutsche und schlechthin der Dialektdichter nur solche Ausdrücke gebrauchen solle, die wirklich im Volksmunde leben; die andere will ihm erlauben, aus andern Sprachen und Dialekten Wörter herbeizuholen, die er für seinen Zweck nöthig hat. Diese Bereicherung des niederdeutschen Wortschatzes durch Entlehnung aus dem Hochdeutschen, die in manchen Fällen unumgänglich nothwendig ist, wenn mit diesen Einmischungen ein rhetorischer Zweck erreicht werden soll, wird aber in neuerer Zeit von Schriftstellern im niederdeutschen Dialekt so übertrieben und so mißbraucht, daß nicht bloß einzelne Wörter, sondern auch ganze Phrasen und Redewendungen wörtlich übersetzt sind, allerdings oft richtig nach den Regeln der Lautgesetze, aber unrichtig nach dem Geiste des Dialekts: der Gedanke ist hochdeutsch gedacht, nur der Buchstabe ist in die Mundart umgesetzt. Der eine Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß überhaupt von Tag zu Tag mehr hochdeutsche Ausdrücke in's Niederdeutsche

[1]) Vgl. Frommanns Zeitschr. f. dtsch. Mundarten II, 133 ff. — „Eine Statistik des volksthümlichen Wortschatzes seinen sachlichen Nuancen nach würde die untrüglichste Statistik des geistigen Horizontes der deutschen Bauern ergeben, die Sonderung der aus der Schriftsprache eingedrungenen Worte eine Uebersicht über den bildenden Einfluß der höheren Culturelemente auf das Volk". Wegener, Referat auf der Trierer Philologenversammlung, 1879, in Zachers Zs. Bd. XI, 450 ff.

[2]) Vgl. das Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1881, S. 65 ff.

eindringen; und bei der litterarischen Verwerthung der Mundart ergibt sich der Umstand, daß Diejenigen, welche noch niederdeutsch denken und nur niederdeutsch denken und sprechen, nicht zu schreiben pflegen; Diejenigen aber, welche schreiben, denken oft nicht niederdeutsch, sondern hochdeutsch, und übersetzen nur, sie handhaben den Dialekt wie eine fremde Sprache nach äußeren Regeln, die sie mit Bewußtsein mehr oder weniger gewissenhaft beobachten, während die Regeln der Muttersprache und namentlich das Stilistische eine innere Macht sind, die unbewußt schafft und wirkt. „Wir sind theils durch Geburt, theils durch Erziehung, theils durch die Schule, jedenfalls aber durch unser Schwimmen in der großen litterarischen hochdeutschen Strömung unseres Zeitalters so hochdeutsch inficiert, daß wir entweder unvermerkt oder aus Unfähigkeit oder aus Rathlosigkeit zu ganz oder halb hochdeutschen Ausdrücken greifen, ein Fehler, von dem auch Fritz Reuter und Klaus Groth nicht ganz freizusprechen sind." — Aehnliches gilt von allen übrigen Mundarten.

So viel von der Theorie über die Schriftsprache und ihr Verhältniß zu den Mundarten im neunzehnten Jahrhundert. — Wir gehen nunmehr zu diesen selbst über.

Drittes Capitel.

Die Mundarten im neunzehnten Jahrhundert.

„Wo heute die so gewaltig erleichterten Verkehrsverbindungen in ungeahnter Weise die Menschen durcheinander würfeln und mengen, da ist es aus mit localer Mundart, mit localen Sitten, Sagen und Bräuchen; ihnen hat die Eisenbahnpfeife ihr Grablied geklungen. In wenigen Jahren werden sie dahingeschwunden sein, in wenigen Jahren wird es zu spät sein, sie zu sammeln und vielleicht noch sie zu schützen [1])." — Neben der durch Jacob Grimm zum Princip der deutschen Sprachforschung erhobenen Gleichberechtigung des alten Sprachgebrauches mit dem neuen, des volksthümlichen mit dem künstlich ausgebildeten, sind

[1]) Ausspruch eines englischen Philologen. — Vgl. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1875.

es hauptsächlich Wahrnehmungen dieser Art, denen der Aufschwung des Dialektstudiums in unserem Jahrhundert zu danken ist.

Das Verdienst, die von Grimm in großen Zügen vorgezeichnete wissenschaftliche Behandlungsweise methodisch bis in's Einzelne auf die Mundart angewendet und für ihre lexikalische wie für ihre grammatische Darstellung mustergiltige Werke geschaffen zu haben, gebührt Schmeller. Vor Schmeller war die Beschäftigung mit den Mundarten mehr oder weniger ein Tummelplatz des Dilettantismus. Mit Vorliebe wurden absonderliche und veraltete Wörter und Formen als Characteristicum einer Mundart hervorgezogen, ihre allgemeinen Züge blieben unbeachtet. Vielfach wurden die Idiotismen nur als das Mittel zur Befriedigung eines ungezügelten Hanges zum Etymologisieren betrachtet, der angenommenen Herleitung zu Liebe verdrehte und verzerrte man die Definition des Wortes. Mit Recht stellte Schmeller diese Gesichtspunkte in den Hintergrund: erst Sammlung eines vollständigen Materials, die Sprachvergleichung bleibe der Zukunft überlassen. Beobachtung des genauen Sinnes, des wirklichen Gebrauchs, der bestimmten Oertlichkeit, ob der Idiotismus häufig oder selten, von welcher Klasse der Bevölkerung er angewendet wird — das ist die Richtschnur, an die der Dialektforscher sich zu halten hat. — Nach der Seite der historisch-genetischen Darstellung der grammatischen Verhältnisse des Dialektes sind diese Ideen insbesondere von Karl Weinhold weiter ausgebildet worden. Zwar die These (1847), daß die Volksdialekte größere Beachtung verdienen als die Werke der mittelalterlichen Dichter, hat sich allgemeine Anerkennung nicht zu erringen vermocht, wohl aber bleibt seine Schrift „Ueber deutsche Dialektforschung" (1853) grundlegend für die Methode der historischen Dialektgrammatik, d. h. die streng durchgeführte Vergleichung und Anknüpfung der heutigen Mundart an den früheren Sprachzustand, insbesondere an das Mittelhochdeutsche[1]). Die eingehenden Grammatiken Weinholds über den bairischen und den alemannischen Dialekt bilden die Ausführung dieses Programmes, während auf der andern Seite die bald darauf, 1854, erfolgende Uebernahme der Zeitschrift für deutsche Mundarten durch Frommann gleichfalls in der anregenden Schrift ihre Veranlassung findet. Beachtenswerth für die Methode der Dialektforschung ist in dieser Zeitschrift ein Aufsatz Raumers[2]), welcher verlangt, daß man, da die Sprache zweier Menschen

[1]) Schmellers grammatische Darstellung der Mundarten Baierns berührt nur die lebende Volkssprache. — Nachträge im XXXVII. Bande von Herrigs Archiv.

[2]) Im IV. Bande.

niemals unbedingt identisch sei, wenigstens in ausgewählten Fällen die wirkliche Sprache verschiedener einzelner Menschen aus einer und derselben Gegend mit diplomatischer Genauigkeit kennen zu lernen suche. Namentlich vom Satzbau der wirklich gesprochenen Mundarten würde man eine ganz falsche Vorstellung bekommen, wenn man sich an manche sogenannte Dialektproben hielte. Die Verfasser solcher Dialektproben mischen nämlich Formen ein, die allerdings nach der Analogie der ganzen Mundart richtig gebildet sind, aber in That und Wahrheit nicht vorkommen; oder sie regeln die wirklich vorkommenden Formen in der Art, daß alle Schwankungen möglichst beseitigt und nur eine der gebrauchten Formen, die der ganzen Analogie der Mundart am meisten zu entsprechen scheint, durchgeführt wird. Wichtig wäre nicht nur die Beobachtung des Sprachgebrauchs Solcher, welche die Eigenthümlichkeiten der Mundart in besonderer Ungetrübtheit, wenn auch keineswegs in absoluter Gleichheit festhalten, sondern auch Derjenigen, deren Sprache sich stufenweise dem Schriftdeutschen mehr und mehr annähert. Eine mäßige Reihe solcher Aufzeichnungen würde eine so deutliche Anschauung von der wirklich gesprochenen Sprache der Ortsbewohner geben, wie man sie aus andersartigen Darstellungen nicht gewinnt. — Die hier geforderte lautliche Auffassung und Beschreibung, die genaue, auch die feinsten Unterschiede bezeichnende Orthographie sind nun Fortschritte und Errungenschaften des letzten Jahrzehnts, insbesondere der Abhandlung von Winteler über die Kerenzer Mundart[1]). Das im Erscheinen begriffene Schweizerische Idiotikon, die Frucht weitschichtiger, durch ein Vierteljahrhundert fortgesetzter Sammlungen, vereinigt endlich die Gesichtspunkte der geschichtlichen und der phonologischen Beschreibung der Mundart.

Die Aufgabe der längst eingegangenen Frommannschen Zeitschrift ist, für ein beschränkteres Gebiet allerdings, von dem 1875 zu Hamburg gegründeten Verein für niederdeutsche Sprachforschung übernommen worden. Er setzt sich vor, die niederdeutsche Sprache und Litteratur vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten und alles das in den Kreis der Besprechung und Mittheilung zu ziehen, was dazu dienen kann, ihr die von so manchem Unwissenden abgesprochene Ehre und Bedeutung wieder zu verschaffen und herzustellen. Sein Zweck ist also neben dem theoretischen insofern ein praktischer, als das sicherste Mittel, die unverdiente Verachtung von den nieder-

[1]) Ueber Zweck und Methode der neueren Dialektforschung vgl. noch das Referat von Wegener auf der Philologenversammlung zu Trier, 1879, abgedruckt in Zachers Zs. XI, 450 ff.

deutschen Mundarten abzuwenden, darin erblickt wird, daß die Gebildeten sich dieselben genauer ansehen, um sich so ihres Werthes, ja ihrer Wichtigkeit und ihrer vielfachen Vorzüge klar bewußt zu werden. — Zur Erreichung seines Zweckes, der zunächst auf Hebung des bisher noch verborgenen und auf Betrachtung und Beleuchtung des bereits gesammelten Wortschatzes geht, veröffentlicht der Verein eine Zeitschrift (Correspondenzblatt) und ein Jahrbuch und gibt bisher unbekannt gebliebene bemerkenswerthe Denkmäler der älteren niederdeutschen Sprache heraus.

In den wiedergegebenen Aeußerungen ist gelegentlich die Rede von der mundartlichen Litteratur, von dem Zurückweichen der Volkssprache und ihrer allmähligen Ausrottung durch die Schriftsprache. — Da der Kampf zwischen Schriftsprache und Dialekten in seinem Verlaufe wesentlich beeinflußt ist von der Mannigfaltigkeit und Beschaffenheit der beidseitigen Litteratur in den einzelnen Landstrichen, behandeln wir alle diese Erscheinungen im Zusammenhange.

Die festeste Burg des Dialektes ist die Schweiz, insofern sie einerseits die Muttersprache in ihrer ältesten hochdeutschen Form festgehalten hat und ihre Mundarten im Ganzen genommen der älteren Schriftsprache des dreizehnten Jahrhunderts am nächsten geblieben sind, anderseits Reich und Arm, Vornehm und Gering, Stadt und Land, Gelehrte und Ungelehrte mit voller Unbefangenheit der angestammten Sprache der Väter sich hingeben. Der schweizerische „Gebildete", wenn er sich vom „Volk" unterscheiden will, spricht im Durchschnitt lieber französisch als hochdeutsch, da es weniger Ueberwindung kostet, eine fremde Sprache zu lernen als eine andere Form der Muttersprache, welche von der angebornen in zu erheblichem Maße absteht, und da früher die Bildung an dem Muster der französischen Litteratur überwog; doch ist dieser Hang jetzt unter dem Einfluß der gänzlich veränderten politischen Verhältnisse im Verschwinden begriffen[1].

Besonders eingehend hat der Litterarhistoriker Mörikofer das Verhältniß der schweizerischen Mundart zur hochdeutschen Schriftsprache behandelt[2]. Er legt vorzugsweise Gewicht darauf, daß die Schule, wenn sie an das Leben anknüpfen wolle, sich der Mundart als eines der Mittel bediene, mit denen die Entwicklung des Kindes beginnt, die ihm heimlich und vertraut sind und an sein Herz sprechen. Der ganze Verkehr zwischen Lehrer und Kind erhält durch das Hochdeutsche etwas Steifes, Kahles und Ungemüthliches, in der formellen

[1] Vgl. ob. S. 392, Anm. 1.

[2] Frauenfeld 1838, neue Ausgabe Bern 1864.

Umständlichkeit geht die unbefangene Kindlichkeit verloren, das innerlich Gestaltete kommt nicht unmittelbar vom Herzen weg, sondern muß erst gemodelt und zugerichtet werden, das Schauen, Fühlen und Denken wird etwas Gemachtes und Künstliches und daher so häufig das einfachste Wissen zur pedantischen Schulweisheit. Wer Gelegenheit gehabt, solche hochdeutsche Schulen zu sehen, wird leicht bemerkt haben, daß die Antworten eintönig und maniriert gegeben werden, daß dieselben das Gepräge eines mühsam Bedachten statt des frischen, blitzschnellen Einfalls jugendlicher Lebhaftigkeit an sich tragen, und so hat man mit allem Streben nach einer schönen Sprache statt einer lebendig und seelenvoll sprechenden eine geistlos und schleppend singende Schule. Das Kind hat oft seine treffenden Vergleichungen und Combinationen, seine augenblicklichen guten Einfälle, welche ihm durchaus abgeschnitten sind, wenn es seiner Zunge nicht den gewohnten Lauf lassen kann. Manche feine Bemerkung, mancher tiefere Gemüthsblitz, welcher nur aufleuchtet, wo das Kind völlig frei in seinem Elemente athmet, wird durch den Zwang der hochdeutschen Sprache erstickt. Die Störung der Disciplin ist durch eine gewisse zwanglose Vertraulichkeit in der Schule nicht zu fürchten, indem eben die geistige Regsamkeit und lebendige Thätigkeit am besten vor Zerstreuung bewahrt und zusammenhält. Alles Gelesene und Geschriebene bringt ohnehin die hochdeutsche Sprache mit sich, wobei dann darauf gehalten werden muß, daß jedenfalls eine reine Aussprache der Vocale stattfinde; dagegen ist es wieder etwas Ungehöriges, die obersächsische Aussprache der Consonanten in den Mund des Volkes verpflanzen zu wollen, denn bei der Schwierigkeit, welche das Organ darbietet, klingt Solches nicht nur unschön, sondern affectiert und albern.

Auch eine Gewähr für die Wahrhaftigkeit erachtet Mörikofer in dem Gebrauche der Volkssprache. Sie setzt dem Prunk und der Wichtigthuerei eine gewisse züchtige Sprödigkeit und Nüchternheit entgegen.

Die Volkssprache erweist sich ferner als ein nachhaltiges und zähes Band für die Erhaltung der Volkssitte. Mit der Sprachmannigfaltigkeit müßte auch die charakteristische Mannigfaltigkeit der Sittenzüge unwiderbringlich auslöschen. Ist also die Schriftsprache das Mittel, alle geistigen Bestrebungen und Fortschritte mit Deutschland zu theilen, so wahrt wiederum die Mundart die nationale Eigenart und Abgeschlossenheit. Den Charakter der Gemeinheit dürfe man der schweizerischen Mundart wenigstens nicht aufbürden. Dadurch, daß sie zugleich Sprache der Gebildeten ist, bewahrt sie die Empfänglichkeit für den Ausdruck des Schönen und Zarten und die Leichtigkeit

des Hinübergreifens in das Gebiet der Schriftsprache. Der Uebelstand finde sich selten, daß der Gebildete vor lauter Gelehrsamkeit sich dem gemeinen Manne gar nicht verständlich machen und somit seiner Wirksamkeit nicht eine breite, volksthümliche Grundlage geben kann.

Wenn die Deutschen, fährt Mörikofer fort, uns unsere Volkssprache im Hause und unter Freunden gerne zugeben, so bezeichneu sie dagegen den Gebrauch der Volkssprache im öffentlichen Leben als einen Uebelstand und bisweilen als eine Abgeschmacktheit. Gibt aber die Mundart das Mittel an die Hand, die Gemüther anzuziehen und sich mitten in ihren Gedankenkreis hinein zu versetzen, kurz und rasch zum Ziele zu kommen, mit dem Volksworte zu überraschen und zu schlagen, so ist dann dieses auch die vorzüglichste und anwendbarste Sprache. So wie es Uncultur beweist, sich bei wichtigeren Angelegenheiten nicht über die Sprache des gemeinen Lebens erheben zu können, so läßt es auf der anderen Seite steif, auch bei den geringsten Dingen und Bemerkungen nicht aus dem Prunkgewande der Bücherſprache herauszukommen [1]).

Ein scharfes Urtheil fällt Mörikofer über die durch die Nachahmung Hebels hervorgerufene schweizerische Dialektpoesie: „Statt wie Hebel die reine und sittliche Natur des Volkes in aller Einfachheit darzustellen, wurde die rohe zufällige Natürlichkeit nackt und unkünstlerisch vorgeführt; oder, wo er in gemüthlicher und kindlicher Naivetät die Beschränktheit der Verhältnisse und des Geistes ergötzlich sich enthüllen ließ, wurde von den Nachahmern mit der Unwissenheit und der Unsitte ein loser und fratzenhafter Muthwille getrieben. Noch schlimmer aber ergieng es in Nachahmung der gemüthlichen Scenen, indem sich eine Sündfluth blöder, weinerlicher, langweiliger Ausmalungen und Betrachtungen erhob, wo in charakterloser und zerfließender Sentimentalität jeder Funke volksthümlicher Dichtung erlosch. Zudem mußte ferner eine recht unwissende Nachläſſigkeit in Versbau und Reim ebenfalls für echt schweizerisch gelten und so die gute und zweckmäßige Volkssprache sich oft zur unsinnigsten und ekelhaftesten Verbindung und Verunstaltung hergeben. Weil man glaubte, in dieser Sprache laufen einem die guten Gedanken eben von

[1] Aus dem Jahre 1815 wird berichtet, daß der Repräsentant des Standes Bern eine eidgenössische Tagleistung mit dem Votum eröffnete: „In der Politik darf man nummen geng nit ehrlich sy". Pap. d. schweiz. Idiotikons. — Der Straßburger Daniel Hirtz erwähnt in der Beschreibung seiner Wanderschaft 1844, daß im Jahre 1823 hochdeutsche Predigt in der Stadt Bern die Ausnahme bildete, während die älteren Geistlichen sich der Mundart bedienten.

selbst nach, wenn man sich nur recht gemüthlich und patriotisch stimme, so begegnet uns denn auch auf diesem Felde eine unbegreifliche Gedankenlosigkeit und Plattheit . . . ." Die Volkssprache hat ihre Grenzen, innerhalb deren ihre Anwendung den Vorzug vor der Schriftsprache verdient. Allein sie muß sich auf dem Gebiete halten und auf selbes sich beschränken, auf welchem sie lebt und sich bewegt. Es ist also sehr verfehlt, dem Volksleben ganz fremde Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, welche Ergebnisse einer höheren Cultur sind, in die Mundart einzwängen zu wollen. Eben so wenig läßt sich die eigentliche Belehrung durch die Mundart geben, aus dem einfachen Grunde, weil sich diese schwerer liest als die Schriftsprache. Wenn hingegen ganz eigenthümliche provincielle, eng eingegrenzte Zustände und Sitten darzustellen sind, so erhalten dieselben durch die mit dem Schauplatze der Handlung verbundene Sprache erst das rechte Licht und Leben.

Mörikofer schrieb im Jahre 1838; seither hat der ungeheuere Aufschwung und die totale Umwälzung des Verkehrs durch die Eisenbahnen, die durch sie bewirkte Einwanderung und Durcheinanderwürfelung der Angehörigen verschiedener Nationen, das Ueberhandnehmen der Schulbildung, die Gewöhnung an das regelmäßige Lesen von Zeitungen, die Umgestaltung der politischen Verhältnisse dem schweizerischen Individualismus manchen Nachtheil gebracht. Hatte der Basler Gelehrte Karl Rudolf Hagenbach schon 1828 in einem kleinen Aufsatze über die stadtbaslerische Mundart bemerkt, wie sehr sich die alte Baslersprache unter dem Einflusse der Zeit und besonders der Schulbildung geändert und in Ausdrücken sowohl als Beugungen und Wendungen dem Schriftdeutschen sich genähert habe, so konnte ihm 1860, als man sich anschickte, Hebels hundertsten Geburtstag festlich zu begehen, eine weitere Zunahme dieses Uebergangs nicht verborgen bleiben [1]). „Wie viele Dinge, sagt er, lernen doch unsere Kinder zuerst durch die Bücher kennen und benennen, deren mundartliche Benennung, wenn sie sie später vernehmen, antiquiert er-

[1] In der Festgabe zu Hebels hundertjährigem Geburtstag. — Im „Wanderer durch die Schweiz" I 1835 wird gewünscht, daß die gebildeten Stände dem Volke mit Aufgeben der Mundart vorangehen. „Bereits haben sich diese Einflüsse auf eine nicht ganz unmerkliche Weise geltend gemacht, sodaß Derjenige sich sehr irrte, der glaubte, es würde jetzt noch z. B. in Basel und Zürich ganz die nämliche Sprache geredet, der sich diese Städte vor einem halben Jahrhundert bedienten. Man braucht nur einen dreißig und einen siebzigjährigen Mann aus der gleichen Stadt sprechen zu hören, und man wird den Unterschied der Sprache beider leicht erkennen und sich überzeugen, daß dieselbe der Form nach sich veredelt, hauptsächlich aber bereichert hat." Pap. d. schw. Id.

scheinen muß. So reden unsere Kinder jetzt von Bienen, Schmetterlingen, Ameisen, während wir Aeltere von Immen, Summervögeln, Umbaisen sprachen. Viele Ausdrücke, die noch unsere Eltern und Großeltern gebraucht haben, sind der jetzigen Generation rein unverständlich. Aber nicht nur den Kindern in der Schule geht es so, auch den Erwachsenen, namentlich denen, deren Leben mit der Schule zusammenhängt. Wenn unsere Gelehrten über wissenschaftliche Dinge sich in der Mundart unterhalten (und das geschieht in der Regel, das Gegentheil würde für Ziererei gelten), so mengen sie selbstverständlich die ganze Terminologie der Schule, auch die abstrusesten und abstractesten Wortformen, so in den Dialekt, daß unsere Vorfahren das seltsame Gemische kaum würden verstanden haben. Wo nun aber vollends die Rede sich zu einem gewissen Pathos erhebt, oder wo sie streng didaktisch auftritt, da entsteht jenes eigenthümliche Deutsch, das man in dem einen Falle das Großrathsdeutsch, in dem andern das Schul- oder Kinderlehrhochdeutsch nennen könnte[1]). In den Schulen soll zwar hochdeutsch geredet werden; aber wo Beide, Lehrer und Schüler, durch die Mundart zusammengewachsen sind, da will es Manchem fast grausam erscheinen, dieses zähe und eben darum auch feste Band künstlich zu lösen. In unsern Kinderlehren zumal behalten die Geistlichen grundsätzlich den Dialekt bei, weil sie so eher den Weg zum Herzen finden mögen. Selbst in der Mundart zu beten wird nicht allgemein für unausführbar gehalten. Da nun aber doch die Bibel, das Gesangbuch, der Katechismus in der Schriftsprache verfaßt und die Kinder auch in dieser zu denken gewohnt sind, sowie es sich um Begriffliches handelt, so wird das Bedürfniß nach einer Vermittlung der beiden Sprachgebiete, nach einem Uebergang aus dem einen in's andere sich nothwendig dem Redenden fühlbar machen, und so entsteht dann eben jener schon genannte Mischdialekt. Etwas Aehnliches zeigt sich auch in der Umgangssprache, besonders da, wo man etwa in Anwesenheit von „Fremden" einen Anlauf zum Hochdeutschen nimmt, sofort aber beim Anblick der heimathlichen Gesichter wieder in die heimathliche Mundart zurückfällt. Dieses Hin- und Herschwanken gibt dann der geselligen Unterhaltung leicht den Anschein des Schwerfälligen und Unbeholfenen. Uebrigens auch da, wo ein Geschulter es dazu bringt, schriftgerecht zu schreiben und demgemäß zu reden, wird doch mehrentheils die Aussprache und Betonung den Galiläer verrathen. Selbst die, welche im Auslande oder im Umgang mit Aus-

[1]) Vgl. ob. S. 125, Anm. 4.

ländern es zu einer gewissen Fertigkeit und Sicherheit des Hochdeutschen gebracht haben, werden in Gegenwart ihrer Mundartgenossen eine natürliche Scheu empfinden, davon Gebrauch zu machen. Geschweige, daß es auch Manchen im Auslande ergehen mag wie dem berühmten Euler, von dem uns erzählt wird, daß er auch in Berlin und Petersburg den ihm gewohnten Dialekt nicht habe ablegen können". Hagenbach kommt zum Schlusse, daß die Mundart auch ohne äußere Machtgebote rein nach dem Gesetze der historischen Entwicklung ihrem Absterben, wenn auch mit langsamen Schritten entgegengeht.

Der Gedanke Rudolfs von Raumer, daß der Unterricht in der Volksschule von der gesprochenen Mundart als der eigentlichen Muttersprache des Schülers auszugehen habe und von dieser allmählig zur Schriftsprache hinüberleiten solle[1]), wird mit Beziehung auf die schweizerischen Verhältnisse durchgeführt in einem Schriftchen von Winteler[2]). Die Schulgrammatiken, wird hier ausgeführt, gehen von der nicht überall zutreffenden Anschauung aus, daß der Lernende außerhalb der Schule ein correctes Schriftdeutsch höre und sich aneigne, und daß, im Gegensatze zu den Ergebnissen der Wissenschaft, die Mundarten bloße Sprachverderbnisse und als solche möglichst auszurotten seien. Für den Schüler ist nun aber das Schriftdeutsche in vielen und wesentlichen Punkten eine fremde Sprache, und diesen localen Verhältnissen ist der Unterricht anzupassen. Die Wörter und Sätzchen, mit denen das Kind in den ersten Schuljahren bekannt gemacht wird, sollen so viel als möglich ebensogut mundartlich wie schriftdeutsch sein, und zwar sowohl in Hinsicht auf Aussprache und grammatische Form als in Hinsicht auf den lexikalischen Umfang. Die Berücksichtigung der Mundart hätte also auf dieser Stufe darin zu bestehen, daß man das Gemeinsame zwischen ihr und der Schriftsprache heraussucht. — Ist der Schüler geistig erstarkt, so hat nunmehr die Berücksichtigung der Differenz zwischen Mundart und Schriftsprache in positiver Weise zu geschehen. Die muttersprachliche Seite des Schriftdeutschen tritt zurück, die fremdsprachliche hervor. Nutzbringend müßte es sein, den Schüler von Zeit zu Zeit Dasselbe mundartlich und schriftdeutsch wiedergeben zu lassen, um ihm den Inhalt näher zu bringen und in ihm das Gefühl für den Unterschied der beiden Sprachformen zu wecken[3]). Daß ein Buch allen Bedürf-

[1]) Vgl. ob. S. 482.

[2]) Ueber die Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart des Schülers, Bern 1878.

[3]) Rudolf Hildebrand nennt in seiner Schrift über den deutschen Sprach

nissen einer bestimmten Gegend gerecht werde, ist eine Forderung, die erfüllt werden kann, daß es dagegen allen Bedürfnissen aller Gegenden entsprechend und dazu vollends noch für jede Schule methodisch brauchbar sei, ist undenkbar. — Der deutsche Sprachunterricht muß also aufgebaut werden auf die Differenzen zwischen der Hausprache des Kindes und der Schulsprache. Wenn die Schriftsprache in der Weise gelehrt wird, daß die Verhältnisse derselben den Verhältnissen der Mundart Schritt für Schritt klar und bestimmt gegenübertreten, so wird der Schüler sich gewöhnen, beide scharf zu unterscheiden und auseinanderzuhalten. Er wird jedes in seiner Art schätzen und lieb gewinnen, während nach bisheriger Praxis eine häßliche Vermengung beider unvermeidlich ist[1]). Die kernigsten Wörter und Wendungen der Mundart und dasjenige, was dieser ihren Werth und Charakter als Stammessprache gibt, kommen dem Volke abhanden, ohne daß es zu einem guten Hochdeutsch gelangte, und wir sind so auf dem besten Wege, unsere angestammte Stammessprache, auf die wir stolz sein sollten, zu vertauschen gegen ein verdorbenes Schriftdeutsch, einen provincialen Barbarismus.

Manche Aehnlichkeit mit den schweizerischen bieten die Verhältnisse des Dialektes im Elsaß. — Gieng auch der Buchdruck Straßburgs schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts zur Reichssprache über, so bestand hingegen für den mündlichen Verkehr die alte alemannisch-fränkische Mundart unverändert fort, auch dann, als das

---

unterricht in der Schule diese Uebung, die Unterschiede der Mundart vom Hochdeutschen und die vielen Abstufungen des sprachlichen Ausdrucks herauszufinden, den prächtigsten Bildungsstoff für den Verstand. — Aehnlich Werder, Vom Unterrichte in der Muttersprache Basel 1878, S. 16: „Für die Mittelstufe halte man sich vorzugsweise an die Mundart, sei es, indem man Hebel und ähnliche Autoren des Dialektes lesen läßt, sei es, indem man im eigenen oder in des Schülers Vorrath an dialektischen Kenntnissen das Passende findet. Der Dialekt soll der Wegweiser und der Stachel sein, so genau als möglich zu beobachten und demgemäß auch darzustellen". — Die Uebersetzung von Lesestücken aus der Schriftsprache in die Mundart und umgekehrt empfahl schon Mörikofer als wirksames Bildungsmittel für die Klarheit der Anschauungen und für die Aufhellung und Bestimmtheit der Begriffe.

[1]) „Man hat gefürchtet, durch den Gebrauch der Volkssprache in der Schule könne die Mundart zu einer widernatürlichen Bedeutung und Wichtigkeit heranwachsen, und das Hochdeutsche, also das eigentliche Ziel, Schaden leiden in seiner mit Mühe gewonnenen reinen Form. Das ist in keiner Weise zu fürchten in einer Zeit, wo durch die Uebergewalt des geschichtlichen Ganges das Hochdeutsche als Spitze und Ziel aller formellen Bildung so allgemein schon gewissermaßen in der Luft liegt, daß die Schüler alle schon stofflich etwas davon aus dem Vaterhause mitbringen, vor Allem aber das Gefühl seiner Wichtigkeit und den schlummernden Drang, sich's anzueignen." Hildebrand.

Land an Frankreich fiel. Aus dieser Gestaltung der politischen Lage entsprang eine Veränderung der Stellung von Mundart und Schriftsprache, insofern als solche nun das Französische galt. Daß gegen dieses das Hochdeutsche in seinem Einfluß auf die Mundart weit zurückstand, lehrt am besten die Thatsache, daß die elsässische Volkssprache fehlende Abstracta nicht aus der deutschen, sondern aus der französischen Schriftsprache ergänzt hat, und daß diese Bestandtheile einen wesentlichen Charakterzug der Mundart bilden. Anderseits hat die fremde Umhüllung manches alte Sprachgut geschützt, das in andern Dialekten durch Synonyma aus der deutschen Schriftsprache verdrängt worden ist[1]).

Bis zur Revolution geschah wenig, um die deutsche Sprache zu verdrängen. Selbst im höheren Unterricht hatte sich die französische Sprache noch keineswegs eingebürgert. 1785 ergieng zwar eine königliche Ordonnanz, nach welcher alle öffentlichen Urkunden und Protokolle französisch verfaßt sein mußten. Aber Straßburg war hievon ausgenommen, und der Gebrauch des Deutschen als Amtssprache dauerte fort. Erst der Nationalconvent erhob die Einheitlichkeit der Nationalsprache zum Princip. Es wurde Bericht erstattet »sur la nécessité et les moyens d'anéantir les patois et d'universaliser l'usage de la langue française« und durch Decret vom Jahre 1794 befohlen, Gemeindeschulen zu errichten, in denen Alt und Jung die französische Sprache lernen sollte. In Straßburg verhandelte die Partei der französischen Jacobiner offen über das Project der Ausrottung des Deutschen. Das Ziel wurde auch unter den auf die Revolution folgenden Regierungen stets im Auge behalten und mit weniger gewaltsamen, aber desto wirksameren Mitteln erstrebt. Die Wirkungen dieser Bestrebungen machten sich seit den dreißiger Jahren immer fühlbarer geltend und waren in den zwei Jahrzehnten vor den Ereig-

[1]) Ergötzliche Beispiele von der Auffassung des Hochdeutschen durch elsässischen Mund „Zwitterschaft" nach Göthe gibt schon Arnolds Pfingstmontag, z. B. V, 4: „Mein Herr, Sie habenn sich versündigett an mir, deßwegenn fordree ich Sie zum Düell herous, ouf Schießenn oder Stechenn. Versprechenn Sie mier demnach, daß Sie ihr Päthchen guet ousliefrenn" u. s. w. Vgl. ob. S. 125, Anm. 4.

I, 2: „'S ich e narrechdi Sproch, diß Hochdutsch; do haißt Steyer
E Stier, e Thar e Door, Babbier diß ich Papeyer,
E Schmuz haißt dort e Kuß, zuem Unroth saat mer Schmauz,
Hiz saat merr nit, nain Heiz, der Staat zell ich der Pauz,
For Lieb saat merr Lyweh . . . . ." — Belege falscher Verhochdeutschung Analogiebildung gewähren die Papiere des Schweiz. Idiotikons in Menge sowohl für die ältere wie für die neuere Zeit.

nissen von 1870 ihrer Vollendung nahe, soweit sie wenigstens die Verdrängung des Deutschen als Schulsprache betrafen. Junge Lehrer, die kaum so viel deutsch verstanden, um sich verständlich zu machen, wurden mit Vorliebe in deutschsprechende Gemeinden versetzt. Daher die Klage, daß in vielen Gemeinden das Deutsche dem Französischen den Boden noch hartnäckig streitig mache; dieses wurde als Einschleicher betrachtet und durch diese Feindseligkeit der Schulunterricht gehemmt[1]). — Als 1866 der Bezirksrath von Zabern den Wunsch ausgesprochen hatte, es möge darauf gesehen werden, daß die Volksschullehrer gutes Hochdeutsch in den Schulen lehren, wurde in dem dem Generalrath hierüber erstatteten Bericht erwidert, es sei dies wohl wünschenswerth, aber unmöglich auszuführen; Kinder und Lehrer würden sich nicht mehr verstehen, auch würde es schwer halten, die Lehrer dahin zu bringen; das Hochdeutsche müsse sich selbst überlassen bleiben, und dann möge man zusehen, ob es ihm gelinge, den Dialekt, das Erbe von Jahrhunderten, zu verdrängen[2]). — Französische Litteratur und Sitten gewannen, in den Städten wenigstens, zusehends die Oberhand. Es galt für einen Beweis von Patriotismus, selbst in Handel und Gewerbe Bezeichnungen in französischer Sprache anzuwenden[3]). Der Ständeunterschied, obwohl weniger ausgeprägt als in Deutschland, fand im Französischen ein erwünschtes Mittel der Trennung vom Volksdialekt. „Es war ein instinctiv berechtigtes Gefühl, daß in einer abgerundeten, präcisen, eleganten Conversationssprache ein ungemeiner Vorzug läge und dieselbe unwidersprechlich befugt sei, einen schwer verständlichen, eng begrenzten Provincialdialekt zur Seite zu schieben". (Spach.) — Am längsten nahm sich die Geistlichkeit des Deutschen an, da sie durch die fremde Sprache die Wirksamkeit des Religionsunterrichtes beeinträchtigt sah. Einer dieser Geistlichen, der Abbé Caseaux, kennzeichnet in einer 1867 erschienenen Schrift die

---

[1]) Rapport du Conseil général du Haut-Rhin, 1862.

[2]) Vgl. Wirth, La langue française dans les départements de l'Est Paris 1867); und, vom entgegengesetzten Standpunkt aus: Duprel, Die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen.

[3]) „Vor kaum dreißig Jahren herrschte die deutsche Sprache noch uneingeschränkt, in den Schulen sprachen die Lehrer nur deutsch. Ein Bürgermeister, der einige französische Worte radebrechen konnte, wurde in seinem District als Wunder angestaunt. Sogar in Straßburg waren alle Schilder in deutscher Sprache, sie war fast ausschließlich im Gebrauch in den Läden, auf der Gasse und in der Kirche ... Heute dringt die französische Sprache in den täglichen Verkehr und in die Familie ein; die Schulkinder sprechen auch unter sich mehr französisch als deutsch. Der Fortschritt ist unbestreitbar und vollzieht sich mit steigender Wucht." Wirth, a. a. O. S. 36.

Lage folgendermaßen: „Da einerseits die Schullehrer beständig angetrieben wurden, die Verbreitung des Französischen zu beschleunigen, und da sie anderseits nie eine ernstliche, geschweige strenge Prüfung ihrer Schulen in Betreff der deutschen Sprache zu befürchten hatten, so konnte ihr Eifer für die Bewahrung dieser letztern leicht erschlaffen. Allein man hat die nämliche Erkaltung für die elsässische Mundart auch in anderen Bezirken gewahrt“ [1]).

Indes gab es auch in diesem Halbjahrhundert, wo die Akademie und die mit ihr zusammenhängenden Unterrichtsanstalten und gelehrten Gesellschaften, der Handel und Verkehr, der Einfluß der öffentlichen Verwaltung, der Militärdienst und das Ansehen des französischen Namens der officiellen Sprache eine gewaltige Ueberlegenheit sicherten, eine Anzahl von Männern, die aus rein idealen Trieben die Anknüpfung an das alte Herkommen und die Erhaltung der eigenartigen Volksthümlichkeit des Elsasses sich zur Aufgabe setzten; wir meinen die elsässische Dichterschule, deren Blüthe in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fällt. Zwar der Originalität eines Arnold ist keiner dieser Dialektdichter wieder gleichgekommen, ebensowenig haben sie den edlen Schwung, die Tiefe und Volksthümlichkeit der Hebelschen Poesie erreicht; ihre Thätigkeit concentriert sich überwiegend auf Straßburg, dessen Erinnerungen an die Reichsstadtzeit sie wachzurufen bestrebt sind; sie gleichen, durchweg bürgerlichen Kreisen entsprossen, den Meistersängern, und der Geist, aus dem heraus sie dichten, ist der protestantische im Gegensatz zum katholischen, der an Frankreich seinen Halt fand. Volle Anerkennung aber verdient diese Sängerschaar für ihr muthiges Ausharren auf einem verloren scheinenden Posten, inmitten eines Zustandes, „wo sich Jeder mehr und mehr auf sein Brodfach beschränkte, von Kunst und Wissenschaft zwar viel gesprochen, aber beinahe Nichts gethan, Ungeschmack und Geschmacklosigkeit, pöbelhafte oder doch alltägliche Rohheit aller Orten gesehen wurde und eine gezwungene Lage der Dinge täglich mehr, selbst von den Bessern, dahin brachte, den elsässischen Nationalcharakter zu verleugnen und sich

[1]) „Die Sprache in ihrer charakteristischen Reinheit hört man nur noch von Leuten, die ihre ganze Lebenszeit innerhalb ihres Geburtsortes zugebracht und, treu den Sitten ihrer Vorfahren, auch in ihrer Sprache das alterthümliche Gepräge beibehalten haben. Auf die jüngere Generation hingegen hat der öftere Verkehr mit anderen Oertlichkeiten, besonders mit dem benachbarten Straßburg, in sprachlicher sowie in jeder anderen Hinsicht entschieden eingewirkt, sodaß man neben der älteren eine neuere, theilweis verfeinerte, aber kraftlosere Mundart unterscheiden muß.“ Stöbers Alsatia, 1858, über die Mundart des unterelsässischen Landvolks.

ausschließend auf die eine oder andere Seite zu schlagen“ [1]). — Es läßt sich denken, daß in den Ergüssen jener Dichter nicht die geringste Stelle das Lob des heimathlichen „Dytsch“ einnimmt, welches sie ebensogut gegen das vornehme „Deutsch“ wie gegen das affectierte und theatralische Welschen vertheidigen [2]). — Ihren wissenschaftlichen Mittel-

[1]) Ludwig Schneegans an Sulpiz Boisserée, 1847; abgedruckt in Birlingers Alemannia II, 96.

[2]) Wir lassen hier eine Sammlung solcher Aussprüche folgen:

„Ei schaue zelle Dokter dort!
Wie geht der grad und stolz, potz Mord!
Un wie er redt so hochgelehrt,
I ha min Lebda so nix gheert,
Ken hiesis Wort, nein ünwerrhyniſch
Un drunter nunter au latiniſch.“ Ehrenfried Stöber.

„Gar Mancher redd vun Gschmack, vun Jdeal un Gfüehl
Un meint, mer sott ein Sprooch babblen im Weltgewüehl.
Ja, ja ein Sprooch ellein wohrschynli nur d' franzöſch,
Un ein Pfiff, wo ellein de Danz ufſſpielt — verstehſch?.....
Mer saad, 's Dytsch isch gemein, trivial, for's Lumpepack!
Un wer diß saad, der meint, er hett der beste Gschmack.“
Karl Bernhardt.

„Un du, treuherzje Muedersprooch,
Lebsch schun so viel Johrhundert lang;
Wohl fröue Viel dier nimm viel nooch,
Bisch doch so schön im Meistergsang!
Drum druck i Jedem fest sin Hand,
Wo ehrt sin Sprooch im Heimetland.“ Karl Bernhardt.

„Min Muedersproch isch lieb mir, werth,
I kann's halt nit verhehle,
Un wenn au Mancher drum sich scheert,
Wer wurd sich dorum quäle?
Mer redde dytsch, d' Kindskinder noch,
In viele hundert Johre,
Redde mit Freud iehr Muedersprooch,
Nein, nie geht die verlore!“ Karl Bernhardt.

„Ja Muedersproch, furt sollst du lewe,
So lang als Saft in unsere Rewe,
'S Bluet heiß durch unsri Odre rollt.“ Karl Bernhardt.

„I denk, 's Stroßburjer Ditsch wurd nieme groß verdrieße;
D' Stroßburjer Muedersproch isch allewyl noch scheen.“ C. Böse.

„Derzue haww i min Mundart gwählt;
Drinn redd mer so, wie frei unn frisch
Der Schnawwel eim gewachsen isch.
Mer redd viel Sprooche hie ze Land,
Franzeesch un Battwa allerhand;
Arrawisch, dytisch un schwytzerisch,
Spaniolisch, luxeburjerisch;

punkt hatte diese Richtung in den Arbeiten August Stöbers, namentlich in dessen elsässischen Neujahrsblättern und der Zeitschrift Alsatia.

Doch ein Sprooch nurr mer gfalle will:
Die wo mer dheim redd an der Ill." C. Böse.

„Un do mer alli eini Sprooch jo staxe
Un hiesi sinn un mit enand verwandt,
Ze redd i wie der Schnawwel isch gewaxe;
Doch wems nit gfallt, loß 's Blättel us der Hand."
Chr. Hackenschmidt.

„Un so halt, inwerm Gläserfülle,
Kummt 's Wördel Liwel uf's Dapet.
(Verstehn mi recht, um's Himmels Wille,
Der Herr het hochditsch als geredt." Chr. Hackenschmidt.

„Do ziersch di wie e Mamsell waier!
Im grüene Rock mit Huet un Schleier:
De gehsch wohl drinnen in d' Pension
Un lehrsch Franzeesch un fine Ton." Adolf Stöber.

„Se nimm verlieb mit miner Sprooch;
Sie kummt wohl nit mim Herze nooch,
I red grad nit wie du so liebli,
I red halt wie's in Stroßburj üebli.
Gell, Wiese, du verstehsch mi doch?
Mer sinn jo gueti Noochbre noch,
Mer singe ditschi Lieder hinwe,
Am Rhin, wie unsri Brüeder driwwe." Adolf Stöber.

„Un doch, mer halte fest am Satz —
In unserm Kästel isch e Schatz,
Der isch ze halte werth und hoch:
Diß isch die lieb alt Muedersprooch,
Die mer henn g'erbt von unsre Vättre,
Trutz alle Kriej un Schicksalswettre.
Wie d' Väter in der alte Zit
So redde mier au dytsch noch hit.
Wohl klingt's nit wie Musik so zart,
So glaatt wie d' Sprooche welscher Art,
Au redde mer nit fyn wie d' Sachse,
Nein, wie der Schnawwel uns gewachse.
Un klingts au ruch un scharf an's Ohr,
Vom Herze gradus kummts ervor;
'S isch ehrli ditsch gemeint un glaat,
'S Herz spüert mer, wie's bim Redde schlaat.
Un daß es au so bliwe soll,
Frumm, frej un guete Früchte voll,
Treuherzigs Ditsch in Sprooch un Sitte,
Drum thuen mer unsre Herrgott bitte.
So lang ze Stroßburj 's Münster steht
In siner alte Majestät,

Als im Jahre 1843 ein elsässischer Dichter, C. F. Hartmann, eine Sammlung Lieder von französischer Gesinnung, aber in deutscher Sprache, erscheinen ließ, lobte ein Recensent im „Niederrheinischen Courier" zu Straßburg das „Herz des braven, schlichten Biedermanns, des wackern Elsässers, wie er ist und sein soll", auch die „reine und kraftvolle Sprache", fuhr dann aber fort: „Ein einziges betrübendes Gefühl, eine einzige unangenehme Betrachtung hat uns die schöne Sammlung Gedichte denn doch aufgedrungen. Hätte seit der neunundachtziger Revolution Straßburg das einzig angemessene Erziehungssystem für seine Jugend begriffen und befolgt, so wäre Hartmann nun ein nationaler Dichter statt ein localer Dichter geworden. Seine Lieder klängen an der Loire wie am Rhein, am Ocean wie am Vogesus. Aber da hat man von jeher (und seit einiger Zeit will's wieder stärker einreißen als je) getändelt und gefaselt, gedisputiert und geraisonniert von Sitte, von Glaube, von Gewohnheit, von Tradition, von Singen und Beten, von Poesie und vom Lieben und über allem diesem Wortekram, der bei den Meisten doch nur ein interessierter Faulheits- und Schlendriansmantel war, vergessen, daß Niemand berechtigt sei, über die Zukunft seines Nächsten und über die Rechte des Vaterlandes zu disponieren. Wer gab seit fünfzig Jahren diesen Zeloten allein das Recht, französische Bürger um ihr Vaterland und das Vaterland um seine Bürger zu betrügen? Wie kann man sich rechtfertigen, das unmündige Kind, mit den Pflichten und Rechten eines Franzosen geboren, wider seinen Willen oder in der Zeit, wo es noch keinen Willen hatte, wo nicht zu einem Deutschen, doch wenigstens zu einem nichtssagenden, nichtsseienden, weder halb noch gar aussehenden Unding erzogen zu haben?"

Het's Ditsch in Stadt und Land regiert,
In Sitte, Sprooch un Sinn floriert.
So lang noch steht der Münsterthurn
In Sunneschin, in Schnee un Sturm,
Soll unser Muedersprooch regiere,
Soll unser Vätter Geist floriere,
Soll ditscher Gsang im Elsaß lewe
Un nie vergehn — Gott, Gott wurds gewe." Adolf Stöber.

Vgl. Elsässer Schatzkästel, Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen in Straßburger Mundart, nebst einigen Versstücken in anderen Idiomen des Elsasses. Mit einem „Schlüssele zum Schatzkästel" von Adolf Stöber. Straßburg 1877. — Die im letzten der hier gegebenen Citate hervortretende veraltete Anschauung von der Vorzüglichkeit des sächsischen Deutsch findet sich auch bei Wirth: »Nos instituteurs n'ont certes pas besoin de parler l'allemand avec la pureté d'un Saxon.« A. a. O. S. 126.

„Hartmann singt für Frankreich, aber sechs Stunden von hier hat das elsässische Erziehungssystem seinem Lied eine Grenze gesteckt; so verliert er den größten Theil der Früchte seiner Gottesgabe, und Frankreich zählt einen Dichter weniger! Sollen seine Lieder etwa über den Rhein wandern? Ja, dort wird das geheime, schwarze, heilige Allianz-Ober-Bundestags-Preß-Litteratur-Censur-Cabinet ihnen bald den gehörigen Weg weisen! Hartmann ist einer der Vielen, die ihr um Frankreich und um die ihr Frankreich betrogen habt. Fiat justitia, pereat mundus".

Eine Besprechung von August Stöbers Elsässischem Volksbüchlein, im sechsten Bande der Frommannschen Zeitschrift für deutsche Mundarten, schließt mit folgenden Worten: „Ein außerordentlicher Sammeleifer für alles Volksthümliche ist in den letzten Jahren rege geworden, und man denkt nicht bloß an's Aufzeichnen, sondern auch an's Verwerthen, sodaß der deutschen Sprach-, Sitten- und Sagenkunde von daher nicht geringe Aufschlüsse bereits erwachsen sind. Aber soll nur die Wissenschaft, nicht auch Leben und Sitte unmittelbaren Vortheil aus den gehobenen Schätzen ziehen? Soll, was dem Munde des Volkes entnommen wurde, ihm durch die Presse nicht zurückgegeben werden? Sehr wenig ist es, was dafür geschieht. Die Existenz solcher Bücher wird dem Volke nicht bekannt. Der Reiche und Vornehme, mit Ausnahme weniger wahrhaft Gebildeter, kauft sie sich auch nicht, theils weil sie meist im Geleite der Gelehrsamkeit auftreten, theils weil er den Inhalt nicht zu würdigen weiß oder gar verachtet".

Nach 1860 zeigt sich eine auffallende Abnahme der dichterischen Leistungen in der elsässischen Mundart. Deutsche locale Gedichte ließ man wohl im engeren Kreise der Straßburger Gelehrtenwelt und einiger auf zwei Seiten hin gebildeter Familien gelten, aber in's eigentliche Volk drangen sie nicht mehr[1]).

Wie feste Wurzel die französische Sprache im Lande bereits geschlagen hatte, zeigt der heftige Widerstand gegen die nach der Einverleibung von den Deutschen ihrerseits getroffenen Maßregeln zur Verdrängung des Französischen als Schul- und Geschäftssprache. In den Jahren 1871—74 wurde der französische Unterricht in den Volksschulen mit Ausnahme der größeren Ortschaften gänzlich abgeschafft, da es unmöglich sei, auf dieser Stufe zwei Sprachen zugleich mit Erfolg zu erlernen; das Nämliche geschah an den Lehrerseminarien; der

[1]) Vgl. L. Spach, Moderne Culturzustände im Elsaß, Bd. I: eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter.

Unterricht an den Realschulen und Gymnasien wurde bedeutend eingeschränkt und die Ertheilung von Privatunterricht im Französischen durch Lehrer besonderer Erlaubniß vorbehalten. Nur da, wo das Französische Volkssprache war, blieb es auch Unterrichtssprache, also ungefähr im fünften Theil des neugebildeten Reichslandes[1]). Der Gebrauch des Französischen als parlamentarischer Geschäftssprache neben dem Deutschen wurde 1881 durch Reichsgesetz aufgehoben.

Diese Maßregeln riefen lebhafte Klagen hervor. Von den Befürwortern der Zweisprachigkeit wurde der Charakter des Landes als eines Grenzlandes geltend gemacht: „Beherzigen Sie es wohl: mit der französischen Sprache nehmen Sie dem elsässischen Volke zugleich einen Zug seines Charakters!" (Ausspruch eines Parlamentariers). Das Elsaß habe sich französisch gefühlt lange bevor die französische Sprache die seinige war, und wiederum könne ein Volk eine Sprache reden ohne politische Sympathien für das Land, welchem diese Sprache eigen ist. An der Landesuniversität werde das Französische wie eine todte Sprache behandelt, die classische Litteratur vom sechszehnten Jahrhundert an werde vernachlässigt, es mangle an Vorträgen in dieser Sprache. — Der Ausweg, in parlamentarischen Verhandlungen den Dialekt zu gebrauchen, fand keinen Anklang. Daß die Mundart unter den neuen Verhältnissen sich keineswegs günstiger stellen werde als gegenüber dem Französischen, daß sie im Gegentheil nunmehr zwischen zwei Feinden aufgerieben werde, von den Anhängern Frankreichs wegen ihres deutschen Charakters, von deutscher Seite als Gegnerin der Schriftsprache und darum als ein Hinderniß der Vereinigung — wurde frühe ausgesprochen. „Wie viele andere Dialekte, sagt der Herausgeber der alten Straßburger Volksgespräche[2]), so ist auch vor

[1]) Vgl. This, die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen (Straßb. 1887). Für die Bestimmung der Sprachgrenze ist die Frage maßgebend, wie weit französisches Patois gesprochen wird. Findet sich ein Ort in der Nähe der Sprachgrenze, in welchem kein Dialekt, sondern nur eine Art Schriftfranzösisch gesprochen wird, so werden besonders die Schule, die Kirche und der Verkehr diesen Zustand herbeigeführt haben. Es zeigt sich, daß solche Ortschaften alle im Keime deutsch sind, denn das französische Patois ist dem Schriftfranzösischen nicht gewichen. Geographisch bilden namentlich Waldungen und große Weiher, nicht aber die Wasserläufe, eine scharfe Sprachscheide, so sehr, daß die auf der einen Seite gelegenen Ortschaften gar nicht oder nur kaum die Namen derjenigen auf der andern Seite kennen. S. 6 u. 7. — Diese Wahrnehmung machte auch Wirth, a. a. O., S. 40: „Es gibt in Lothringen ganze Gegenden, in denen die französische Sprache so gut wie unbekannt ist. Man trifft hier Gemeinden, wo nur deutsch gesprochen wird, neben Dörfern mit französischer Sprache, und ohne daß ein fünfzigjähriger Verkehr irgendwie Sitten und Geist dieser Bevölkerung geändert hätte, die in Frankreich noch wie in einem fremden Lande leben und reden". [2]) F. W. Bergmann, 1873.

allen die Straßburger Mundart heute geschichtlich zum Tode verurtheilt. Die jetzige echte Straßburger Generation hat über dem Französischen die Sprache, wie sie noch in den Fraubasengesprächen vorkommt, zum Theil verlernt, und die nun seit 1870 einwandernden Deutschen werden durch ihre eigene provincielle Mundart den von dem Volke dieser Stadt noch festgehaltenen Dialekt sehr beeinträchtigen und stark verändern helfen. Vielleicht schon in zwei Generationen wird die Straßburger Mundart ihre speciellen Ausdrücke und Redeweisen größtentheils eingebüßt und aufgegeben haben“ [1]).

Als drittes ungünstiges Moment für den Dialekt fällt endlich der Mangel an Erkenntniß über dessen Herkunft und, wenigstens in früherer Zeit, die Vernachlässigung wissenschaftlicher Studien über die Mundart in Betracht. Sogar L. Spach, der Herausgeber des „Pfingstmontags“ und Bewunderer Göthes, nennt seine Straßburger Mundart „ein mit unzähligen welschen Brocken untermischtes Patois, in welchem abgesehen von dem einem höheren, philologischen und sittenmalenden Zwecke dienenden Pfingstmontag, Verse sich meist ziemlich trivial ausnehmen und keineswegs dem idyllischen Dialekt Hebels gleichzustellen sind“ [2]).

Wieder um eine Stufe ungünstiger ist die Lage des Dialektes in Süddeutschland. Hier hat die Unterscheidung zwischen der Mundart des Bauers und der mehr oder weniger schriftdeutschen Sprache des Städters und Gebildeten die Frage nach Ziel und Grenzen der Dialektdichtung dahin entschieden, daß der Stoff dieser Gattung auf die ländlichen Kreise sich beschränkt. Denn wenn mit Gedichten in der Mundart ein Effect auf das Publicum erzielt werden soll, so darf sie der allgemeinen Schriftsprache nicht zu nahe stehen. Die Verhunzung der guten Sprache in den großen Städten ist kein Volksdialekt, sondern ein Jargon, und kann höchstens zu komischen Zwecken nachgeahmt oder parodiert werden [3]. Die Echtheit der Dialektdichtung, sagt der oberbairische Dichter Karl Stieler [4]), hat sich nicht nur formal in der Ausdrucksweise zu bekunden, sondern erst die Echtheit der Denkweise ist es, die solchen Schöpfungen culturgeschichtlichen Werth verleiht. Das Streben nach Echtheit der Denkweise darf aber auch anderseits nicht zum alltäglichen Realismus, zur Rohheit führen, die

[1]) Vgl. ob. S. 513, Anm. 1.

[2]) Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter. — Vgl. ob. S. 512.

[3]) Vgl. den Aufsatz von Moriz Rapp: Deutsche Dialektpoesie, in der Deutschen Vierteljahrsschrift, 1856.

[4]) Ziel und Grenzen der Dialektdichtung, mit besonderer Rücksicht auf die oberbairische Mundart. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876, Nr. 123.

Dichtung würde dadurch sich selbst untreu werden. In dem richtigen Ausgleich zwischen Realismus und Ideal liegt gleichsam die ständige Klippe jeder Darstellung bäuerlicher Verhältnisse. Der ideale Kern solcher Dichtungen ruht aber nicht darin, daß man Scenen, die ihrer Natur nach derb sind, sorglich abschwächt, daß man überall das kräftige Colorit der Wirklichkeit dämpft, sondern vielmehr darin, daß man eben durch dieses derbe Colorit hindurch und trotz dieser ungestümen Lebenskraft noch jenen feinen seelenvollen Klang heraushört, der durch die Tiefe eines jeden gesunden Volkes klingt.

In Mitteldeutschland ist der Dialekt die Scheidewand des „Geringen" vom „Vornehmen". Der Vornehme sieht mit Verachtung auf den Dialekt als das Kennzeichen des „gemeinen Mannes", es besteht zwischen ihm und der Volkssprache keine andere Verbindung als die etwaige Nothwendigkeit seines Verkehrs mit dem Volk. — Der nördliche Theil dieses Gebietes zählt für das bestrebende Deutschland. Aber auch die Volkssprache steht der Schrift nirgends so nahe wie hier, wo das Neuhochdeutsche seine Fixierung als meißnischer Dialekt empfangen hat. — Bei diesen Verhältnissen kann von einer Pflege der Mundart schon an sich nicht die Rede sein, daher die Armuth der mitteldeutschen Dialektlitteratur. Ein Grund davon ist noch die Mannigfaltigkeit der Mundarten. Dialekt reiht sich an Dialekt, so scharf und eng begrenzt, daß Vielen das Verständniß des Nachbardialekts schon Schwierigkeiten macht; es fehlt der Familienzug, der Verwandtes erkennen und als solches freundlich begrüßen läßt. Insbesondere zieht der Thüringer Wald seine tiefe Scheidegrenze, sodaß der Koburger sich dem Münchner näher stellt als dem Weimaraner und der Gothaer dem Hamburger verwandter ist als dem Koburger. — Nur volkreiche Städte, wie Nürnberg, Frankfurt, Mainz, und Landstriche, auf welchen gemeinsame Dialekteigenthümlichkeiten sich über größere Strecken verbreiten, besitzen eine reichere Dialektlitteratur[1]).

Mit dem nord- oder niederdeutschen Gebiete betreten wir wieder alten Dialektboden. Das gegenwärtige Jahrhundert bezeichnet wohl die letzte Phase in dem Verzweiflungskampfe des Plattdeutschen gegen die vordringende Gemeinsprache. Unter den Söhnen des eigenen Landes sehen wir jetzt Feinde und Verächter des Dialekts erstehen; auf der andern Seite aber erblüht durch Klaus Groth und namentlich durch Fritz Reuter gerade in dieser Zeit der Bedrängniß eine Dialektlitteratur von solcher Vortrefflichkeit, wie sie das Niederdeutsche

[1]) Vgl. Frommanns Ztschr. Bd. I.

seit dem Mittelalter nicht wieder gekannt, und die von der dieser Mundart immer noch innewohnenden Lebenskraft und Urwüchsigkeit und ihrer Eignung für den schriftstellerischen Gebrauch ein glänzendes Zeugniß ablegt.

Die Erörterung der Frage, ob das Plattdeutsche als Umgangssprache durch das Hochdeutsche zu ersetzen sei, leitet ein Vortrag ein von J. E. Flörke, 1824 in der philomathischen Gesellschaft zu Rostock, „über die Unvollkommenheit der plattdeutschen Sprache und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Cirkeln gebildet sein wollender Leute". Auf diesen Vortrag, der nachher gedruckt erschien, antwortete der Hamburger Dialektdichter Bärmann mit einer „Schutzschrift der plattdeutschen Mundart". — Vom demokratischen Standpunkte aus verfocht wiederum der Schriftsteller Ludolf Wienbarg die Ausrottung der plattdeutschen Sprache[1]). Daß die plattdeutsche Sprache verfallen und aussterben müsse, gilt ihm als zweifellos; jede Sprache, die nicht Schriftsprache, Sprache der Bildung, des geschichtlichen Fortschritts, der politischen, religiösen, wissenschaftlichen, artistischen Bildung ist, müsse beim Stand und Gang unserer Cultur einer Schrift- und Bildungssprache Platz machen. Die plattdeutsche Sprache sei im Verstande der Zeit längst zu eng geworden; da ihr Wachsthum bereits mit dem sechszehnten Jahrhundert aufgehört, könne sie die geistigen und materiellen Fortschritte der Civilisation nicht fassen, nicht wiedergeben, und daher verurtheile sie den weit größten Theil der Volksmasse in Norddeutschland zu einem Zustande der Unmündigkeit, Rohheit und Ideenlosigkeit, der vom Zustande der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absticht. Die plattdeutsche Sprache sei das absolute Hemmniß des öffentlichen Lebens, der Bildung und Humanität in Niedersachsen. Gegen die Civilisation selbst sei sie nicht allein gleichgiltig, sondern tückisch und feindselig gestimmt. Auch die allgemeinste Erlernung und Verbreitung der hochdeutschen Sprache übe so lange gar keinen oder selbst nachtheiligen Einfluß auf die Volksbildung, als neben ihr plattdeutsch die Sprache des gemeinen Lebens bleibe. Zwei Sprachen auf der Zunge seien zwei Seelen im Leibe. Ist die eine Sprache die geliebtere, die Herzenssprache, so ist die andere, für welche Zwecke sie auch aufgespart wird, um ihren schönsten Antheil am Menschen zu kurz gekommen. Sie rächt sich, indem sie das nicht zurückgibt, was sie nicht empfängt,

[1]) „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet von Dr. Ludolf Wienbarg." Hamburg 1834.

sie schließt ihre innerste Weise nicht auf und läßt sich wohl als äußeres Werkzeug mit großer Kunst und Künstlichkeit, aber nicht als zweites Ich mit Liebe und Freiheit gebrauchen. — Die Beseitigung dieses Hindernisses erwartet Wienbarg in allererster Linie von der Aufklärung und von der Schule. „Beleuchtet dieses gedankenlose Monstrum, hannöversches Platt, mecklenburgisches Platt, und wie es sich überall nennt, von hinten oder von vorne, von der besten oder von der schlechtesten Seite, beleuchtet es nur und glaubt mir, jedes Licht übt eine chemische Zerstörung auf sein Volumen aus. Besprecht es, besprecht es nur und seid überzeugt, jedes Wort im Guten oder Bösen ist ein Zauberbann, der ihm einen Fuß seines Gebietes verengt." Aufgabe der Schule wäre, dahin zu streben, das Hochdeutsche vertraulicher und herzlicher zu machen, der Weg hiezu aber gehe nur durch die Fertigkeit und Unbekümmertheit der Zunge. In den ersten Schuljahren sollten also die Kinder weder zum Schreiben noch zum Lesen angehalten werden, nur zum Sprechen. Auch die Einführung von periodischen Blättern, Zeitungen könne Vieles wirken.

Gemäßigter über das Plattdeutsche an sich, dafür um so schärfer gegen die inzwischen innerhalb desselben aufgetretene neue litterarische Richtung, insbesondere gegen den Dichter Klaus Groth, spricht sich Wienbarg aus in einem unter dem Pseudonym „Freimund" 1860 zu Hamburg von ihm erschienenen Schriftchen: Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel. Die niederdeutsche Sprache, führt er hier aus, ist todt seit der Zeit, da die alte Landessprache Niederdeutschlands der hochdeutschen Sprachfluth erlag. Das Hochdeutsche ist jetzt die allgemeine Sprache, die über den verschiedenen deutschen Volksdialekten stehende gemeinsame Schrift- und Umgangssprache. Ein solcher bloßer Volksdialekt ist nun das gegenwärtige Plattdeutsch in seinen verschiedenen provinciellen Unterdialekten; es ist gewissermaßen der Nachschlag oder Bodensatz der ehemaligen niederdeutschen Sprache, den diese zurückließ, als sie vom Leben schied, keineswegs aber jene alte Sprache Niederdeutschlands selbst, eine Sprache, die schon im fünfzehnten Jahrhundert um Vieles gebildeter und ausdrucksfähiger erscheint als das gegenwärtige Plattdeutsch. Die plattdeutsche Mundart steht also zur deutschen Gesammtsprache lediglich in dem Verhältnisse eines derselben untergeordneten Patois und wird in dieser untergeordneten Stellung, die ihr, wie jedem andern Patois, allein zukommt, schwerlich jemals aussterben; eher ist umgekehrt zu beklagen, daß eine genügende Kenntniß des Hochdeutschen in den ländlichen Volksschichten noch lange nicht so verbreitet ist, wie eine gesunde Volksaufklärung

es wünschenswerth macht und ein fruchtbringender Schulunterricht es unabweislich verlangt. Bestrebungen für die größere Verbreitung der hochdeutschen Sprache wären daher ohne allen Zweifel weit gemeinnütziger und volksfreundlicher als entgegengesetzte, die darauf giengen, die Kenntniß des Hochdeutschen zurückzudrängen und die Bevölkerung Niedersachsens zu Gunsten des Plattdeutschen von der hochdeutschen Sprache möglichst fernzuhalten. Gegen das Plattdeutsche an sich, d. h. gegen das Plattdeutsche, das sich in seinen Grenzen hält und nicht höher strebt, als wozu es berechtigt ist, wird sich kein billig denkender und besonnener Mensch erklären, wohl aber gegen Bestrebungen von Leuten, welche vermöge ihrer Geburt oder ihrer Erziehung selbst außerhalb der eigentlichen plattdeutsch redenden Bevölkerung stehen und trotzdem nichts Geringeres beabsichtigen, als das Plattdeutsche dem Hochdeutschen als ebenbürtige und gleichberechtigte Sprache an die Seite zu stellen, ja welche das Plattdeutsche geradezu für besser und berechtigter ausgeben. Durch solche Bemühungen geräth der Dialekt nur in eine schiefe und halbwegs lächerliche Stellung, er muß in der wider seinen Willen und sein Vermögen ihm aufgedrungenen Sprachrolle Gedanken und Gefühle äußern, die ihm fremd sind; er erscheint plump und unbeholfen, und während er von seinen guten Eigenschaften auf diesem ihm fremden Boden keinen Gebrauch machen kann, treten seine Mängel und Gebrechen nur um so stärker hervor. Bei alledem bleibt das Plattdeutsche ein ungebildetes, von Grammatik Nichts wissendes Patois, und es ist stark zu bezweifeln, ob es einer plattdeutschen Propaganda jemals gelingen werde, diese Mundart invita Minerva und gleichsam mit Gewalt zu Etwas zu machen, wozu sie keinen Beruf hat. — Haupt dieser verkehrten Propaganda ist nach Wienbarg Dr. Groth, der Dichter des Quickborn und Verfasser der Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch: ohne ihn würden wir wohl die ganze plattdeutsche Litteratur der Gegenwart nicht besitzen und nicht in allen möglichen plattdeutschen Dialekten angesungen sein. Und doch ist gerade der Quickborn seinem größeren Inhalte nach verwerflich, weil Sprache und Gedanke offenbar nicht zusammenpassen, der Gedanke ist vielmehr meistens zu fein und civilisiert, als daß er sich mit Plattdeutsch gut vertrüge und hier seinen ihm zukommenden sprachlichen Ausdruck fände, weshalb denn die Sprache des Quickborns bei aller ihrer anderweitigen noch so derben Naturwüchsigkeit dennoch wieder gekünstelt, geschraubt und unnatürlich erscheint. Nur in den Gedichten, wo der Verfasser mit dem Plattdeutschen da bleibt, wo es hingehört, und nicht höher mit diesem Dialekt hinaus will, als wozu

er das Vermögen besitzt, ist der Quickborn zu loben, und diese sind dann auch gewöhnlich diejenigen, die dem Publicum gefallen und worauf es sein Lob gründet. Wohnt doch dem plattdeutschen Dialekt eine tiefe, schier unverwüstliche vis comica niederer Gattung bei wie schwerlich irgend einer andern Sprache in der Welt. Für solche Productionen ist daher die plattdeutsche Mundart recht eigentlich wie geschaffen. Ein gut Theil des Aufsehens, das der Quickborn erregt hat, gilt übrigens nicht sowohl seinem poetischen Werthe als vielmehr nur der Sprache, worin er geschrieben ist.

Indes nicht die Poesie, sondern die Prosa ist der wahre Probierstein einer Sprache, der über ihren Werth und ihre Gereiftheit entscheidet. Hätte Groth seine Briefe plattdeutsch geschrieben, und wäre er damit glücklich zu Stande gekommen, so würde darin sicher ein stärkerer Beweis für seine Ansicht liegen als in einem ganzen, noch so gut geschriebenen Quickborn.

Das gegenwärtige Platt ist nie und zu keiner Zeit eine Schrift- und allgemeine Landessprache gewesen, zum früheren Niederdeutschen verhält es sich ebenfalls nur wie ein Patois, in eben der Weise, wie ein oberdeutscher Volksdialekt zum Hochdeutschen sich verhält. Vielleicht ist es die Fortsetzung einer von den mehr ungebildeten Classen in Niedersachsen schon im Mittelalter gesprochenen Sprache, die neben der allgemeinen niederdeutschen Schrift- und Landessprache bestanden haben kann. An's Sterben denkt dieser gute Dialekt auch in der Jetztzeit noch nicht, so lange noch immer in Niedersachsen statt eines hochdeutschen zwei plattdeutsche Wörter gesprochen werden. Wäre übrigens sein Tod höheren Ortes beschlossen, so würde er durch die Existenz der Dialektlitteratur augenscheinlich auch nicht um einen Tag sich aufgehalten sehen [1]).

Eine ausführlichere Darstellung der Laut- und Flexionslehre des Neuniederdeutschen im Anschluß an Grimms Grammatik gab zuerst August Lübben [2]). Er gelangt auf der Grundlage seiner Aufstellungen zu dem Schlusse, daß das Plattdeutsche nicht mit Unrecht zum Spotte geworden, weil es versumpft und in träger Ruhe geblieben sei, wo das Hochdeutsche sich ausgebildet habe. Die niederdeutsche Mundart sei jetzt verwildert und verwirrt: es fehlt überall an Schärfe, Reinheit, Bestimmtheit und Genauigkeit, es geht ihr Adel und Uebereinstimmung ab. Deshalb sei die Klage, daß diese „schöne" Sprache

[1]) Vgl. hiezu unt. S. 526 7 Klaus Groth.

[2]) Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen. Oldenburg 1846.

zusehends absterbe, eitel und nichtig. Ihre Vorzüge reducieren sich darauf, daß sie die Härten, die durch Anhäufung der Consonanten entstehen, vermeidet und dadurch ein gewisses weiches, einschmeichelndes Wesen bekommt. Wenn man den Reichthum eigener Wörter einen Vorzug nennen will, so dürfe man nicht vergessen, daß das Plattdeutsche diesen wieder dadurch aufhebt, daß es eine Menge von Fremdwörtern, meist französische, aufgenommen habe, wofür ihm deutsche zu Gebote standen. Es fehlen im Plattdeutschen namentlich die Ausdrücke, welche erst durch ein gebildetes Denken geschaffen werden. Deshalb sei Verkümmerung das Schicksal der plattdeutschen Sprache. „Sie hat schon innerhalb ihres eigenen Gebietes beträchtlich an Herrschaft verloren, aber so viel Kraft hat sie noch, daß sie auf einen Angriff, den man mit stürmender Hand auf sie macht, nicht fallen wird. Sie will eines ruhigen Todes sterben und von der fortschreitenden Bildung sich sanft die Augen zudrücken lassen. Klagen wir nicht über ihren Tod." Auch die Forderung der Einigkeit des Vaterlandes spricht dem Verfasser für die Vertauschung des Dialektes mit dem Hochdeutschen.

Sehr kühl spricht sich Karl Gödeke aus über die Verwendungsfähigkeit des Plattdeutschen als Litteraturdialekt[1]). Seitdem das Plattdeutsche die Sprache der niederen und ungebildeteren Stände geworden, bestehe in Norddeutschland eine Kluft zwischen zwei Sprachen, von denen die eine durch innere Bildung weit vorgeschritten, die andere in Dürftigkeit und Rohheit zurückgeblieben sei. Der Norddeutsche denke nur hochdeutsch, und der Uebergang in das örtliche Platt habe bei ihm einen vorwiegend komischen Charakter. Der Gebrauch der platten Mundarten in Norddeutschland diente deshalb seit der entschiedenen Herrschaft des Hochdeutschen nur als Mittel, um komische Wirkungen hervorzubringen oder zu verstärken. Die mundartliche Dichtung Norddeutschlands könne nur komisch sein. „J. H. Voß machte in Norddeutschland zuerst den gewagten Versuch, die platte Mundart ernsthaft zu verwenden, doch verirrte er sich nicht so weit wie einige seiner jüngsten Nachfolger, daß er hochdeutsche Sentimentalität in plattdeutscher Sprache hätte ausdrücken wollen. Seine trockene, derbe Natur hatte, auch wo sie nach ihrer Art feierlich wurde, immer noch eine gewisse Uebereinstimmung mit dem bäuerischen Wesen, von dem er die Sprache borgte, während die ganze Anschauungs- und Darstellungsweise in den Gedichten der neuesten Lyriker, die sich der

[1]) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, 1. § 308.

Mundart bedienen, dem Charakter der platten Sprache sich nur widerwillig fügt." Besser habe Bornemann sich auf den Charakter des Plattdeutschen seiner Gegend verstanden, die Sprache behandelte er ungeübter als Jene, aber was er darin gab, war für diese Sprache geschaffen. — Die ganze Richtung auf mundartliche Dichtung in Ober- wie in Niederdeutschland sei überhaupt nicht als ein Fortschritt zu betrachten, sondern als ein Abfall von dem Reichthum des Hochdeutschen; ohne die schützenden Sprachstudien würde sie kaum für etwas Anderes als gelehrte Tändeleien gelten, da sie die Empfindungen und Gedanken des Hochdeutschen der Mundart unterschiebe oder im Platten und Rohen der Mundart versinke.

Entschieden für die Mundart trat in die Schranken der dithmarsische Dichter Klaus Groth, zuerst 1858 mit „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" [1]). Er erklärt es für eine irrige Annahme, daß mit der Ausrottung des Plattdeutschen die Mundart verschwinden werde, die niederen Stände würden dann vielmehr aus dem Hochdeutschen ein Patois machen, in jeder Stadt Deutschlands, in jeder Provinz je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ein anderes, denn das Volk werde nie davon abzuhalten sein, sich seine Sprache zurecht zu schneiden, weil man es nie werde anhalten können, vollständig die hochdeutsche Grammatik zu bewältigen. Wir würden alsdann eben so viele Mundarten haben wie jetzt, aber nicht als lebendige Wurzeln der gesunden Volksanschauung, sondern als Wasserreiser einer halb assimilierten Bildung. Das gräuliche Hochdeutsch in mehreren norddeutschen Städten, wo der Handwerker sich bemüht, seine schöne Muttersprache zu verleugnen, gebe dazu den Beleg her [2]). Eine gewisse öffentliche Rolle habe das Plattdeutsche auch heute noch zu erfüllen. Auf keinem Schiffe wird hochdeutsch commandiert, jeder hochdeutsche Seemann muß sich bequemen, plattdeutsch zu lernen. Dem Hochdeutschen fehlen alle Ausdrücke für die Schiffsstücke und die Seemannsthätigkeiten, jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erscheinen, daß das Plattdeutsche je vom Meere verdrängt werden könnte [3]).

In Beziehung auf Dialektschriftstellerei wendet sich Groth gegen die Anschauung, welche gerade in den Unarten des Dialektes das Wesen der Volkssprache, in dem zum Niedrigen und Gemeinen verzerrten Komischen das Wesen der Dialektpoesie suche. Die Läuschen

[1]) Vgl. ob. S. 523/4.
[2]) S. 40, 41.
[3]) S. 107.

und Rimels von Fritz Reuter seien darum verfehlt, weil sie uns nur plumpe, unwissende oder schmutzige schlaue Figuren vorführen. Der Dichter, auch der Dialektdichter, habe vielmehr den Beruf, das Edle zu sehen, den Leser zu sich hinaufzuziehen, nicht hinabzuführen in einen Augiasstall von Rohheit und Plumpheit.

In einer späteren Schrift „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung", 1873, entwirft Klaus Groth ein anschauliches Bild von dem Hin- und Herwogen der beiden Sprachelemente in der Seele des niederdeutschen Volkes: „Ein hochdeutsches Verstummen fährt unter das laute plattdeutsche Kindergetöse, wenn der Lehrer die Schulthür öffnet, lautloser vielleicht noch, wenn der Herr Pastor naht, denn die Kirche ist noch vornehmer als die Schule. Wenn der Landmann seit seinem sechsten Lebensjahre es nicht anders erfahren, was soll er von seiner Muttersprache denken? Wurde ihm nicht wenigstens das Wort im Munde verbessert, wenn es plattdeutsch hervorbrach? War nicht jeder plattdeutsche Laut, jede Sylbe, jeder Ausdruck wie ausgerottet aus seinen Lesetabellen, Fibeln, Kinderfreunden, um so sorgfältiger, je näher der Religion und der Kirche? Im Gesang- und Gebetbuche wie von Altar und Kanzel hätte es sein Ohr berührt wie eine Entheiligung. So weit trieb man's! Was sollte er denken von der Sprache, die an seiner Wiege ertönte, die er beim Knabenspiele gebraucht, mit der er seine Pferde und Kühe anredet, auch wohl noch Knecht und Magd? Wenigstens nicht anders als von einem wilden Baumstamm, auf den die Bildung erst das edle Propfreis setzen muß: die hochdeutsche Sprache" [1]).

Eigenthümlich berührt, daß Groth, der sogar von der Schöpfung einer allgemeinen niederdeutschen Schriftsprache träumt, welcher sich auch Holländer und Vlämen anschließen sollen, und der das Plattdeutsche als eine gleichwerthige Mundart neben das Hochdeutsche stellt, gleichwohl bloß verlangt, daß man mit den Kindern bis zum Schulalter und mit den Dienstboten plattdeutsch spreche [2]); daß zuvor die allgemeine Umgangssprache gerade unter den Gebildeten die plattdeutsche sein müßte, daran scheint er nicht zu denken.

Einige Stimmen über die Verbreitung des Hochdeutschen im plattdeutschen Gebiete seien hier noch beigefügt. Dieser Frage

---

[1] S. 39 40.

[2] S. 68. — Anders und wohl richtiger als Klaus Groth urtheilte Fritz Reuter, daß er nicht die kühne Meinung hege, es werde die plattdeutsche Sprache nach so langem Schlafe im Stande sein, die hochdeutsche einzuholen. Vgl. Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1886, S. 177.

wurde in den fünfziger Jahren besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und gleich von Anfang an wurde bemerkt, daß das Plattdeutsche da, wo es zum Theil noch in den höheren Ständen die gewöhnliche Umgangssprache sei, also in den Küstenstrecken Mecklenburg, Ostfriesland, Holstein, am reinsten gesprochen werde, während es im Innern Hannovers, in Braunschweig und in den angrenzenden preußischen Ländern aus den gebildeten Schichten der Gesellschaft verdrängt und im Munde des niederen Volkes durch die Vermischung mit hochdeutschen Elementen ausgeartet sei[1]). — In Frommanns Zeitschrift für die deutschen Mundarten finden sich ausführliche Darlegungen dieses Verhältnisses, nach denen für den angegebenen Zeitpunkt ungefähr folgender Zustand sich herausstellt: In Westfalen ist das Hoch- und Plattdeutsche getheilt zwischen den Gebildeten und den untern Ständen. Jenes ist außerdem Sprache der Kirche, der Schule und des Gerichtes, welches letztere sich jedoch oft der Noth anbequemt und, um sich deutlicher auszudrücken, zur Sprache des Volkes und Landes seine Zuflucht nimmt. Dasselbe geschieht auch in den Häusern, wo zwischen Gatten sowie Eltern und Kindern das Hochdeutsche, zwischen Herrschaft und Dienstboten aber plattdeutsch gesprochen wird. — Weiter nach Norden, in Ostfriesland, im Oldenburgischen, Bremischen u. s. w. herrscht das Plattdeutsche noch vor und wird auch in den Häusern der Gebildeten mit einer gewissen Vorliebe gepflegt. Hier halten es auch die Landpfarrer für keinen Abbruch, außer der Kirche und Schule mit der Gemeinde in ihrer eigenen Mundart sich zu unterhalten, während sie im südlicheren Theile des Sprachgebiets auch durch den Sprachunterschied ein priesterliches Ansehen zu behaupten suchen. — Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß in manchen Schichten der Bevölkerung, wo sonst noch das Plattdeutsche gilt, manche Ausdrücke von besonderer Bedeutung wie Vater und Mutter — Vatter statt Vader, Mutter statt Mauder — und andere vom Hochdeutschen entlehnt werden. Namentlich geschieht es auch, daß Leute, die vom Lande in die Stadt ziehen, oder Familien aus den unteren Ständen, die durch äußere Umstände begünstigt worden sind und Anspruch erheben, zu den höheren gerechnet zu werden, ihre Erhebung durch den Sprachenwechsel zu beseitigen streben. Plattdeutsch wird dann nur noch im geheimen Kämmerlein gesprochen, vor den Augen Anderer kauderwelscht man hochdeutsch. Namentlich werden die Kinder angehalten, die „häßliche, gemeine" Sprache zu meiden, den Dienstboten wird auf's Strengste

[1]) Blätter für litterarische Unterhaltung, 1854.

untersagt, mit ihnen darin zu verkehren, während sonst in den Häusern der Gebildeten durchaus kein Anstand genommen wird, die Kinder mit den plattdeutsch Sprechenden in eben dieser Sprache reden zu lassen. — In den nördlicheren Landstrichen kommt oft das Entgegengesetzte vor, daß man sich nämlich gegen die siegreich vordringende Schriftsprache steift und die bloße Mundart zu erhalten sucht. Man sucht z. B. gegen das Hochdeutsche, welches die Kinder in den Schulen vernehmen, einen Gegensatz aufzustellen, indem man im Hause recht ausdrücklich plattdeutsch mit ihnen spricht [1]).

Der Herausgeber des sechsten Theils des bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, 1869, sagt am Schlusse der Vorrede: „In meiner Vaterstadt nähert sich die Muttersprache rasch ihrem völligen Untergang, dank den oberländischen Schullehrern, welche das Sprechen derselben sogar im Elternhause verbieten, und der Eitelkeit der niederen Stände, die wenigstens zunächst dafür ein gar armseliges Hochdeutsch eintauschen. Darum gilt es, im Interesse der Wissenschaft zu sammeln, was noch zu sammeln ist. Daß aber die jüngeren Generationen der höheren Stände das Niedersächsische ganz aufgeben, ist auch nicht ohne Bedenken. Bisher konnten wir aus unserer treuherzig-derben, kraftvollen Muttersprache, die sich hoffentlich auf dem Lande noch lange halten wird, in unsere vornehme Schulsprache Nichts aufnehmen. Das wird anders werden, wenn sich erst ein hochdeutscher bremischer Dialekt herausgebildet hat. Die Niedersachsen redeten deshalb ein reineres Deutsch als andere Stämme, weil sie bilingues waren, weil das Niedersächsische, das dem Hochdeutschen nicht als Dialekt, sondern als Sprache der Sprache gegenübersteht, das letztere gerade vor Verfälschung schützte. Die Forderung aber, daß wir Norddeutsche, die wir doch ein leidlich reines Hochdeutsch sprechen, um der politischen Einheit willen unsere Muttersprache aufgeben sollen, klingt doch zu seltsam aus einem sächsischen, pfälzischen, schwäbischen, bairischen Munde. Wir sollten vielmehr Alles aufbieten, sie zu erhalten".

Es würde dem unaufhaltsamen Laufe der Natur wie der Geschichte widersprechen, wäre es in der jüngsten Zeit anders geworden. Man beugt sich vor dieser geschichtlichen Nothwendigkeit — äußert sich Lübben, der aus einem lauen Freunde im Laufe der Zeit der gewandteste und kenntnißreichste Vertheidiger des Niederdeutschen wurde [2])

[1]) A. von Eye, in Frommanns Zeitschrift II (1855); IV (1857), 352 ff.
[2]) Vgl. ob. S. 524, 5.

— aber es schmerzt doch, wenn Solche, die berufen sind oder sich berufen glauben, den Schutz und die Erhaltung des Niederdeutschen zu übernehmen, das Gewehr strecken und zum Feinde überlaufen, ohne daß eine wirklich gangbare Bresche geschossen ist, und ohne daß die Mittel der Vertheidigung völlig verbraucht und erschöpft sind. Während noch vor fünfzig Jahren die Sprache des Hauses und der Familie bei den geborenen Niedersachsen durchgängig die niederdeutsche war, werden heute die Grenzen der Mundart immer enger gezogen; in den Städten und Städtchen fängt sie an zu verschwinden, ja in manchen ist sie es bereits. — Wegener hat in seinem Vortrage über die Methode der Dialektforschung, 1879, in erster Linie wohl die niederdeutschen Sprachzustände im Auge, wenn er sagt: „Die deutsche Schriftsprache dient allen Denen als sprachliche Norm, welche irgendwelchen Anspruch auf Bildung erheben. Dieser Anspruch sickert täglich tiefer und tiefer bis in die untersten Volksschichten hinein; die Schule und das politische Leben, wie es dem Volke aus der politischen Tagespresse entgegentritt, helfen ein gutes Stück dazu, diesen Anspruch zu verbreiten. Auch das Prognostikon, das man auf Grund dieser Erscheinung den Volksdialekten gestellt hat, müssen wir als richtig anerkennen, sie sind sämmtlich dem Untergang geweiht, dem allmähligen Aufgehen in der allgewaltigen Schriftsprache ... Der Dialekt ist, als Volkssprache genommen, vor Allem die Sprache des niederen Landvolks, theilweise einzelner Städte und des norddeutschen Schiffers. Diese sind hinter dem großen Culturstrom der gebildeten Welt zurückgebliebene Volksschichten, isoliert auf ihrer Scholle, isoliert durch die Einseitigkeit ihrer Beschäftigung, beschränkt durch die Fortschritte der Schriftsprache in Schule und Kirche, welche, wenigstens in sehr vielen Gebieten, die Volkssprache nicht für das höhere Geistes- und Gefühlsleben in Gebet, Erbauung und Poesie zuläßt". In Magdeburg sind die Schiffer und Fischer heute die Einzigen, welche das Niederdeutsche bewahrt haben; in Hamburg ist das plattdeutsche Volkstheater nicht im Stande gewesen, den gänzlichen Verfall der „zum Herzen dringenden Muttersprache" aufzuhalten[1]). Oder die Mundart büßt ihre Reinheit ein

[1]) „Es ist wahr, in der plattdeutschen Komödie spiegelt sich der Volkscharakter in der reinsten Weise ab, und kein Ort ist geeigneter, dieses Genre zu pflegen, als Hamburg, wo die plattdeutsche Sprache fast in allen Kreisen der Bevölkerung gesprochen und verstanden wird, aber ob eine stehende plattdeutsche Bühne daselbst von Dauer sein wird, weiß Keiner." Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1884, S. 425 bei der Besprechung des Werkes von Gädertz über das niederdeutsche Schauspiel.

und gestaltet sich zu einem widerwärtigen Mischmasch von Hoch- und Niederdeutsch. Selbst auf dem platten Lande wird sie immer mehr verkürzt und sucht sich zu verstecken, gleichsam sich schämend. „Gut und rein, sagt Holthausen in seiner Abhandlung über die Soester Mundart, 1885, wird das Plattdeutsche in der Stadt nur noch von den unteren Ständen und den älteren Leuten des Mittelstandes gesprochen. Durch die Schule, das Militär, die Industrie und den Eisenbahnverkehr dringt das Hochdeutsche immer mächtiger ein und wird die Sprache der Väter in nicht allzu ferner Zeit sicher verdrängt haben. Viele Kinder lernen gar nicht mehr oder nur höchst mangelhaft niederdeutsch reden, viele Leute verstehen wohl Platt, sprechen es aber selbst niemals. Bei den Meisten ist die alte Muttersprache in eine ganz unverdiente Verachtung gefallen, und sogar die wohlhabenderen, öfter in der Stadt verkehrenden Landleute wollen hochdeutsch angeredet sein und antworten auch so, obgleich sie daheim auf ihren Höfen und Kämpen noch unverfälscht die ererbte Zunge reden." — Charakteristisch sind in einer Schrift von Haushalter über die Grenze zwischen dem hoch- und niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe (Halle 1886) die Berichte der Gewährsmänner (Bürgermeister und Landräthe) aus den in Frage kommenden Orten und Kreisen. Die Existenz einer geographischen Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch wird fast durchweg verneint, dagegen eine Abgrenzung nach den Ständen überall betont, indem die Bürger der Städte hochdeutsch sprechen, plattdeutsch nur mit dem Gesinde, während die Landleute in der Regel zwar am Plattdeutschen festhalten, durchgängig aber auch hochdeutsch verstehen.

Nahezu verschwunden ist das Friesische. Die ostfriesische Sprache war im achtzehnten Jahrhundert noch im Lande Wursten und im Harlinger Lande lebendig. Diese Landstriche haben den plattdeutschen, allerdings noch mit Elementen der alten Mundart durchsetzten Dialekt angenommen, den sie jetzt langsam gegen das Hochdeutsche vertauschen. Heute lebt die ostfriesische Zunge nur noch auf der Insel Wangeroog und in den drei Kirchspielen des weltverlorenen Saterlandes in Oldenburg. — Westfriesisch dichtete noch Gysbert Japicx 1637. Diese Mundart lebt noch in der holländischen Provinz Friesland, in ihrer Reinheit bedeutend beeinträchtigt durch das immer mehr vordringende Holländische. — Das helgoländische Friesisch ist plattdeutsch gefärbt. — Das Nordfriesische ist noch auf den meisten der sogenannten nordfriesischen Inseln lebendig, auch

an der Westküste Schleswigs, vielfach durch das Dänische beeinflußt [1]).

[1] Zu diesem Abschnitt vgl. außer den angeführten Schriften: Lübben, in Zachers Zeitschrift, Bd. VI; Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1875, 1881; Wegener, in Zachers Zeitschr. XI, 450 ff.; Gädertz, Das niederdeutsche Schauspiel II, 11; Paul und Braunes Beiträge VII, 100 102, XI, 210 ff., 212. — Ueber das Friesische s. noch ob. S. 293. — Der Generalsuperintendent Struensee berichtet 1764 über die nordfriesische Volkssprache im westlichen Schleswig, daß „die Elteren in den mehresten Kirchspielen der Landschaft Bredstedt mit ihren Kindern nicht allein fresisch reden, sondern auch auf ausdrückliches Verlangen der Eltern die Schulmeister in solcher Sprache die Kinder informieren müssen"; hierdurch werde die Unwissenheit gar sehr befördert. Durch königlichen Befehl wurden alsdann die Schulmeister angewiesen, sich beim Unterricht so viel als möglich der (hoch-)deutschen Sprache zu bedienen. Dieser Befehl mußte noch 1804 wiederholt werden. Actenst. z. Gesch. d. Hd. in Mittelschleswig Kopenhagen 1860, S. 11, 12, 27.

Nachträge.

Zu S. 11, Anm. 2. Von der burgundischen Sprache läßt im 10. Jahrh. Liudprand Antapod. III, 44. z. J. 932 einen Römer sagen: »Burgundiones eos quasi gurguliones appello, vel quod ob superbiam toto gutture loquantur«. Mit diesen rauhen Kehltönen ist vielleicht das deutsch-burgundische Idiom gemeint. Solothurn ist schon 830 bei Einhard Transl. SS. Marcell. et Petri; Act. SS. Boll. Jun. I. pag. 184 eine burgundische Stadt. Ein burgundischer Gräberfund ist zwischen Aare und Reuß gemacht worden (Pap. d. schweiz. Idiotikons).

Zu S. 24. Im neunten Jahrhundert begegnet mehrfach der Ausdruck Altimannia anstatt Alemannia; Stälin, Wirtenb. Gesch. I, 223.

Zu S. 24, Anm. 2. Ueber die alte Grenze zwischen Alemannen und Baiern vgl. Ann. Naz. (Mon. Germ. I. 43): »In fines Alamannorum et Beiweriorum ad flumen quod appellatur Lech«. Ueber die Abgrenzung gegen Franken hin vgl. Stälin, Wirtenb. Gesch. I, 222.

Zu S. 28, Anm. 2. Auch in einem Capitulare Ludwigs des Frommen (Mon. Germ. III. 233) wird das Elsaß ausdrücklich von Alemannien geschieden, und so noch in den Ann. Hildesh. z. J. 1128: Fridericus dux Sueviae vel Alsaciae (Mon. Germ. V, 115). Die zum Bisthum Straßburg gehörige rechtsrheinische Ortenau wird neben Alemannien besonders aufgeführt; vgl. Stälin, Wirtenb. Gesch. I, 224, Anm. 1; 516, Anm. 2.

Zu S. 32, Anm. 5 u. 6. Vgl. noch Bartsch, Germania XXXII, 127 f.

Zu S. 34. Auch der heilige Pirmin wird wegen seiner Gewandtheit, in der romanischen und in der fränkischen Sprache zu predigen, besonders gelobt; Vita S. Pirmini, Cap. 4, bei Mone, Quellensammlung I, 31: »Dominica autem die appropinquante, hora in qua sacrum necesse erat adimpleri officium, praesul beatus ad illum veniens locum, ubi populo solebat sanctae praedicationis exhibere verbum, utraque linguâ, Romana scilicet Francorumque, magnopere decentia monita divinis officiis proferebat, quia utramque linguam adprime sciebat; quod cuncti qui aderant mirati sunt«. — Vgl. noch oben S. 45, Anm. 3; 47 ff.

Zu S. 45, Anm. 1. Vgl. Antapod. I, 5; III, 20. — »Provincia quae dicitur Theutonica Francia« in einer Urkunde von 1075 Mon. Boic. XXIX, Num. 423; »Francia Teutonica et Alsatia« bei Bernold z. J. 1093.

Zu S. 45, Anm. 2. Vgl. noch Stälin, Wirtenb. Gesch. I, 223. Das Zeugniß Walafrids über die Benennungen Alamannia und Suevia lautet: »Priori nomine nos appellant circumpositae gentes, quae Latinum habent sermonem, sequenti usus nos nuncupat Barbarorum«.

Zu S. 48. Vgl. Becker, Catalogi Bibliothecarum antiqui (1885), S. 28.

Zu S. 49, Anm. 4. Noch Ludwig IV., dem Sohne Karls des Einfältigen, wurde bei einer Zusammenkunft mit Otto I. auf einer deutschen Kirchenversammlung i. J. 948 ein lateinisches Schriftstück »juxta Teutiscam linguam« übersetzt, er verstand also wenigstens diese Sprache. Flodoards Annalen, bei Pertz, Mon. Germ. SS. III, 396.

Zu S. 49, Anm. 6. Vgl. noch Becker, S. 37, 133, 181, 208, 222.

Zu S. 50, Anm. 4. Die Stelle bezieht sich auf die Entstellung des (lateinischen) Kirchengesanges in deutschem Munde. Die Interlineargloſſe: »Ecce jactantiam Romanis consuetam in Teutones et Gallos« gehört schon dem 9. Jahrh. an. Mon. Germ. SS. II, 102, Anm. 47.

Zu S. 51, Anm. 1. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts redeten die Normannen noch germanisch. Das Chronicon S. Martini Turonensis (Bouquet, Recueil des Historiens de la France VIII, 316) berichtet zum Jahre 912, als Herzog Rollo von Karl dem Einfältigen die Normandie zu Lehen empfieng: »Cumque sui comites illum ammonerent, ut pedem Regis in acceptionem tanti muneris oscularetur, lingua Anglica respondit: Ne se bi Goth, quod interpretatur: Non per Deum. Rex vero et sui illum deridentes et sermonem ejus corrupte referentes illum vocaverunt Bigoth, unde Normanni adhuc Bigothi dicuntur«. — Bouquet fügt hinzu: »Aliam nominis causam affert Nangius, scribitque anno DCCCXCVI Rollonem a Carolo rege terram maritimam ab Etta fluvio usque ad Britannicos limites accepisse, ipsumque jam baptizatum cum suis lingua patria fidem regi bi Got, hoc est per Deum, promisisse atque juravisse; ex eo tempore Normannos a Francis per jocum et per ignorantiam linguae Normannicae Bigot seu Bigotos solitos esse appellari«. Vgl. S. 12, Anm. 7.

Zu S. 59. Die Bibliothek von St. Emmeram in Regensburg, deren Katalog nach 1163 verfaßt ist, verzeichnet bereits »Sermones ad populum teutonice«. Becker, Catalogi, S. 222.

Zu S. 103, Anm. 2. Vgl. auch Nib. 1184,2: »Von Roten zuo dem Rîne, von der Elbe unz an daz mer«.

Zu S. 145/6. Merkwürdig ist eine wohl aus Schwaben stammende und dem 14/15. Jahrhundert angehörende Satire Niuwiu tiutsch (Laßbergs Lieders. III, 327), in welcher der Dichter das Uneigenthümliche und manchmal Widersprechende der zu seiner Zeit neu aufgekommenen Ausdrücke nachzuweisen sucht:

Wenn ainer den andern slachen wil,
er droet im zerserten durch den grint;
Ain alter man haist ain kint,
ob er nit witze hat;
Man gicht och ainer kunst kat,
eb er alsuz lützel kan;
Ain böswicht haist ain biderb man
hinder sich ze mezzen;
Wer zürnet, der wil fresszen
den lüten irü ogen uz;
Verbrint den ainem sin huz,
der sait, ez sy zerdrumen;
Ainer kam nie an die sunnen,
der zu der werlt nit wandel hat;

So git och sinen gesten rat
ain wirt, der erlich spiset;
Man spricht, ainer hab verwiset
die lüt, git er in swachen rat;
Man sait, der tiuvel bestanden hat
ainen der boszlich tuot;
Wer laidig ist, der hat nit muot;
Frölich lüt hant vögelin vunden;
Man gicht, ainer hab erslunden
beckelhub und slappen dran,
ob erz umb win versetzen kan;
Wer wenig trinckt, der trinckt ain saich;
So tribt man och der lusz laich,
daz hiez hie vor geiucket;
Man gicht, ainer hab under trucket
dem andern dez er gewaltig ist;
Wer niempt fürcht, der fürcht ain fist.
Ich han gehoert wol dristunt licht,
das man aim stuol ain surt gicht;
Ain hengst wirt dick ain merch genant;
Lofft ainer bald, der kompt gerant;
Gat er gemach, so ticht er;
Trit er lisz, so slicht er.
Nimpt ainer ain wip, daz haist geschent;
Wer lögent daz man sicht, der blent
al die ez gesechen hant;
Wer die lüt betrügt, der beschizt ain lant;
Lügt denn ainer, daz haist gefidert;
Armet ainer, der wirt genidert;
In zornez wysz spricht man: sy schaisz;
Ain krieg haist man zu raisz;
So haist hoffart ain gebrest;
Ain hochi burg ain giren nest;
Ain tumber man haist ain goch
ald ain tüfel; man spricht och:
dü welt ist gesorten mit bösem küt;
Wer mild ist, der behaltet nüt;
Wer sins verzert, der hat verschisszen;
Ubel lüt sint unverwissen;
Ain gelerter haist ain buochbisz;
Ist ainer swartz, so haist er wisz
als ain gebütlachti kra;
Mügt iemen icht, daz haist er gra;
Wen nüt mügt, der hat nit gallen;
Groz lüt haizzent quallen;
So haist ain gepur ain holtzbock;
Ain witbaltzzer haist ain schopf;
So ist ain kugelhuot ain tach;
Man gicht, ain kurtzer man der slach
ainem langem bisz an sin kin:
disi tütsch hat frömbd sin:
warumb slög ain kurtzer man
ain, der im nüt hat getan,
an sin kin ald an sin munt?

Alle minner sint verwunt.
sy bluotent aber nicht;
Minnet ainer nit, man gicht,
das er nit apfel ezzen mug:
zwar dez tuncket mich ain lug:
er izzet ir licht me zem tag
denn ainer, der wol minnen mag.
Der aber muot und hoffart hat
wie nider im sin sach gat,
der haist ain hochsaicher.
Disz ist ain selzen mär:
ain tüfel haist ain zornig man;
Ain wib haist ainer, der nit zürnen kan.
Ains haist so, daz ander suz;
ich sait ez in aim jar nit uz,
waz man newer tütsche hat;
min hertz gar in wunder stat,
wie ain frömbder wälscher man
yemer tütsch gelernen kan.

Vgl. auch ob. S. 111/112, 129, 171.

Zu S. 180. Der Zürcher Dominicaner Felix Fabri, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Descriptio Suevorum verfaßte, sagt von deren Sprache, sie sei an Synonymen, Redensarten und Worten reicher als diejenige anderer deutscher Stämme. Vgl. Stälin, Gesch. Württembergs 1887. I, 2. 717 ff.

Zu S. 185, Anm. 2. „Es kam vor im Schwäbischen, daß z. B. das pfalz-neuburgische Halbschwaben streng abgegrenzte politische Bezirke mit abgegrenzter Mundart aufweist; daß Kempten bei den strengen Zollschranken für sich abgeschlossen seine Sprache forterbte. Sobald es über die Grenze hinausgieng, ließ und läßt jetzt noch auch abweichende Mundart sich vernehmen." Birlinger, in Herrigs Archiv XXXVIII, 317.

Zu S. 216, Anm. 3. In der Ausgabe von 1582 befindet sich die Stelle Cap. XXVII, S. 5.

Zu S. 303. Im zwölften Jahrhundert aber lasen die Mönche zu Pfäfers Williramś deutsches Hohes Lied. Becker, Catalogi, S. 208.

Zu S. 347. Die Stellen lauten: Gargantua Cap. I Bl. C 1a der Ausg. von 1582: „Darinnen hat man seinen stammen nach rechter altwilischer cantzeliischer teutischer Schrifftartlicheyt und Artschrifftlicheyt beschriben gefunden"; Cap. VIII: „Ich insinuir dir mein Nomination inn dein Hertz, verstehst diß Dintenteutsch?" — Vgl. auch ob. S. 306 7.

Register.

a, österreichisch für o 100.
—— mitteldeutsch für o 204.
- — bairischer Flexionsvocal 26.
—— goth. Nominalendung 16, Anm. 3.
â, alt-alem. 5.
—— schwäb. für ai 284.
—— schwäb. fränkisch für au 177, Anm. 3. 269. 284.
—— verkürzt 100.
ä für e, schweizerisch 231. 314.
å, alemannisch 285. 289. — Vgl. ao u. au.
Ablaut 205. 206. 275. 332. 350. 434. 435.
Abraham a Sancta Clara 324.
Accusativus cum Infinitivo 124.
Ackermann aus Böhmen 154.
Adalhart von Corbie 34.
Adjectivflexion, ahd. 32; nhd. 389. 466.
Adverbialbildung 206.
Agricola, Rudolf 192.
ai (ay), bairisch-österreichisch 84. 88. 135. 153. 157. 159. 268. 275. 295. 324.
—— schwäbisch 178. 179. 265. 267. 279. 284. 286. 287. 291.
Alcuin 37.
Alemanni, Alemannia (Altimania), alemannicus, alemannisch 19, Anm. 1. 45, Anm. 2. 271. 448. 533.
Allgäuer Sprache 181. 282.
Alliteration 35.
Alphabet, gothisches 6.
—— fränkisches 15.
„alpländisches Deutsch" 388. 396. 397. 444.
„althochdeutsch" 24.
Amadis 334. 343.
-an, ahd. Accusativendung 32.
Anfangsbuchstaben, große 315.
Angelsachsen 17. 39. — Anglica lingua 534.
Anhalt, Heinrich von 102.
Anhalter Sprache 333. 334. 375.
Annolied 60.
ao, bairisch 25.
—— schwäbisch 179. — Vgl. au.
Aphärese 260. 291.
Apokope 127. 133. 157. 159. 213. 231. 288.
-ari, Endung 27.
Arnd, Johannes 334. 361.
au, bairisch-österreichisch 84. 88. 100. 123, Anm. 1. 135. 269. 270.
—— schwäbisch 177. 179. 265. 287. 291.
—— neuhochdeutsch 278. 284. 296. 315. 316. 386.
—— = à, schwäbisch 168.
äu 296.
Aue, Hartmann von 71. 80. 89. 99.
Augsburger Sprache 177. 180. 272. 294.
Auslautverhärtung 90. 159. 258. 260.
„außlendig" 215.
Aventin, Chronist 343.
âventiure 70, Anm. 1.
aw, schwäbisch 179. — Vgl. au.
ay, schlesisch 255.
Ayrer, Jacob 323.

b, fränkisch 52. 88.
—— für w, bairisch-österreichisch 134; voigtländisch 256.
Baiern 50. 75. 207. 208. 269. — bairische Volkssprache 255. 275. 278. 279. 283. 292. 326. 328.
Barbaria 14. 39, Anm. 4. — barbarice 17, Anm. 3. 48, Anm. 2. 49. 50. 57.
Basler Sprache 294.
„belgische" Sprache 282.
Benoît du Puis, Grammatiker 334.
Berliner Sprache 389. 402. 403.
Berner Synodus 235.
Bernold, Bischof 34.
Berthold von Regensburg 130.

Besser, Joh. von 373.
Betonung 261.
Bibelübersetzung, gothische 5 ff.
—— vorlutherische 171. 183.
—— Lutherische 209. 348. 349.
—— niederdeutsche 221. 222.
Bodmer, Zürcher Kritiker 418.
Boner, Ulrich 131.
Brabant, Johann von 104.
brabantische Sprache 292. 295.
brandenburgische Mundart 402. 403. — Vgl. märkische Sprache.
Brant, Sebastian 186. 187.
Braunschweig, Heinrich Julius von 223.
—— Anton Ulrich von 343.
Braunschweiger Sprache 323. 403.
Brechung, altfränkisch 15. 16, Anm. 1.
—— im Althochdeutschen 58.
—— im Oberdeutschen 214. 280. 406. 436, Anm. 1. 437.
Brixianus Codex 6. 7.
Bücherverzeichnisse 49.
Buchner, Prosodiker 334.
Bugenhagen, Johannes 221.
Bünau, Geschichtsschreiber 373.
buochisch 59.
burgundische Sprache 11, Anm. 2. 533.

c, orthographisch 363.
Camerarius, Joachim 306.
Canitz, Freiherr von 373.
Capitularien 37.
ch, altfränkisch 15. 16, Anm. 1.
—— alemannisch 84. 89. 90, Anm. 1. 126. 130. 291. 316.
—— bairisch 102, Anm. 1. 134. 258. — Vgl. kh.
-chen (-ichen), Verkleinerungssylbe 204. 260. 279. 332. 360. — Vgl. -kîn, -lîn.
Chrodegang, Bischof 34.
Chyträus, Nathan 225.
clericus, 59. 67, Anm. 7. — Cleriker, fahrende 66, Anm. 2.
Clesel, Melchior 327.
Conjunctiv im Mitteldeutschen 106.
Consonantenverdoppelung 131. 145. 162. 178. 316. 429.
cz 153. 432.

d für t, fränkisch-elsässisch 27. 52. 429.
—— für r, österreichisch 269. 270.
Dach, Simon 325.
Dalimil, Chronist 151, Anm. 2.
dänische Sprache 369, Anm. 1.
daß : das 357, Anm. 2.
Declination, schwache (alem.) 126.
Dehnung 29. 137, Anm. 3. 145. 316.
Desiderativa 280.
deutsch, fem. Subst. 120. 169. 171. 178. 179. 289. 290. 302. 534. — diutisk, Adj. 17. 18. 19, Anm. 1. 20, Anm. 1. 51. 59. 104. 110, Anm. 3.
deutsch = niederrheinisch 175, Anm. 4. — Vgl. germanice.
dichten (dictare) 82.
Dietenberger; Johann 219.
Diminutiva 280.
„donauische Sprache" 295.
dörper 71, Anm. 1.
Dresdener Sprache 345. 374. 401.
Drollinger, basl. Dichter 394.
Druckersprache 189. 202.
Dual, bairisch-österreichisch 101. 134. 432.

e, fränkisch-mitteldeutsch 29. 154. 159, Anm. 2. 255.
—— für ä, alem. 392, Anm. 2.
—— schweizerische Aussprache 314.
—— Dehnungslaut im Mitteld. 161.
—— irrationaler Vocal 88. 90. 93. 94. 100, Anm. 5. 151, Anm. 3. 204. 212. 433. 437. 444.
—— pleonastisch 125. 205. 213. 214. 279. 281. 389. 395. 436, Anm. 1.
—— nhd. Imperativendung 153.
ê, altgermanisch 5.
—— mitteldeutsch 29. 151. 162.
ea, schwäbisch 283.
eau für au, schlesisch 255.
Eccard, Meister 130.
Eck, Johann 219.
ei, bairisch-österreichisch 84. 88. 123, Anm. 1. 136. 258. 270. 386.
—— schwäbisch 177. 179. 267. 291.
—— fränkisch-mitteldeutsch 106. 265. 267.
—— neu-alemannisch 137, Anm. 3.
—— (ey) neuhochdeutsch 279. 284. 287 295. 315. 316.
—— für ai (ey : ay) 278.
—— für eu, nhd. 406, Anm. 1.
„eidgenössische Sprache" 318.
Eigennamen 208, Anm. 1.
-el, Verkleinerungssylbe 135. 324. 429.
Elsaß 28, Anm. 1, 2. 30, Anm. 1. 129. 187. 533. — elsässisches Hochdeutsch 511, Anm. 1.
Emser, Hieronymus 218. 219.
-en, Nominativsuffix 133, Anm. 3. 212, Anm. 3. 324. 466. — Im Sing. schwacher Fem. 280. 324. 433.
—— für -ent, rheinische Verbalendung 131. 250. 281. — mitteldeutsch-neuhochdeutsch 153. 159, Anm. 2.
—— Adverbialendung 214.
Endungen, abgeschwächt 61. 93. 94. 100, Anm. 5. 231. 232.

-ent (-end), alem. Verbalendung 131. 157. 230. 232. 281. 291. 319. — Vgl. -nt.
ergetae, bairisch 111.
-es, Genetivendung des starken Adjectivs 466.
Eschenbach, Wolfram von 66, Anm. 2. 72. 105, Anm. 5.
ete (pater) 188.
Etschland, Sprachgrenze 303.
eu, bairisch-österreichisch 84. 88. 136. 270.
—— schwäbisch 179. 180. 291.
— — neu-alemannisch 137, Anm. 3.
—— neuhochdeutsch 279. 286. 296. 316.
ey = ai 256. — Vgl. ei.
Ezzo 59, Anm. 4.

f für pf 122.
Finnen 11.
Fischart, Johann 212. 343.
Flandern 73.
Flemming, Paul 361. 375.
Floyris 73.
Franciſci, Erasmus 361.
Francke, August Hermann 366.
Frank, Sebastian 212.
Franken 44. 45, Anm. 4. 46. 75. 533. — francice, franzisce 41. 44. 45. 47, Anm. 3. — fränkische Sprache 16, Anm. 3. 174. 208. 533.
fränkisches Hofdeutsch 155. 405.
fränkische Volkssprache 255. 256. 274. 275. 284. 325. 328.
französische Sprache in deutschem Gebiet 392.
Freiberger Bibelhandschrift 154.
Freiburg i. U., Sprachgrenze 302.
Fremdwörter im Hochdeutschen 407. 476.
—— Orthographie 314.
Fretela, goth. Psalmenübersetzer 6.
friesische Sprache 293. 532, Anm. 1.
Frisius, Johann 293. 305.
Fritzlar, Herbort von 102, Anm. 3. 104, Anm. 4.
—— Hermann von 104, Anm. 4.
Froschmäuseler 343.
Froschower, Bibeldrucker 228. 232.
Fruchtbringende Gesellschaft 332. 334. 352. 375. 422.
„frühneuhochdeutsch" 145.
für : vor 315.
Futurum, nhd. 154.

g, fränkisch 52. 88.
—— aspiriert, mitteld. 29.
—— Aussprache 387.
Gallus, hl. 34.
ge, Vorsylbe 205. 214. 232. 291. 319. 332.
gedinge 110.
Geiler von Kaisersberg 190.
Gellert 399. 410. 437.
„gemeine Teutsch" 169. 171. 186. 228. 282. 286. 290. 294. 295. 296. 311, Anm. 3. 327.
Genetiv, nhd. 230.
—— alemannisch 392, Anm. 2.
Gepiden 11.
Germanennamen 3, Anm. 2. 19, Anm. 1. 20, Anm. 1. 45, Anm. 4. 46.
germanicus sermo 4. — germanice = niederdeutsch 13. — Vgl. diutisk.
Gerundium 26. 132.
Gesprächbüchlein, ahd. 49, Anm. 4.
Geßner, Idyllendichter 388. 402. 437.
Geyer, Christian 361.
gg, alemannisch 279. 291.
— österreichisch 432.
githiuti 17, Anm. 3.
Glaubensbekenntniß 33.
Gloſſen 36.
„gothisch" 12, Anm. 7. 534.
Gottesfreunde 130.
Gotthelf, Jeremias 471. 492.
Göttinger Dichterkreis 417.
Gottsched, Grammatiker 418. 422. 436. 437.
Gottscheewer Mundart 271.
Groth, Klaus 501. 523. 524.
Gryphius, Andreas 325. 361.
Günther, Christian 373.
„gutdeutsch" 301. 413.
Gutthiuda 7.

h, anlautend vor Consonant 27. 123.
—— stummes 29. 143. 162, Anm. 2, 3. 204. 319.
Hagenau, Reinmar von 72.
Haller, Albrecht von 401. 418.
hallesche Sprache 333. 345. 403.
Hamburger Dialekt 445. 530, Anm. 1.
—— Schriftsteller 422.
Harsdörffer, Georg Philipp 361. 388.
Harzländer Sprache 256.
Hase, Kunz 187.
Hausen, Friedrich von 80. 89. 98.
Hebel, J. P. 471. 472. 492.
Heimburg, Gregor von 191.
Heinrich der Gleißner 28, Anm. 1. 30, Anm. 1.
de Heinrico, Gedicht 56.
Heldenlieder 37. 48, Anm. 3.
Heliand 35. 41, Anm. 1.
hessische Mundart 207. 325.
Hieronymus hl., Vulgataübersetzer 6.
Hildebrandslied 28, Anm. 4. 54.
„hochdeutsch" 20, Anm. 1. 173, Anm. 4. 174. 175. 188. 215. 219. 221. 223. 235. 237, Anm. 1. 248. 254.

258. 277. 284. 285. 288. 289. 290. 293. 294. 295. 307. 319. 320. 333. 335. 336. 337. 338. 339. 341. 357. 361. 362. 373. 374. 402. 405. 425. 431. 478.
hochfränkisch 26.
„höchstrheinisch" 295.
hövesch 71, Anm. 1.
„höfisches Deutsch" 284. 347.
„hofränkisches Deutsch" 155.
Hofsprache, fränkische 26, Anm. 8. 38. 48.
—— österreichische 327. 328. 430.
—— ober sächsische 374.
hoffenunge 110.
Hofmannswaldau, Christian Hofmann von 361. 410.
holländische Sprache 340. 384.
holsteinische Sprache 388.
Hrabanus Maurus 25, Anm. 1. 38.
ht, niederdeutsch 103.
Hug, Alexander 284.
Humanisten 181. 190. 211, Anm. 1.
Hunnen, Sprache 8.

i für ü, elsässisch 190. 316; nhd. 406, Anm. 1.
—— für ö, ü, schlesisch 255.
—— Dehnungslaut im Mitteldeutschen 161.
—— irrationaler Vocal 88. 126. 204.
—— Moduszeichen des Optat. im Alem. 126.
î, mitteldeutsch 29. 105. 140. 141. 142. 151. 163.
—— alem. Endung 25. 126.
Japicx, Gisbert, friesl. Dichter 531.
-ichen, Verkleinerungssylbe s. -chen.
Ickelsamer, Grammatiker 208, Anm. 1.
ie, mitteldeutsch 29, Anm. 3. 153. 204. 275. 296.
—— oberdeutscher Diphthong 157. 180. 288. 296.
—— für üe, elsässisch 190; nhd. 406, Anm. 1.
-ieren, fremde Ableitungssylbe 464.
Jesuiten, Stellung zur deutschen Sprache 219. 262. 367. 436. 437.
-ig, bairische Ableitungssylbe 30.
Imitativa 213. 280.
Imperativ, bairischer 26; umschrieben, nhd. 386.
-in, Schaltsylbe 25. 89.
inan 26.
Inceptiva 213.
-ind, schweizerische Conjunctivendung 232. 319. 394. — Vgl. -ent.
Infinitiv, im Thüringischen 108. 119, Anm. 1.
Infinitivus historicus 214.
Interlinearversionen 36.
Johann von Olmütz 153.
-is, Endung altfränkischer latinisierter Frauennamen 16.
Isidorübersetzung 38. 53.
iu 58. 124.
—— für u, schlesisch 255.
—— Adjectivendung 90.
Judä, Leo 228. 233.
jülichsche Sprache 295.

k, alemannisch 25. 88.
—— fränkisch 42. 52.
—— für t, mittelfränkisch 175, Anm. 1.
—— für y, ostfränkisch 255.
Kaiserchronik 60.
Kanzleisprache 166. 171. 186. 202. 290. 301. 304. 332. 334. 336. 342. 343. 344. 347. 348. 351. 354. 361. 373. 395. 398. 437. 536.
Karlmeinet 72.
keh, österreichisch 158. — Vgl. kg, kh, kk.
Kempen, Thomas von 190.
Kerlinga 45, Anm. 4. 51. 56.
Kero 24, Anm. 1.
kg, österreichisch 158. — Vgl. keh, kh.
kh, österreichisch 134. 158. 432. — Vgl. ch.
-kîn, Verkleinerungssylbe 74, Anm. 6. — Vgl. -chen.
Kirchenlied, lutherisches 208. 219. 223.
kk, österreichisch 432. — Vgl. keh.
Kochersberger Sprache 250.
Kölner Sprache 216. 295.
Krachenberger, Hans 165.
Krimgothen 12 ff.
Kürnberger, der 66, Anm. 2.
Kyrieleison 33, Anm. 2.

l für r, alemannisch 256. 270.
Landfriede, deutscher 146. 147.
langobardische Sprache 11, Anm. 2. 12, Anm. 1.
lantsprâche 109. 119. 234. 254. 336.
lantvole 119.
„Lappwörter" 352.
Lausitz, Sprache 375.
Lautverschiebung 11, Anm. 2. 16, Anm. 5. 31, Anm. 2.
Leges barbarorum 9. 36.
Lehnwörter 30. 31.
Leipziger Sprache 294. 328. 333. 334. 345. 374. 389. 403.
Lessing, Sprache 400, Anm. 3.
liet 66, Anm. 2. — Lied, geistliches 208. — Liederbücher, altdeutsche 67.
-lîn, -lein, -li, -le, Verkleinerungssylbe 84. 89. 204. 125. 250. 260. 279. 319. 320. 332. — Vgl. -chen.
Lirer, Thoman 177.

Logau, Friedrich von 399.
Lohenstein, Caspar von 361. 363. 410.
lothringische Sprache 302.
Ludwigslied 48. 53.
Luft, Hans, Bibeldrucker 205.
Lutherſprache 294. 323. 332. 333. 334. 335. 342. 343. 344. 347. 348. 361. 362. 373. 386. 410. 417. 418. 430.

m für w, fränkiſch 256.
—— ahd. Verbalendung 32.
Magdeburger Sprache 333.
Mainzer Sprache 325.
„malb." 15, Anm. 1.
man : Mann 357, Anm. 2.
Mansfelder Sprache 375.
Manuel, Niclaus 236.
märkiſche Sprache 175. 207. 403. — Vgl. brandenburgiſche Mundart.
Mascou, Geſchichtsſchreiber 373.
Maximilian, Kaiſer 165. 254.
Mâze, diu 72.
meister, mhd. 67, Anm. 7.
Meiſterſänger 220. 348.
meißniſche Sprache 172. 215. 216. 217. 222. 224. 276. 312. 323. 325. 327. 328. 333. 337. 339. 340. 345. 346. 362. 370. 375. 379. 383. 388. 403. 427. — Vgl. oberſächſiſche Sprache.
meißniſche Volksſprache 255. 274. 275. 340. 344. 374. 412.
Merſwin, Rulmann 130.
-mês, ahd. Verbalendung 32.
Metz, Sprachſcheide 103, Anm. 2. 302.
miles = Ritter 64.
Minnelieder 65.
mir = wir, alemanniſch 291.
mittelfränkiſch 27.
„mittelhochdeutſch" 61, Anm. 3.
mittelniederländiſch 104.
mittelste dûtsch, daz 141. 174. 295.
Monatsnamen, ahd. 37. 53.
Morhof, Daniel Georg 361.
Mosheim, theolog. Schriftſteller 373.
Müller, Heinrich 361.
„Mundart" 338. 432. — „mundartiſch" 467.
Murbacher Hymnen 32.
Myſtiker 130.

n, apokopiert 119, Anm. 1. 132. 212.
—— Nominalſuffix 213. — Vgl. Genet. alem.
Namen, deutſche 307. 362.
Narrenſchiff, das 182. 186. 187. 189.
Neukirch, Proſaiker 373.
Nicolaus von Baſel 130.
Nicolaus von Straßburg 130.
„Niederdeutſchland" 14. 19. — „niederdeutſch" 174. 311, Anm. 3. 338. — niederdeutſche Sprache 362. — Vgl. ſächſiſche niederd. Sprache.
niederfränkiſch 27.
„niederhochdeutſch" 414.
„Niederländer" 111. 164. 207. 256. 328. — „niederländiſch" 174. 175. 188. 254. 276. 336. 341.
niederſächſiſch ſ. ſächſiſch.
Niederſchleſien, Sprache 375. — Vgl. ſchleſ. Spr.
niederſchwäbiſch 269. — Vgl. Schwaben.
Nominativ für den Accuſativ 126.
nordfränkiſch 27.
Nordgau 28.
Norici 283.
Normannen 51, Anm. 1. 534.
Nortpert 60.
Notker 24, Anm. 1. 25, Anm. 1. 33.
-nt, alem. Verbalendung 26. — Vgl. -ent.
Nürnberger Mundart 447, Anm. 3.
-nussida, bair. Ableitungsſylbe 30.

o, mitteldeutſch 29.
—— für a, fränkiſch 255. 274.
ô für â, elſäſſiſch 131. 231. 248. 250. 278. 285. 316. 395.
—— für au, ſchwäbiſch 270.
—— goth. Nominalendung 16, Anm. 3.
ö für e, ſchweizeriſch 231.
oa, ſchwäbiſch 284.
Oberdeutſchland, oberdeutſch 14. 24. 290. 294. 295. 315. 319. 323. 362. 373. 405. 407. — Vgl. Oberländer.
oberfränkiſch 27.
Oberländer, oberländiſch 111. 164. 173, Anm. 4. 188. 207. 225. 229. 254. 256. 276. 295. 345. 346. 362. 447. — Vgl. Oberdeutſchland.
Oberſachſen 309. 333. 362. 370. 371. 375. 380. 381. 403. 405. 414. 505. — oberſächſiſche Sprache 389. 392. 397. 399. 401. 402. 403. 414. 415. 437. 514, Anm. 3. — Vgl. meißniſche Sprache.
oberſchwäbiſch 179. 180. 269.
oi, bairiſch und meißniſch 275. 279.
Opitz, Martin 334. 335. 343. 361. 373. 375. 387. 388. 406. 410. 417. 418.
Ortenau 533.
Orthographie im Gegenſatze zur Ausſprache 16.
Oſtfranken 45, Anm. 4. 46 — oſtfränkiſch 27. 28.
Oſtarrichi 14. — Oeſterreicher 76. — öſterreichiſche Sprache 178. 207. 217. 218. 268. 269. 292. 325. 327. 328.

ostgermanisch 11.
Ostfranconus, Laurentius Albertus 212.
ou, bairisch-österreichisch 136. 137.
ou, fränkisch 275.
—— alt-alemannisch 231. 265. 278. 279. 284. 287. 296.
—— neu-alemannisch 137, Anm. 3.
öu (öuw), alemannisch 296.
öy, meißnisch 255. 275. — Vgl. oi.

p, bairisch-österreichisch 25. 84. 133. 157. 158. 258.
—— = pf, rheinfränkisch 168.
Paracelsus, Theophrastus 210, Anm. 2. 343.
Participialconstruction 183, Anm. 1.
Pegnitzschäfer 323.
Perfectum 230. 389.
Petri, Adam 184. 236.
pf, oberdeutsch 175. 176.
pfälzisches Hochdeutsch 414.
ph 175.
Pietsch, Joh. Val., Hofpoet 373.
Pilatuslied 59. 60.
Piscatorbibel 321.
„plattdeutsch" 311. 414.
Plenarium, Basler 184.
Prasch, Dialektforscher 328.
Präteritum, alem. 26. 131. 232. 320. 321, Anm. 1; oberdeutsch 324. 389. 429.
Predigt in der Volkssprache 34. 390. 446. 506, Anm. 1. 508. 534; in der Lutherſprache 209.
Pronomen, affigiert 214.
Puschmann, Adam 220.

r, apokopiert im Fränkischen 119, Anm. 1.
Rabener, Satiriker 437.
Ratpert, Mönch 50.
Reichsabschiede 167. 333. 334. 335. 336.
„Reichssprache" 345.
Reim 35. 42, Anm. 4. 82, Anm. 4. 95. 96. 261.
Reineke Vos 144. 343.
Restauratio litterarum 37.
Reuter, Fritz 501. 527.
rhäto-romanisch 303.
rheinfränkisch 27.
Rin 76. 77. — rînischeit 77. — rheinische Sprache 178. 325.
Rist, Johann 361.
Rolandslied 60.
romanische Sprachen 10.
Romantiker 428.
Roswitha 57.
Rottweiler Sprache 185, Anm. 2.
rottwelsch 208, Anm. 1.
Runen 39.
rustica lingua 10. 17, Anm. 3. 49.

s, verschiedene Aussprache 274. 279.
—— für sch 288.
s, Genetivsuffix 212.
—— Pluralendung 499, Anm. 2.
Sachs, Hans 212. 343.
Sachsenspiegel 103.
Saxones = Niedersachsen 20, Anm. 1. 55, Anm. 1. 56. 75. 109, Anm. 1. 207. 208. 224. 274. 276. 339. — saxonice, saxonizare 56. 224. 225. — sächsische = niedersächsische Sprache (sassesche Düdesch, seisische, sassche Sprake) 171. 174. 175. 176. 221. 222. 280. 295. 308. 309. 326. 328. 336. 371. 445. 448. — Vgl. niederdeutsch, plattdeutsch.
sächsisches (= nieders.) Hochdeutsch 346.
sächsisch = obersächsisch s. d.
schlesischer Dialekt 159, Anm. 2; Volkssprache 255. 323.
Schmidt, Johann Christoph 441.
Schmidt, Samuel 439.
Schönsberger, Johann 254.
Schottel, Grammatiker 334. 335. 361. 388. 398.
Schreiber 82.
Schuldramen, deutsche 366. 367.
Schwaben, schwäbische Sprache 45, Anm. 2. 75. 77. 78. 79. 108. 109, Anm. 1. 129. 180. 181. 267. 268. 274. 279. 282. 283. 284. 286. 287. 326. 328. 533. 536.
Schwabenspiegel 130.
Schwarzenberg, Johann von 212.
Schwarzwälder Sprache 256.
schweizerisches Hochdeutsch 376. 377. 380. 397. 400. 418. 440. 443.
schweizerische Volkssprache 185. 256. 278. 279. 280. 282. 284. 326. 328. 344. 383. 396. 471.
scl, rheinisch 27.
Scriver, Christ. 346. 361.
seind, Ind. Prs. Pl. 134. 214.
Seuse, Heinrich der 130.
Skeireins 7.
Slaven 58, Anm. 5.
Sodalitas Rhenana 181.
Spalatin, Chronist 172.
Spangenberg, Cyriacus 219; Wolfhart 331.
Speier, Sprache des Reichskammergerichtes 328.
Spielmannspoesie 66, Anm. 2. 67. 68, Anm. 1.
Spreng, Johann Jacob 394. 439.
st = scht, alemannisch 85.

st, Personalsuffix im nhd. Prät. 154.
Stalder, schweiz. Dialektforscher 443.
Steinach, Bligger von 71.
Steinhöwel, Heinrich 177. 181. 192.
Straßburger Eide 53.
„streng-althochdeutsch" 24.
Stubenberg, Freiherr von, Uebersetzer 343. 388.
Stumpf, Johannes, Chronist 343.
Suâbo richi 44. — Vgl. Schwaben.
südfränkisch 27.
Sunia, goth. Psalmenübersetzer 6.
Sylbenquantität, nhd. 389.
Synalöphe 42.
Synkope, bair. 26, Anm. 7. 213.
—— alemannisch 288. 291.

t, niederdeutsch 176.
—— auslautend im Fränkischen 119, Anm. 1.
Tauler, Johannes 130.
Tautologie 318.
Teplensis Codex 154.
teutonicus 18, Anm. 3. 19, Anm. 1. 20, Anm. 1. 46. 56. — teutonizare 56.
th, fränkisch 52. 88, Anm. 1.
Theotisci 18, Anm. 1, 2. — theotisce 44. 534.
thet, Indic. Prät. 206.
Theuerdank 343.
Thomasin von Circlare 67.
Thomasius, Christian 358. 367.
thüringische Mundart 206. 256. 260. 325. 375. 405.
-ts Dual- Plur.- Suffix 134.
tsthr für kr, bairisch 255.
tugent 111.
Tuotilo 34, Anm. 8.
tz für spirantisches z 131.

u, oberdeutsch 153. 316. 429.
— — für a, schlesisch 255.
—— abd. Instrumentalendung 32.
û, mitteldeutsch 29. 140. 141. 142. 151. 163.
—— verkürzt 105.
ü, Aussprache 275.
—— mitteldeutsch 297.
—— für i, alemannisch 231.
ů 275. 279. 289. 296. 297.
ů 276. 279. 286. 296. — Vgl. uo.
ua, alemannisch 25.
— — oberdeutsch 275.
uberlant 77. — Vgl. Oberländer.
ue 172. 180. 275. 279. 296. 297. 324. 432.
üe 279. 296. 297. 316. 324. 432.
ůi (üi), alemannisch 297.
Ulenberg, Caspar 324.
Ulphilas 6.
Umdeutschung 31.
Umlaut 61. 90. 102, Anm. 1. 124. 172. 204. 205. 214. 316. 435.
uo, bairisch-österreichisch 153. 157.
—— alemannisch-schwäbisch 180. 286. 296.
—— im Heliand 123.
Urkunden, ravennatische 9.
—— deutsche 51, Anm. 2. 130. 147.

v, fränkisch 58.
Vadian 306.
Vandalen 11.
Vaterunser, deutsch 33.
Veldecke, Heinrich von 69. 72, Anm. 3. 80. 104.
Verhochdeutschung 511, Anm. 1.
Verkürzungen, alemannisch 126. 127. 289, Anm. 1. 291.
—— mitteldeutsch 29.
Versbau, altdeutscher 215.
—— neuhochdeutscher 330. 331.
Vlaemine 73. 74. — vlämische Sprache 178. 295.
Vocalverdoppelung 231. 285.
Vogelweide, Walther von der 72. 100.
Voigtländer Sprache 256. 375.
Volkstheater, plattdeutsches 530, Anm. 1.
vor = ver, mitteldeutsch 153. 204.
—— Präposition 315. 360.
vulgo, vulgariter, vulgaris lingua 17, Anm. 3. 59.
vulthres 7.

w für b, bairisch 279.
Wala von Corbie 34.
Walliser Mundart 444.
wan 127.
was (Prät.) 214.
Weise, Christian 351. 361. 364.
„welsch" 17, Anm. 3. 22. 50. 290. 302, Anm. 3. 351, Anm. 4.
Wenden 58, Anm. 5.
westfälische Sprache 328. 472, Anm. 1.
Westfranken 17. 23, Anm. 1. 47. 48. 51.
Westgothen in Spanien und Septimanien 9. 12.
Wieland 400.
Williram 59. 60.
Windnamen, abd. 37. 53.
wirtenbergische Sprache 283.
Wittenberger Sprache 345.

Welder, David 221.
Wermier Bibel 228.
Wyle, Nicolaus von 177. 191.

x, orthographischer Gebrauch Zwingli's 231.

y 42, Anm. 1.
—— = i, schweizerisch, rheinisch 231. 258. 267. 275. 287. 296.

z 42.
Zerdehnung, oberfächsisch-nhd. 143. 392.
Zesen, Philipp von 343. 357.
Zimmermann, J. G., schweizerischer Schriftsteller. 388. 402.
zu, Präpositien 319.
zunge = Nation 67.
zuoversiht 110.
zusammengesetzte Tempora 214. 281.
zween, zwo, zwey, oberdeutsch 407. 432

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.